Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild.

Die

österreichisch-ungarische Monarchie

in

Wort und Bild.

Auf Anregung und unter Mitwirkung

weiland Seiner kaiserl. und königl. Hoheit des durchlauchtigsten Kronprinzen Erzherzog Rudolf begonnen, fortgesetzt unter dem Protectorate Ihrer kaiserl. und königl. Hoheit der durchlauchtigsten Frau Kronprinzessin-Witwe Erzherzogin Stephanie.

Oberösterreich und Salzburg.

Wien 1889.

Druck und Verlag der kaiserlich-königlichen Hof- und Staatsdruckerei.

Alfred Hölder, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

LIBRARY
AUG 29 1962
UNIVERSITY OF TORONTO
807788
DB
17
029
Bd. 5

Inhalt.

Oberösterreich.

Seite

Landschaftliche Schilderungen:

Das Gebiet der Steyr, von Adolf Dürrnberger 3

Das Donauthal von Passau bis Linz, von demselben 10

Das Mühlviertel, von Hans Commenda 18

Die Hügelregion südlich der Donau, von demselben 26

Das obere Traungebiet, von Friedrich Simony 34

Zur Vorgeschichte:

Die Pfahlbauten, von Graf Gundacker Wurmbrand 55

Die Hallstatter Funde, von Josef Szombathy und Graf Gundacker Wurmbrand 62

Aus der Römerzeit, von Hans Widmann 69

Zur Geschichte, von Julius Strnadt 75

Über die physische Beschaffenheit der Bevölkerung in Oberösterreich und Salzburg, von Karl Rabl 111

Zur Volkskunde:

Volkscharakter, Trachten, Sitten und Bräuche, von Lambert Guppenberger . 119

Mundart, Dialect- und Volksdichtung, von Sebastian Mayr 171

Wohnungen und Ortsanlagen, von demselben 186

Die Musik, von Georg Huemer 197

Die deutsche Literatur, von Hans Lambel 207

Architektur, Plastik und Malerei, von Seiner kaiserlichen Hoheit dem durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Johann 219

Volkswirthschaftliches Leben; redigirt von F. X. von Neumann-Spallart unter Mitwirkung von Ludwig Dimitz, Wilhelm Habison, Anton Petermandl, Gustav Ritzinger, Franz Rochelt und Franz Zoepf 271

Salzburg.

Landschaftliche Schilderungen:

Salzburger Flachland und Pongau, von Eduard Richter 321

Pinzgau, von Anton von Ruthner 346

Lungau, von demselben 364

Seite

Zur Vorgeschichte:
Vorgeschichtlicher Bergbau, von Matthäus Much 375
Die Römerzeit, von Eduard Richter 382
Zur Geschichte, von demselben 387
Zur Volkskunde:
Volkscharakter, Trachten, Bräuche, Sitten und Sagen, von Franz Zillner . . . 425
Ortsanlagen und Wohnungen, von demselben 461
Mundart und Volksdichtung, von Hermann Wagner 469
Die Musik, von Victor Prohaska 477
Die deutsche Literatur, von Adolf Bekk 487
Architektur, Malerei, Plastik und Kunstindustrie, von Adolf von Steinhauser . . . 499
Volkswirthschaftliches Leben; redigirt von Karl Menger unter Mitwirkung von Ludwig Dimitz, Sylvester Gottein, Vincenz Koerner und Franz Zoepf 577

Verzeichniß der Illustrationen.

Oberösterreich.

Seite

Kopfleiste: die einstige Römerstation: Weiler Schlägen, von Eduard Zetsche 3
Kirchdorf, von Johann Schauer 5
Einblick in das Polsterthal in Hinterstoder, von demselben 9
Ruine Krämpelstein, von Eduard Zetsche 11
Schloß Ranariedl, von demselben 13
Ottensheim, von demselben 14
Schloß Wildberg im Haselgraben, von demselben 15
Das Becken von Linz mit der Landeshauptstadt, von demselben 17
Schloß Waxenberg bei Ober-Neukirchen, von Karl Onken 23
Ruine Stauf bei Aschach, von Johann Schauer 27
Aussicht bei Schärding nach dem Süden, von demselben 29
Das Mattigthal bei Uttendorf, von demselben 31
Wolfsegg, von demselben 33
Der Traunsee von der Marienwarte aus, von Friedrich Simony 35
Mondsee mit dem Schafberg, von Eduard Ameseder 41
Ischl vom Stefanie-Platz aus, von Jakob Emil Schindler 43
Hallstatt von der Haltstelle der Eisenbahn aus, von Eduard Ameseder 45
Das Gosauthal mit den Donnerkogln, von demselben 47
Aussicht von der Zwieselalpe, von demselben 49
Der Vordere Langbathsee, von Jakob Emil Schindler 51
Ostansicht des Hohen Dachstein, von Friedrich Simony 52
Das Karls-Eisfeld im August 1886, von demselben 53
Schlußvignette: Mitterspitz und Thorstein vom Dachsteingipfel aus; nach einer photographischen Aufnahme von Friedrich Simony, von Hugo Charlemont 54
Randleiste: Der Pfahlbau im Attersee 55
Waffen, Werkzeuge und Thongefäße aus den Pfahlbauten 57
Waffen, Werkzeuge und Thongefäße aus den Pfahlbauten 59
Bronzefunde aus Hallstatt 63

Seite

Ausgrabungen aus Hallstatt 65
Beile und Dolche aus Bronze und Eisen aus Hallstatt 66
Bronze-Schmuck-Fibeln aus Hallstatt 67
Römische Funde; nach den Originalen im Museum Francisco-Carolinum in Linz . . 71
Römischer Grabstein; nach einer Zeichnung im Museum Francisco-Carolinum in Linz 73
Schlußvignette: römische Bronzenadel und -Fibel, Faunbüste ꝛc.; nach den Originalen im Museum Francisco Carolinum in Linz 74

Sämmtlich von Hugo Charlemont.

Kopfleiste: die Haushamer Linde und Waffentrophäen aus den Bauernkriegen (die Originale der Waffen im Museum Francisco-Carolinum in Linz), von Rudolf Bernt 75
Der Stifterbecher, auch Tassilokelch genannt; nach dem Original in der Schatzkammer des Stiftes Kremsmünster 77
Initiale mit Text aus dem Codex millenarius in Kremsmünster (verkleinert) . . . 79
Ältestes Stadtsiegel von Linz aus dem Jahre 1275; nach dem Original im Stifte St. Florian, von Karl von Siegl 83
Reitersiegel des Grafen Heinrich von Schaunberg aus dem Jahre 1375; nach dem Original im Stifte Reichersberg, von demselben 85
Einseitiger Silberpfennig Albrechts V. mit dem oberösterreichischen Landeswappen; aus der Münzsammlung des Museums Francisco-Carolinum in Linz 86
Silberpfennig Albrechts VI.; aus der Münzsammlung des Museums Francisco-Carolinum in Linz 87
Erzherzog Albrecht VI., der Milde, und dessen Gemalin Mechthildis, Tochter des Pfalzgrafen Ludwig; nach dem Stammbaum des Hauses Habsburg in der k. k. Ambraser-sammlung zu Wien (Lithographie von Alois Primisser, 1820) 89
Kremsmünster im Zeitalter der Reformation, von J. M. Kaiser 91
Ständischer Raitpfennig vom Jahre 1605; aus der Münzsammlung des Museums Francisco-Carolinum in Linz 95
Enns im Jahre 1626; nach dem Gemälde im Rathhause daselbst, von Max Kropf . 97
Linz zwischen den Jahren 1597 und 1610, von J. M. Kaiser 99
Der Stadtplatz in Wels, von Alexander von Wielemans 105
Das nördliche Portal des Landhauses in Linz, von Max Kropf 107
Schlußvignette, von Rudolf Bernt 110
Oberösterreicher aus dem Innviertel, von Alois Greil 114
Oberösterreicherin aus dem Traunviertel, von demselben 115
Salzburger, von demselben 116
Salzburgerin, von demselben 117
Kopfleiste: Halskette aus Silberperlen, mit Edelstein besetzte Schließe, von Rudolf Feldscharek 119
Bauer und Bäuerin aus der Gegend von Kremsmünster; Costümbild von Josef Fux, chromozinkographisch ausgeführt von C. Angerer & Göschl 123

Seite
Sensenschmiedleute aus dem oberen Kremsthal; nach Gemälden in Blumau bei Kirchdorf 125
Taufzug aus dem XVII. Jahrhundert; Costüme nach dem Original in Kremsmünster 127
St. Nikolaus in Windischgarsten 129
Das Primißführen im Innviertel 135
Der Landlertanz 139
Das Baumkraxeln 145
Das Pferderennen im Innviertel 149
Die Frohnleichnamsprocession in Traunkirchen 155
Sonnenwendfeuer im Innviertel 157
Das Kreis- oder Kreuzstehen in der Christnacht 161
Der Flötzerball in Grünau (oberes Almthal) 169
Sämmtlich von Alois Greil.
Maurus Lindemayr; nach einem Gemälde im Benedictinerstift Lambach, von Johann Klaus 175
Franz Stelzhamer; nach einem Gemälde, von demselben 177
Trutzlieder singende Bauernburschen, von Leopold Burger 185
Einzelhof: Aspermeierhof bei Kremsmünster 187
Eine Bauernstube bei Kremsmünster 189
„Sölde“ bei Kremsmünster 191
Gruppendorf: Helmberg bei Kremsmünster 193
Gassendorf: Kirchberg bei Freistadt 195
Schlußvignette: Hof eines Großbauers: Kremszellhof bei Bad Hall 196
Sämmtlich von Johann N. Geller.
Kopfleiste, von Karl Fröschl 197
Georg Pasterwiz; nach einem gleichzeitigen Gemälde im Stifte Kremsmünster, von Johann Klaus 199
Johann Michael Vogl; nach der Lithographie von Josef Kriehuber 201
Die Orgel in der Stiftskirche St. Florian, von Alexander Kropf 203
Schlußvignette, von Karl Fröschl 206
Kopfleiste, von demselben 207
Facsimile aus der „Mondseer-Handschrift“; nach dem Original in der k. k. Hofbibliothek in Wien 209
Matthias Leopold Schleifer; nach dem Bild von Anton Pfenner, von Karl Fröschl . . 213
Adalbert Stifter; nach dem Bild von Moriz Michael Daffinger, von demselben . . . 217
Schlußvignette, von demselben 218
Kopfleiste, von Hugo Charlemont 219
Die Pfarrkirche in Braunau, von Max Kropf 225
Die Burg Klamm, von Alexander von Wielemans 227
Das Bummerlhaus in Steyr, von demselben 229
Der Hochaltar in St. Wolfgang; mit Benützung eines Aquarells von Rudolf Alt, von Karl von Siegl 231

Seite

St. Georg, Holzfigur vom Hochaltar in Käfermarkt, von demselben 233
Initial P aus einer Bibel (um 1300 entstanden); nach dem Original in Kremsmünster, von demselben 235
Das Schloß Puchheim, von Max Kropf 239
Der Schloßhof in Hartheim, von Alexander von Wielemans 241
Das alte Kornhaus in Steyr, von demselben 243
Das Stift St. Florian, von Max Kropf 245
Das Rathhaus in Steyr, von demselben 247
Engelfigur aus der St. Josefs-(Karmeliter-)Kirche in Linz, von Karl von Siegl . . . 251
Mittelbild vom Plafond im Kaisersaal des Stiftes St. Florian, von demselben . . . 255
Glasgemälde von Franz Pausinger (Vater) im Museum in Linz, von demselben . . . 257
Der Maria Empfängniß-Dom in Linz, von Max Kropf 259
Das Museum Francisco-Carolinum in Linz, von demselben 263
Die Villa „Maria Theresia" in Gmunden, von demselben 265
Schutzengel, Holzstatuette von Sattler in Linz, von Karl von Siegl 267
Karl Kronberger: „An der Thorwache" 269
Schlußvignette, von Hugo Charlemont 270
Kopfleiste: Traunkirchen, von Rudolf Feldscharek 271
Das Innere eines Bauernhofes, von Victor Sieger 277
Marktgeherin mit Milch, von Alois Greil 279
Der Futterstadel in Offensee, von Franz von Pausinger 285
Das Jagdhaus im Bodinggraben, von Jakob Emil Schindler 287
Waldbestand aus dem Hügelland mit Culturen, von Ferdinand Mühlbacher 289
Die Chorinsky-Klause, von Jakob Emil Schindler 291
Der künstliche See bei der Chorinsky-Klause, von demselben 293
Salzarbeiter und Salzträger, von Alois Greil 297
Gosauzwang mit der Salzleitung, von Ferdinand Mühlbacher 299
Das Sudhaus in Hallstatt, von demselben 301
Das Innere eines Sensenhammers in Molln bei Steyr, von Victor Sieger 305
Taschenfeitelhammer in Trattenbach, von demselben 307
Ein alter Stellwagen (Omnibus), von Alois Greil 315
Ein Marktschiff bei Linz, von demselben 316
Ebensee, von Jakob Emil Schindler 317
Schlußvignette, von E. Junginger 318

Salzburg.

Kopfleiste: Schloß Leopoldskron, von Ludwig Hans Fischer 321
Salzburg von der Karolinenbrücke aus, von Josef Krieger 323
Der Residenzplatz in Salzburg mit Brunnen und Glockenspielthurm, von Rudolf Bernt 325
Motiv vom Mönchsberg: Blick ins Thal, von Josef Krieger 327
Wasserschloß in Fürstenbrunn mit den Kugelmühlen, von Franz Hinterholzer . . . 329

Seite

Hallein mit dem Dürrenberg, von Ludwig Hans Fischer 333
Befestigung im Paß Lueg, von Jakob Emil Schindler 334
Schloß Werfen, von demselben 335
Steinböcke im Tännengebirge, von Franz von Pausinger 337
Im Blühnbachthal, mit Scene aus dem Jahre 1600, von demselben 338
Im Blühnbachthal, mit Scene aus dem XVIII. Jahrhundert, von demselben 339
Die Liechtensteinklamm, von Franz Hinterholzer 341
Wildbad Gastein mit dem Wasserfalle, von Ludwig Hans Fischer 343
Das Naßfeld bei Gastein, von demselben 345
Die Kitzlochklamm bei Taxenbach, von Josef Krieger 347
Das Knappenhaus auf dem Goldberg bei Rauris, von demselben 349
Ferleiten, von J. Mayburger 351
Zell am See, von Franz Hinterholzer 353
Saalfelden mit dem steinernen Meer, von demselben 355
Die Kronprinz Rudolf-Hütte mit dem Weißsee im Stubachthale, von Josef Krieger . 357
Mittersill, von Franz Hinterholzer 359
Der Großvenediger, von Josef Krieger 361
Schloß Moosham, von demselben 369
St. Michael, von demselben 371
Der Rothgülden-See, von demselben 373
Schlußvignette: die meteorologische Station auf dem Sonnblick, von demselben 374
Kopfleiste: Funde von Hallein (Dürrenberg) 375
Die Mitterbergalpe und Mandlwand mit Funden aus den alten Verhauen des Kupferbergbaues 377
Der umwallte Götschenberg mit seinen Funden 379
Römische Funde: Steingefäße, Grabmonument ꝛc. 381
Römische Funde: Thongefäße, Bronze- und Glasgegenstände 383
Römische Funde: Thonfiguren und Bronzegegenstände 385
Schlußvignette: römische Bronzegegenstände 386

Sämmtlich von Hugo Charlemont.

Kopfleiste mit den Wappen der Erzdiöcese Salzburg, von Josef Salb 387
Der Untersberg von Elsbethen aus, von Franz Hinterholzer 391
Siegel des Erzbischofs Dietmar II. aus dem XI. Jahrhundert; nach dem Original im städtischen Museum in Salzburg 393
Prunkstücke aus dem Schatz des Stiftes St. Peter, von Josef Salb 397
Motiv aus Radstatt, von Franz Hinterholzer 401
Vorhof der Veste Hohensalzburg, von demselben 403
Denkstein des Erzbischofs Leonhard von Keutschach auf der Veste Hohensalzburg, von Josef Salb 405
Erzbischof Matthäus Lang von Wellenburg; nach dem Original im k. k. Münz- und Antiken-Kabinet in Wien, von Karl von Siegl 406

Seite

Fürstenzimmer auf der Veste Hohensalzburg, von Julius von Grienberger 407
Schloß Lichtenberg bei Saalfelden, von Franz Hinterholzer 408
Salzburg im Jahre 1553; nach dem Original im Stifte St. Peter 409
Erzbischof Wolfgang Theodorich (Dietrich) von Raitenau; nach dem Stich von Dominik Custodis (1597) 411
Erzbischof Paris von Lodron; nach gleichzeitigen Stichen, von Karl Fröschl 415
Befestigungswerke auf dem Kapuzinerberg, von Franz Hinterholzer 417
Erzbischof Hieronymus Graf Colloredo; nach einem gleichzeitigen Stich von Karl Fröschl 419
Schlußvignette von Hugo Charlemont 424
Kopfleiste: Landleute in alter Tracht 425
Kirchgang im Winter aus entlegenen Gehöften 427
Holzknecht bei der Arbeit in einer Klamm 429
Trachtenbild aus Salzburg, chromozinkographisch ausgeführt von C. Angerer & Göschl 431
Brautzug im Pongau 435
Hochzeitsscene 437
Faschingsscene 443
Sonnenwendfeuer 445
Rankeln am Hundsstein 447
Wurzelgräber 449
Schifferstechen in Hallein 451
Halleiner Schwert- oder Knappentanz 453
Perchtentanz 457

Sämmtlich von Karl Mayr.

Kleinhaus aus dem Pinzgau (Straße von Zell nach Mittersill) 463
Haus mit getrennten Wirthschaftsgebäuden aus dem Pongau (Unter-Tauern bei Radstadt) 464
Haus mit getrennten Wirthschaftsgebäuden aus dem Lungau (Unternberg) 465
Haus mit Wirthschaftsgebäuden unter einer Dachflucht aus dem Salzburggau (bei Salzburg) 466
Ein „schönes" (reich geziertes) Bauernhaus aus dem Pinzgau (bei Zell) 467

Sämmtlich von Johann N. Geller.

Schlußvignette: Abendandacht vor einem Feldkreuz, von Karl Mayr 476
Kopfleiste: das Mozarthäuschen auf dem Kapuzinerberg, von Rudolf Bernt 477
Mozarts Geburtshaus, von Rudolf Bernt 481
Leopold Mozart und dessen Kinder Wolfgang Amadeus und Marianne; Familienbild im Mozarteum von De la Croce (1779); nach dem Stich von Blasius Höfel (1856), von Johann Klaus 485
Kopfleiste, von Karl Fröschl 487
Tannhäuser; nach Friedrich Heinrich von der Hagen: „Bildersaal altdeutscher Dichter" 489
Das steinerne Theater bei Hellbrunn, von Ludwig Hans Fischer 491

Seite

Der innere Platz der Benedictiner-Universität; Reproduction eines Stiches aus der Zeit um 1660 493
Franz Michael Vierthaler; nach dem Stich von Franz H. Eißner, von Karl Fröschl . . 495
Schlußvignette, von demselben 498
Kopfleiste: der Petersfriedhof in Salzburg, von Andreas Nedelkovits 499
Das Hauptportal der Benedictiner-Stiftskirche St. Peter in Salzburg, von demselben . 503
Kreuzgang im Stift St. Peter in Salzburg, von demselben 505
Der ehemalige Dom in Salzburg, von demselben 507
Chor und Thurm der Franciskanerkirche Unserer Lieben Frau in Salzburg, von demselben 513
Inneres der Frauenstiftskirche auf dem Nonnberg in Salzburg, von demselben 515
Grabdenkmal des Martinus Dictus Räwtter (Reutter) an der Außenseite des Margarethenkirchleins in Salzburg, von Josef Salb 517
Die Frauenkirche in Bischofshofen, von Andreas Nedelkovits 519
Die Wallfahrtskirche St. Leonhard bei Tamsweg, von demselben 521
Das Innere der Schloßkapelle in Mauterndorf, von demselben 523
Der Ofen auf der Veste Hohensalzburg, von Julius von Grienberger 525
Mensaverkleidung in der Kapelle des städtischen Museums in Salzburg, von Josef Salb 527
Tragschrein aus der Bürgerspital-Pfarrkirche in Salzburg, von demselben 529
Epitaphium der St. Gabriels-Kapelle in Salzburg, von demselben 533
Die gegenwärtige Domkirche in Salzburg, von Rudolf Bernt 539
Gewölbedecoration im heutigen Regierungsgebäude in Salzburg, von Josef Salb . . 541
Die Studienkirche zu Mariä Empfängniß in Salzburg, von Rudolf Bernt 545
Das Prachtthor des ehemals fürstlichen Hofmarstalles in Salzburg, von demselben . . 551
Der Arkadenhof des städtischen Versorgungshauses in Salzburg, von demselben . . . 553
Das Neu- oder Sigmundsthor in Salzburg, von demselben 555
Das Schloß Mirabell in Salzburg, von demselben 556
Die Prachtstiege im Schlosse Mirabell in Salzburg, von Josef Salb 557
Wappen und Vasen im Garten des Schlosses Mirabell in Salzburg, von demselben . . 559
Standleuchter aus Bronze in der Stiftskirche St. Peter in Salzburg, von demselben . . 560
Ofen im Jagdzimmer des städtischen Museums in Salzburg, von demselben 561
Schrank in der Studirstube des städtischen Museums in Salzburg, von demselben . . . 562
Notenpultständer aus dem städtischen Museum in Salzburg, von demselben 563
Der Markt- oder Florianibrunnen in Salzburg, von demselben 565
Oberlichtgitter vom Eingangsthor der St. Sebastianskirche in Salzburg, von demselben 566
Gitter in den Arkaden des St. Petersfriedhofes in Salzburg, von demselben 567
Das Vestibul des neuen Friedhofs der Stadt Salzburg, von Rudolf Bernt 571
Das Thorgitter des neuen Friedhofs der Stadt Salzburg, von Josef Salb 573
Das Schloß Fischhorn bei Zell am See, von Andreas Nedelkovits 575
Schlußvignette, von Rudolf Bernt 576

Seite

Kopfrandleiste, von Josef Salb 577
Heimkehr von der Alm, von Franz von Pausinger 585
Der große Holzrechen in Hallein, von Ludwig Hans Fischer 591
Die Förderbahn des Rauriser Bergwerkes am Goldberg, von Hugo Charlemont . . 597
Kugelmühlen am Untersberg bei Salzburg, von Victor Sieger 599
Steinhobel in der Marmorwaarenfabrik in Oberalm bei Hallein, von Hugo Charlemont 601
Transport marmorner Säulenschäfte aus den Hallein-Adneter Marmorbrüchen, von demselben 603
Schlußvignette, von Josef Salb 604

Berichtigungen.

Seite 40, Zeile 6 von oben, richtig: 748.
„ 302, „ 4 „ „ statt: Subbetriebe — Bergbau- und Subbetriebe.

Oberösterreich.

Die einstige Römerstation: Weiler Schlägen.

Landschaftliche Schilderungen aus Oberösterreich.

Das Gebiet der Steyr.

Die Grenze zwischen Oberösterreich und Steiermark läuft von dem Gebiete der oberen Traun nach Osten bis fast zur Enns über den Kamm einer Gebirgskette, welche von der „hohen Schrott“ und dem Schönberg bei Ischl angefangen bis hinüber zum Pyrgas und den Hallermauern eine lange, auf viele Meilen weit im ganzen Lande, ja selbst noch von den höheren Bergen des südlichen Böhmen aus sichtbare Reihe von zackigen Thürmen und Pyramiden darstellt. — Der westliche Theil dieses Grenzwalles erhebt sich als gewaltiges Kalkmassiv aus den Thälern der Enns, Traun und Steyr und seine Gipfel krönen ein zerrissenes, von kahlen Klippen und zerklüfteten Karenfeldern erfülltes Plateau, das im Süden gegen den Grundlsee abfällt, im Westen seinen Fuß in die Fluten der grünen Traun taucht, gegen Norden und Osten aber in Steilwänden zum Offensee und in die Thäler der Alm, Hetzau, Steirling und Steyr abstürzt. Das „todte Gebirge“ heißt dieser der Hauptmasse nach aus Dachsteinkalk und Hauptdolomit gebildete Theil der Alpen; er scheidet sich in zwei ungleich große Gruppen, von denen die westliche, Prielgruppe genannt, sowohl an Umfang wie an Wildheit der Formen die östliche, mit ihr durch den hohen

Sattel des „Salzsteigs“ zusammenhängende Warscheneckgruppe übertrifft. Die höchsten Zinnen des Gebirges sind nach Norden vorgeschoben und übersteigen im großen Priel die Höhe von 2.500 Meter. Der Pyhrnpaß trennt den Warscheneckstock vom Bosruck, jener eigenthümlich gezackten Wand, welche den Bewohnern von Spital am Pyhrn am 13. und 14. Jänner in ihren Einschnitten das seltsame Schauspiel eines achtmaligen Aufganges und siebenmaligen Unterganges der Sonne erscheinen läßt, und an diese reihen sich weiter gegen Osten die Pyramiden des großen und kleinen Pyrgas; von hier ab zieht die Landesgrenze über den Kamm des Scheiblingsteines, des Hochthurmes und Langsteines und folgt dann dem Laussabache bis zur Enns.

Nördlich von diesem Grenzwalle thürmt sich der Kalk nur mehr in zwei Gebirgszügen zu mächtigen Felsenbergen auf, welche, von Nordwest nach Südost streichend, eine Anzahl herrlicher Alpenthäler gegen das allmälig sich verflachende Vorland abschließen. Der eine dieser Gebirgszüge erhebt sich steil am rechten Ufer der Alm zum Hochsalm und greift hinüber zur grauen Falkenmauer bei Michldorf an der Krems, der andere, das Sensengebirge genannt, entsteigt mit dem Spering der Thalenge der Steyr in der Nähe von Klaus und zieht sich in weitem Bogen bis gegen die Enns; Legföhren und Alpenrosensträucher umkleiden seine Joche und senden die letzten Grüße alpiner Vegetation in das Hügelland hinaus, das, gegen die Donau zu immer weiter abfallend, sich gegen Mitternacht ausbreitet.

Die Gewässer, welche dieser Kranz von Alpengipfeln in nördlicher Richtung entsendet, vereinigen sich zum größten Theile in der Steyr; sie entquillt im obersten Theile des Thales von Hinterstoder, nimmt bald nach ihrem Ursprunge die in Cascaden aus dem Felsengerüste des hohen Priel entströmende krumme Steyr auf und zwängt sich nach ihrem Austritte aus dem genannten Thale durch eine enge Felsenschlucht zwischen dem kleinen Priel und dem Steirsberg; tosend und brausend stürzt sie dann über eine hohe Felsenstufe, den düsterprächtigen Wasserfall der „Stromboding“ bildend, und jagt in wildem Laufe zwischen den nordöstlichen Abhängen des Prielstockes und dem Tamberge gegen Norden. Am Ausgange der Schlucht vereinigt sie sich mit der auf dem Warscheneck entspringenden, aus dem Thale von Windischgarsten herströmenden Teichel und eilt mit derselben jenem engen Felsenthore zu, dessen Pfeiler westlich die Kirchmauer und östlich der Spering bilden. Hier gesellt sich ihr die Steirling zu und durch eine enge Bergschlucht bei Klaus brausend biegen dann die vereinten hellgrünen Wässer, durch einen niedrigen Sattel von dem Quellgebiete der Krems getrennt, gegen Nordost ab, durcheilen das anmuthige Voralpenthal von Leonstein und Molln, hier die krumme Steirling aufnehmend, und ergießen sich endlich nach langem Laufe durch das hügelige Vorland bei Steinbach und Sierning im Weichbilde der alten Eisenstadt Steyr in die Enns.

Kirchdorf.

Um die anmuthige Steigerung landschaftlicher Schönheit in dem Übergange vom fruchtbaren Hügellande in das Gebiet der Voralpen und von da in die ernste Hochalpennatur zu genießen, nehmen wir unseren Weg von Linz mit der Kremsthalbahn, durcheilen in raschem Fluge das untere Ende der Traunebene, deren reiche Bodencultur längst schon den alten Namen „Welser Heide“ Lügen straft, übersetzen die Traun und gelangen in ein breites, beiderseits von sanft gewölbten Anhöhen flankirtes Wiesenthal, das von der Krems in zahllosen Windungen durchschlängelt wird; von den Hügeln glänzen mit Obstalleen umkränzte Saatfelder, kleine Wäldchen schieben sich zwischen Acker und Wiese und überall strotzt der Segen der Natur; schloßartige Bauernhöfe, freundliche Ortschaften ziehen vorbei; wir grüßen zur mächtigen Abtei von Kremsmünster, dieser mehr als tausendjährigen Culturstätte, hinauf und gelangen bald in die Zone der laubwaldumhüllten Sandsteinberge, der treuen Begleiter der nördlichen Kalkalpen. Ein weites Thal öffnet sich, das Thal von Kirchdorf und Michldorf; die Ebene ist reich bebaut, Obstgärten wechseln mit Getreidefeldern und Wiesen, Eichen und Linden, ein Hauptschmuck des Thales, überragen allenthalben die Flur und aus dem grünen Gewoge blinken die stattlichen Häuser der beiden Nachbarorte, sowie die zahlreichen Sensenschmieden an der Krems freundlich hervor; vom linksseitigen Berghange dräut die Felsenburg Alt-Pernstein herab,

und im Hintergrunde schließt ein grün überwachsener Dolomitkegel, dessen Gipfel ein uraltes Kirchlein krönt, der Georgenberg, das Thal. Immer wieder aber verläßt der Blick dies freundliche Bild der Niederung, angezogen von den ernsten Felsenhäuptern, welche über die waldigen Vorberge herabschauen, dem steil abfallenden Spering, der langen düstergrauen Wand der Falkenmauer und von dem hohen kahlen, von Schneelinien durchfurchten Gebirge, welches sich über dem Ausschnitte zwischen den beiderseitigen Felsencoulissen in blauender Ferne aufthürmt, dem Warscheneck. Wir sind am Fuße der Alpen!

Unsere weitere Wanderung führt uns in südlicher Richtung fort, bis ein von der Kremsmauer herabgesenkter Riegel, der „Humesbühel", den Weg sperrt und die Straße zu einer Ausbiegung nach Osten zwingt. Hier gelangen wir an die Steyr, die sich ihr schmales Bett über vierzig Meter tief in horizontal geschichteten Conglomeratmassen eingegraben hat. Hoch über dem Flusse bildet die Thalsohle eine ebene, wohlangebaute Terrasse, deren sanfte Linien ihre Entstehung kaum verrathen würden, wenn nicht die gewaltsam eingerissene Schlucht die Geschichte derselben erzählte. Die Eiszeit war es, welche einst dieses Thal mit ungeheueren Schottermassen auffüllte; denn zur Zeit der Abkühlung unseres Erdtheiles waren auch das Todte Gebirge und die benachbarten Alpen vergletschert, mächtige Eisströme ergossen sich von ihren Rücken in die Thäler von Windischgarsten und Hinterstoder und vereinigten sich in dem gewaltigen, bis gegen Molln reichenden Steyrgletscher.

Von dieser ungeheueren Vereisung ist heute nur mehr auf dem großen Priel ein winziger Rest geblieben, das „Kühkar" genannte Firnfeld, welches nach heißen Sommern bis auf einen wenige Hektar im Umfange messenden schwärzlich grauen Eisblock zusammenschmilzt, der mit seinen querdurchlaufenden Sprüngen wohl als das nördlichste gletscherähnliche Gebilde der Alpen gelten kann.

Die begrünten Terrassen setzen sich bis auf eine kurze Unterbrechung aufwärts an der Steyr und der in sie einmündenden Teichel stundenweit fort, bei Klaus aber treten die Felsabhänge an beiden Ufern nahe zusammen. Herrlicher Buchenwald erfüllt die ganze Schlucht; tiefes, sattes Grün strömt allerwärts wohlthuend ins Auge und nur einige blendend weiße Flecke lachen aus der Waldwildniß hervor. Das Schloß ist's, das an Stelle des alten Römercastells Tutatio auf einem Felsvorsprung hängt, und die hellen Häuser des Dörfchens, das die Waldsassen der Gegend unter dem Schutze der Veste schon im frühen Mittelalter an den Berghang geklebt haben.

Eine halbe Wegstunde hinter Klaus verlassen wir die Steyr und wandern an der Steirling aufwärts, bis wir an einen waldigen Bergsattel gelangen, der sich von dem südlichen Hochgebirge herabsenkt, den sogenannten „Ring". Ein mehrere Wegstunden

langes Thal liegt unter uns, weltabgeschieden und einsam; so weit das Auge reicht, ist keine Spur menschlicher Ansiedlung, selbst der schmale Pfad, der über den jähen Abhang hinabführt, verliert sich nach wenigen Schritten im Gerölle. Im Süden thront der große Priel, der König des Todten Gebirges; blinkender Schnee umsäumt seinen weißgrauen Gipfel; an ihn schießen wie Krystalle mehrere furchtbar zerklüftete Grate an, von denen der eine über den Zwillingskogel und das hohe Kreuz, ein zweiter fast parallel vom Rothgeschirr über das Schneethal und den Edlerkogel gegen Nordwest verläuft. Wir stehen am Nordrande der Alpen; die Kühnheit der Formen, in deren Gestaltung sich gerade am Prielstocke die elementaren Naturkräfte in ihrer ganzen Gewalt zeigen wollten, erlahmt, je weiter die nordwärts ausgreifenden Arme herabsinken. Die grauen Dolomitnadeln stumpfen sich ab zu massigen Blöcken, wo der Wald anfängt, schwingen sich die Linien immer sanfter und in dämmernd blauen Hügelketten enden die zerrissenen Grate, welche vom Todten Gebirge nach Norden ziehen. Ungeheure Waldmassen erfüllen auf viele Stunden weit das Thal und liegen in lautlosem Schweigen unter uns; fast beengend wäre der Ernst dieses eigenartigen Bildes, blickten nicht aus der Tannenwildniß zwei kleine malachit-grüne Seen, die Ödseen, freundlich zu uns herauf.

Wir kehren zurück an die Terrassen der Steyr und wandern aufwärts an derselben sowie an ihrem Nebenflusse, der Teichel, in das Thal von Windischgarsten. Auch hier noch, in einer Höhe von über 600 Meter begegnet uns der fruchtbare, bunte Charakter des oberösterreichischen Hügellandes; Wiesen und Saatfelder, auf denen noch der Weizen reift, wechseln mit kleinen Wäldchen, unter Obstbäumen versteckte Einzelngehöfte sind überall zerstreut, isolirte kegelförmige Waldberge tauchen wie Inseln aus dem sonnigen Thalbecken auf; um diese Stätte blühendsten Lebens schließt sich aber ein Kranz von hohen Gebirgen, das breitrückige Warscheneck, die edelgeformte Pyrgasgruppe, das langgezogene Sensengebirge und — die Perle von allen — die prächtige Prielkette.

Von dem gastlichen alten Hauptorte des Thales aus suchen wir die schönen Details auf, die uns die Umgebung in Hülle und Fülle bietet: das im XII. Jahrhundert als Hospiz für die Kreuzfahrer gegründete Spital am Pyhrn mit der vornehmen Barockkirche und den Marmorruinen seiner einstigen Abtei, den schwermüthig dunklen Gleinkersee, den geheimnißvollen Ursprung der Piesling, welche unter einer schwindelnd hohen Wand in dunkelgähnender Grotte als tiefblauer Tümpel zu Tage tritt und, den Rand der Felsenschale überflutend, in blendenden Wasserfällen zur Tiefe schäumt. Was uns aber immer wieder am mächtigsten anzieht, das ist der geheimnißvolle Zauber jener starren Schrofen, die von Westen hereinlugen, des hohen Priel mit seinen gewaltigen Nachbarn. Eine vierstündige Wanderung führt uns an dem Fuße dieser Berge in das Thal von Hinterstoder.

Wohl selten hat die Natur so verschwenderisch ihre reizvollsten Contraste hingegossen als über diesen weitabgelegenen Winkel; Erhabenes und Liebliches liegt hier in Fülle nebeneinander; mit dem Ernste einer großartigen Hochalpennatur vermählt sich auch hier noch das freundliche Behagen einer wohlangebauten Thalebene. Ein guter Fahrweg führt thalaufwärts zwischen einer Menge von zerstreuten Häuschen, und ihn verfolgend, genießt der Wanderer den Wechsel von fortwährend veränderten Gebirgsscenerien; neue Spitzen tauchen auf, andere verschwinden hinter mächtigen Coulissen, bis endlich in der Mitte des Thales der volle Einblick in den großartigen südlichen Thalschluß sich öffnet: da stehen sie im enggeschlossenen Halbkreise, die Kalkriesen des obersten Steyrthales; die Hochkasten, der Hebenkas, Sinnewell, Brieglersberg, Gamsspitz und dann östlich von der Scharte des Salzsteigs: der Eisenstein, das Hirscheck, Türkenkar, hohe Kreuz, der Hochmölbing und der Schröcken — ein Kranz von grotesken Spitzen, Thürmen und Kuppen.

Aber mehr noch als dieser Circus von Bergen fesselt uns der Einblick in ein kleines Seitenthal, die Polsterlucke genannt. Der hohe Priel und die Spitzmauer, diese beiden höchsten Zinnen des Todten Gebirges, senden in kühn gerundetem Abschwunge zwei Dolomit-Vorberge an die Steyr herab, den Öttlberg und Ostrawitz, der erstere ein zerrissener graubrauner Block, der letztere eine schlanke, nadelförmig auslaufende Pyramide; sie rahmen einen engen düsteren Kessel ein, in dessen Hintergrunde die beiden genannten Hochspitzen thronen. Da steigt die Spitzmauer an die 2.000 Meter mit glänzend glatten, fast lothrechten Wänden wie ein Thurm vom Thalboden in die Höhe und hart neben ihr, durch die Klinserscharte getrennt, baut sich der Priel in derber Massigkeit auf. So enge rücken hier die Bergriesen aneinander, daß in den Grund des Thalkessels nur auf wenige Stunden des Tages die Sonnenstrahlen zu dringen vermögen. Ein magischer Zauber ergießt sich über diesen finsteren Schlund, wenn hinter der Klinserscharte die Nachmittagssonne untertaucht und ihre letzten Strahlenbündel den Äther mit gleißendem Schimmer erfüllen. Wenn sich dann die grauen Kalkschrofen in zitternde Dunstgebilde aufzulösen scheinen und die Spitzen im Glanze der Abendsonne herableuchten, treibt uns ein unwiderstehliches Verlangen nach aufwärts und reicher Lohn wird uns für die Beschwerde des Aufstieges.

Die Höhe und die weit gegen Norden vorgeschobene Lage machen den Priel zu einem der dominirendsten Gipfel der nördlichen Alpen. Wer da oben auf seiner Spitze steht, dem entfaltet sich ein großartiges Bild: der Schneeberg im Osten, Spitzen der Karawanken im Süden und das Kaisergebirge im Westen begrenzen die Rundschau auf die Alpenwelt mit ihren zahllosen Gipfeln; im Norden baut sich das Hügel- und Flachland scheinbar wie eine ungeheure Wand gegen den Horizont auf und selbst die langgezogenen Wellenlinien des baierisch-böhmischen Waldes bilden keine Grenze. Doch kehrt der Blick

Einblick in das Polsterthal in Hinterstoder.

von jenen flimmernden Weiten gerne zu den Geländen zurück, die sich wie ein bunter Teppich um den Fuß der Vorberge ausbreiten, auf das vielgestaltige, gesegnete, schöne Oberösterreich!

Das Donauthal von Passau bis Linz.

Durch den Südrand jenes Granitstockes, welcher dem Massiv des Böhmerwaldes angehört, ist eine Furche gerissen, deren Hauptrichtung von Nordwest gegen Südost läuft, die aber auch vielfache, ja geradezu rückläufige Abweichungen von dieser Richtung einschlägt und dadurch Krümmungen mannigfachster Art bildet. Auf dem Grunde dieses eigensinnig fortschreitenden Risses strömt heute die Donau in die österreichischen Lande ein; hohe Felswände umrahmen den Strom längs des größten Theiles der Strecke von Passau bis Linz auf beiden Ufern, so daß sich an den Fuß derselben nur hier und da schmale Streifen Landes anzusetzen vermochten, welche Raum für größere Ortschaften nur an wenigen Punkten bieten. Waldesgrüne Einsamkeit bildet den vorherrschenden Charakter der Ufer, an deren steilen Gehängen, Leithen im Volksmunde genannt, sich nur selten ein wenig belebtes Sträßchen hinzieht. Ebenso stille wie an den Uferwänden gehts auf dem Strome selbst her.

Aber in der Stille dieser Stromlandschaften schlummert kein träumerisches Idyll. Wie mit Riesenfäusten auseinandergerissen, starren die Felswände einander gegenüber; zahlreiche Geröllströme erzählen von dem zeitweiligen Zusammenbruche abenteuerlich geformter Gneißfelsen, welche drohend aus den Buchen ragen; das Wasser schießt rasch thalabwärts, gar oft um Klippen schäumend, und Burgen und Ruinen alter Raubnester mit ihren Streitthürmen blicken trotzig von den hohen Uferwänden herab. Wir empfinden etwas von dem Hauche einer großen Vergangenheit und es ist, als ob der einsame Strom sich dessen bewußt wäre, daß er seit Jahrtausenden eine Straße weltumgestaltend einherschreitender Ereignisse, der Träger und Vermittler abendländischer Cultur, der natürliche Begründer eines großen Reiches war.

Wir verlassen Passau zu Schiffe; der unvergleichliche Blick auf die zwischen drei zusammenströmenden Gewässern, dem Inn, der Donau und der Ilz, ragende alterthümliche Bischofstadt bleibt uns ziemlich lange offen. Dann treten die Höhen des Sauwaldes dichter und schroffer an den Strom heran, ein derber Granitblock schiebt sich vor und zwingt ihn zum Ausbuge; auf dem Felsen thront eine malerische Ruine „Krämpelstein", vom Volke nach einer alten Sage das „Schneiderschlöss'l" genannt, das erste in die Augen fallende Gebäude auf österreichischem Boden. Nun verengt sich das Strombett; immer ernster wird die Landschaft; die wenigen alten Orte, deren auf „Zell" endigende Namen, wie Hafnerzell, Engelhartszell, Freizell, Inzell ꝛc. an ihre Entstehung

aus Einsiedeleien erinnern, die mächtigen Burgen an den Gehängen, Viechtenstein, Ranariedl, Marsbach, Wesenstein und das sagenumflossene Haichenbach oder Kerschbaumerschloß ziehen an uns vorüber. — Der düstere, halb geborstene Bergfried des Haichenbacher Schlosses, das einst ein Brudermörder gründete, um in dieser wilden Einsamkeit Buße zu thun, und das Kaiser Max zerstören ließ, um den frechen Oberhaymern ihr Raubhandwerk zu legen, verschwindet hinter hohen Buchen, und wir gelangen an eine der merkwürdigsten Stellen des Flußlaufes. Um den schmalen Felsrücken biegt der Strom so kurz um, daß er dann wohl eine halbe Meile lang parallel mit dem eben verlassenen Bette zurückläuft. In der Bucht gegenüber lag einst Joviacum, von den Römern zur Sicherung des rechten Donau-Ufers gegründet; dort übersetzten in einer Nacht Heruler den eingezwängten Strom und erschlugen Besatzung und Bewohner der Festung. Heute benimmt die Üppigkeit der Vegetation dem unheimlichen Winkel seine Schauer; hoher Graswuchs überwuchert die gegenwärtig noch erkennbaren Schanzen und die freundlichen Häuschen des zwischen ihnen erbauten Weilers „Schlägen“ scheinen im grünen Schatten riesiger Nuß- und Birnbäume fast zu ersticken; im Volke aber hat sich die Sage erhalten, daß an dieser Stelle eine heidnische Stadt während des üppigsten Festtaumels versunken sei.

Krämpelstein.

Jetzt verschwinden auf mehrere Meilen lang fast alle menschlichen Ansiedlungen am Ufer. Die Schlucht wird noch enger, die Felswände, deren Dunkelgrau nur im Herbst von dem Golde verkrüppelten Buchengestrüppes belebt wird, werden noch steiler und höher, der Fluß windet und krümmt sich nach allen Richtungen und die Brandung rauscht an dem Geklippe. Nur an zwei Stellen, dort, wo die kleine und die große Michel von dem Granitplateau des Mühlviertels herabstürzen, sind kleine Orte, Obermühl und Untermühl, seit alten Zeiten Stapelplätze der ungeheueren Holzmassen, die aus dem Mühlviertel und dem Böhmerwalde herausgeschwemmt werden. Über letzterem erhebt sich auf waldigem Abhange eine der größten Burgen des Landes, Schloß Neuhaus; an einem scharfen Buge thronend, beherrscht es das seeartig eingeschlossene Donaubecken nach auf- und abwärts.

Noch eine kurze Fahrt in waldiger Enge, und der Typus der Landschaft ändert sich bei Aschach mit einem Male; die Schlucht öffnet sich, die Berge treten auf beiden Seiten weit vom Ufer zurück, eine sonnige Ebene breitet sich aus, über deren Südrand die fernen Gletscher des Dachsteines glänzen und der Traunstein wie ein riesiger Bergfried Wache hält. Granitfels und Nadelwald verschwinden und üppiges Gartenland tritt an die Stelle. Der „Uffgau", so hieß die Ebene im frühen Mittelalter, ist der wärmste Winkel des ganzen Landes; an seinen sonnigen Hügeln wurde noch bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts Wein gebaut; hat doch Kaiser Max dem Markte Aschach nebst mancherlei Privilegien die Traube ins Wappen verliehen. Seither freilich hat der Aschacher Wein seine Berühmtheit verloren und es ist nur einer selbstlosen Tradition des würdigen Pfarrhofes zu Hartkirchen zu verdanken, daß von demselben nach altem guten Brauch noch etwa ein Joch Grund als Weinberg gepflegt wird; es ist der einzige im Lande, denn an Stelle der Rebencultur ist der Anbau von Kraut und Zwiebeln getreten, der den Namen des Aschacher und Eferdinger „Krautlandes" im fernen Wien und viel weiter noch an der Donau hinab bekannt gemacht hat.

Auch der Strom, der so lange im schmalen Felsenbette eingezwängt war, läßt sich hier behaglich ins Breite aus, theilt sich in mehrere Arme und rinnt nun so gemächlich dahin wie sein Nebenflüßchen, die „faule Aschach", deren braunes warmes Wasser gar nicht aus ihren seerosenbedeckten Tümpeln heraus will. Zwischen den hohen Weiden und Silberpappeln der Ufer wird ab und zu ein Kirchthurm, eine Ruine, ein Schlößchen sichtbar; zahlreiche, meist uralte Orte liegen inmitten der wogenden Weizenfelder, worunter Eferding, das römische Marinianum, schon im Nibelungenliede erwähnt ist. Wir sind im Herzen der ehemaligen Grafschaft Schaunberg, zu Füßen der gewaltigen Ruine Schaunburg, einst des Stammsitzes des mächtigsten Dynastengeschlechtes von Oberösterreich; uralte Linden und Rüstern ragen nun mit ihren Laubkronen über die Zugbrücke auf, der große Thurm ist geborsten, die Kapelle eingestürzt, wilde Rosen und Brombeeren umranken

den Schutt und Farrenkräuter überwuchern das feine gothische Maßwerk von Fenstern und Thürbogen, die noch aus den Trümmern hervorragen. Auf der weiteren Fahrt wechselt für eine Stunde die gewohnte Scenerie; Sandbänke und Inseln lagern sich mitten in den Fluß, überwuchert von einer schier tropischen Vegetation; Waldreben und wilder Hopfen schlingen sich hoch an den Weiden und Pappeln hinauf und verfilzen das Gestrüpp zu einer fast undurchdringlichen Masse. Aber doch lagert über diesen graugrünen Auen nicht die schwüle Melancholie des Tieflandes, denn die nahen Kuppen des Mühlviertels, von denen frischer Bergwind herabbläst, mahnen uns beständig, daß wir noch im Hochlande weilen und nur in dessen tiefster Rinne schwimmen.

Schloß Ranariedl.

Bald ist es mit der Ebene überhaupt wieder zu Ende; von der linken Seite rücken hohe Waldberge wieder an die Donau, neuerdings übersetzt der Granit den Fluß und baut sich am rechten Ufer zu stattlichen Höhen auf; das Bett verengt sich und auf einer längeren Strecke erinnern die Uferlandschaften wieder an den Bergspalt zwischen Passau und Aschach — es ist die schöne, tannengrüne Eingangspforte zur Hauptstadt des Landes, die wir nun passiren. Am Beginne halten noch zwei malerische Orte Wacht; links Ottensheim mit seinem pittoresken Schlosse, rechts Wilhering mit dem gleichnamigen, am Abhange des Kürnberges gelegenen Cistercienserstifte. Die Kürnberger sollen da oben in dem prächtigen Walde, der sich bis an das Weichbild der Stadt hinzieht, eine Burg besessen haben, die freilich spurlos verschwunden ist; aber die Sage, daß aus derselben jener Minnesänger hervorgegangen sei,

den eine tapfer verfochtene Meinung für den Dichter des Nibelungenliedes hält, umspinnt den herrlichen Forst mit poetischem Schimmer.

Gegenüber kommt auf einer kleinen grünen Terrasse von angeschwemmtem Lande ein gothisches Kirchlein mit ein paar Häusern in Sicht, es ist Puchenau, vor einem Jahrtausend ein Grenzort der karolingischen Ostmark; im Schatten ernster Buchenhaine fanden hier die feierlichen Formen frühesten germanischen Staats- und Rechtslebens in dem Taiding eine Bethätigung, welches im Jahre 827 vom Grafen Wilhelm von Traungau abgehalten wurde.

Ottensheim.

Nun aber wird es an den Straßen, die beiderseits hart am Ufer hinabführen, lebendiger; bald reiht sich Häuschen an Häuschen, oft unter überhängendem Gestein, und dort, wo die Felsenufer noch einmal ganz nahe zusammentreten und dem Engpasse nur ein schmales Thor offen lassen, glänzt uns wie am Ende eines dunklen Laubenganges die Thalweitung von Linz entgegen; die Berge am linken Ufer treten zurück und formiren einen weiten überaus malerischen Bogen, der die unterhalb Linz rechtwinkelig gegen Süden ablenkende Donau begleitet; rechts endet der Fels vollständig; auf seinem letzten Vorsprunge lastet ein gewaltiges Gebäude, das einstige Schloß, und unter demselben ziehen sich staffelförmig alte Häuser herab, die den Felsabhang völlig verbergen; die stattlichen Häuserreihen einer modernen Stadt entfalten sich, da wir unter der langen

Gitterbrücke durchfahren, welche die Schwesterstädte Linz und Urfahr mit einander verbindet, eine Menge von Menschen belebt die Straßen und Gassen, Fuhrwerk aller Art drängt sich auf der Brücke zu jeder Tageszeit, überall ist es lebendig.

Schloß Wildberg im Haselgraben.

Die Lage der Stadt in dem weiten höhenumsäumten Becken überblickt man am besten von einer der nordwärts gelegenen Anhöhen aus; wir nehmen daher unseren Weg über die Donaubrücke und durch die Schwesterstadt Urfahr, außerhalb welcher von der Freistädter Reichsstraße links die Hohenfurther Straße abzweigt und in schnurgerader nördlicher Richtung einem tiefen Einschnitte in das granitne Hochland zueilt, dessen

Abhänge in weitem Halbkreise eine sanft ansteigende fruchtbare Ebene umfangen. Bald gelangen wir zu dem Eingang des Haselgrabens, — einer jener zahlreichen Risse in der Granitmasse des Mühlviertels, durch welche braune Forellenbäche über mächtige Lager von übermoosten Granitblöcken herabstürzen und deren steile, von Felsentrümmern bedeckte und von dichtem Wald überwachsene Hänge uns in die Alpenwelt täuschen, weil sie uns verbergen, daß auf der sonnigen Höhe über ihnen sich Korn- und Haferfelder breiten und auf jedem Gupf ein behäbiger Bauernhof aufsitzt. Gegenüber von Wildberg, der alten hochthürmigen Veste, in welcher die Herren Kaspar und Gundacker von Starhemberg einst den König Wenzel von Böhmen gefangen hielten, übersetzen wir das enge Thal und steigen an der linksseitigen Lehne scharf bergan; erst umfängt uns dunkler Fichtenwald, dann treten wir hinaus auf einen weit ausgedehnten Wiesenhang und erreichen einen kleinen hochgelegenen Badeort, Kirchschlag. Schon staunen wir über die weite Rundschau, die sich uns gegen Osten und Süden öffnet, doch deckt ein vorgeschobener Waldrücken von gleicher Höhe noch ein großes Segment der Aussicht. Noch einmal müssen wir daher abwärts wandern zu dem verbindenden Sattel und dann durch tiefernsten nordischen Hochwald zur Spitze aufsteigen.

Wir gehen den über die schwarzen Fichtengipfel aufragenden Steinthurm, die Gisela-Warte, hinan, und nun rollt sich ein in seiner Art einziges Bild auf. Der ganze Zug der nördlichen Kalkalpen, vom Schneeberg und der Raxalpe bis zu den Bergen im Süden des Chiemsees, dem Kampen und Wendelstein, in der Längenausdehnung von mehr als 600 Kilometer säumt das reiche, von der Abendsonne in sattbraune Töne gehüllte Land ein. Fast der gesammte, ein paar Quadratmeilen große Besitzstand des Landes an ebener Fläche liegt gerade unter uns; sie beginnt oberhalb Wels und zieht sich bis an die Enns, erreicht aber bei Linz die Donau und wird hier trotz ihrer excentrischen Lage zum Herzen des Landes. Alle die großen Furchen, welche in das ungeheuere Gewirre von Höhenzügen Ordnung bringen, die den ablaufenden Gewässern sowie dem uralten Zuge der Menschen Bahnen eröffneten, münden in diese Ebene. Da klafft links die Schlucht des Haselgrabens, durch den der kürzeste Weg von der südlichsten Spitze Böhmens an die Donau herabführt; ein wenig weiter östlich, wo die Freistädter Senke die hohen Grenzen zwischen Oberösterreich und Böhmen herabdrückt, fällt das Terrain bis herab an die Gusen, welche sich ihren Weg zur Donau mit Gewalt durch den Fels erzwungen hat; die Enns kommt aus der fernen Steiermark herein und bringt die Smaragdwellen der Steyr mit; die Krems wälzt sich in nördlicher Richtung hierher durch den fetten Boden und die Traun, der Donau alpengeborenes Lieblingskind, führt ihr die krystallenen Fluten der Seen des Salzkammergutes unterhalb Linz zu. Was Wunder, wenn in dem reizenden Becken, in das sich aller Segen des Landes ergießt, die freundliche Landeshauptstadt emporwuchs!

Das Becken von Linz mit der Landeshauptstadt.

Das Mühlviertel.

Das Mühlviertel ist der südlichste Theil der uralten böhmischen Festlandscholle, welche schon zu einer Zeit, als an Stelle der Alpen noch ein tiefes Meer, belebt durch eine vielgestaltige Thierwelt, sich erstreckte, ihre Gneißbänder und Granitmassen ausbreitete und durch die zerstörende Kraft ungezählter Jahrtausende bereits eine weitgehende Abspülung erlitt. Die Mitte des Gebietes ist etwas eingesenkt, über dieselbe läuft der uralte Handelsweg von Böhmen zur Donau, der Westen bildet die Vorlage des eigentlichen Böhmerwaldes, im Osten zieht ein kuppenreiches Waldgebirge an der Grenze der beiden Erzherzogthümer bis an die Donau.

Die Trennung des Mühlviertels vom Böhmerwald ist nicht so leicht, da der landschaftliche Charakter beider in einander übergeht; am besten ist es, die flache Einsenkung, durch welche der Schwarzenberg-Kanal die Holzmassen der böhmischen Forste zur Mühl trägt, als solche anzunehmen; westlich davon liegt als Antheil Oberösterreichs am Böhmerwalde die Blöckensteingruppe oder das Dreisesselgebirge, welches bis an die Einsenkung an der Moldauquelle bei Kuschwarda sich ausbreitet. Beiläufig in der Mitte seiner Längserstreckung ist der Kamm tief eingeschnitten, der Klafferbach folgt dieser Rinne, die einen Zugang in das weite Wäldergebiet eröffnet. Auf drei Seiten von Waldbergen eingeschlossen, dringt der Blick nur gegen Süden hinaus zu den bebauten Thallandschaften an der Mühl. Ein einsames Forsthaus liegt am Wege, ein frischer Röhrbrunnen, eine Kapelle, auf Büchsenschußweite einige ärmliche Holzschlägerhütten — das ist das Bild, wie es sich hier und an so manchen Punkten des Eintritts in den eigentlichen Böhmerwald darbietet.

Durch hochstämmigen düsteren Nadelwald, nur hier und da von lichteren Buchenbeständen unterbrochen, geht es steil hinan auf den Grenzwall. Schon nimmt die Höhe der Bäume ab, die Wege werden zu Steigen, immer mühseliger wird das Vorwärtsdringen, Bergmatten mit bunten Kräutern, mit Gestrüpp und einzelnen Wettertannen bestanden, zeigen sich hier und dort. Tief sinkt der Fuß in den moorigen Boden ein. Endlich haben wir die Höhe erreicht und klimmen über Stock und Stein einem Felsgemäuer zu, das an einer hohen Wand endigt. In der Tiefe liegt der stille Bergsee zwischen weißen von Farrenwedeln und Krummholz überdeckten Granitblöcken, eingefaßt von der düsteren Braue des Waldes, die Stätte, welche Stifter im Hochwald so meisterhaft schildert. Von der Seewand mit dem Obelisken, der des Dichters Namen trägt, schweift der Blick weit nach Böhmen über breite endlose Forste, bis im blauen Duft die Berge verschwimmen.

Wunderliche Felsformen nehmen den Rücken des Berges ein, Reste einer mächtigen, nun zerstörten Gesteinsdecke, deren bizarre Gestalten umsomehr überraschen, je weniger ausgezeichnet die Bergformen, je sanfter die Contouren sind. Über unregelmäßige Lagerung

kolossaler Blöcke führt der kaum erkennbare Pfad. Hier drohen tiefe Höhlungen, von tausendjährigem Moder trügerisch überdeckt, dort ragt eine gigantische Mauer, ein trotziger Thurm aus gewaltigen Quadern regelrecht aufgebaut über die Wipfel der breitästigen Tannen empor. Bald streift das Gesicht ein Wedel mannshohen Farrenkrautes, bald der verdorrende Ast einer grauen Wettertanne, deren zottiger Bart von den brauenden Herbstnebeln, die oft wochenlang über den Bergen hängen, deren dichtgedrängte Zweige vom erstarrenden Froste, deren gebrochener Wipfel von der Macht der Windsbraut, die über die Berge fährt, berichten. Um sie schwärmt der Borkenkäfer, dieser kleine und doch so furchtbare Feind des Waldes, der zu Anfang der Siebziger-Jahre Tausende von Hektaren im Böhmerwalde verwüstete. Viele absterbende und abgestorbene Stämme zeugen von der Ungunst des Klimas, aber aus den Überresten der gestürzten alten grünt in langen Zeilen, Rannen genannt, lustig die junge Generation. Ein dichter Filz von Moosen und Pflanzenmoder überspinnt die gefallenen Riesen, erfüllt die Zwischenräume der Steintrümmer, breitet sich in den Waldblößen aus. Germania silvis horrida aut paludibus foeda, sagt Tacitus, und hier passen noch vollkommen seine Worte.

Auf einem der höchsten Punkte des Steingemäuers laden natürliche Auswitterungen in Sesselform zum Verweilen. Weithin breiten sich die alte Ostmark, das Baierland, aus. Über das grüne Mühlthal, die dunklen Waldkuppen und braunen Felder am Grenzzuge gegen Baiern blickt der Sauwald, schon am linken Donau-Ufer gelegen, dahinter erscheint in dämmernder Ferne, vom blauen Hausruck gesäumt, die lange Alpenkette, die man vom Stauffen in Baiern bis zum Schneeberge im Süden der Kaiserstadt an der Donau übersieht. Tiefes, schier beängstigendes Schweigen herrscht ringsum, nur die Wipfel rauschen leise im Winde, hier und da vernimmt man das Hämmern eines Spechtes, den schrillen Ton einer Meise.

Durch wohlgepflegten Hochwald, in dessen Blätterdach Bergfinken fröhlich ihr Lied schmettern und Holztauben brüten, geht es hinab ins Mühlthal, zu den Wohnstätten der Menschen. Da breitet sich Schwarzenberg aus, dort winkt uns Ulrichsberg, auf einem Hügel gelegen, gastlich entgegen, durch manches Dörfchen mit flachen, steinbeschwerten Dächern führt die Straße im welligen Mühlthal, nun wird der stattliche Markt Aigen sichtbar mit seinem schlanken Kirchthurm, die pappelgesäumte breite Straße führt am Friedhofe vorbei zum nahen Stifte Schlägl, das mit seinen Wirthschaftsgebäuden und Gärten sich bis zur weißschäumenden Mühel ausdehnt. Ein Herr von Falkenstein, dessen starkes Schloß in einer romantischen Thalschlucht ein paar Meilen südlich an der Donau lag, that, in der Wildniß verirrt und sein Haupt auf einen Holzhauerschlägl zur Ruhe legend, einst das fromme Gelübde, an dieser Stätte ein Kloster zu stiften. Siebenhundert Jahre sind seitdem vergangen, sein Geschlecht ist ausgestorben, die Trümmer der Burg kaum noch unter

Nesseln und Wildniß sichtbar, dies Stift aber, die Culturstätte, von welcher die Urbarmachung des westlichen Mühlviertels ausging, hat den Wechsel der Zeiten kräftig überdauert und liegt mit hellen Mauern und rothen Dächern, ein Bild des Segens und Behagens, inmitten des grünen Thales.

Weiter führt uns die Straße. Unweit des Pfarrdorfes St. Oswald werfen wir noch einen Rückblick auf das obere Mühlthal, das wir hier seiner Länge nach durchschauen. Im Osten steigt die breite Gruppe des St. Thomasgebirges auf. Südlich davon liegt Haslach, ein gewerbefleißiger Markt, auf einer Halbinsel zwischen der Mühl und einem Flüßchen, welches dort in dieselbe einmündet. Starke Ringmauern und trotzige Thürme mahnen an die Zeit, da der wilde Hussitensturm sich hier staute.

Die Mühl macht hier eine Biegung nach Süden und schäumt durch eine waldige Schlucht, Neufelden auf drei Seiten umfließend, der Donau zu. Unser Weg führt hügelauf hügelab auf einer alten Straße, vorüber an ärmlichen Dörfchen, an steinumfriedeten Hutweiden, wo einige braune Rinder, der Hauptreichthum der getreidearmen Gegend, weiden, Rohrbach zu, dem wirthschaftlichen Hauptorte des oberen Mühlviertels.

Ein altes Wallfahrtskirchlein, Maria Trost, leuchtet aus dunklem Tannengrün zu Häupten des Ortes, der um die geräumige Kirche mit hohem grauen Thurme auf der Hochfläche breit hingelagert ist. Vom ausgedehnten Platze vor dem laubengeschmückten Rathhause schallt verworrener Marktlärm herauf. Weithin dehnt sich im hellen Sonnenscheine die Landschaft. Mit wenigen Farben hat die Natur ein trauliches Bild geschaffen. In das Braun und Gelb der Felder webte sie das Blau des Leins, das Roth des Klees. Wie Fähnlein rüstiger Landsknechte im dunklen Wamms stehen die Hopfengärten, das grüne Band der Wiesen umsäumt die helle Straße, der dunkle Wald zwischen den Mühlflüssen und an dem Grenzrücken gegen Baiern bildet den Rahmen des Gemäldes gegen Nord und West. Davor liegt mit weißem Kirchthurm manch freundlicher Ort. Dort Öpping, Peilstein, Julbach, dazwischen in seichter Einsenkung die kleine Mühl, weiterhin waldumkränzt Kollerschlag, das schon nach Baiern hinüberblickt, das ansehnliche Sarleinsbach, Putzleinsdorf halb in Bäumen versteckt und das hochgelegene Pfarrkirchen. Dorthin lenke seine Schritte, wer das Mühlplateau, das Donauthal und das Land südlich derselben bis zur stolzen Alpenkette mit einem Blicke überschauen will. An jener kaum merklichen Kuppe liegt Lembach, auf der Höhe Altenfelden und manch anderes Pfarrdorf, und darüber hinaus in blauer Ferne schimmert das dreigipfelige Haupt des Dachstein.

Die blinkende Straße jenen Höhenzug entlang wandern wir weiter, vorbei an St. Peter und St. Johann am Windberge. Seltsam und launenhaft ist der Verlauf der Straße, sie erklimmt bald eine Granitkuppe, dann taucht sie wieder in eine grasige Mulde, umgeht hier eine waldige Thalfurche, übersetzt dort einen felsigen Graben. Feld, Wiese und

Wald nahe beisammen, sich gegenseitig in kleinen Parcellen durchdringend, geben im Verein mit den inmitten ihrer Grundstücke verstreuten Bauerngehöften, den auf den Höhen sich breitenden größeren Orten und Straßenzügen der Landschaft den Charakter der Genügsamkeit, des in sich selbst zufriedenen conservativen Behagens, der durch den gemächlichen Trott der Postgäule, durch den Frachtwagen vor dem Einkehrwirthshause noch verstärkt wirkt. Binnen Kurzem wird das Dampfroß auch hier diese Vehikel, zur Zeit noch die einzigen Verkehrsmittel im oberen Mühlviertel bis zur Donau herab, verdrängen.

Lustig flattert der Wimpel auf dem Schlößchen, das den Gipfel des Hansberges schmückt. Von der Plattform seines gastlichen Daches böte sich eine entzückende Rundsicht, die nur im Südost durch den Schauerwald und die Warte etwas beengt wird, hinab zur Donau, wohin das Land in breiten Terrassen absinkt, hinauf zum Gebiet an den Mühlflüssen, das wir eben durchzogen. Doch wir müssen weiter. Da liegt ein breites Thal vor uns, von der kleinen Rottel durchflossen. Am diesseitigen Hang ist das Pfarrdorf St. Veit, am jenseitigen springt ein imposanter Felskegel ins Thal vor mit einer herrlichen Ruine geschmückt, Schloß Waxenberg. Nur an seinem östlichen Abhang hängt derselbe durch einen Sattel, in dem ein Dörfchen und Jagdschloß des Fürsten Starhemberg liegt, mit dem Ober-Neukirchener Rücken zusammen. Durch die zerfallenden Mauern der Vorwerke steigen wir empor zum Gipfel, wo die starken Mauern die Nessel umwuchert, der Hollunder im Burghofe seine Sträuße bereitet, am hochragenden Söller Steinbrech, Fetthenne und andere Schuttpflanzen sprießen und die Zinnen des gewaltigen Thurmes von jungem Birkenlaub übergrünt werden.

Schön ist es hier im Sommer, doch schöner noch im Winter. Wenn über dem Donauthale bis an die Alpenmauer hin kalte Nebelmassen lagern und in der Stadt die Leute fröstelnd über die Gassen huschen, ist es hier hell und warm. Ein weißes Linnen ist über die Landschaft gebreitet, die Teiche und Bächlein ruhen, glitzernd lagert der Sonnenschein über ihnen, über den Thalrinnen, den Wäldern hängt wie feines Spitzengewebe ein zarter Nebelschleier. Tiefer Friede liegt über dem kleinen Orte unter uns, aus dessen Gehöften dünne blaue Rauchsäulen steigen. Hier und da schallt das frohe Jauchzen der in kleinen Handschlitten den Berg hinabsausenden Schuljugend, das Schellengeklingel eines Schlittens herauf. Der Rauhfrost hat in langen Winternächten die dürren Halme am Wege in prächtiges Korallengeäst verwandelt, wo ein Blatt des Herbstes am Strauch geblieben, ist es von funkelnden Reifkrystallen gesäumt, die Trauben der Vogelbeere sind weiß überzuckert. Kreuzschnabel hält Hochzeit, der Wald trägt das Festtagskleid, die vornehmen Tannen prangen in Mänteln von Hermelin, weiße Federbüsche hat der Wachholder aufgesetzt, mit Perlenschnüren und Demantgeschmeide ist das Brombeergesträuch behängt, ein Springbrunnen aus flüssigem Silber schimmert die Birke. Durch die Büsche schlüpft der

Zaunkönig, achtsam, daß er den feinen Kragen vom weichsten Schwanenflaum, der den Hag bekleidet, nicht streife, Spatz und Ammer hüpfen lustig an der Straße, nur die Krähe krächzt verdrießlich, weil all die schimmernde Herrlichkeit sie nicht sättigt. Eine wundervolle Klarheit der Luft läßt das Fernste nahe erscheinen. Über Kirchschlag und die Warte hin flimmert die Schneepyramide des Ötscher, hoch ragen die Felsenthrone des Priel und des Dachstein, die ganze lange Kette der Alpen bis zum Watzmann reiht sich an, deutlich hebt sich das strahlende Weiß ihrer Schneefelder von dem Röthlichgrau der schroffen Kalkwände, auf denen der Wind den Schnee nicht liegen läßt.

Die warmen Strahlen der Mittagssonne setzen die Nebelmassen über dem Flachlande in Bewegung. Wie ein sturmgepeitschtes Meer aus geschmolzenem Edelmetall wogt und schäumt der obere Rand der Nebelschichte, die breiten Wolkenschatten mildern hier und dort das grelle Licht. Jetzt taucht für einen Augenblick der Kürnberg, der lange Rücken des Hausruck inselförmig heraus, -- da kriecht ein Nebelball das Donauthal herauf und hüllt ihn wieder ein. Nun steigen säulengleich Nebelmassen empor, vom Winde ausgebreitet wie Palmenkronen. Wenn endlich die Sonne fern über dem Baierlande zur Rüste geht, dann zieht ein rosenrother Schimmer von den Bergen her über die wogende See, deren Wellen wie feurige Zungen an die Uferberge schlagen, bis die sinkende Nacht Alles in ihren bleigrauen Mantel hüllt.

Kaiser Max I., der sich gerne in Oberösterreich aufhielt, hatte Recht, als er das Mühlviertel mit einem zusammengefalteten Reitermantel verglich. Eine dieser tiefen Falten ist das romantische große Rottelthal, das sich von den fruchtbaren Donaugeländen bei Ottensheim als felsige ruinengeschmückte Schlucht hinaufzieht, vorüber am hochgelegenen Grammastetten, „mit der hohen Schule", wie deßhalb der Volkswitz sagt, bis Zwettl, von wo an es sich als breiteres Wiesenthal darstellt. Am waldigen Sternstein, nach dem Blöckensteingebirge der höchste Punkt des Mühlviertels, entspringt die große Rottel in breiter Mulde. Durch luftigen Wald, dessen dunkles Tannengrün freundlich durch eingestreute Buchen und Bergahorne gemildert wird, führt der Pfad zum Gipfel. Laut rauscht bei jedem Schritte das dürre Laub am Boden auf, Polster von Heidel- und Preiselbeeren, Alpenhexenkraut und die breitblättrige Hainsimse, eine artenarme Flora von nordischem Typus erfüllt die Schläge und Waldränder, schwellende Mooskissen sind über die Steine am Quell gebreitet, die Trümmer der einstigen Gesteindecke, die als gewaltige Blöcke den Kamm bedecken, sind mit bunten Flechten überkrustet. Der Sternstein selbst ragt als ein imposanter Felsthurm über die Kronen der umgebenden Fichten empor, eine Balzhütte, dem Fürsten Starhemberg wie auch die umliegenden Forste gehörig, schmiegt sich an ihn.

Eine weite Rundschau in den Böhmerwald nach Böhmen hinein, über den größten Theil des Mühlviertels und die Tiefenregion südlich der Donau bis zur fernen Alpenkette

Schloß Warzenberg bei Ober-Neukirchen.

eröffnet sich. Das Rottelthal entlang zieht sich der Brunnwald empor zum langen Bergrücken, auf welchem die Thürme von Ober-Neukirchen und Traberg sich zeigen, eine flache Einsenkung davor führt nach Weißenbach und Helfenberg hinüber, dessen Häuser und Fabriken in tiefem, oft versumpftem Thalkessel liegen. Auf der braunen Hochfläche vor uns liegt mauerumgürtet die treue Grenzwarte Leonfelden, gegen ein altersgraues Kirchlein mit hohem Dache, sorgsam an der Wetterseite mit Schindeln eingehüllt, wo ein heilkräftiges Brünnlein entspringt, ziehen in langem Zuge die Scheunen des Ortes hinab. Walddörfer liegen hingestreut am Wege, kaum reifen Hafer und Gerste auf der dünnen Ackerkrume, ihr schütterer Wuchs, der Mangel der Obstbäume zeugen von der Rauheit der Winde, die vom Böhmerwalde her über das Land sausen, überall ist noch der Wald vorherrschend, trotzdem hier viel gerodet wurde, so daß ein Drittel der Ortsnamen auf Reut und Schlag endigen.

Gegen Osten hin zeigt sich auf kaum merklicher Bodenanschwellung der Mieſenwald, dem man es kaum ansähe, daß zwischen seinen flachen Kuppen die Hauptwasserscheide Europas verläuft, dahinter blauen waldige Rücken und Berggruppen, die in langem Zuge den Horizont abschließen. Es ist das Bergland von Sandl und Liebenau im Nordosten von Freistadt, der hochgelegene Grenzwall gegen Niederösterreich hin, an den sich der Weinsbergerwald anschließt, der bis zur Donau hinabzieht. Dort ist der rauheste Theil des ganzen Berglandes zwischen dem böhmischen Kessel und der Donau. Nur winzige Ackerparcellen, auf deren sandigem oder steinigem Boden noch im September das Getreide in blassem Grün steht, sind hier und da eingestreut in die Landschaft, welche sonst nur die drei altgermanischen Elemente Wald, Weide, Wasser zeigt, überall liegen große Steinblöcke herum oder umsäumen die mageren Hutweiden, hegen den Birken- und Föhrenwald gegen die zudringlichen Ziegen und Schafe ein, welche beinahe den alleinigen Viehstand der armen Bevölkerung bilden.

Der muntere Klang der Eisenhämmer ist an den braunen Waldwässern verstummt, kaum vermag die harte Arbeit in den ausgedehnten herrschaftlichen Forsten, Torfgewinnung und Holzflößerei einen kärglichen Ersatz zu geben. Den rüstigen Waidmann aber wird die lustige Jagd entschädigen, denn Hoch- und Schwarzwild ist häufig, die ausgedehnten Teiche, die vielen Waldbäche sind reich an schmackhaften Fischen.

Freistadt, ein alter Handelsplatz, über welchen seit unvordenklichen Zeiten Salz und Eisen, die beiden köstlichen Producte der Nordalpen, nach Böhmen gebracht werden mußten, liegt in einer breiten, anmuthigen Thalmulde der Feld-Aist zwischen den westlichen Ausläufern des eben charakterisirten Grenzgebirges und den östlich des Sternsteines heranbrängenden Bergkuppen. Feste Mauern, trotzige Thürme umgürten die Stadt, einst eine starke Grenzwehr, gegen welche das wilde Ungestüm der Hussiten vergeblich anstürmte.

Die älteste Eisenbahn Österreich-Ungarns, schon vor sechzig Jahren als Pferdebahn im Betrieb, jetzt mit veränderter Trace in eine Locomotiv-Eisenbahn umgewandelt, verbindet hier die Moldau mit der Donau. Zu beiden Seiten der Bahn ziehen waldige Rücken, die Orte an denselben gehören theilweise schon ins Moldaugebiet, dem hier der Ketten-, dann Altbach an Schenkenfelden und Reichenthal vorüber sein dunkles Wasser im Stegmühlbach zuführt, andere, wie Neumarkt und Altenberg, liegen im Quellgebiete der Gusenbäche donauwärts weithin sichtbar; auf der östlichen Seite der Bahn zieht eine Anzahl von freundlichen Märkten und stattlichen Schlössern den Thälern der Aistzuflüsse entlang, Lasberg, Kefermarkt mit seinem herrlichen Flügelaltare, der Wallfahrtsort St. Leonhard, die Märkte Guttau, Zell reihen sich an, überall folgen die Orte den Berghöhen; in die waldbesäumten Felsschluchten steigt keine Straße nieder, nur einsame Mühlen klappern in der Tiefe, am Gehänge klebt das verfallende Gemäuer der malerischen Ruine Reichenstein.

Bei Pregarten ändert sich plötzlich der Charakter der Gegend. Das Gelände sinkt gegen die Donau ab, breite Thalbecken eröffnen sich, zwischen denen einzelne Berggruppen bis an die Donau vordringen. Über Schloß Hagenberg fällt der Blick in die fruchtbare Thalmulde der Gusen bei Gallneukirchen, noch eine Krümmung der Bahn um das hochliegende Wartberg und Schloß Haus mit seinem schattigen Parke herum, und das gesegnete Donauthal liegt zu unseren Füßen im vollen Reize, den die Natur so verschwenderisch auf dasselbe ausgegossen. In großen Serpentinen senkt sich die Eisenbahn hinunter, der Landeshauptstadt zustrebend, ein anderer Zweig derselben eilt von Gaisbach direct zur Donau, die er bei Mauthausen übersetzt.

Hier liegt behäbig das alte Kirchdorf Ried, der Marbach entspringt seinen Fluren, an dessen felsigen Ufern ausgedehnte Granitbrüche bis Mauthausen sich hinziehen, da hütet Schwertberg den Eingang ins romantische Aistthal, östlicher liegen Perg mit großen Mühlsteinbrüchen, Allerheiligen am Rande der Bergwand, Windhaag, Münzbach, die starken Thürme von Schloß Klam am Eingange einer wilden Schlucht zeigen sich, dahinter leuchtet St. Thomas auf dunkler Bergeshöhe.

Vom Halbkreis der Berge im Norden, einer niederen Hügelkette im Süden begrenzt, von der Donau in breiten Armen durchflossen, breitet sich mit fruchtreichen Feldern und Obstgärten reich geziert ein breites Thalbecken, das grüne Machland. Eine halbe Stunde oberhalb Grein treten waldige Berge wieder von beiden Seiten an den brausenden Strom, der im engen Bette sich herumwirft gegen Norden, bis ihn vortretende Felsen abermals nach Osten ablenken. Ein Stündchen von dort liegt auf breitem, ebenem Bergrücken Schloß und Bad Kreuzen. Von dem zerbröckelnden Mauerwerke der alten Grafenburg, welche düster contrastirt mit den freundlichen Gartenanlagen und den netten Gebäuden der bekannten Kaltwasserheilanstalt, halten wir Rückschau über das durchmessene Gebiet, blicken hinab zur

Donau, in deren Fruchtgelände Schloß Wallsee und die alte Greinburg sich zeigen. Ein wohlgepflegter Pfad führt uns zu Seiten des plaudernden Bächleins ins liebliche Wiesenthal, das plötzlich in eine enge steile Waldschlucht übergeht, durch deren Blöcke es sich hinabstürzt der Donau entgegen.

Lauschige Plätzchen finden sich am Wege, wo kaum die Mittagssonne durch die Kronen der alten Buchen durchdringen mag, zum klaren Quell, der dort frisch dem Fels entströmt, der brausende Bach uns zur Seite verschwindet bald unter großen Blöcken, bald tritt er durch ein Felsthor heraus in ein natürliches Bassin, bis die Tiefe der „Wolfsschlucht" erreicht ist und ein blumiges, breiteres Thal ihn sanft hinausführt zur Donau, die hier unterhalb Grein in das berühmte Durchbruchsthal eintritt, dessen wilde Stromschnellen und burgengeschmückte Felsklippen einst im Strudel und Wirbel den Schrecken der Schiffer bildeten, nun gebändigt das Auge entzücken.

Die Hügelregion südlich der Donau.

Das breite Alluvialbecken der Donau um die alte Zollstätte Eferding steigt gegen Süden allmälig zu einem Rücken an, dessen Gneißuntergrund stellenweise von Löß und Sand überlagert ist und das Donauthal von der breiten Einsenkung längs der Alpen trennt. Hier auf der Höhe liegt Maria-Scharten, ein freundliches Pfarrdorf, der Sitz einer katholischen und protestantischen Pfarrgemeinde, mit freier Rundsicht zur Donau und den Mühlviertler Bergen im Norden, der Fruchtlandschaft und der Alpenkette gegen Süden. Die holde Maienzeit kleidet die Gegend in die süßesten Reize. Schon haben Aprikosen und Kirschen ihren Blütenschnee auf den Weg gestreut, Wiesen und Wälder prangen im ersten saftigsten Grün, in den Obstgärten, welche die Gehöfte verdecken, entfalten sich Blätter und Blüten. Die Wege sind von Alleen saftstrotzender Apfel- und Birnbäume, die dem Volke das Nationalgetränk, den kühlenden Obstmost, liefern, gesäumt, dazwischen stehen mächtige Walnußbäume mit glänzenden jungen Zweigen voll saftiger Blätter und wolliger Kätzchen, der Duft der Traubenkirsche erfüllt die Wege zwischen den Büschen. Breit dehnt sich das bläulichgrüne wogende Kornfeld, dazwischen laufen lange Streifen gelben Rapses, heller, sprießender Weizenäcker. Aus dem Blütendach der Gärten schaut da und dort der steile Giebel eines alterthümlichen Kirchleins oder eines stattlichen Gehöftes hervor, das Erbe stolzer alter Bauerngeschlechter, die hier, weithin von ihren Gründen umgeben, seit vielen Jahrhunderten sitzen. Ein Nutz- und Ziergarten schließt sich an jedes Haus, wo kräftig riechende Blumen, sowie manch anderes duftendes Kräutlein und heilkräftiges Gewürz gepflegt werden, wie sie einst der große Kaiser Karl in seinen Pfalzen bauen hieß. Eine Rosenhecke steht am buxgesäumten Wege, der die Beete trennt, Eibisch, Salbei und Krauseminze blühen neben der Geißblattlaube, Nelken und Gelbveiglein am Fenster der

Ruine Stauf bei Aschach.

Schlafkammer und ein sorgsam behüteter Rosmarinstock, der Brautschmuck der sittigen Jungfrau, darf auch nicht fehlen. — Über dem Innbache winkt oder den Trümmern der einst so gewaltigen Schaumburg auf breitem Hochfelde, dem Mairhoferberg, ein stattlicher Wartthurm, von dessen Zinnen ein herrliches Panorama nach allen Seiten sich öffnet. Ein tiefes Thal, von der Aschach in trägem Laufe durchflossen, durchschneidet den Gneißzug, auf dessen jenseitigem Gehänge auf weit vorspringendem Felssporne der trotzige Thurm der alten Bergfeste Stauf sich zeigt. Unweit davon liegt bei St. Agatha der Fadingerhof, ein mächtiges, weißleuchtendes Viereck; das Stammhaus des kühnen Bauernführers Stefan Fadinger aber liegt zerstört unter Nesseln und Gestrüpp daneben. Doch weiter geht die Wanderschaft auf uralter, schon von den Römern begangener Fahrstraße immer den breiten Bergrücken

entlang, der sich zum Sauwald hinaufzieht. Das Land wird sichtlich rauher; wenn im Thal der Pflug schon über die kahlen Stoppelfelder ging, steht hier noch das magere Korn und der Hafer grünt, wenige sturmzerzauste Kirschbäume mit kleinen rothen Früchten säumen den Weg, ärmliche Häuschen liegen da und dort am Waldessaume. Die Felder hören auf, moosige Wiesen, deren bleiches Grün an trockenen Stellen ein Busch fleischfarbenen Heidekrautes, am Quellrande ein Geröhr Binsen- und Riedgrases unterbricht, umfriedet von schütterem Nadelwalde mit buschigen Ästen, deren Knospen Auer- und Birkwild nähren, geleiten hinauf zum Jungfernstein. Es ist dies ein mächtiger dreiseitiger Felsblock, der, eine altheidnische Opferstätte, so auf der Unterlage ruht, daß man ihn leicht bewegen kann. Noch zeigt man den heiligen Steig, den in heller Sommernacht schweigende Jungfrauen mit den Opfergaben beschritten.

Ein paar Wegstunden noch und der Haugstein, der Gipfel des Sauwaldes, ist erreicht. Seine weite Fernsicht über den größten Theil Oberösterreichs und die baierische Hochebene bis zur langen Alpenkette im Süden ist namentlich im Nachbarlande Baiern wohlbekannt. Uns fesselt besonders die weite Landschaft, welche der Inn von Braunau bis Schärding in großem Bogen durchfließt. Dort an der malerischen Thalschlucht, welche der Fluß zwischen Schärding und Passau in die Gneißtafel eingesägt hat, südlich der Felsklause zwischen Wernstein und dem imposanten Bergschlosse Neuburg, gegenüber der alten Abtei Vornbach ist ein prächtiges Plätzchen. Am brausenden Inn, über welchen eine lange Holzbrücke nach Baiern führt, liegt behäbig ausgebreitet mit reinlichen Straßen und schattigen Gärten vor den alten Thoren die Grenzstadt Schärding. Deutlich tritt der Gegensatz der Ufer hervor. Das rechte, österreichische Ufer ist steil, auf der abbröckelnden Schlierwand desselben, an welcher der Inn beständig nagt, liegt eine Reihe freundlicher Orte: St. Florian, die Thürme der alten Abtei, nunmehrigen Strafanstalt Suben, Kloster Reichersberg und Obernberg, einst der Hauptstapelplatz für den Getreidehandel am Inn abwärts. Darüber hinaus verschwimmt die Gegend in blauem Duft, aus dem die dünne Nadel des Stadtpfarrthurmes von Braunau für ein scharfes Auge gerade noch sichtbar hervortritt. Das linke, baierische Ufer ist weithin von Alluvionen gebildet. Noch einen Blick auf die weißen Häupter der fernen Alpenkette, aus welcher besonders die Salzburger Berge, der massige Untersberg, der steile Kegel des Watzmann, die leuchtende Firnfläche der übergossenen Alm deutlich hervortreten, während weiterhin Schafberg und Dachstein sich anschließen, bis gegen Ost die Ausläufer des Sauwaldes den Blick hemmen und nur mehr Traunstein und Priel erkennen lassen.

Das untere Innviertel bildet eine große, gegen den Inn sich öffnende Mulde, vom Sauwald, Hausruck und deren Ausläufern gegen die übrigen Landestheile abgeschlossen. Weite herrliche Ackerfelder, üppiges, hummelumschwärmtes Kleeland breiten sich aus,

Aussicht bei Schärding
nach dem Süden.

saftige dreimähdige Wiesenflächen an den Bächen hin nähren schwere Rinder, schnelltrabende Rosse, Obstbaumgruppen umgeben die stattlichen, nach altbaierischer Sitte vielfach noch aus Holz erbauten Gehöfte mit den breiten, steinbeschwerten Dächern. Ein weitverzweigtes Straßennetz führt schon seit Römerzeiten den Alpen zu und die Donau entlang; mancher Bauernhof steht an der Stelle einer einstigen Hochwarte, in anderthalbtausend Jahren vermochte der Pflug noch nicht die Spuren von Wall und Graben zu verwischen. Wo kleine Flüßchen den Weg zum reißenden Grenzflusse weisen, liegen heute noch wie zu Römerzeiten an den Brückenköpfen beiderseits die bedeutendsten Orte Schärding-Neuhaus und Braunau-Simbach.

Im Süden von Braunau zieht sich ein breiter zumeist waldbedeckter Höhenrücken vom Salzachknie bei Laufen bis gegen die Traun hin. Das Mattigthal theilt ihn in zwei ungleiche Stücke. Vom Tannberg im Süden desselben an der Landesgrenze gegen Salzburg hat man darüber den besten Überblick.

Hat man sich satt gesehen an der Salzburger Alpenkette und deren seegeschmücktem Vorlande, so bietet ein Blick nach Norden neue Reize. Gegen Westen hin schweift das

Auge über ein weites Waldgebiet, den Weilhardt, eine Hochfläche mit aufgesetzten Kuppenreihen und Höhenzügen und einsamen Dörfern, in deren einem sich die Geschichte Meier Helmprechts, der älteste deutsche Roman, abspielte. Der Salzachgletscher hat einst die Geschiebemassen, welche den Untergrund bilden, mit sich hierhergeschleppt, die Hügelzüge sind alte Moränenwälle, die weiten Moorlandschaften, die braunen Seebecken, jetzt mit dem anstoßenden Geröhr das Sommerquartier vielerlei seltenen Federwildes, sind Reste alter Gletscherseen. Gegen das Salzachthal fällt der düstere Forst in Terrassen und Steilufern ab, die größeren Ansiedlungen liegen daher meist auf dem flacheren baierischen Ufer, dem auch der Verkehr folgt, ein Stück Altbaiern der conservativsten Art wird hier an der oberösterreichischen Grenze sichtbar.

Vom Tannberg nördlich liegt das Mattigthal, eine grasreiche Flur, in deren Mitte zwischen niedrigen Ufern das braune aber klare Gewässer der Mattig gemüthlich dahin schlendert. Ihr entlang liegen anmuthige Pfarrdörfer, freundliche Ausblicke in bewaldete Seitengräben eröffnen sich und gewähren Abwechslung. Da ist Lengau am Schwemmbache, der im Kobernauser Walde entspringt, Friedburg und Heiligenstatt, wie Schwalbennester an den Absturz des rechten Thalgehänges geklebt, unterhalb den Kirchdörfern Palting und Jeging das stattliche Mattighofen, einst eine kaiserliche Pfalz. Uttendorf, lieblich in Baumgruppen hingestreckt, und das ansehnliche Mauerkirchen schließen sich thalabwärts an.

Saftige Wiesen, hier und da mooriger Boden mit dunklen schilfumsäumten Wassertümpeln, über denen die Blätter der gelben Teichrose sich breiten und blaue Libellen zitternd schweben, bilden eine rossenährende Flur; sie war schon vor Jahrtausenden der Sitz eines reisigen Keltenvolkes, dessen Helden und Häuptlinge sammt ihrem Geschmeide und Waffenwerk flache Grabhügel decken, die das Volk in treuer Überlieferung Gälbühel nennt.

Im Osten des Mattigthales liegt der vieläftige Kobernauser und der Hausruckwald. Auf weichem Schlieruntergrunde, dem Zerreibsel einer früheren großen Meeresbucht, breitete sich hier einmal eine große Moorlandschaft, von Sumpfwäldern unterbrochen, aus, deren umgebildete Reste nun als reiche Lignitflötze ausgebeutet werden. Gewaltige Ströme der Vorzeit setzten darüber mächtige Geschiebemassen ab, welche durch die Gewässer der jüngsten Erdepoche zerfurcht wurden. Manch einsames Waldthal öffnet sich nach Norden und nach Süden, an den Ausläufern liegen stille Dörfchen, deren holzgezimmerte Häuser kaum unter dem beschirmenden Blätterdache der alten Obstbäume herauslugen, ihr Unterbau ist oft auf Kohlenblöcken fundirt, da es der Gegend an Bausteinen gebricht. Ein solches Dörfchen ist Groß-Piesenham, welches das „Muedastübl" Franz Stelzhamers, des genialsten der oberösterreichischen Volksdichter, in sich einschließt. Einen Blick werfen wir noch zurück in die gesegnete Gegend von Ried, dem jetzigen Hauptorte des Innviertels, und durchwandern dann nach Süden den schattigen Hochwald. Wo der Kamm sich südlich gegen

die Vöckla senkt, am Hochlehen oder dort, wo das alte Schloß Frankenburg stand, eröffnet sich ein überraschender Ausblick. Der vielverzweigte Hausruck- und der Kobernauser Wald erfüllen das nördliche Gehänge des breiten Vöcklathales, dem einst die Römerstraße gegen Juvavia folgte. Dort stand am Haushamerfelde die breitästige Linde, an welche des blutigen Herberstorf Schergen die ausgelosten Opfer hängten, in jenem stillen Waldthale,

Das Mattigthal bei Uttendorf.

von welchem harmonisches Glockengeläut herüberdringt, liegt Ampfelwang, wo religiöse Schwärmerei noch in diesem Jahrhundert blutige Menschenopfer darbrachte, darüber hinaus steht prächtiger Wald in schön geschlossenen Beständen, kaum daß hier und da eine Schneiße, ein blumiger Schlag ihn unterbricht. Will man aber einen vollen Ausblick haben ins blauende Land dahinter oder zur Alpenkette gegenüber, so findet man ihn auf der Schanze bei Wolfsegg. Hier ist der Anblick der Alpenkette vom Untersberg bis zum Ötscher überwältigend. Hochkalter, Watzmann, Göll, die Schneefelder der übergossenen Alm, die Felsschroffen des Schafberges, davor ein blinkendes Stück des Attersees, das zackige Höllengebirge, die Dachsteingletscher, gerade gegenüber die imposante Felspyramide des

Traunstein am Eingange ins paradiesische Salzkammergut, das weiße Gemäuer der Prielgruppe, die Berge des Krems- und Steirthales, das Gewimmel der Berge an der Enns, endlich der schimmernde Ötscher liegen vor uns. Eine weite Senke trennt unseren Standort von ihren grünen Vorbergen, ein herrliches Gartenland, aus dem unzählige Dörfer und Städte heraufblicken.

Drüben, wo die Berge coulissenartig zurücktreten, liegt Vöcklabruck, dort Attnang, von welchem sich ein breites Thal zum Hausruck heraufzieht, dessen Kohlenlager hier am leichtesten zugänglich sind und zu Thomasroith und Kohlgrub ausgebeutet werden. Da unten an der Ager liegt das wohlhabende Schwanenstadt, Puchheim mit seinem alten Schlosse und viele andere Orte auf der grünen Schotterterrasse, durch welche Ager und Vöckla in launigen Windungen ihrer Vereinigung zufließen.

Im Schatten üppiger Linden, an Kapellen und altersgrauen Kirchlein vorbei wandern wir der Traun zu, die sich ein tiefes Thalgerinne in die Schottermassen eingerissen hat, welche die Gewässer früherer Erdepochen aus den Alpen hierher wälzten.

Zu beiden Seiten begleiten waldige Ufer eine Strecke weit den schäumenden Fluß, dessen krystallklares grünes Wasser, in manchem Seebecken geläutert, endlich hinabstürzt über ein schräges, das Bett durchziehendes Felsenriff, hier im breiten Strome, dort in feinen Wasseradern, schäumend und donnernd, daß der Gischt emporwallt und ein Schleier von Wasserstaub über die Felsen sich lagert, welcher bei hellem Sonnenschein in prächtigen Regenbogenfarben erglänzt. Ein alter Kanal führt die Salzschiffe pfeilschnell am wilden Fall vorbei hinab gegen Kloster Lambach, wo die durch die Ager verstärkte Traun in eine kleine Alluvialebene tritt, welche den Namen Welser Heide führt. Hier war vom uralten Wels abwärts noch vor hundert Jahren ein ödes Steinfeld, Alpenschutt, den die Traun hier ausbreitete. Rastloser Fleiß hat es jedoch in Culturland umgewandelt, Föhrengehölz, Felder mit Buchweizen und Kartoffeln trägt die dünne Erdkrume. Oberhalb Hörsching geht die Heide in das fruchtbare Linzer Becken über, südlich der Traun lugen über die Terrasse, welche es abschließt, die Thürme von St. Florian. Unfern mündet die Krems in die grüne Traun, ihr folgend, zieht sich das anmuthige Kremsthal hinauf, anfänglich nur wenig in die reiche Fruchtlandschaft eingesenkt, bald enge zusammengedrängt durch großschollige Saatfelder und bunte Wiesen, bald erlen- und haselgesäumt sich erweiternd. Hier hebt sich ein Hügel und ladet ein weißes Gehöft mit umgebendem Obstgarten zum Besuche, dort führt eine Straße in flacher Mulde dem Dorfe zu, ein nettes Schloß, mit breiten Wassergräben umgeben, ein alter Kirchthurm zeigt sich da und dort, bis, ohne daß man es merkt, die Höhe erstiegen ist und der stolze Bau des Stiftes Kremsmünster erscheint, das wie eine Warte hineinblickt zu den grünen Vorbergen und den schroffen Felsmauern der Alpen.

Wolfsegg.

Das obere Traungebiet.

Unter jenen natürlich umgrenzten Abschnitten der Ostalpen, welche durch besonderen Reichthum wechselvoller Landschaftsbilder ausgezeichnet sind, darf das obere Traungebiet wohl in erster Reihe genannt werden. Dasselbe gehört zum größten Theile dem Lande ob der Enns an, wo es den Südwesten desselben einnimmt. Wird als Grenze zwischen dem oberen und dem unteren Traungebiet jene Linie gedacht, welche den äußersten, der Zone des sogenannten „Wiener Sandsteines" angehörigen und das Niveau von 1.000 Meter nur mehr mit wenigen Gipfeln überragenden Höhenzug der Nordalpen von dem nördlich anliegenden Terrassen- und Hügellande scheidet, so ergibt sich für das erstere ein Areal von beiläufig 2.350 Quadratkilometer, wovon aber gegen 16 Procent auf den steirischen, etwa 12 Procent auf den salzburgischen Antheil entfallen, während derjenige Abschnitt, welcher das eigentliche oberösterreichische Salzkammergut umfaßt, nur 680 Quadratkilometer, das ist weniger als $^1/_{17}$ des Gesammtareals des Kronlandes einnimmt.

Wenn die nachfolgende Schilderung theilweise über die politischen Grenzen des Landes hinausgreift, so erscheint dies wohl genügend damit gerechtfertigt, daß das obere Traungebiet ein physisch individualisirtes Ganzes bildet, welches auch landschaftlich als ein solches behandelt zu werden verlangt.

Was dem alpinen Südwesten Oberösterreichs in Bezug auf den allgemeinen landschaftlichen Charakter einen entschiedenen Vorrang gegenüber vielen anderen gleich großen Theilen des Alpenlandes verleiht, ist die Vereinigung aller den alpinen Landschaften einen erhöhten Reiz verleihenden Erscheinungen innerhalb eines relativ enge begrenzten Raumes. Das obere Traungebiet darf füglich bis zu einem gewissen Grade als ein Miniaturbild des ganzen Alpenlandes bezeichnet werden. Bei vierzig Seen verschiedenster Größe, Höhenlage und Umgebung, Bergmassen aller denkbaren Formen von der sanft gerundeten Kuppe bis zu dem zerrissensten Zackengrat und, damit auch der Hauptcharakterzug hochalpiner Natur nicht fehle, schimmernde Eis- und Firnfelder, von stolzen Felsenmassen umragt, bilden Objecte eines Landstriches voll malerischer Schönheit, welche noch erhöht wird durch die vielen freundlichen Thalbilder, denen größere und kleinere Ortschaften nebst zahlreich eingestreuten Gehöften und Sommersitzen den Stempel ungewöhnlicher Belebtheit aufprägen.

Keine der verschiedenen Verkehrslinien, welche in das obere Traungebiet einmünden, gibt einen besseren Vorgeschmack von dessen wechselvollen Scenerien als jene Bahn, welche von der Hauptstadt Oberösterreichs durch die freundlichen Gefilde des unteren Traunthales nach Lambach und von da bei dem Traunfall nächst Roitham, einem verjüngten Abbild des Schaffhausener Rheinfalles, vorbei zu dem nördlichen Thorwege des Salzkammergutes, dem Traunsee, führt.

Einer mehrfach durchbrochenen, von mannigfach gestalteten Bergzinnen gekrönten Riesenmauer gleich steigen über den in langgezogenen Horizontallinien contourirten niedrigen Terrassen des Vorlandes und den dahinter sich anschließenden Waldbergen der Sandsteinzone die nördlichen Kalkalpen auf. Unter ihnen erscheint als imposanteste, weil am weitesten gegen Norden vorgeschobene Masse der Traunstein (1.691 Meter), welcher, nach allen Seiten in schroffen Wänden abstürzend, einem gigantischen Wartthurm vergleichbar den Eingang in das obere Traunthal beherrscht. Zwischen den tieferen Einschartungen blicken hier und da weiter zurückliegende höhere Alpenspitzen in das Vorland hinaus, ja innerhalb einer Strecke bei Lambach taucht im fernsten Hintergrunde der gletscherumstarrte gemeinsame Culminationspunkt Oberösterreichs und Steiermarks, der hohe Dachstein, mit seinen Nebengipfeln auf.

Der Traunsee von der Marienwarte aus.

Nachdem die Bahn an der Station Engelhof ihren höchsten Punkt (474 Meter) erreicht hat, senkt sie sich ziemlich rasch zuerst nach Süd, dann in scharfem Bogen westwärts, und nun eröffnet sich mit einem Male der überraschende Ausblick auf den Traunsee (422 Meter), welcher, wenn auch in Bezug auf räumliche Ausdehnung (sein Areal beträgt nahe 25 Quadratkilometer, seine Länge über 12 Kilometer, seine größte Breite 3 Kilometer) dem 15 Kilometer westlich gelegenen Attersee nachstehend, in Hinsicht auf landschaftliche Schönheit und Abwechslung der Bilder allen größeren Seen des Traungebietes voransteht.

Gestatten schon die längs des Nordufers sich hinziehende Esplanade und die an demselben in neuerer Zeit erbauten stattlichen Gasthöfe der landwärts amphitheatralisch ansteigenden Stadt Gmunden (bei 6.000 ständige Einwohner nebst 4.000 bis 6.000 durchziehenden und Sommergästen) eine gute Übersicht des Sees und seiner Umgebungen, so wird dieselbe doch erst zu einem in sich abgeschlossenen Gesammtbilde ergänzt, wenn man von dem nahen Kogl (Marienwarte 504 Meter) oder vom Kalvarienberg Umschau hält.

Der bestrickende Zauber, welchen der Anblick des Sees auf den Beschauer übt, beruht in erster Linie auf den landschaftlichen Contrasten, welche die beiden Längsseiten desselben darbieten. Im nördlichen Drittel der Ostflanke senkt sich das bewaldete Gehänge des noch der Sandsteinzone angehörenden Grünberg (1.004 Meter) und Hochgschirr (994 Meter) ziemlich steil unmittelbar zum See herab, nur hier und da eine ganz schmale, niedrige Stufe gegen denselben vorschiebend. An der Westseite dagegen steigt in sanften Wellenlinien ein breites Gelände vom flachen Seeufer allgemach gegen den gleichfalls bewaldeten Gmundner Berg (822 und 883 Meter) an.

Bietet der schmale Uferjaum der Ostseite nur spärlichen Raum für menschliche Wohnstätten, so gleicht dagegen die jenseits liegende Uferlandschaft einem weiten, mit modernen, zum Theil schloßartigen Landsitzen besäeten Parke. Die breit in den See hinaustretende Halbinsel mit dem Landschlosse Ort (jetzt Besitz des Erzherzogs Johann) und der Villa der Großherzogin von Toscana, dann die mit der Halbinsel durch eine 130 Meter lange Brücke verbundene Insel mit dem aus dem XI. Jahrhundert datirenden Seeschloß Ort, endlich die gleich einer mächtigen Burg sich stolz über den See erhebende Villa Maria Theresia (Herzog von Württemberg) bringen noch mehr Abwechslung in das bunte Bild, welches übrigens seinen eigentlichen malerischen Abschluß erst durch das lang sich hindehnende Höllengebirge gewinnt, dessen schroffe Wände hinter den vorgelagerten Waldbergen bis zur Höhe von 1.862 Meter aufsteigen.

Während in dem mittleren Drittel des Sees der landschaftliche Charakter des westlichen Geländes sich noch unverändert erhält, steigt jenseits der Traunstein mit seinen mächtigen Schutthalden und zerklüfteten Wänden in wilder Schroffheit unmittelbar aus dem See auf. Nun folgen auf der östlichen Seite in fast ununterbrochener Reihe alpine Massen und schroffe, zum Theile völlig senkrechte Uferwände, die sich stellenweise unter dem Seespiegel bis zu Tiefen von 130 bis 170 Meter fortsetzen. Auch die westliche Begrenzung des Sees ist in dem oberen oder südlichen Drittel fast unvermittelt aus dem Charakter einer freundlichen, reich belebten Hügellandschaft in jenen einer tiefernsten Gebirgsscenerie übergegangen. Jenseits der weit in den See vorspringenden, von dem malerischen Orte Traunkirchen umgebenen Bergrippe, auf deren vorderster mit Buchen bewachsener Kuppe das alte Johanniskirchlein, auf der nächst höheren die Kalvarienkapelle thront, fällt der Sonnstein (923 Meter) so steil in den See ein, daß der Raum für die im Jahre 1861 vollendete Straße nur durch umfangreiche Sprengungen, die Weiterführung der Eisenbahn zwischen Traunkirchen und Ebensee erst nach Bohrung mehrerer Tunnels, darunter der längste (1.428 Meter) durch den Sonnstein selbst, bewerkstelligt werden konnte. Auf der Fahrt zu Schiff bietet das obere Drittel des hier auf die halbe frühere Breite eingeengten Sees Scenerien von so fesselnder Eigenthümlichkeit, wie sie nur selten

anzutreffen sind. Gleich zwei gigantischen Obelisken stehen sich an der engsten Stelle des Sees zur Rechten thalaufwärts der Sonnstein, zur Linken der Erlakogel (1.570 Meter) mit dem Röthlspitz gegenüber, und für einen Moment scheint es, als würde der See an seinem oberen Ende durch Alpenmassen völlig abgeschlossen; aber in wenigen Minuten ist der Sonnstein umfahren und nun eröffnet sich der Ausblick auf das von der 6 Kilometer langen, einst vom See eingenommenen Alluvialniederung des Traunthals gesäumte Südufer, in welchem eine breit vorspringende, Jahr um Jahr durch die stetig fortgesetzten Flußablagerungen sich unmerklich vorschiebende Kieszunge die Einmündung der Traun bezeichnet. Langbath-Ebensee ist mit seinem großen Salzsudwerk als der nördlichste Salinenort des oberösterreichischen Salzkammergutes, wie auch als oberster Landungsplatz der Dampfer und eine der frequentesten Stationen der Salzkammergutbahn bemerkenswerth.

Doch kehren wir noch einmal zum untersten Theile des Traunsees zurück, um auch das buntbewegte Leben auf demselben während der Sommermonate kennen zu lernen. Kähne, groß und klein, mit geblähten Segeln und flatternden Wimpeln, durchkreuzen nach allen Richtungen die vom leichten Wellengekräusel glitzernde Wasserfläche, dazwischen zeichnet ein dichtbesetzter Dampfer seine schaumgesäumte Bahn, mit Marktwaaren, Holz oder Baumaterial belastete Fahrzeuge, an welchen in Ermanglung eines regelrechten Segels steil aufgerichtete Bretter die Function desselben übernehmen müssen, ziehen träge dahin und auf den Fang ausgezogene Fischer bringen neuen Wechsel in die bewegte Staffage.

Nicht selten geschieht es jedoch, daß dieses anmuthende Gemälde sich in kürzester Zeit zu einer Scenerie wildesten Aufruhrs umwandelt, namentlich wenn in heißer Sommerszeit aus Westen ein Gewittersturm heranzieht. Da eilt Alles, was auf dem See ist, so schnell als möglich das Ufer zu erreichen. Aber noch schneller ist das Unwetter losgebrochen. Schwere Wolkenmassen jagen über das Höllengebirge hin, bald ist auch der Traunstein von denselben umhüllt. Ein fast nächtliches Dunkel lagert sich über die kurz vorher noch sonnenhelle Landschaft. Immer häufigere, immer gewaltigere Windstöße fegen über den See hin und verwandeln dessen Spiegel in eine hochwogende, schäumende Wasserfläche, deren Brausen nur momentan vom Rollen des Donners übertönt wird. So rasch, wie der Gewittersturm gekommen, verläuft er auch meist wieder, und nicht selten bildet Abends das herrlichste Alpenglühen den letzten Abschluß desselben.

Aber abgesehen von derartigen stürmischen Erregungen ist der Traunsee verhältnißmäßig selten vollkommen ruhig; er wird bei normalem Wetter regelmäßig Vormittags durch den Ober- oder Südwind in leichte Bewegung gesetzt, welcher um den Mittag in Nord- oder Unterwind umschlägt; dieser hält dann bis gegen den Abend an und wird schließlich wieder durch den Südwind verdrängt. Diesen nur verhältnißmäßig selten durch länger anhaltende Windstille unterbrochenen Bewegungen des Sees, außerdem aber auch

der großen Tiefe desselben (191 Meter), welche nur in extrem strengen Wintern eine zur Eisbildung ausreichende Abkühlung der oberen Schichten ermöglicht, ist es zuzuschreiben, daß der Traunsee äußerst selten — in den letzten 400 Jahren geschah dies nur sechsmal — vollkommen zufriert.

Nach der vorgehenden Schilderung des Traunsees dürfte eine Parallele zwischen diesem und dem 15 Kilometer westlich gelegenen Atter- oder Kammersee am Platze sein. Dieser größte aller oberösterreichischen Seen erreicht an Areal das Doppelte des Traunsees (47 Quadratkilometer), während er ihn an Länge (20 Kilometer) um zwei Drittel übertrifft. In Bezug auf Breite sind sie sich nahezu gleich, wie auch der Unterschied in der Höhenlage nur ein relativ geringer ist (Attersee 465 Meter, Traunsee 422 Meter).

Die angeführte Länge und geradlinige Erstreckung des Attersees geben bereits Gelegenheit, sich von der durch die Kugelgestalt der Erde bedingten Wölbung größerer Wasserspiegel durch den Augenschein zu überzeugen. Wer sich in einem gewöhnlichen Kahne von Weißenbach nach Unter-Ach oder umgekehrt übersetzen läßt und seinen Blick dem nördlichen Ende des Sees zuwendet, dem wird die Kirche von Seewalchen als hart am Ufer desselben stehend erscheinen, während sie in Wahrheit auf einer 32 Meter über den See sich erhebenden Vorstufe des hinterliegenden Terrassenlandes steht. Das am Seeausflusse (Ager) gelegene Schloß Kammer aber ist bereits vollständig unter den Wasserhorizont hinabgesunken.

In landschaftlicher Hinsicht steht der Attersee seinem östlichen Nachbar bedeutend nach. Wenn es ihm auch nicht an landschaftlichen Contrasten fehlt, so wird deren Wirkung auf den Beschauer infolge des durch die bedeutende Längenausdehnung bedingten Auseinanderrückens derselben doch wesentlich beeinträchtigt.

Wie der Traun- so reicht auch der Attersee mit seinem unteren Ende hart an die innerste Terrasse des Alpenvorlandes heran, welche, hier von dem bei Lambach in die Traun sich ergießenden Agerflusse durchbrochen, in langgezogener horizontaler Linie den Seespiegel um 60 bis 80 Meter überhöht. Die westliche Seite des Sees wird bis nahe an das südliche Ende von 800 bis 1.131 Meter hohen Sandsteinbergen flankirt, welche einmal, nämlich bei den Orten Attersee und Nußdorf, eine bis zum Mondsee reichende Depression erleiden, dagegen verbindet das 2·5 Kilometer lange See-Achthal direct den unteren Mondsee mit dem oberen Attersee. Auch die Ostseite des in Rede stehenden Sees ist auf zwei Drittel seiner Länge von durchschnittlich ziemlich steilhängigen, waldbedeckten, 715 bis 1.106 Meter hohen Sandsteinbergen begrenzt, an deren Fuße der durchschnittlich sehr schmale Uferſaum oft kaum Platz für die hart am See hinlaufende Straße und einzelne kleine Häusergruppen darbietet. Nur an zwei Stellen, wo die aus den Sandsteinbergen kommenden Bäche flache Deltas in den See hinausgebaut haben, gelangten die Orte

Weyeregg und Seefeld-Steinbach schon frühzeitig zur Entwicklung. Erst im letzten Drittel gewinnt die Ostseite des Sees alpinen Charakter durch das Herantreten des bis 1.690 Meter sich erhebenden Hochleckengebirges (westlicher Theil des Höllengebirges), welches seine westlichen, unten von waldbedeckten Hängen begleiteten Abstürze demselben zukehrt. Am südlichen Ende der letzteren, dort, wo der aus dem tief eingeschnittenen alpinen Weißenbachthale kommende Äußere Weißenbach durch seine Kiesablagerungen gleichfalls ein Stück des Sees allgemach in Land umgewandelt hat, findet sich einer der beliebtesten Ausflugs- und Aufenthaltspunkte der Sommergäste des Salzkammergutes, das reizend gelegene Weißenbach. Hinter dem Thale der in den Attersee mündenden Mondseer-See-Ach und jenem des Äußeren Weißenbaches, welche beide, einer gemeinsamen Bruchlinie des Gebirges angehörend, rechtwinkelig gegen die Längsaxe des Attersees verlaufen, wird das Südende des letzteren durch schroffe, von dem Unteren und dem wildromantischen Oberen Burggraben durchbrochene Kalkmassen von 800 bis 1.405 Meter Höhe begrenzt, hinter welchen als Culminationspunkt des südlichen Hintergrundes der Schafberg (1.780 Meter) mit seinem dem See zugekehrten senkrechten, theilweise sogar überhängenden Gipfelabsturz aufragt. Außer den bisher genannten Uferpunkten mögen schließlich von dem westlichen buchtenreichen Gelände das von Sommergästen gleichfalls stark besuchte Unter-Ach, dann Nußdorf und schließlich der hart am See sich erhebende, durch den schönen Ausblick auf das Höllengebirge ausgezeichnete Ort Attersee genannt werden.

Der Attersee hat wie alle größeren Seen des Traungebietes während der letzten Decennien, von wo an Jahr um Jahr die Zahl der Sommergäste stetig wuchs, bedeutend an Belebtheit zugenommen, namentlich seit ein stattlicher Dampfer denselben nach seiner ganzen Länge mehrmals im Tage durchkreuzt.

Ein Vorzug des Attersees gegenüber dem Traunsee darf nicht übergangen werden, es ist seine herrlich blaue Farbe, die namentlich bei heiterem, windstillem Wetter voll zur Geltung kommt. Traun- und Attersee sind nicht nur die größten, sondern auch die tiefsten Seen des Traungebietes; der letztere erreicht nordwestlich von Weißenbach mit 171 Meter das Maximum der Tiefe.

Dem Zuflußgebiete des Attersees gehört der drittgrößte See Oberösterreichs, der Mondsee an (Flächenraum 14·4 Quadratkilometer, Länge 11·4 Kilometer, größte Breite 2·6 Kilometer, Maximaltiefe 67 Meter, Meereshöhe 479 Meter). Sein Abfluß, die See-Ach, mündet nach 2·5 Kilometer langem Laufe bei Unter-Ach in das erstgenannte um 14 Meter niedriger gelegene Hauptbecken.

Abweichend von dem Traun- und Attersee, welche beide ziemlich geradlinig von Süd nach Nord verlaufen, nimmt der verkehrt S-förmig gekrümmte Mondsee eine südöstliche und in seinem unteren, schmal auslaufenden Drittel eine rein westöstliche Richtung an.

Mit dem Attersee die herrlich blaue Farbe theilend, übertrifft er denselben, vom landschaftlichen Gesichtspunkte betrachtet, insofern, als hier die Gegensätze in einen viel engeren Rahmen zusammengedrängt erscheinen.

Hinter dem ansehnlichen Markte Mondsee, aus welchem die alte Kirche und das Schloß der fürstlichen Familie Wrede (vordem Kloster der bereits im vorigen Jahrtausend [784] gegründeten Benedictinerabtei) stattlich aufragen, dehnt sich der weite, türkisblaue Wasserspiegel aus, welcher zur Linken von den Gehängen des Mondseer Berges (1.037 Meter) und des Kulmspitz (1.095 Meter), beide der Sandsteinzone angehörend, zur Rechten von der breiten, halbinselartig vorspringenden Thalfläche des Thalgaues begrenzt wird, während über seinem südlichen Ufer die schroff in den See abstürzende Kienbergwand und der dahinter sich breit hinlagernde, in ein Doppelhorn auslaufende Schafberg den Horizont abschließen. Über den rechtsseitigen niedrigen Ufergeländen aber steigen gleichfalls in Steilwänden der Drachenstein (1.169 Meter) und der Schober (1.328 Meter) auf, welche durch ihre ganze Gestaltung daran mahnen, daß man sich hier bereits hart an der Schwelle der Alpen befinde.

Noch sei erwähnt, daß der Mondsee gleichfalls aus zwei Seen, dem Zeller- oder Irrsee (553 Meter) im Norden und dem Fuschlsee (661 Meter) im Westen gespeist wird. Beide liegen schon an der nordwestlichen Grenze des oberen Traungebietes, aber während der erstere schon ganz zwischen monotone, sanft geformte Sandsteinberge gebettet ist, gewinnt der letztere durch die ihn unmittelbar umrahmenden, wenn auch niedrigen Kalkfelsmassen und seine nicht unbedeutende Tiefe (65 Meter) wenigstens einen Anklang an den alpinen Charakter.

Von dem am oberen Ende des letztgenannten Sees gelegenen Orte Fuschl steigt die Poststraße durch ein enges Thal zuerst ost- dann südostwärts zu einer 720 Meter hohen Wasserscheide empor, jenseits welcher der nun immer breiter werdende Thalboden sich zuerst langsam, dann immer stärker senkt, um schließlich wieder verflachend bei dem stattlichen Dorfe St. Gilgen durch einen neuen, von dem vorigen nur 7 Kilometer entfernten stattlichen See seinen Abschluß zu finden.

Schon lange, ehe die in scharfer Krümmung niedersteigende Straße St. Gilgen erreicht, eröffnet sich von derselben ein herrlicher Ausblick auf den weit gegen Südost sich hinstreckenden St. Wolfgang- oder Abersee (540 Meter), welcher in Bezug auf räumliche Ausdehnung dem Mondsee nur wenig nachsteht (13·5 Quadratkilometer Flächenraum, 10·3 Kilometer Länge, 2·1 Kilometer größte Breite), an Tiefe (113 Meter) ihn aber um 46 Meter übertrifft. Er ist durch einen reichen Formenwechsel seiner Ufergelände und der hinter diesen zu alpiner Höhe aufsteigenden Bergmassen ausgezeichnet. Die senkrecht in den See abstürzende, ihres siebenfachen Echos wegen vielgenannte Falkensteinwand, die

weite Alluvialfläche des Zinkenbaches und das derselben gegenübertretende, mit einem massiven Aussichtsthurme gezierte Delta des Dittelbaches, durch welche beide der See fast in der Mitte seiner Längenerstreckung auf ein Achtel seiner größten Breite eingeengt wird, dann die steil zum See abfallende Terrasse mit dem malerischen Orte St. Wolfgang, das vom Südostende des Sees herüberschimmernde Strobl, endlich im weiteren Umkreis die bis zu 1.500 bis 2.000 Meter sich erhebenden vielgestaltigen Alpengipfel, alle zusammen bieten eine Fülle reizender Landschaftsobjecte, welche den Blick des Beschauers fesseln.

Mondsee mit dem Schafberg.

Deßhalb zählt auch der St. Wolfgangsee zu einer der Lieblingspartien der Sommergäste Ischls, und dies um so mehr, als von St. Wolfgang aus die Besteigung des Schafberg — mit Recht der österreichische Rigi genannt — in relativ kürzester Zeit bewerkstelligt werden kann.

Der St. Wolfgangsee erleidet an seinem unteren Ende eine beträchtliche Verengerung durch den ihn um 200 Meter überragenden Pürglstein, eine ähnliche, aus dem ebenen Thalboden sich inselartig erhebende Felskuppe wie der Siriuskogl bei Ischl oder der Arikogl am unteren Ende des Hallstatter Sees. Zwischen dem Pürglstein und Strobl tritt die Ischl, der bedeutendste Nebenfluß der Traun in dem oberen Theile ihres Gebietes, aus dem St. Wolfgangsee und durcheilt in raschem Laufe das 11 Kilometer lange Ischlthal. Das letztere, obgleich im Durchschnitt 1·5 bis 2·5 Kilometer breit, ist doch nur in kurzen

Strecken völlig eben, während der weitaus größere Theil des Thalbodens von Terrassen und anderen, aus Fluvial- und Glacialschuttgebilden bestehenden, 10 bis 80 Meter hohen Terrainschwellen überhöht wird. Immerhin beirren diese Unebenheiten den Ausblick auf die das Thal zu beiden Seiten begleitenden vielgestaltigen Bergmassen ebensowenig wie auf die östlich gelegenen ferneren Alpengipfel, und manches schöne Thalbild vermag sich zur vollen Geltung zu entfalten.

Endlich ist die Ausmündung des Ischlthales in das Traunthal und damit jene aus der Vereinigung beider hervorgegangene Thalweitung erreicht, in welcher Ischl (468 Meter) sich ausbreitet. Aller Wahrscheinlichkeit nach schon in vorrömischer Zeit erstanden — wenigstens wird sein Stammname Iscala oder Ischila auf keltischen Ursprung zurückgeführt — spricht doch außer dem letzteren, ferner einem römischen Grabstein und einigen aufgefundenen römischen Münzen nichts für das hohe Alter des Ortes. Der schon seit lange stattfindende und Jahr um Jahr sich noch mehrende Zusammenfluß von Sommergästen, dazu die große Zahl von kürzer verweilenden und durchziehenden Touristen haben den einst bestandenen anspruchslosen Charakter eines alpinen Marktfleckens nahezu völlig verwischt und dem Orte ein durchaus städtisches Gepräge gegeben, wozu allerdings auch noch die aus der Metropole hierher verpflanzten Lebensformen der sommerlichen Bevölkerung das Ihrige beitragen.

Dem Zauber und der Frische der umgebenden Landschaft, der centralen Lage in einem der schönsten Theile des österreichischen Alpenlandes, dem durch die geschützte Position des Ortes bedingten relativ milden Klima, dem Reichthum an vorzüglichem Quellwasser, sowie der unmittelbaren Nähe eines Salzlagers hat Ischl seine allmälige Entwicklung zu einem Kurort ersten Ranges zu verdanken. Ischl ist seit vielen Jahren ein Lieblingsaufenthalt der kaiserlichen Familie, welche in der eigenen am Südwestfuß des schroffen Jainzen (830 Meter) gelegenen, von reizenden Anlagen umgebenen Villa wohnt.

Der Hallstatter See (497 Meter) ist es, welchem wir nun, an die vorausgegangene Schilderung der nördlichen Seen anknüpfend, eine kurze Besprechung widmen. Nach räumlicher Ausdehnung erscheint er als fünfter in der Reihe der größeren Seen des Traungebietes; er steht dem zuletzt beschriebenen St. Wolfgangsee in dieser Hinsicht bedeutend nach, indem sein Flächenraum nur 8·7 Quadratkilometer, seine größte Breite nicht über 1·6 Kilometer beträgt, während er denselben dagegen an Tiefe um 12 Meter übertrifft. Ein großer Unterschied zwischen beiden besteht jedoch in ihrem landschaftlichen Charakter. Während der St. Wolfgangsee uns im großen Ganzen ein Bild alpiner Anmuth vor Augen bringt, zeigt der Hallstatter See einen dem Königsee ähnlichen, wenn auch durch größere Belebtheit gemilderten Zug düsterer Erhabenheit. Insbesondere kommt der angedeutete Charakter in dem südlich von der durch das Gosaubachdelta gebildeten Verengerung

Ischl vom Stefanieplatz aus.

gelegenen oberen Theile des Sees zur Geltung, wo östlich der langgedehnte, schroff ansteigende Sarstein (1.973 Meter), westlich die gleichfalls steil, oft wandartig aufsteigenden Vorberge (1.300 bis 1.500 Meter) des Plassen, endlich im Süden die eine geschlossene Wand bildenden Abstürze und 1.950 bis 2.100 Meter hohen nördlichen Randgipfel des gewaltigen Dachsteinmassivs die unmittelbare Umrahmung des je nach dem Grade der Klarheit zwischen Hellgrün und Schwarzgrün schwankenden Wasserspiegels bilden. Die Uferwände tauchen auf lange Strecken so steil, ja mitunter sogar lothrecht in den See ein, daß noch vor anderthalb Decennien nur ein schlechter, felsau- felsabführender Saumweg die Communication längs der Gelände des oberen Sees ermöglichte.

Wie sehr aber auch der Blick von der großartigen Gebirgsscenerie, welche den Hallstatter See umrahmt, angezogen werden mag, so gibt es doch eine Stelle, welche das Interesse vor Allem fesselt. Es ist dies der fast eine halbe Stunde lang hart am Westufer sich hinziehende Markt Hallstatt mit der Lahn, ein Ort, so eigenthümlich gestaltet wie kein zweiter in der Monarchie. Die dem See am nächsten stehenden Häuser, jedes eigenartig gebaut, scheinen unmittelbar aus dem Wasser emporzutauchen; über ihnen erheben sich andere an dem Steilhange des mit einem prächtigen Buchenwalde bekleideten Hallberges klebend derart, daß man aus der Dachluke des vorderen Hauses mit zwei Schritten die Thürschwelle des Hinterhauses erreichen kann. Eine schmale Gasse, in ihrer nördlichen Hälfte erst seit einigen Jahren zur Wagenbreite erweitert, durchtheilt den Ort nach seiner ganzen Länge; nur auf dem kleinen Delta, welches der durch eine wilde Klamm in hohen Katarakten herabstürzende Waldbach in den See hinaus gebaut hat, vermochte eine größere Gruppe den Marktplatz ringförmig umschließender Häuser zu erstehen. Nahe dem Außenrande des über dem Seespiegel abgeflachten, unter demselben aber steil zu einer Tiefe von 80 bis 100 Meter einschießenden Schuttkegels erhebt sich die protestantische Kirche, ein stattlicher Steinbau, während rechts davon hoch auf einer dem Fels entwachsenden, durch mächtige Strebepfeiler gestützten Quaderterrasse die aus dem XIV. Jahrhundert stammende katholische Kirche und die noch ältere, jetzt als Beinhaus benützte St. Michaels-Kapelle sich erheben, beide umgeben von den mit einem bunten Blumenteppich bedeckten Gräbern des Ortsfriedhofes. Die höchstgelegenen Häuser Hallstatts aber sind zwei Mühlen, eine über der anderen nahe am Rande der wilden Mühlbachklamm stehend.

Von der Höhe des Hallberges schaut der Rudolfsthurm (840 Meter) gleich einer Warte auf den See herab; er beherrscht das hinter ihm liegende von 1.100 bis 1.950 Meter hohen Bergen umschlossene Hochthal, welches einen der mächtigsten Salzstöcke der Alpen birgt. Dort wurde schon lange vor Beginn unserer Zeitrechnung, wie das ausgedehnte Gräberfeld nächst dem Rudolfsthurme beweist, durch die Kelten Salz gewonnen, und wenn auch nach der Besitzergreifung durch die Römer (auf welche gleichfalls Funde hinweisen)

während der Stürme der Völkerwanderung der Bergbau verfiel, so wurde derselbe doch im XIII. Jahrhundert, wenn nicht schon früher, neuerdings in Angriff genommen, und dieses Wiederaufleben des Salzbergbetriebes war es, welchem das heutige Hallstatt seine Entstehung zu danken hat.

Der Hallstatter See wird gleich dem Traunsee von der Traun durchflossen. Vierzehn Kilometer thalaufwärts von ersterem verbinden sich bei Aussee in Steiermark die drei Hauptquellbäche der oberen Traun, der Kainischbach, die Altausseer und die Grundlseer Traun zu einem einzigen Gerinne. Der Kainischbach entstammt dem von alten Moränen umgebenen Ödensee (764 Meter), die Altausseer Traun dem Altausseer See (709 Meter), die Grundlseer Traun dem Grundlsee (709 Meter), während der letztere wieder vom nahen Toplitzsee (716 Meter) und dem mit diesem künstlich verbundenen kleinen Kammersee gespeist wird. Der Toplitzsee nimmt aber auch den Abfluß der schon in der oberen Waldzone des Priel- oder Todtengebirges gelegenen zwei Lahngangseen (1.555 und 1.560 Meter) auf. Außerdem bergen sich noch verschiedene kleine Seen in kesselförmigen Mulden des letztgenannten Gebirges, wie der Elmsee (1.670 Meter), der Dreibrüdersee (circa 1.700 Meter), der Wildensee (1.554 Meter) und der Augstsee (östlich vom Loser), welche, wenn auch unterirdisch abfließend, dennoch zweifellos ihr Wasser der oberen Traun zusenden.

Hallstatt von der Haltstelle der Eisenbahn aus.

Wir wenden uns nun dem Gosauthale zu. Von der Gosaumühle westwärts lenkt eine anfangs steil ansteigende Straße unter der den Gosaubach in der Höhe von 45 Meter überbrückenden Soolenleitung (Gosauzwang) in eine gegen 7 Kilometer lange, zu beiden Seiten von steilen, zu 1.400 bis 1.800 Meter ansteigenden Berghängen begrenzte Thalenge, das untere Gosauthal ein. Nachdem der schmale Thalgrund bereits 207 Meter über den Spiegel des Hallstatter Sees angestiegen ist, beginnt er mit einem Male sich zu verflachen und zu erweitern. Nun eröffnet sich zunächst der Ausblick auf sanft geformte, waldbedeckte Bergrücken im westlichen Hintergrunde, doch lassen dieselben noch in keiner Weise das großartige Gemälde ahnen, welches nach weiteren 2 zurückgelegten Kilometern in Sicht treten wird.

Während unser Auge noch dem nächsten Wanderziel, der Zwieselalpe (1.584 Meter) zugekehrt ist, taucht zur Linken derselben plötzlich das schroffe Felshorn des Kleinen Donnerkogel (1.921 Meter) auf, ihm folgt unmittelbar der Große Donnerkogel (2.052 Meter), und nun schiebt sich allgemach der ganze gigantische Zackenkamm des Gosauer Steins, von rechts nach links immer höher ansteigend, vor, bis die 2.412 Meter hohe Großwand den Abschluß bildet.

Ein größerer landschaftlicher Contrast läßt sich wohl kaum mehr denken, als wenn man vom nördlichen Gehänge des mittleren Gosauthales aus sich dem letzteren zuwendet. Ein breiter, ebener, nur von einzelnen Unebenheiten überhöhter, in üppigem Grün prangender Boden erstreckt sich 5 Kilometer weit gegen Südsüdwest. Zerstreute Häusergruppen tauchen aus demselben auf, andere lagern auf Terrassen und niedrigen Vorsprüngen der beiderseitigen Waldhänge. Auf zwei nahe neben einander liegenden Hügeln erheben sich die katholische und die protestantische Kirche, das ganze, über das weite Thal verbreitete Dorf beherrschend. Aber unmittelbar über diesem lieblichen, von einem dunklen Wälderkranze umrahmten Stillleben erhebt sich fast unvermittelt die gigantische, wild zerrissene, von Hunderten phantastischer Spitzen und Nadeln gekrönte, von immensen Schutthalden durchzogene und umlagerte, an beiden Enden schroff abgebrochene Wand des bereits genannten Gosauer Steins, die langsam zerbröckelnde Riesenruine des vielleicht mächtigsten Korallenriffes aus der mesozoischen Periode, welches die Alpen überhaupt aufzuweisen haben.

Bildet in dem mittleren Gosauthale der grelle Gegensatz zwischen dem breiten freundlichen Thalboden und dem wild emporstarrenden Zackengrat des Gosauer Steins den Charakterzug der Landschaft, so ist das obere Gosauthal der reinste Typus eines hochalpinen Stufenthales. Es gibt keinen Punkt, welcher Gelegenheit gäbe, mit einem Blicke die ganze Großartigkeit dieses interessantesten und malerischesten Thalabschnittes des ganzen Traungebietes überschauen zu können, als die Zwieselalpe (1.584 Meter),

Das Gosauthal mit den Donnerkogeln.

welche vom „Gosauschmied“ (auch Gasthaus) leicht in 2½ Stunden, auf noch bequemerem, wenn auch etwas längerem Wege vom „Brandwirth“ aus erreicht werden kann. Nach dem Schafberg, einem der besuchtesten Aussichtspunkte des Alpenlandes, dürfte unter den Bergen Oberösterreichs wohl die Zwieselalpe der stärksten Frequenz sich erfreuen. Während der Schafberg neben dem Ausblick auf einige stattliche Schneehäupter Kärntens und Salzburgs nicht blos eine ausgezeichnete Übersicht der unendlich mannigfachen Gestaltung der nördlichen Kalkalpen, insbesondere des vielgipfligen Dachsteinmassivs, sondern auch zugleich als Gegensatz eine weitreichende Aussicht auf das nördliche Vorland und auf eine bedeutende Anzahl von Seen, darunter drei der größten, den Berg unmittelbar begrenzenden Wasserspiegel des Traungebietes erschließt, sind als Glanzpunkte des Panoramas der Zwieselalpe die übergletscherte Kette der Hohen Tauern, welche sich hier in ununterbrochener Reihe vom Hafnereck bis zum Großvenediger präsentiren, ferner die in unmittelbarster Nähe sich aufthürmenden beiden Donnerkogel, das Gosauer Eisfeld mit seiner imposanten Umrahmung und endlich das von dem letzteren sich nach vorn mehrfach abstufende, von Wänden und Steilabstürzen begrenzte obere Gosauthal zu bezeichnen. In der untersten Stufe des letzteren ist der Vordere Gosausee (908 Meter, Flächenraum 52 Hektar, Tiefe 69 Meter) eingebettet, der insbesondere vom Pavillon nächst dem Ausflusse des Sees betrachtet wohl eine der schönsten Scenerien bietet, welche überhaupt die österreichischen Alpen aufzuweisen haben. Insbesondere ist dies der Fall an klaren Herbstabenden, wenn der vom Gosauer Gletscher, dem Thorstein und Dachstein gebildete Hintergrund allgemach in prachtvollem Alpenglühen erglänzt und dieses zaubervolle Bild sich auf der schwarzgrünen Wasserfläche so lange wiederspiegelt, bis in den allmälig sich höher und höher emporschiebenden dunkelvioletten Schatten der anbrechenden Nacht auch auf den höchsten Gipfeln das letzte verglimmende Roth erloschen ist.

Eine um 248 Meter höher gelegene, durch einen Felsriegel quer abgedämmte Stufe des oberen Gosauthales birgt den Hinteren Gosausee (1.156 Meter, Flächenraum 29 Hektar, größte Tiefe 41 Meter). Obgleich noch mehr als halb so groß wie der Vordere Gosausee erscheint er, von der Zwieselalpe aus gesehen, wegen der größeren Entfernung und der ihm vorgelagerten Felsmassen nur als eine kleine chrysoprasgrüne Fläche, einem hellschimmernden Edelstein gleichend, welchen die Nixe des Sees irgend einem glücklichen Menschenkinde als Zeichen ihrer Gunst in dieser verborgenen Alpenwildniß hinterlegt hat. Die auffällig lichte Farbe des Wassers verdankt der Hintere Gosausee dem vom Moränenschlamm des Gosauer Gletschers milchig getrübten „Kreidenbach“, welcher in ihn mündet, während der schwarzgrüne Vordere Gosausee neben krystallklaren Quellwässern auch den Abfluß des Hinteren Sees erst aufnimmt, nachdem derselbe auf seinem unterirdischen Wege durch den das Thal erfüllenden Schutt sich geklärt hat.

Aussicht von der Zwieselalpe.

Das Vorkommen von zwei Seen in einem und demselben Nebenthale wiederholt sich noch einmal innerhalb des Salzkammergutes; wir meinen die beiden, in einem der ergiebigsten kaiserlichen Jagdreviere gelegenen Langbathseen, zu welchen von Ebensee aus durch das Thal der Langbath eine gegen 9 Kilometer lange Fahrstraße führt. Der Vordere Langbathsee (675 Meter), 253 Meter über dem Spiegel des Traunsees gelegen, 33 Meter tief, wird links von einem mäßig hohen Waldrücken, rechts gleichfalls von waldigen Höhen, hinter welchen aber südlich unmittelbar die schroffen Felsmassen des Höllengebirges bis zu 1.862 Meter Höhe aufsteigen, begrenzt, während im Thalschlusse jenseits einer zum guten Theile aus altem Moränenmaterial aufgebauten waldbedeckten Schutterrasse der wandartige Absturz des Hohen Spielberg (1.530 Meter) und der dahinter aufragende Hochleckenberg (1.690 Meter) einen malerischen Abschluß bilden.

Jenseits der eben erwähnten Terrasse liegt von Wald umsäumt, rückwärts aber gleichfalls von mächtigen Wänden hoch überragt der Hintere Langbathsee, ein Bild tiefster Alpeneinsamkeit.

Wer am frühen Morgen sich ein verborgenes Plätzchen an einem der beiden Seen aufgesucht hat, dem mag wohl das Vergnügen zu Theil werden, ein und das andere Stück Rothwild in nächster Nähe belauschen zu können, während in dem Gewände des Hinteren Langbathsees das Rieseln fallender Steine seinen suchenden Blick vielleicht ein Rudel Gemsen erspähen läßt. Wenn aber die Jagdzeit beginnt und es in dem kaiserlichen Jagdhause am oberen Ende des Vorderen Sees lebendig zu werden beginnt, da sind für die vierbeinigen Bewohner des stillen Waldes die Tage bitterer Bedrängniß gekommen.

Noch gäbe es einen und den anderen kleinen, aber viel besuchten See im Traungebiete, wie z. B. den Laudachsee am Traunstein, den Offensee und Almsee am Nordfuße des Todten Gebirges, den Schwarzensee und Krottensee am Schafberg, welche einer kurzen landschaftlichen Charakteristik werth wären, doch wollen wir, zum Schlusse eilend, noch jenem Bergkoloß uns zuwenden, welcher den gewaltigen Markstein des Salzkammergutes gegen Steiermark und Salzburg bildet — dem Dachsteingebirge.

Das Dachsteingebirge ist die räumlich mächtigste, in ihrem Culminationspunkt nur von dem Parseyerspitz bei Landeck um 40 Meter überragte Gesammterhebung der östlichen Nordalpen. Mit seiner Basis ein Areal von etwa 600 Quadratkilometer bedeckend, stellt dasselbe eine Art von in der Richtung von Ost nach West, zugleich aber auch von Nord nach Süd stufenförmig sich erhebendem Plateau dar, derart, daß die niedrigsten Theile des Rückens im Osten beiläufig 1.300, die höchsten, in die Firnregion aufsteigenden Stufen schon 2.500 bis 2.700 Meter Höhe erreichen. Zahlreiche Gipfel steigen aus dem Plateau auf, die zahlreichsten, zugleich aber auch höchsten und schroffsten im südwestlichen Theile desselben, wo der Hohe Dachstein (2.996 Meter), der Thorstein (2.946 Meter)

und der Mitterspitz (2.920 Meter) hart an dem 700 Meter hohen, theilweise völlig senkrechten südlichen Absturz des Gebirges sich aufthürmen.

Die bedeutende Ausdehnung der schon in die Schneeregion aufsteigenden Theile des Dachsteinplateaus ist der Gletscherentwicklung in hohem Grade förderlich. In der That finden sich hier drei größere und drei kleinere Gletscher vor, welche zusammen ein Areal von etwas über 10 Quadratkilometer einnehmen. Unter den ersteren steht der bei 5 Quadratkilometer große Hallstatter Gletscher (Karls-Eisfeld) nach räumlicher Ausdehnung

Der Vordere Langbathsee.

obenan, ihm reiht sich der Gosauer Gletscher (über 2 Quadratkilometer) an und als drittgrößter ist der Schladminger Gletscher (1·68 Quadratkilometer) zu nennen, während der Thorstein-, Schneeloch- und Edelgries-Gletscher zusammen nicht viel über 1 Quadratkilometer Raum bedecken.

Kein anderer Stock der östlichen Nordalpen hat einen gleich ausgedehnten Gletschercomplex aufzuweisen; mit demselben hat aber auch nach Osten hin die eigentliche Gletscherbildung ihren vollständigen Abschluß gefunden.

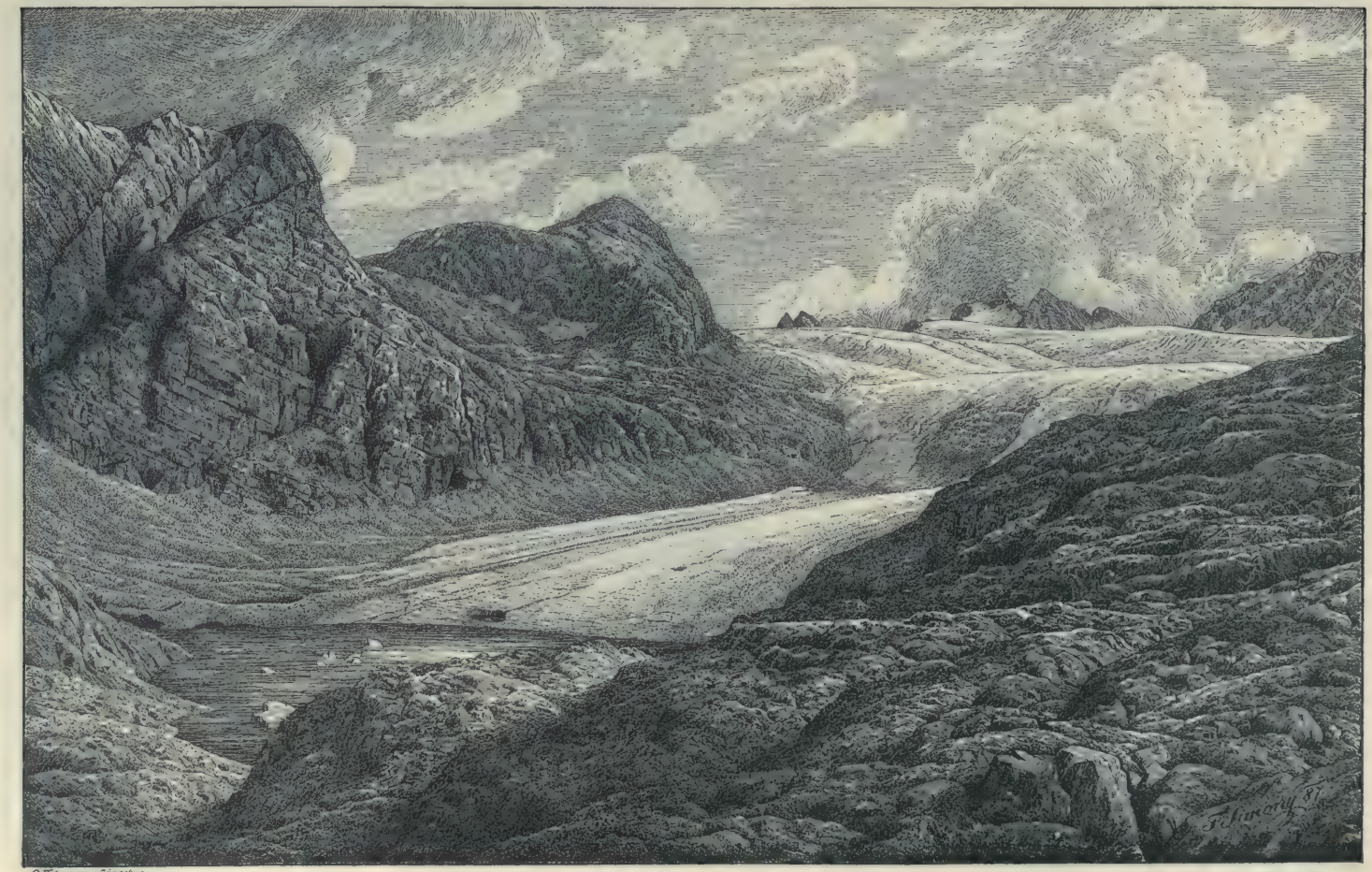
Gleich allen übrigen Gletschern der Alpen haben auch die Dachsteingletscher im Verlaufe der letzten 50 Jahre starke Oscillationen ihrer räumlichen Ausdehnung durchgemacht. Bis zum Jahre 1848 oder 1849 war der Gosauer Gletscher, bis zum Jahre 1855 oder 1856 das Karls-Eisfeld in ständigem Wachsen begriffen; darauf folgte eine ebenso

andauernde Abnahme ihrer Masse, die sich bei dem Karls-Eisfelde hauptsächlich in einer allmäligen Minderung seiner Mächtigkeit (im vorderen Theile der Eiszunge bis zum Jahre 1885 um 60 bis 65 Meter), bei dem Gosauer Gletscher in einem auffälligen Rückschreiten des Gletscherendes (bis zum Jahre 1884 um 620 Meter, das ist nahe um den fünften Theil der ganzen Länge) kundgegeben hat. In dem das Karls-Eisfeld darstellenden Bilde läßt sich aus der Höhe der recenten Randmoränen, insbesondere aber an dem erst seit dem Jahre 1879 mitten aus dem Steilhange des Gletschers zu Tage getretenen, vor vier Decennien noch unter einer gegen 40 Meter mächtigen Eismasse begrabenen Felsrücken genügend das bedeutende Sinken des Gletscherniveaus erkennen.

Ostansicht des Hohen Dachstein.

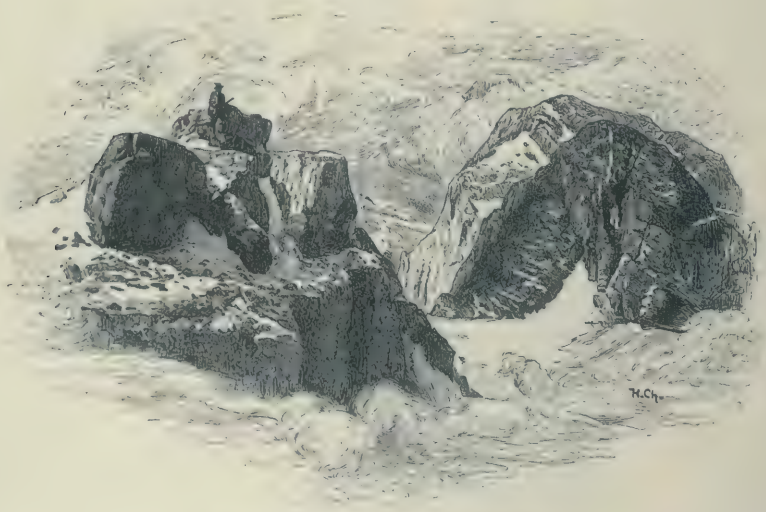
Um den landschaftlichen Charakter des Dachsteingebirges, hauptsächlich jenen seiner oberen Region mit einem Male überschauen zu können, gibt es wohl keinen günstigeren Punkt als den Dachsteingipfel selbst, welcher von Hallstatt und ebenso von der Gosau, wie auch von Schladming aus in 8 bis 10 Stunden von jedem geübten Touristen ohne Gefahr erstiegen werden kann. Die hier vor die Augen tretende Gestalt des imposanten Felshornes läßt schon im vorhinein eine Rundschau von ungewöhnlicher Großartigkeit erwarten, und in der That dürfte es unter den Hochgipfeln der östlichen Nordalpen kaum einen geben, welcher den Hohen Dachstein an Großartigkeit und Vielgestaltigkeit des Panoramas überträfe.

Der Hohe Dachstein verdankt diesen Vorzug nicht allein seiner rings weithin dominirenden Erhebung, sondern auch seinem Hinaustreten hart an den äußersten südlichen Abbruch des Kalkalpenzuges gegen die Urgebirgszone und endlich der für einen Aussichtspunkt höchst günstigen Gestaltung seines Gipfels, welcher, nur eine wenige Quadratmeter große Standfläche darbietend, nach allen Seiten schroff abstürzt. Wir stehen auf derselben wie auf der abgebrochenen Spitze eines gigantischen Thurmes, nach allen Richtungen frei ausschauend in weite, duftumwobene Fernen. Gegen Süden, hart zu unseren Füßen, ein grauenhafter, schwindelerregender Abgrund, aus dessen dämmeriger Tiefe freundliche, mit



Das Karls-Eisfeld im August 1886.

Hütten besäete Alpenböden uns entgegenschauen, sonst ringsum schimmernde Gletscher, umstarrt von schroff sich aufthürmenden Felsenzinnen, dann weiter hinaus tief eingesenkte Thäler mit einzelnen Seen und Ortschaften zwischen hochragenden Alpenmassen, dunkle Waldgürtel und bleiche Steinmeere, vielfach hintereinander gereihte Bergzüge, abgeschlossen durch eine sich weithin dehnende Gletscherkette, und endlich, damit auch der entsprechende Gegensatz nicht fehle, im nordwestlichen Hintergrunde das bis zur völligen Ebene sich verflachende Vorland — Alles zusammen bildet das bunte Ensemble der Dachsteinrundschau, in deren äußerster Peripherie noch mehr oder minder deutlich unterscheidbare Punkte von neun Ländern die Größe des vorliegenden Gesichtskreises kennzeichnen.



Mitterspitz und Thorstein vom Dachstein aus.

Der Pfahlbau im Attersee.

Zur Vorgeschichte Oberösterreichs.

Die Pfahlbauten.

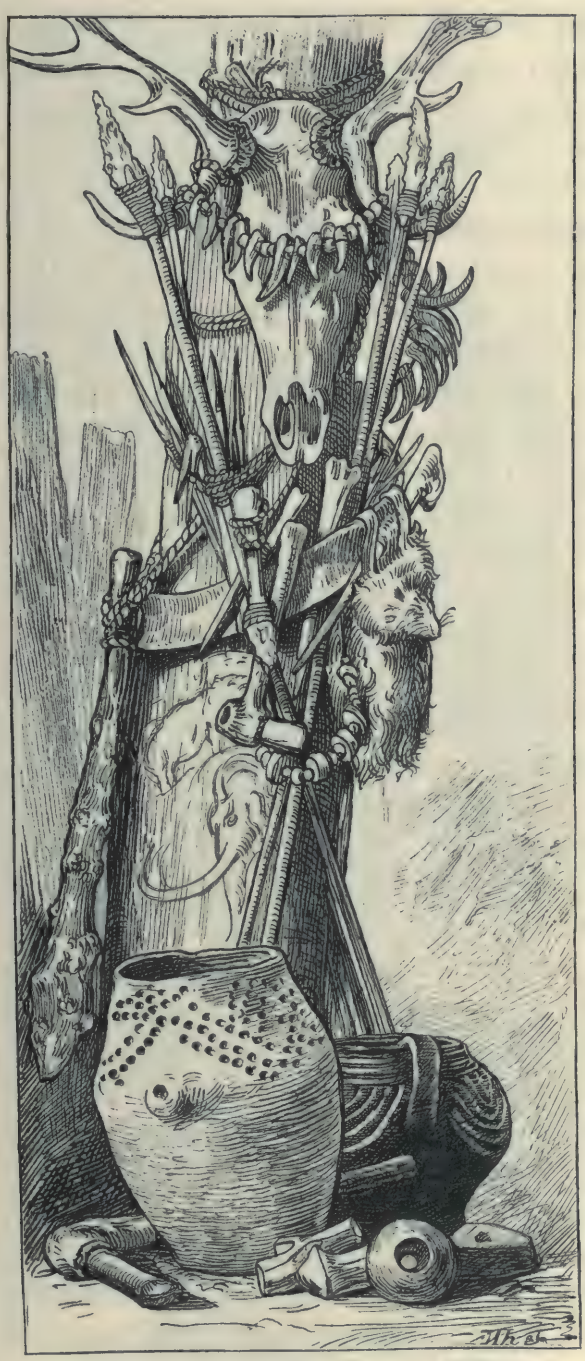
Für die Vorgeschichte des Menschen ist Oberösterreich und Salzburg durch die Pfahlbauniederlassungen bedeutend geworden, welche zuerst am Attersee, dann auch im Gmundener- und Mondsee vor vierzehn Jahren entdeckt wurden. Pfahlbauten sind darum bedeutungsvoll für die Geschichte der menschlichen Lebensweise in Europa, weil sich im Schlamme des Seebettes Alles wohlerhalten zeigt was vor Tausenden von

Jahren aus Holz, Bast oder Flachs erzeugt, was an Getreidearten gesäet, an Thieren gezüchtet oder erlegt wurde. Ein besonders vollständiges, in den kleinsten Umständen klares Bild jener einstigen Bewohner lieferten die Pfahlbaufunde, die an den seichten Seeufern oder im Boden ausgetrockneter Wasseransammlungen allmälig zu Tage traten.

Auf Pfählen, die dicht aneinander gereiht in den Seeboden geschlagen und mit Bohlen bedeckt waren, erhoben sich runde oder wohl auch viereckige Hütten mit Binsen und Stroh gedeckt, in denen an einem Herde in der Mitte des Wohnraumes die Speisen zubereitet wurden, während ringsumher die Familienglieder lagerten. Neben den Wohnhütten waren die Ställe für das Herdenvieh, die Vorrathskammern für Getreide und Nahrungsmittel aller Art. Solcher Hütten gab es viele nebeneinander. Das Pfahldorf war mit dem Lande durch lange Brücken in Verbindung gebracht; den Verkehr auf dem Wasser aber vermittelten Kähne, die, aus einem Baumstamme gefertigt, mit unseren sogenannten Einbäumlern Ähnlichkeit hatten.

Obwohl anfangs nur mit selbstgefertigten Werkzeugen und Waffen aus Stein und Knochen versehen, betrieben die Bewohner der Pfahlbauten nicht nur Fischfang und Jagd, sondern auch Ackerbau und Viehzucht und hatten eine industrielle Begabung, die ihnen gestattete, sich mit den einfachsten Mitteln Alles zu beschaffen, was das Lebensbedürfniß einer seßhaften Bevölkerung erheischt. — Da finden sich Thongeräthe in den mannigfachsten Formen und von guter Consistenz, aus freier Hand geformt und am offenen Feuer gebrannt, Spinnwirteln, Schalen und Becher aus demselben Material, Bastgeflechte, Stricke und Taue, Leinenwebereien mit Stickereien, bearbeitetes Leder, aus Holz geschnittene kleine Gefäße, Axtstiele, Hirschhorngeräthe für die Bearbeitung des Bodens und als Einfassungen der Steinbeile oder zu anderem Nutzgebrauche, endlich Steinwaffen- und Geräthe in oft wundervoller Bearbeitung. Feuersteine, Quarzkrystalle, Obsidiane wurden zu Pfeilspitzen, Lanzenspitzen, Messern und Schabern verwendet, die härtesten Felsarten, wie Diorit, Serpentin, Hornblende u. s. w., zu Beilen, Äxten, Meißeln zugeschliffen und als Hämmer verwendet. — Als Schmuck dienten durchbohrte Zähne des Bären, des Hirsches oder Schweines nebst schön gearbeiteten und durchbohrten Steinkorallen, die in mehreren Reihen um den Hals oder wohl auch in den Ohren oder in der Nase getragen wurden. Selbst die Steinkohle findet sich mit zum Schmucke verwendet, der Bernstein der nördlichen Meere ist in dieser Epoche aber noch selten.

Wohnungen auf Pfählen vereinigten die Vortheile einer gesunden und gesicherten Lage bei leichtem Verkehr untereinander. Besonders an Seen, die wegen ihrer Tiefe selten oder nie zufrieren, war die Annäherung der Feinde in großer Menge und die Überrumpelung durch nächtlichen Angriff ausgeschlossen und eine Einschließung unmöglich, weil der Verkehr über den See stets offen blieb. Wir können uns ganz gut vorstellen, daß



Waffen, Werkzeuge und Thongefäße aus den Pfahlbauten.

durch Pfahlreihen, welche außerhalb der eigentlichen Niederlassung geschlagen waren, selbst das Nahen mit den Kähnen erschwert war und die Vertheidigung von den geschützten Wohnungen aus erfolgreich sein mußte. Waren, wie dies fast überall nachzuweisen gelang, an einem bewohnten See verschiedene Pfahldörfer, so genügte ein Feuerzeichen, um alle Nachbarn zur Abwehr aufzurufen.

Diese Vortheile, einmal erkannt, führten auch dahin, daß die Bevölkerung dort, wo die natürlichen Bedingungen für eine derartige Behausung sich nicht boten, durch künstliche Anlagen ähnliche Vortheile sich zu schaffen suchte. So wurden Moore und Sümpfe, die nur an einzelnen Stellen zugänglich waren, aufgesucht, Wassergräben ausgehoben oder geradezu um freistehende erhöhte Punkte Wälle und Gräben gezogen, die vom Wasser umspült werden konnten, wie wir dies in unseren Wallbauten der Steinzeit mehrfach vorfinden. Bei der Wahl des Wohnortes war aber nicht nur die Sicherheit vor feindlichen Überfällen, sondern auch die Nahrungsfrage von Gewicht, und auch in dieser Hinsicht, sowie in Bezug auf den Verkehr mußten die oberösterreichischen Seen viele Vortheile bieten. Durch die unwegsamen Urwälder, welche weitaus den größten Theil der Länder bedeckten, war jeder Wanderzug, jeder Lasttransport

außerordentlich schwierig und gefahrvoll, wenn nicht unmöglich. Wie überall in den jungfräulichen Ländern, in denen die Cultur noch nicht Boden gewonnen und Wege gebahnt, bildeten die Wasserstraßen die natürlichen, vielleicht einzigen Verkehrsadern, die von den Eingeborenen auf ihren leichten Kähnen und Flößen befahren wurden und aus den Seen den Verkehr mit der Außenwelt vermittelten. Deshalb sind auch gerade am Ein- und Ausfluß der Gewässer des Sees die Ansiedlungen am häufigsten.

Was die Nahrung betrifft, so boten der See und die Flüsse den geschickten Fischern der Vorzeit gewiß weit mehr Beute als jetzt. Zahlreiche Reste von Netzen und Netzsenkern aus Stein und Thon, Fischhaken und Fischangeln aus Bein und Feuerstein weisen nebst den zahlreichen Skeletresten von Fischen in den unter der Ansiedlung aufgehäuften Küchenabfällen auf den ausgebreiteten Betrieb der Fischerei. — Ebenso reich an Wild waren die Wälder und Gebirge. In den Abfällen der oberösterreichischen Pfahlbauten finden wir eine Wildfauna, welche der Jetztzeit oder dem Mittelalter wenigstens ganz ähnlich ist. Am zahlreichsten sind die Reste des Hirsches, dessen Geweihstangen zu vielerlei Geräth Verwendung finden, die des Wildschweines und des Rehes; die Gemse fehlt bis jetzt gänzlich. Das Elenn, der Wisent, der Urochse und der Steinbock sind in der Schweiz häufig, in Oberösterreich aber gar nicht gefunden worden. Ziemlich häufig scheint auch der braune Bär gewesen zu sein, dessen Fell als Lagerdecke gewiß geschätzt war und dessen Eckzähne den Schmuck des Jägers gebildet haben mochten. Der Hund als treuer Gefährte hat damals schon den Jäger begleitet. Wir fanden ihn in acht Exemplaren. Er war von kleiner Race, vielleicht ähnlich unserem Spitz, welcher, früher weit verbreiteter, eine uralte Form zu repräsentiren scheint und in einer größeren Art noch jetzt eines der wichtigsten Hausthiere der Samojeden ist. Bei der Eber- und Bärenjagd hat dieser Hund aber den Jäger nur wenig unterstützen können, der wohl auch mehr durch List, durch Gruben und Fallen, als im offenen Kampfe sein Ziel zu erreichen suchte.

Bezeichnend für die ganze Epoche sind die Hausthiere, deren Zucht eine ausgebreitete gewesen sein mußte und für deren Erhaltung die Weiden in den Waldblößen sowie die Alpenwiesen Oberösterreichs von hervorragender Wichtigkeit waren. Zahlreicher daher als die Knochenreste des Wildes sind die des Rindes und des Hausschweines in den Pfahlbauniederlassungen. Im Attersee fand sich nur eine Rinderrace. Zunächst häufig ist das Hausschwein, welches nicht vom Wildschwein abzuleiten ist und dessen Ahnen im verschwundenen Torfschwein gesucht werden müssen. Endlich sind als Hausthiere noch die Ziege und das Schaf zu nennen. Nur das Pferd fehlt, wenigstens in den Pfahlbauten am Attersee; es kann aber in dieser Periode schon nachgewiesen werden und dürfte in den Gebirgsgegenden vielleicht nur deshalb nicht gezüchtet worden sein, weil seine Verwendung nicht allgemein sein konnte.

Waffen, Werkzeuge und Thongefäße aus den Pfahlbauten.

Welche Getreidearten und Nutzpflanzen gerade die Colonien am Atter- und Mondsee cultivirt haben, wissen wir nicht bestimmt, da sich diese organischen Reste in dem Seeschlamm nicht erhalten konnten, ohne verkohlt zu sein, und keine der bisher gefundenen Stationen die Merkmale des Brandes zeigt. Wahrscheinlich waren die bebauten Flächen auch ganz unbedeutend. Die Funde in anderen, der gleichen Epoche angehörenden Pfahlbauten in der Schweiz, besonders in Robenhausen, lassen aber erkennen, daß Weizen, Gerste, Hirse und Flachs damals schon gebaut wurden; Korn, wie es scheint, fehlte gänzlich, Hafer tritt erst später auf. Auf breiten Mahlsteinen mit rundlichen Handsteinen (Kornquetschern) zerrieben, also nicht mit aufeinandergehenden Mahlsteinen, die einer späteren Zeit angehören, gemahlen, wurde das also gebrochene Getreidekorn auf heißen Steinen gebacken. Reste solchen Brodes finden sich in Robenhausen noch vor. Die Analogie der Funde von Robenhausen, Wangen mit denen am Attersee, besonders aber das Vorhandensein solcher Kornquetscher und großer Mahlsteine läßt darauf schließen, daß auch in Oberösterreich der Getreidebau den Einwohnern nicht ganz fremd war. — Die Naturvölker der Pfahlbauten müssen, um sie richtig zu beurtheilen, vor Allem, im Gegensatz zu den später eingewanderten,

nomadisirenden und kriegerischen germanischen und keltischen Volksstämmen, deren Kriegszüge die Geschichte uns beständig vorführt, als ein durchaus seßhaftes, friedliches Volk angesehen werden, welches in großen Gemeinschaften dauernd an der gewählten Stelle verblieb und durch allmälige Cultur des Bodens, durch Züchtung der Hausthiere die breite, arbeitende Schichte der Bevölkerung bildete. Für die lange Dauer der Seßhaftigkeit spricht die sogenannte Culturschichte, welche sich von den Abfällen allmälig unter der Ansiedlung bildete und bis zu einem halben Meter und darüber im Seeschlamm eingebettet ruht. Für die Ausbreitung der Bevölkerung sprechen die tausend und aber tausend Pfähle, die ganze Strecken des Seebodens bedecken, und die zahlreichen Stationen an einem und demselben See. Außerdem erweisen die Pfahlbauten sich deßhalb als die eigentlichen Wohnsitze, weil sie von der reinen Steinperiode, also von der Zeit, wo die Verwendung der Metalle in Europa noch ganz unbekannt war, durch die vorgeschichtlichen Perioden der vorwiegenden Verwendung der Bronze bis in die historische Zeit der Ankunft der Römer und oft noch darüber hinaus ununterbrochen bewohnt blieben. Nicht nach Jahrhunderten, sondern nach Jahrtausenden ist daher der Bestand dieser so häufigen und noch vor kurzem den Geschichtsforschern und Archäologen ganz unbekannten Besiedlungsweise der Pfahldörfer zu rechnen.

Unsere Pfahlbauten in den Alpen sind durchwegs der Steinzeit angehörig, wenn auch nicht nur einzelne Bronzen, sondern auch Umgußversuche und sogar selbständige Metallarbeiten aus Kupfer einzeln vorkommen. Daraus erhellt, daß die der Steinzeitcultur angehörigen seßhaften Bevölkerungen unzweifelhaft in den Pfahldörfern fortdauerten, als schon die kelto-germanischen und metallkundigen Völker in unsere Gegend kamen. Von ihnen erhielten sie vorerst im Tauschwege Bronze und lernten von ihnen und betrieben später unter ihnen die Erzgewinnung sowohl als die Erzbearbeitung; daher das Vorkommen einzelner, stilistisch wie technisch vollendeter Bronzen mitten in der Culturschichte der Steinzeit.

Am Attersee, wo die ersten Pfahlbauten Österreich-Ungarns ausgebeutet wurden, sind folgende Stationen bekannt: Seewalchen, Aufham, Weyeregg, Puschacher, Attersee und Kammer, die zum Theil nur eben als Pfahlbauten constatirt und nicht weiter ausgebaggert wurden. Sie liegen alle in der Nähe der bezeichneten Ortschaften; Pfähle sind nirgends sichtbar. Aus Weyeregg, Seewalchen und Puschacher stammen die meisten Fundobjecte, welche sich im k. k. naturhistorischen Museum befinden. Auch im Gmundener See war unmittelbar vor dem Ausflusse der Traun, also an der Stelle von Gmunden, ein Pfahlbau, im Mondsee wurden mehrere sehr bedeutende und reiche Stationen ausgebeutet und beschrieben. In den anderen oberösterreichischen und nahegelegenen steirischen Seen ist trotz sorgfältigen Suchens bis jetzt kein Pfahlbau gefunden worden.

Sehen wir uns nun in den nach Hunderten zählenden Steingeräthen, Thonwaaren u. s. w. um. Da sind, um gruppenweise vorzugehen, vorerst ins Auge fallend die Feuerstein- und Hornblendewaffen, deren Material meist heimisch ist. Wir unterscheiden hier die fein zugeschärften Feuerstein-Pfeilspitzen, ferner halbrunde Messer oder Sägen und Lanzenspitzen. Wenn auch nicht so vollständig, wie die aus weit besserem Feuerstein geschlagenen Waffen Belgiens und Dänemarks, sind sie doch auffallend schöner als die Feuersteingeräthe im Besitze der Mammuth- oder Renthierjäger. Eine Unmasse Hornsteinsplitter, halbfertige und mißglückte Stücke in allen Stufen der Vollendung bezeugen deutlich die Erzeugung an Ort und Stelle. Dies gilt auch von den Steinäxten, Steinbeilen und Hämmern. Alle diese Äxte waren in Hirschhorneinfassungen zum Handgebrauch oder mittels Pech und Riemen an Holzschäften und in Holzkeulen befestigt, welche in der Art unserer Äxte geschwungen wurden. Eine dritte Art von Steinwaffen sind die Steinhämmer und Steinkugeln. Sowie die Steinäxte aus Serpentin und Hornblendegestein zuerst geschlagen und dann mit der Hand auf dem Schleifstein zugeschliffen und polirt, unterscheiden sie sich von den ersteren durch das cylindrische Stielloch, welches haarscharf ausgedreht und ausgebohrt ist. — Ebenso geschickt waren die Pfahlbauer in Verwendung der Knochen und des Hirschhorns zu Werkzeugen aller Art, die theils zur Feldarbeit, theils zum gewerblichen Betriebe, besonders zur Weberei und Töpferei dienten. Bemerkenswerth ist die Durchbohrung von Zähnen zum Schmucke. Von Holzgeräthen ist natürlich sehr wenig erhalten geblieben, weil sie des bergenden Schutzes entbehrten.

Von besonderem Interesse der Formen und der Ornamentik wegen sind die Thongefäße. Zumeist sind es nur Bruchstücke, die zu Tage gefördert wurden, nur selten kleinere Gefäße, die uns unversehrt erhalten blieben. Doch waren sehr große Thongefäße gewiß schon vorhanden; das zeigen die dickrandigen, mit Quarzkörnern reich gemengten, wenig gebauchten Scherbenstücke. Der Lehm ist durchwegs wenig geschlemmt, immer mit Sand durchsetzt, die äußere Form ungleichmäßig geknetet, der Brand unvollständig. Die Töpferdrehscheibe war eben noch unbekannt, denn sie gehört zu den verhältnißmäßig spät eingeführten gewerblichen Hilfsmitteln, die uns meist erst mit den Römern überkommen sind. Trotz dieser ungefügen Formen und des schlechten Materials aber diente der plastische Thon doch schon zur Entfaltung von ornamentalen Mustern und zu Modellirungsversuchen. Von der allereinfachsten Verzierung in übereinandergeordneten Strichen und Punkten durch den Druck des Fingernagels oder eines spitzen Instrumentes hervorgebracht, führt das Motiv der Striche, die geradlinig, schräg, im Halbkreis und im Kreis gezogen werden, mit den früher angeführten Punkten zu einer großen Variation von geometrischen und linearen Mustern. Diese Eintiefungen waren mit Kreidestaub ausgefüllt und weiß, das Gefäß selbst röthlich und schwärzlich überstrichen, wie sich hier und da noch erkennen läßt.

Damit ist der Farben- und Formensinn der Pfahlbauer charakterisirt und ergänzt sich durch die Webe- und Flechtmuster, welche dieselben linearen Ornamente, wahrscheinlich in diesen drei Grundfarben des uncultivirten, einfachsten Farbensinnes, trugen. Solchen Völkern, wie wir sie hier vor uns haben, ist nun die Fähigkeit der Metallgewinnung und Bearbeitung in einfacher Weise durchaus nicht abzusprechen, da wir die Kenntniß des Eisens bei vielen Negerstämmen, die des Kupfers bei den Indianern finden. Zeigen sich aber stilistisch vollendete Bronzen mitten in dieser Epoche, so bilden sie einen offenbaren Contrast und müssen als fremd bezeichnet werden, da hier nicht nur die geradezu künstlerische Formgebung, sondern auch die höchst complicirte Legirung von Metallen, unter denen eines, das Zinn, unsern Ländern völlig fremd ist, für die Einführung sprechen. Anders ist es mit den den Bronzen scheinbar nachgeformten Kupfergeräthen, deren Lehmformen in Pfahlbauten oft gefunden und gewiß auch von den Eingebornen des Atter- und Mondsees verfertigt wurden, da die Gußschalen mit Metallresten in dortigen Pfahlbauten häufig vorhanden sind. Der Zusammenhang unserer Eingebornen mit den fremden Bronzevölkern ist uns allerdings nicht völlig klar. Wir können einestheils nicht annehmen, daß die so zahlreichen Einwohner durch letztere ganz verdrängt oder gar vernichtet wurden, und anderseits können wir sie doch nicht mehr unter den jetzigen Volksstämmen wiederfinden. Wir haben in Österreich nur unbedeutende Schädelreste, im Attersee z. B. nur eine Hinterhauptschuppe gefunden. Aber auch anderswo sind nicht viel Skeletreste gefunden worden, denn die Pfahlbauer begruben ihre Todten auf dem Lande.

Wenn ferner der Besitz von Getreidearten, wie von Weizen, der mit dem egyptischen Weizen verwandt ist, und von Hausthierracen, welche entschieden fremd sind, wenn endlich der Besitz von Nephritbeilen, deren Gestein auf Indien hindeutet, es unzweifelhaft erscheinen läßt, daß Beziehungen mit fernen Ländern bestanden haben, so ist die Einwanderung der zahlreichen Bevölkerung, die wir in den Pfahlbauten über ganz Europa verbreitet finden, damit noch nicht erwiesen, ebenso wie die Auswanderung oder die Vernichtung derselben dadurch nicht wahrscheinlicher geworden ist, daß wir sie heute nicht mehr im Völkergemische besonders nachweisen können.

Die Hallstatter Funde.

Ebenso wie die einzelnen künstlerisch vollendeten Bronzen in den Pfahlbauten der Steinzeit treten unvermittelt nach dieser Epoche die Bronzevölker in Mittel-Europa auf, deren Cultur wir fast ausschließlich im Gegensatze zu den Wohnstätten der Steinzeit nur in ihren Gräbern und den darin vorkommenden Grabbeigaben erkennen.

Grundverschieden in Allem, was die Charakteristik eines Volkes ausmacht, scheinen uns diese neuen Ankömmlinge. Reich an schönen Bronzen, die auf das beste aus feinem

Bronzefunde aus Hallstatt.

Blech getrieben oder aus Bronzedraht gebogen sind oder in unnachahmlich zarter Form gegossen wurden, — reich an Gold, Bernstein und Elfenbein war ihre Bewaffnung, ihr Schmuck. Eine sehr verbreitete Ansicht versetzt die Kenntniß der Gewinnung und Bearbeitung des Eisens in eine spätere Zeit. Jedenfalls war der Gebrauch desselben zu Beginn dieser Periode nicht allgemein. Goldglänzend und farbenprächtig, kriegerisch und prunksüchtig haben wir uns diese Ankömmlinge vorzustellen, die als Eroberer und als die ersten Culturträger im engeren Sinne in das Land einzogen. Als Kelten treten sie in der Geschichte auf und erscheinen gefahrdrohend an den Pforten Italiens. Sie waren, wie es scheint, nicht seßhaft, und keine Wohnstätte deutet auf friedliche, langandauernde Besiedelung an einem und demselben Orte. Nur der Betrieb des Bergbaues hat sie selbst in unwirthlichen Gegenden festgehalten.

In Hallstatt, auf dem Salzberg, ist eines der ausgedehntesten und reichsten Gräberfelder jener Zeit vor 40 Jahren entdeckt und durch systematische Grabungen ausgebeutet worden. Nahezu 2000 Gräber ergaben ein blendendes und fast vollständiges Bild jener Epoche. Die Bestattungsart ist daselbst eine zweifache: die directe Beerdigung des Leichnams und die Verbrennung desselben. Die unverbrannt beerdigten Leichen wurden in ihren Kleidern, ihrem Schmucke, oft auch mit den Waffen, verschiedenen Geräthen, Thongefäßen ꝛc. in den entsprechend vorbereiteten Gräbern beigesetzt. Nach den gefundenen Skeleten gehörten die Begrabenen einem großen, kräftig und gut gebauten Menschenschlage an. Die Schädel charakterisiren sich dadurch, daß sie lang und schmal (dolichocephal) sind, mit hervorragendem Hinterhaupte und schmaler, zurückstehender Stirn. Das Gesicht ist länglich mit hervorragender Nase, etwas vortretendem (prognathem) Oberkiefer, hohem Unterkiefer und senkrecht stehenden, nicht vortretenden Jochbeinen. Es ist also derselbe Typus, welchen man nach seinem Vorkommen in den germanischen Reihengräbern den germanischen Typus nennt und für welchen die großen, blondhaarigen und blauäugigen Germanen das bekannteste Beispiel sind, womit wir noch nicht sagen wollen, daß wir in den Hallstatter Gräbern Germanen vor uns haben, da auch die keltischen Völker vielleicht ähnlichen Typus hatten. Bei der Leichenverbrennung wurden die gesammelten Überreste derselben, als: Knochentheile, Asche und Kohlen in Form eines niederen Haufens auf dem Boden des Grabes ausgebreitet. Bei diesen verschiedenen Bestattungsarten lassen sich merkwürdigerweise außer den Unterschieden in der Behandlung des Leichnames selbst keine anderweitigen Verschiedenheiten constatiren, weder mit Bezug auf das Geschlecht, noch auf das Alter oder den Rang der Verstorbenen. Skelet- und Brandgräber waren über das ganze Grabfeld ziemlich gleichmäßig zerstreut.

Die Waffen sind zum Theile aus Bronze, zum größeren Theile aber aus Eisen. Die Angriffswaffen waren Lanzen, Beile, Schwerter und Dolche. Lanzen sind die am häufigsten

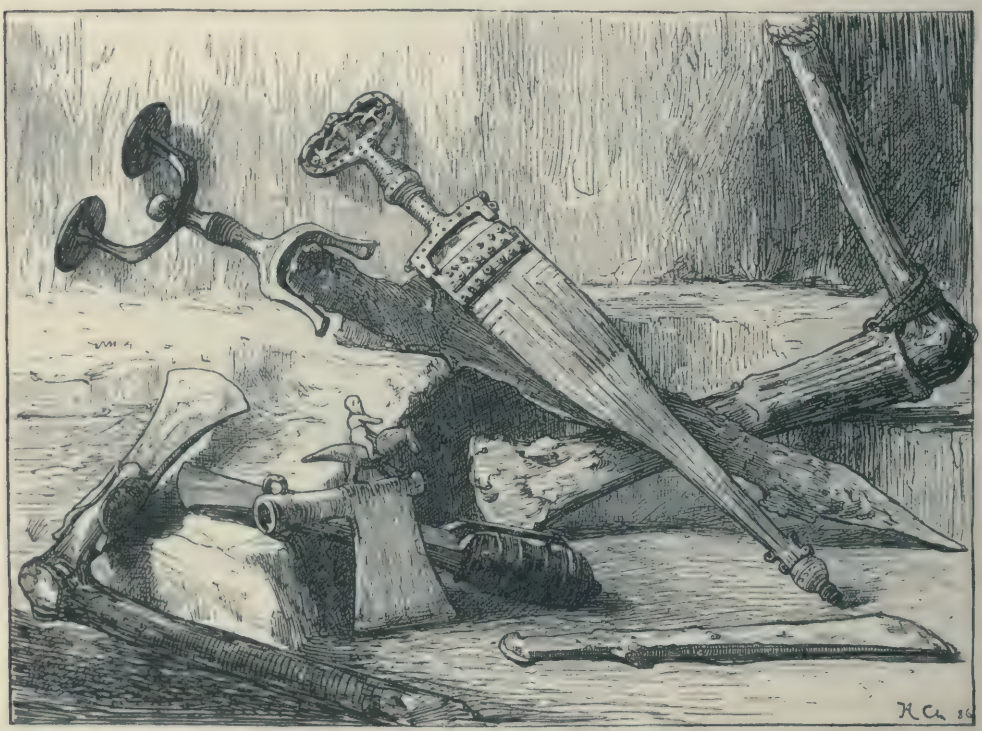
vorgefundenen Waffen. Sie sind mit Ausnahme von wenigen Stücken aus Eisen und zeigen zwei Formen: eine schmale und lange mit starkem Mittelgrat als die häufigere und eine Form mit breitem Blatte als die seltenere. Daneben finden sich auch kurze Spitzen von Wurfspeeren. Die Hiebwaffen sind nicht so häufig als die Stichwaffen. Ihre Hauptmasse bilden die ebenfalls meist aus Eisen angefertigten Beile. Dieselben haben eine schlanke Form mit kurzer Schneide und sind für die Befestigung an einem knieförmig gebogenen Stiele eingerichtet. Von den Schwertern sind zwar ebenfalls die meisten aus Eisen, aber ihre Klingen haben noch die den Bronzeschwertern charakteristische breite, schilfblattähnliche

Ausgrabungen aus Hallstatt.

Form mit meist geradlinig jäh zulaufender Spitze. Die durchwegs zweischneidigen Klingen haben eine Länge von 60 bis 100 Centimeter. Die Handgriffe endigen in große, manchmal aus Elfenbein geschnitzte Knäufe oder in Bronzegriffe. Auch Kurzschwerter und Dolche mit den zuletzt beschriebenen Griffenden sind nicht selten. Die Scheide war zumeist aus Holz, manchmal mit einem Bronzeblechstreifen umwickelt oder mit einem Ortbande versehen; in einigen Fällen war sie aus Bronzeblech und mit Mundsaum und Ortband beschlagen. Das Schwert scheint nur von den angesehenen Männern getragen worden zu sein. Kleine Pfeilspitzen aus Bronze, flach, mit zwei dünnen, langen Widerhaken oder dreikantig, gehören zu den selteneren Vorkommnissen. Von Schutzwaffen ist sehr wenig gefunden worden. Die alten Hallstatter scheinen auf sie geringes Gewicht gelegt zu haben. Zum Schutze des Kopfes dienten Helme aus getriebenem Bronzeblech. Von anderen Schutzwaffen hat man nur einige flache Achselschienen und runde Schildbuckel gefunden.

Eine sehr häufige, auch in den ärmeren Gräbern zu findende Beigabe ist das kleine eiserne Messer mit concaver Schneide und etwas geschwungener Spitze. Auch Schnappmesser mit beinerner Schale kommen vor.

Unter den Schmucksachen zeichnen sich vor Allem die breiten, meist auf Leder befestigten Bronzeblech-Gürtel mit mannigfaltigen getriebenen oder fein gravirten, meist geometrischen Ornamenten, sowie die noch häufiger vorkommenden, nur mit einzelnen

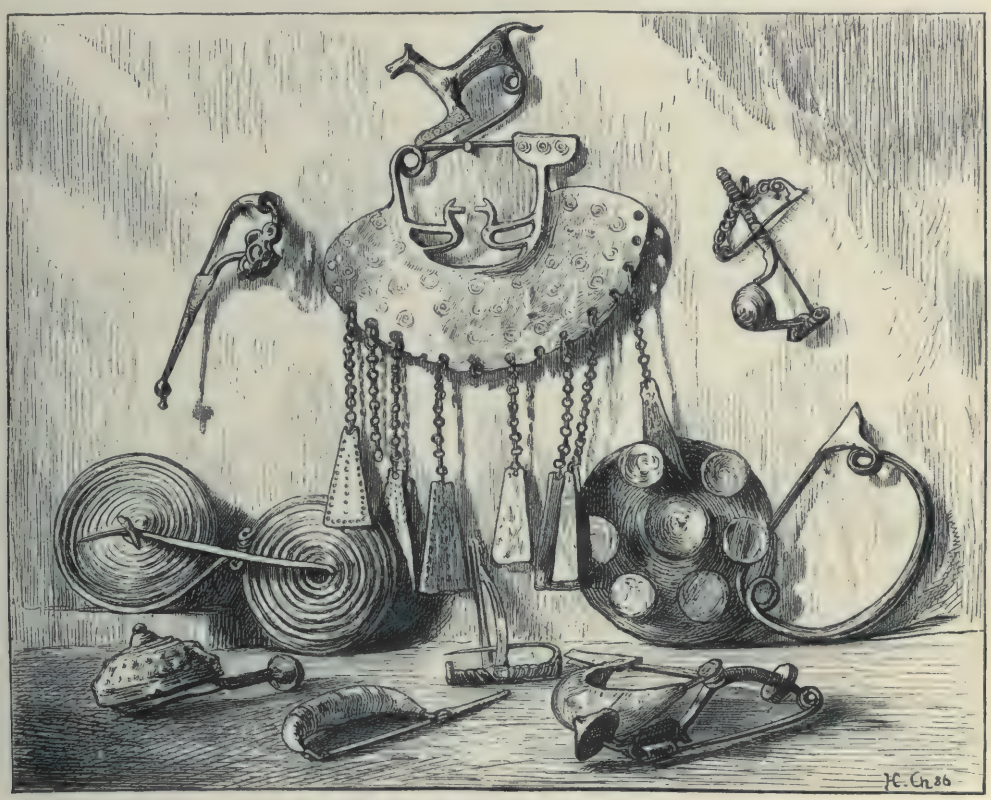


Beile und Dolche aus Bronze und Eisen aus Hallstatt.

Blechen oder mit zahlreichen Bronzeknöpfchen besetzten Leder- oder Bast-Gürtel aus. Sie wurden von Männern und Frauen getragen, und zwar entweder schräg über Brust und Schulter oder als Leibgurt, wie er heutzutage noch in Tirol üblich ist. Theils dienten sie als Wehrgehänge, theils zum Zusammenfassen des Gewandes. Der Verschluß derselben wurde durch einen einfachen Haken hergestellt; Schnallen kannte man nicht. Am stärksten sind die zum Zusammenhalten des Gewandes dienenden, fast durchwegs aus Bronze gefertigten langen geraden Gewandnadeln und die Fibeln vertreten, da sie bei dem Mangel an Knöpfen und Knopflöchern nebst dem Gürtel die Hauptmittel zum Zusammenhalten der Kleidung bildeten. Diese Fibeln sind nach der Art unserer Sicherheitsnadeln und Brochen construirt und zeigen eine große Mannigfaltigkeit der Formen. Am häufigsten fanden sich

die aus einem Stück Draht gemachten brillenähnlichen Doppelspiralfibeln, welche man deshalb speciell Hallstatter Fibeln genannt hat.

Weitere charakteristische Bestandtheile des Schmuckes sind die manchmal sehr umfangreichen, aus Ketten, Klapperblechen und anderen oft sehr seltsam geformten Bronzebestandtheilen zusammengesetzten Ziergehänge und die theils massiven, theils hohlen, mit Halbkugeln oder Querrippen verzierten Armringe. Einen sehr häufigen Schmuck bildeten



Bronze-Schmuck-Fibeln aus Hallstatt.

Schnüre aus Bernstein- und Glasperlen. Bemerkenswerth erscheint, daß vielen der bronzenen Schmucksachen durch aufgelegtes Blattgold ein kostbareres Äußere verliehen und kleinere Gegenstände auch manchmal ganz aus Gold verfertigt wurden, daß aber niemals Silber angewendet ist. Von Wichtigkeit sind ferner die in großer Zahl (über 200) gefundenen Bronzegefäße. Wir finden da Situlae, das sind konische Eimer mit weiter Mündung und theils ohne, theils mit einem oder zwei Traghenkeln, ferner cylinderische, quergerippte Cysten, bauchige Vasen mit weitem, hohem Hals und herausgeschlagenem Rande, Becken mit verschieden geformten Fußgestellen, Schüsseln, Schalen und Schöpfgefäße. Die Thongefäße, welche man fast in allen Gräbern zu ein bis fünfzehn Stücken

gefunden hat, waren durchwegs aus freier Hand, ohne Anwendung einer Töpferscheibe gemacht und schwach gebrannt, in keiner Weise glasirt. Die Formen sind bauchige Urnen, kleine Töpfe mit oder ohne Henkel, bauchige Schalen mit kleiner Basis, flache Schüsseln mit breitem Rande, einfache Teller u. s. w. Die Ornamente, aus Linien und Kreisen combinirt, sind meist eingedrückt, seltener mit Farben aufgemalt. Als ein negatives Moment verdient angeführt zu werden, daß unter diesen Grabfunden keinerlei Münzen und mit Ausnahme einiger in die Situlen eingeprägter Zeichen keine Schriftdenkmäler vorkommen.

Überblicken wir dieses Gesammtinventar mit seinem erstaunlichen Reichthum an Formen und Verzierungen, so zeigt sich uns in demselben eine auf Wohlstand gegründete hoch entwickelte Cultur mit einem ganz eigenartigen raffinirten Geschmack und großer Vorliebe für Pracht und äußeren Glanz. Es ist unzweifelhaft, daß der größte Theil der in Hallstatt gefundenen Gegenstände das Erzeugniß einer sehr vorgeschrittenen einheimischen Industrie ist, deren Hauptstärke im Schmieden und Gießen der nur aus Zinn und Kupfer zusammengesetzten Bronze und in der Ausscheidung und Bearbeitung des Eisens lag.

Gegenüber dieser hochentwickelten Industrie ist es höchst auffallend, daß wir die bildlich darstellende Kunst auf den allerersten Stufen der Entwicklung antreffen. Die Hauptmasse der vielen und reichen Verzierungen ist fast blos aus geometrischen Elementen zusammengesetzt, zwischen welchen nur hin und wieder kleine Pferde, Schwäne und menschliche Figuren in plumpester Nachbildung eingeschaltet sind. Denselben primitiven Charakter zeigen die wenigen als Votivgegenstände aufzufassenden plastischen Thierfiguren (meist Stiere), welche gefunden worden sind. Nur einzelne Gegenstände, wie z. B. der Bronzedeckel einer Situla und eine Schwertscheide sind mit besser gezeichneten Figuren verziert und daher als importirte Stücke aufzufassen, welche, sowie das Vorkommen von Elfenbein, von Meeresmuscheln ꝛc., auf den regen, durch den Salzhandel bedingten Handelsverkehr mit Italien hinweisen dürften. Wie diese Beziehungen zu den nächstverwandten Nachbarn, den Etruskern, waren, wissen wir nicht genau nachzuweisen. Es scheint aber festzustehen, daß dort der griechische Kunsteinfluß sehr bald für die Bemalung der Thongeräthe und für figurale Darstellungen überhaupt maßgebend wurde, während in unseren Alpenländern der altheimische Stil, wie er in Hallstatt vollendet vor unser Auge tritt, bis zur Ankunft der Römer fortgedauert hat. Werfen wir einen Blick auf jene Eingeborenen der Pfahlbauten zurück und vergleichen wir damit die uns in Hallstatt überkommenen Schätze, so werden wir keinen Augenblick zweifeln, daß wir nicht mehr dasselbe Volk vor uns haben, sondern daß mit neuen Völkern eine neue Culturstufe in unseren Ländern eintrat, die erst durch die weit überragende Civilisation der Römer verhältnißmäßig rasch verdrängt wurde.

Aus der Römerzeit.

Entsprechend der Gliederung des Landes haben wir drei römische Straßenzüge zu unterscheiden: die Donau-Uferstraße, die Binnenstraße und die Straße zu den Alpenpässen. Die Donaustraße vom Inn bis zur Enns zog sich mit steter Berücksichtigung des Terrains und daher vom heutigen Straßenzuge mehrfach abweichend von der Innstadt Passau am Flußufer bis Mühlbach, erstieg hier die Höhe der Donauleiten und erreichte über Eberhardszell erst bei Kasten wieder den Strom, dessen Ufer sie bis Engelhartszell folgte, wo nach verschiedenen Funden ein kleines Castell stand; nun lief die Straße am Ufer bis Engelszell und wieder die Höhe erklimmend über Steinödt bei St. Ägyd, umging in weitem Bogen die tiefe Schlucht des Kesselbaches und gelangte über Wallern und Straß auf dem Kamme der Donauleite nach Schlögen, wo an strategisch wichtiger Stelle das Castell Joviacum stand; von diesem ging der Straßenzug an der Ruine Stauf vorüber gegen Pfaffing bei Hartkirchen und nach Aschach, wo ein kleines Castell zur Bewachung des durch die Mühel vermittelten Zuganges ins nördliche Land stand. Der rechten Seite des Aschachbaches folgend kam die Straße nach Eferding, wahrscheinlich das Marinianum der Peutingerischen Tafel, und wieder von der Donau sich entfernend über Straß und Alkoven nach Straßham und im Süden des Kürnberges über Ruffling zum Castell Lentia (Linz), welches den Haselgraben, die Donau-Auen und das Traunthal beherrschte, über Kleinmünchen, Ebelsberg nach Lauriacum (Enns). Von Alkoven zweigt sich eine Straße ab, welche, über Auberg und Oftering ziehend, die Traun bei Haid in der Nähe von Ansfelden übersetzte, deren rechtes Ufer bis Ebelsberg verfolgte und hier in die Hauptstraße einmündete; noch im Mittelalter bewegte sich auf dieser kürzeren Straße der Hauptverkehr.

Die zweite Hauptstraße Noricums war die von Enns über Ovilava (Wels) nach Salzburg (Juvavum) führende. Von Lauriacum bis zum Traunübergange fällt sie mit der Uferstraße zusammen. Hier zweigte sie sich ab und führte am rechten Traunufer über Schleißheim nach Ovilava, dem bedeutendsten Orte des uferländischen Noricum. Von Wels zog die Straße über Schwanenstadt (Tergolape), Frankenmarkt (Laciacum) und Neumarkt (Tarnantone) nach Salzburg. Ihr Zug ist in der Peutingerischen Tafel angegeben und Funde wie Namen längs der angedeuteten Strecke lassen über den Straßenzug keinen Zweifel. Bei Wels findet sich ein „Straß“; in Lambach ein römischer Denkstein; in Aichkirchen bei Winsbach wurden kleinere Funde gemacht; ein Meilenstein von Kaiser Septimius Severus wurde in Thalham, ein anderer in Mösendorf gefunden; der Name des Schlosses Walchen zwischen Vöcklamarkt und Frankenmarkt und der Name Straßwalchen sind sprechende Zeugnisse für den Zug der Straße.

Die Hauptverbindungsstraße mit dem binnenländischen Noricum zog von Wels aus im Thale des Sipbaches über den Alterbach nach Pettenbach (Poststation Vetonianis), über den Magdalenenberg und Inzersdorf nach Kirchdorf, Michldorf und Klaus (Station Tutatio) und an der Steyr und Teichel fort in das schöne alpine Thalbecken von Windischgarsten, wo die römische Poststation (Ernolatia) 1869 ausgegraben wurde. Von da zog die Straße über den wichtigen Pyhrnpaß nach Lietzen (Gabromagus) in Steiermark.

Auch eine Reihe von secundären Straßenzügen ist durch Funde und Namen belegt. Von Öhling an der Url in Niederösterreich führte eine Straße nach Steyr, wo wir eine römische Warte an der Stelle des jetzigen Lamberg'schen Schlosses vermuthen dürfen. Eine Verbindung von Steyr mit Lauriacum über Kronsdorf ist sicher, ebenso eine über Sierning mit dem Kremsthale und eine dritte durch das Steyrthal bis Altenmarkt in der Steiermark. Wels war mit Eferding durch eine Straße verbunden, die über Weizenkirchen nach Peuerbach und über den Kamm der Berge bis zum Jungfernstein führte, wo sie sich spaltete: ein Zweig führte über Grafendorf nach Passau, der andere nach Stanacum bei St. Ägyd. Bei Straßwalchen zweigte von der Hauptlinie eine Straße ins Mattigthal ab, welche über Schalchen nach Braunau führte; längs derselben wurde bei Munderfing eine römische Villa, bei Mattighofen ein Begräbnißplatz aufgedeckt. Eine Straße am rechten Innufer verband Salzburg mit Passau; auf oberösterreichischem Gebiete ist sie durch Funde in der Gegend von Wildshut und Ostermiething, Tarsdorf und Raushofen bestätigt. Ins herrliche Salzkammergut endlich zog man auf der Straße von Schwanenstadt-Gmunden-Ischl, welch letzteres später als römische Zollstation (statio Escensis) erscheint und wo ein römischer Grabstein im Unterbau des Pfarrkirchenthurmes zu sehen ist, nach Goisern und Hallstatt; römische Funde späterer Zeit kamen in Leistling und St. Agatha (bei Goisern), sowie am Arikogl bei Steeg am Hallstatter See, hier ein reicher Goldschmuck, zu Tage. Von Vöcklabruck führte eine Straße zum Kammersee und zum Mondsee; Funde sind von Seewalchen, Steinbach, Weyeregg und Mondsee bekannt.

Aus der Reihe von Ortschaften, welche in römischer Zeit bestanden, ragen zwei bedeutsam hervor, Ovilava und Lauriacum, auf deren Geschichte ein Blick geworfen werden möge. Ovilava war wohl schon eine Ansiedlung der einheimischen keltischen Bevölkerung. Römische Colonie wurde es unter Kaiser Marcus Aurelius (161 bis 180 n. Chr.) während des blutigen Krieges, den dieser Kaiser gegen die Markomannen führen mußte; diese waren durch die Schluchten des Mühlviertels nach Noricum vorgedrungen, ja bis Aquileja gelangt. Der Kaiser errichtete zum Schutze Noricums und Rhätiens zwei neue Legionen, die zweite italische (legio II. Italica) für ersteres, die dritte italische für letzteres. Zugleich wurde die Colonie Ovilava gegründet und in Lauriacum ein Legionslager erbaut. Als Führer der zur Gründung Ovilavas gewählten Veteranen

Römische Funde.

wurde Älius Flavius, Duovir oder Bürgermeister und erblicher Decurio oder Rathsherr des alten, in jenem Kriege zerstörten Municipiums Cetium (an Stelle des jetzigen St. Pölten) bestimmt. Der Grabstein dieses Mannes, der auch die Priesterwürde bei der Gottheit des Kaisers Hadrian bekleidete, ist im Stifte Lambach zu sehen. Als Hauptreservepostен der norischen Ufercastelle am Kreuzungspunkte der nach Pannonien und Vindelicien führenden Straße mit der ins Innere führenden Verbindungs- und Rückzugslinie war Ovilava von bedeutender Wichtigkeit. Als Festung der Civilstadt dürfen wir die Stelle ansehen, wo

später die kaiserliche Burg stand; der Begräbnißplatz befand sich bei dem Dorfe St. Bernhardin, nahe der heutigen Cavallerie-Kaserne. Zahlreiche, seit Jahrhunderten dem Boden entnommene Funde bestätigen, daß Ovilava ein bedeutender Ort gewesen; er bestand noch im letzten Drittel des V. Jahrhunderts, da man dort noch eine Münze des Kaisers Procopius Anthemius (467 bis 472) gefunden hat. Erst nach dieser Zeit, vielleicht zu der St. Severins, fand es seinen Untergang, um im frühen Mittelalter (776) als Slavenansiedlung Weles wieder aufzutauchen.

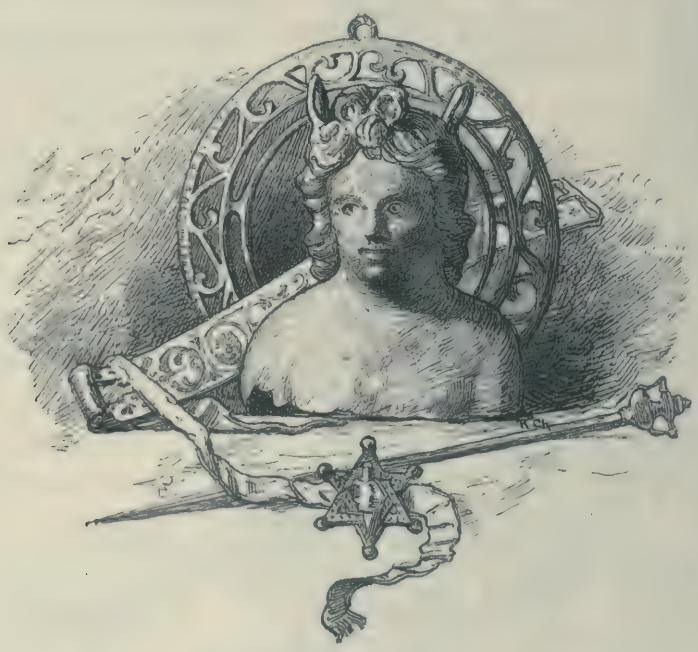
Lauriacum wurde zur selben Zeit wie Ovilava als Hauptquartier der zweiten italischen Legion angelegt. Noch ist deutlich die Stelle des Standlagers zu erkennen: nordwestlich von der Stadt Enns, zwischen dieser, Lorch, St. Laurenz und der Bahnlinie findet sich eine Fläche von 350 Meter Länge und 250 Meter Breite (1800 : 1400 römische Fuß), von einem noch theilweise erhaltenen Graben von 3 Meter Tiefe und 4 Meter Breite und entsprechendem Walle eingeschlossen, jetzt Äcker, Gärten, Gebäude enthaltend. Der Länge nach durchschneidet den Platz ein Weg, welcher dem Hauptwege des Lagers (via principalis) entspricht; er wird von einem zweiten gekreuzt, der via praetoria. Jener Theil, wo im Prätorium der Commandant des Lagers seinen Sitz hatte, ist die Hauptfundstelle von Alterthümern gewesen: außer Ziegeln mit dem Stempel der Legion und interessanten Cursivschriften Münzen, Ringe, Militärmedaillen für Legionäre, Krüge, Schalen, Fibeln und Schnallen von schöner Arbeit. Lauriacum war auch ein Hafen der Donauflottille, und zwar war derselbe dort, wo ein Donauarm, die Kühwamme, sich mit dem Hauptstrome in einer kleinen ruhigen Bucht vereinigt; der Ort heißt heute Enghagen. Neben dem Lager erhob sich allmälig aus den Canabae (Ansiedlungen von Händlern, Veteranen und dergleichen) die Civilstadt, welche in späterer Zeit ebenfalls befestigt wurde. Diese Fortificationen wurden unter Kaiser Valentinian (364 bis 375) von den Truppen ausgebessert. Der Begräbnißplatz der Lauriacenser war auf dem Aichberge. Zu Severins Zeit war Lauriacum der festeste Punkt des Landes. Der Rugenkönig Fava eroberte es aber dennoch und war nur mit Mühe von dem Plane abzubringen, die Einwohner nach Faviana (Mautern) zu verpflanzen. Als auf Odovakars Befehl die Romanen aus Noricum nach Italien abzogen, wurde die vom besten Theile der Bewohner verlassene Stadt eine Beute der Alemannen. Ob sich eine kümmerliche Ansiedlung erhielt, ja, ob der Name Lorch mit Lauriacum zusammenhängt, ist zweifelhaft. Erst 791 erscheint der erstere wieder.

Über die Regierung und Verwaltung des Landes Noricum können wir nur einige Daten mittheilen. Zur Zeit des alten großen Noricum hatte der Procurator der Provinz seinen Sitz in Celeja (Cilli); nach der Theilung der Provinz unter Diocletian wurde wahrscheinlich Lauriacum Residenz des Praeses Provinciae, des „vir perfectissimus“ — allervortrefflichsten Mannes — wie er im Curialstil jener Zeit betitelt wurde. Den Befehl

Römischer Grabstein.

über die Truppen führte in älterer Zeit der Legat von Pannonien, seit der Trennung ein Dux spectabilis — wohlansehnlicher Heerführer — dem die Commandanten der einzelnen Plätze, der Tribun der zweiten Legion in Lauriacum, der Präfectus der Liburnarier (Pionniere) in Lentia und Joviacum und Andere unterstanden. In dieser Zeit bildete sich das System der „Grenzer“ aus und die Truppen heißen auch Limitanei oder Ripenses. Für die innere Verwaltung ließen die Römer die alteinheimische Gauverfassung bestehen, nur daß jeder Gau einer Stadt attribuirt wurde; diese verwaltete denselben, in ihr fanden die Gaulandtage statt, welche einen hauptsächlich religiösen Charakter hatten, der im Dienste des „Gottes-Kaisers“ und „Roma der Göttin“ gipfelte. Vorort des uferländischen Noricums, dem beinahe das ganze heutige Oberösterreich südlich der Donau attribuirt

war, ist Ovilava. Es nahm als Colonie den höchsten Rang unter den Städten ein. In der Entfaltung des römischen Wesens eilte Noricum, dessen Bewohner als nicht sehr kriegerisch geschildert werden, den anderen Donaulandschaften voraus. Aus der Mischung römischer Bildung und einheimischer Kraft entwickelte sich ein eigenthümliches Leben. Leider ist kein Bauwerk im Lande erhalten; auch hervorragende Werke der Gießerei oder Sculptur fehlen, doch sind einzelne der zahlreichen kleineren Werke nicht ohne eigenthümlichen Werth, wie ein Mercur aus Bronze und ein Marmorrelief, Leda mit dem Schwane, beide aus Enns, die Reliefs von Hörsching und andere. Manche Dinge wurden in Fabriken erzeugt; so bestand in Lauriacum eine ärarische Schilderfabrik, in Wels eine Thonwaarenfabrik. Kunstreiche Goldarbeiter werden in der Lebensbeschreibung St. Severins erwähnt. Den Wohnungen der Reicheren fehlte nicht der Schmuck von Mosaikböden. Grabsteine stattete man künstlerisch aus, wie den des Privatius in Enns. Die materielle Cultur des Landes war unter römischer Herrschaft weiter gediehen; der Handel mit dem Emporium Aquileja einerseits, den Barbaren anderseits war bedeutend; Viehzucht, Land- und Alpenwirthschaft, sowie Weinbau waren die Nahrungsquellen der Bevölkerung.



Bronze Nadel und Fibel, Faunbuste.

Die Haushamer Linde und Waffentrophäen aus den Bauernkriegen.

Zur Geschichte Oberösterreichs.

Roms Adler hatten den Donaustrand, den sie so lange behütet, verlassen, mit ihnen die antike Cultur; mit ihrem letzten Flügelschlage verglüht das Abendroth und Finsterniß umfängt das Land. Aus dem nächtlichen Dunkel dringt wohl der Klang der Schritte heranstürmender Germanen an unser Ohr, die Gestalten einander jagender Heerscharen aber bleiben dem spähenden Auge verborgen. Ungesehen vollzieht sich der Einzug der Bajuvaren in unser Heimatland, der Vorstoß der Avaren gegen die Enns, die Ausbreitung des wendischen Volksstammes bis an die Traun und bis

an den Windberg hinauf; der erste Morgenschein findet sie auf dem Plane, sowie es nach einem Jahrhundert wieder zu tagen beginnt.

Die Einwanderer trafen ein verödetes, fast menschenleeres Land. Die Reste zurückgebliebener Romanen waren aus der Ebene in die Berge geflohen, weite Strecken hatte der aufschießende Wald wieder in Besitz genommen und zahlreiche Ortsnamen sprechen deutlicher, als es annalistische Angaben könnten, von germanischer Urbarmachung des Bodens. Die Tannen und Fichten des unermeßlichen Nordwaldes spiegelten sich in den Fluten der Donau; auch unter Landshag blieb er von diesem Strome kaum einige Meilen entfernt. Am rechten Stromufer reichte der Passauer Wald bis gegen Aschach. „Im Walde" heißt noch nach einem Jahrtausend bei dem Volke das ganze Gebiet. Der Weilhart, Höhnhart und der Kobernauser Wald sind nur Überbleibsel weitaus größerer Forste, und Karl der Große kennt die lachende Umgebung von Kremsmünster als bloßes Waldgebiet. Der Landstrich am rechten Ufer der Steyr war lange in Waldesnacht begraben und in das Thal von Windischgarsten stieg noch später die Flutwelle baierischer Besiedlung.

Unsere Vorfahren waren dem Heidenthume ergeben. Nur wenige Romanen mögen den heiligen Rupert auf seiner ersten Missionsreise an der alten Stätte Lauriacums begrüßt haben, denn wie Ovilava ist auch dieser alte Römerort völlig untergegangen. Rupert begann und Emmeram vollendete die Bekehrung des Stammes, die kirchliche Einrichtung Baierns hat jedoch erst der Apostel der Deutschen, Bonifacius, vollzogen (739). Der Gaubischof Wulfilo nahm seinen ständigen Sitz in Passau, bei dessen Sprengel das Land ob der Enns durch ein volles Jahrtausend verblieben ist. Nun begannen auch Benedictinerklöster sich zu erheben, „diese festen Burgen christlicher Gesittung und materieller Cultur". Zwar wurde das Grab des heiligen Florian, seit frühester Zeit ein Gegenstand gläubiger Verehrung, nur von einer Zelle bewacht, aber Mondsee und Kremsmünster verdanken den Agilolfingern ihre Entstehung. In jenes berief Herzog Odilo Benedictinermönche aus dem fernen Monte Cassino 748, die Gründung an der Krems 777 galt, gleich jener von Innichen, „der Bekehrung des ungläubigen Geschlechtes der Slaven" und ihrer Germanisirung; denn bis an die untere Steyr reichte Karantanien, das Tassilo fünf Jahre vorher seiner Herrschaft unterworfen, und selbst über diese Grenze hinaus pflügten die Slaven im Flachlande und rodeten am Fuße des Priel. Benedictinerhand hat die Waldwildniß gelichtet und christliche Gesittung und deutsche Art bis auf die Höhe des Pyhrn getragen.

Das Herrscherhaus der Agilolfinger erlag seinem Geschicke; der Herzogswürde entsetzt, verschwindet Tassilo, zum Mönch geschoren, in einem Kloster 788. Keine Aufzeichnung meldet das Jahr seines Todes, aber sein Sterbetag, von treuer Erinnerung bewahrt, wird nach elf Jahrhunderten noch pietätvoll von seiner Stiftung begangen.

Gegen Tassilos Verbündete, das ungesittete Volk der Avaren, zog Kaiser Karl der Große selbst zu Felde; bei Lorch schlug er sein Lager; nach dreitägigen Bußübungen überschritten die Franken die Enns 791. In wenigen Jahren schwand die Macht der Avaren dahin, aus erobertem Gebiete wurde die Ostmark gebildet, Baiern verwuchs mit dem Frankenreiche.

Das Land gliedert sich in Gaue und Hundertschaften. Grafen verwalten die Gaue, hegen die ungebotenen Gerichte, führen den Heerbann; Königsboten halten Sendgericht und berufen das Volk. Der Traungau, vom Hausruck im Westen, von der Enns und dem Hochsensengebirge im Osten, von der Donau im Norden, vom Dachstein im Süden begrenzt, war das sichere Hinterland der östlichen Grenzmark. In Lorch, dem Weiler mit der Kirche des heiligen Laurenz waltet Graf Werinhar und in Raffelstätten ordnen Sendboten die Zollsätze für den Verkehr von Passau bis an Groß-Mährens Markung. Bis an die Sallet erstreckte sich der Rotgau, vom Inn bis an den Schafberg zog sich der Mattiggau hin und „Attergau" hieß das Gelände des Attersees. Im Norden der Donau griff der Sweinachgau herab bis zur Mündung der Rotel; die aus grünem Walde allmälig heraustretende Riedmark ist schon ostmärkischer Boden. Ranshofen, Mattighofen, Ostermiething und Attersee werden uns als königliche Pfalzen genannt.

Der Stifterbecher, auch Tassilokelch genannt.

Reiche Vergabungen an weltliche Große und Kirchen, zumal an die Hochstifte Passau, Freising und Regensburg, begünstigten den frischen Nachschub bajuvarischen Elementes; die deutsche Colonisation dringt in die Wälder und durchbricht die Slavenbestände in den Bergen. Noch ist das Land nur mit Einzelnhöfen besiedelt, Wald und Weide sind allen Markgenossen gemeinsam. Geschlossene Ortschaften sind eine Seltenheit und Orte mit städtischem Charakter erst im späteren Mittelalter entstanden. Selbst Enns und Wels

stehen nicht auf den Stätten der römischen Municipien Lauriacum und Ovilava, auch sie sind gleich Linz, dessen Schloß die Bajuvaren gegen die feindlichen Slaven des Nordufers erbauten, ursprünglich offene Weiler oder Niederlassungen um Burgen gewesen. Wurden die Häuser mit Mauer und Graben umgeben, so galten sie nach mittelalterlichem Sprachgebrauche als Städte, aber erst die Verleihung von Marktrechten und die Befreiung von der Gewalt des öffentlichen Richters erhob den Flecken im rechtlichen Sinne zur Stadt.

Den großen Verkehr zwischen Osten und Westen vermittelten des Reiches Straße von Regensburg und Passau herein und die Wasserader der Donau. Auf jener zogen die Heere, rollten die Lastwagen. Auf Saumpfaden brachten durch den dichten Nordwald slavische und jüdische Kaufleute Sclaven, Rosse und Wachs herbei. An der Donau lagen die Marktplätze im verschollenen Rosdorf, in Linz, an der Mündung der Rotel und an den Ufern der Riedmark. Das Salz aus dem Ischllande trug die Traun in das östliche Grenzland. Die Weinrebe grünte im Donauthale und in den Bergen, von der Blüte der Bienenzucht geben noch heute Ortsnamen Kunde.

Handwerk und Gewerbe lagen im Banne des Hofrechtes; künstlerische Thätigkeit war dem Zeitalter nicht fremd, aber meist nur der Geistlichkeit eigen. Das älteste Kunstwerk baierischen Stammes, einen Becher in Kupfer getrieben, bewahrt als theure Erinnerung an Herzog Tassilo das Kloster Kremsmünster.

Das geistige Leben geht in diesem Zeitraume von der Kirche allein aus, in den Klosterschulen wird das Flämmchen genährt. In der Stille der klösterlichen Schreibstube ward das prächtige Evangeliarium von Kremsmünster gefertigt, das unter dem Namen des Codex millenarius als eines der schönsten graphischen Denkmäler des Mittelalters bekannt ist.

Das X. Jahrhundert traf das großmährische Reich im Todeskampfe; ein neuer gefährlicherer Feind bestürmte das Grenzland des ostfränkischen Reiches. Schon im Sommer 900 drangen Reitergeschwader der Ungarn plündernd in den Traungau ein; zur Abwehr erstand aus den Überresten des Römerlagers die Ennsburg. Schon nach sieben Jahren ging die Ostmark verloren, die Grenze des Reiches und Baierns wich wieder bis an die Enns zurück. Der Traungau wurde zum Einfallsthore der Ungarn, ihren Siegeslauf vermochten vereinzelte Schlappen am Inn und bei Wels nicht auf die Dauer zu hemmen. Die Culturstätten St. Florian und Kremsmünster sanken in Asche. Erst die Schlacht am Lech (955) hatte die Wiederherstellung der Ostmark im Gefolge; im Haselgraben berührten sich wieder baierischer und märkischer Boden.

Mit der Wiederkehr des Friedens nimmt die Culturarbeit ihren nunmehr ungehinderten Fortgang; St. Florian erhebt sich aus den Trümmern und zum zweiten Male ziehen Altaicher Mönche ein in das verwüstete Münster an der Krems; Gotteshäuser und

QUONIAM QUIDEM MULTI CONATI SUNT ORDINARE NARRATIONEM QUAE IN NOBIS COMPLETAE SUNT RERUM SICUT TRADIDERUNT NOBIS QUI AB INITIO IPSI VIDERUNT ET MINISTRI FUERUNT SERMONIS VISUM EST ET MIHI ASSECUTO A PRINCIPIO OMNIA DILIGENTER EX

ORDINE TIBI SCRIBERE OPTIME THEOPHILE UT COGNOSCAS EORUM VERBORUM DE QUIBUS ERUDITUS ES VERITATEM

FUIT IN DIEBUS HERODIS REGIS IUDAEAE SACERDOS QUIDAM NOMINE ZACHARIAS DE VICE ABIA ET UXOR IL LI DE FILIABUS AARON ET NOMEN EIUS ELISABETH

ERANT AUTEM IUSTI AMBO ANTE DEUM INCEDENTES IN OM

Initiale mit Text aus dem Codex millenarius.

weltliche Große haben verödetes oder ungerodetes Land, das ihnen königliche oder fürstliche Schenkung verliehen, dauernd der Cultur zugeführt.

In Passau mehrte durch Kaiser Ottos Gunst Bischof Pilgrim des Hochstiftes Besitz. Sein Streben nach Metropolitanrechten aber scheiterte an dem Widerstande des Erzbischofs Friedrich von Salzburg; das Phantom eines Lorcher Erzbisthums, welches er zuerst auf die Bildfläche gerufen, ist vor der historischen Kritik unserer Tage zerstoben.

Den Schlußstein zur Colonisation unseres Landes hat die freigebige Hand Kaiser Heinrichs II. gelegt. Das Bisthum Bamberg stattete er aus im Thale von Kirchdorf und Windischgarsten, im Attergau und an der Mattig; dem Frauenstifte Niedernburg in Passau verlieh er den Waldstrich von der Ilz bis an die Rotel zu eigen (1010). Dort haben fränkische Colonisten die Forste in engere Grenzen verwiesen, hier Passaus Dienstleute im Urwalde die Axt emsig geschwungen.

Die Herzogsgewalt war in Baiern nach dem Ausgange der Karolinger von Arnulf wieder erneuert worden, aber die Gaue waren zerfallen, der geschlossene Besitz der Gerichtsherren zur Grafschaft geworden, der Heerbann in ein Lehenheer umgestaltet, die große Masse der Gemeinfreien verschwunden und zu Schutzbefohlenen oder eigenen Leuten herabgesunken. Hofdienst und Kriegsdienst begannen den unfreien Dienstmann zu adeln.

Im XI. Jahrhunderte tritt im alten Traungau bedeutsam ein mächtiges Grafengeschlecht hervor: Lambach war sein Sitz, aber bis an die March fanden sich seine Allode. Nach dem Sturze Herzog Adalberos von Kärnten hat Graf Arnold von Lambach die karantanische Mark vom Reiche (1036), sein streitbarer Sohn Gottfried die Grafschaft im Ennsthale von Salzburg erlangt. Zur Behauptung des neuen, zum Schirme des alten Besitzes, als Brückenkopf für beide erhoben sich auf Kärntner Boden die Zinnen der Steyrburg; von der deutschen Heldensage anmuthig umrankt, hat sie dem schönen Nachbarlande den Namen gegeben. Zum ersten Male trat das Gebiet diesseits des Pyhrn zur heutigen Steiermark in Beziehungen; erst nach zwei Jahrhunderten wurden sie wieder gelöst.

Zwar erlosch schon mit den neuen Markgrafen ihr Geschlecht, aber der alt-traungau'sche Besitz fiel an den blutsverwandten Grafen Ottokar aus dem Chiemgau und ihm wurde auch die Kärntner Mark zutheil. Kurzlebig war die Herrschaft des neuen Dynasten, nach vier Jahren (1059) verschwindet er vom historischen Schauplatze; erst nach fast zwei Decennien (1078) wird wieder ein Chiemgauer von den hochgehenden Wogen des Investiturstreites auf die Oberfläche getragen. Markgraf nennt sich der zweite Ottokar, doch reicht seine Gewalt nicht über die Tauern. Bis an sein Ende (1122) ist er auf päpstlicher Seite gestanden, und sicher hat er die Markgrafengewalt vom Gegenkönig Rudolf erhalten. Mit den Eppensteinern von Kärnten traf er am Abend seines Lebens ein Abkommen und beschränkte den Markgrafentitel auf seinen Allodialbesitz Steyr.

Die Reformideen des Papstes Gregor VII. zur Wiederherstellung altchristlicher Zucht haben begeisterte Anhänger an dem Metropoliten Gebhart, an den Bischöfen Altmann von Passau und Adalbero von Würzburg gefunden. Neue Klöster wurden gegründet, die verfallene Disciplin wieder belebt, dem Cölibatsgebote strengere Beachtung verschafft. Bei Wernhers von Reichersberg Stiftung hat Gebhart Pathenstelle vertreten (1084), Lambach hat Adalbero den Benedictinern übergeben. In St. Florian vertrieb Altmann die zuchtlosen Cleriker, Augustiner Chorherren wurden an ihre Stelle gesetzt (1071); in Kremsmünster hielten Cluniacenser den Einzug.

Den Waffen König Heinrichs IV. war die päpstliche Partei anfänglich nicht gewachsen; Herzog Welf von Baiern wurde geächtet, Gebhart vertrieben, Altmann mußte sein Bisthum meiden. Die Vesten des Grafen Eckbert von Vormbach und Neuburg wurden gebrochen (1078) und Markgraf Leopold von Österreich zur Unterwerfung gezwungen. Aber die enge Verbindung des letzteren mit dem Markgrafen Ottokar, den er sich zum Schwiegersohn wählte, hat der päpstlichen Sache in unseren Gegenden zum dauernden Übergewichte verholfen. Gesunken waren die Wogen des Streites, als die Kreuzscharen Peters des Einsiedlers und Gottfrieds von Lothringen auf der alten Heerstraße das Land durchzogen (1096), wie nachmals jene Konrads III., Ludwigs von Frankreich und Friedrichs des Rothbart. Nicht wenige Herren und Ritter haben im heiligen Lande den Tod gefunden, ihre Eigen und Lehen fielen Gotteshäusern oder den Fürsten anheim.

Der gewaltige Kampf zwischen Welfen und Staufern hat Baierns Grenzen auf oberösterreichischem Boden unverändert gelassen. Heinrich der Löwe ist im ungeschmälerten Besitze des väterlichen Erbes geblieben, als der Babenberger auf dem Tage zu Regensburg Baiern in die Hand des Kaisers zurückgab; der Ersatz für Jasomirgott lag in der Erhebung der Ostmark zum Herzogthume und in der Verleihung von außergewöhnlichen Vorrechten (1156). Die Belehnung Heinrichs Jasomirgott mit dem Lande ob der Enns („der baierischen Mark") ist eine historische Fabel.

Von dem Augenblicke an, als der Löwe ausschließend eigene Zwecke verfolgte, begann naturgemäß das Streben der Reichsgewalt nach Auflösung des Staates im Staate. Willkür des Welfen selbst bot den geeigneten Anlaß; er wurde seiner Herzogthümer entsetzt, Baiern zersplittert (1180). Die Grenze des babenbergischen Herzogthums wurde bis zur großen Mühel erweitert und dem Markgrafen Ottokar von Steyr, dem Urenkel des Zweiten, Herzogsgewalt verliehen; die Grenzpfähle des Herzogthums Steyr rückten bis an den Hausruck vor. Der neue Herzog zählte zu den hervorragendsten Fürsten des Reiches; sein Machtgebot reichte von der Donau bis über die Drau, in Enns prägte man seine Pfennige, in Ischl sott man sein Salz. Dem Flecken unter der Steyrburg, dem Zufluchtsorte seiner Ahnen in den Tagen ihrer Bedrängniß, hat er Stadtrechte verliehen.

Der herzogliche Jüngling siechte dem Tode entgegen. Ohne Hoffnung auf Nachkommen hat Ottokar auf dem Tage am Georgenberge bei Enns (17. August 1186) den österreichischen Herzog Leopold V. zum Erben eingesetzt und ihm seine Herrenrechte, seine Vesten und Mannen übertragen; seinen Ministerialen und unfreien Rittern hat er in der Landhandveste ihre Rechte verbrieft.

Als der letzte Chiemgauer in die Gruft seiner Eltern hinabstieg (1192), wurde der Babenberger nach seiner Heimkehr von der Belehnung in Worms von seinen Dienstmannen in Graz empfangen; über Steyr zog er hinaus nach Baiern zur Fehde gegen den Grafen von Ortenburg. Nur auf kurze Zeit sind nach seinem Tode (1194) Österreich und Steyr auseinandergefallen; nach dem frühen Hingange Friedrichs von Österreich hat der jüngere Bruder Leopold von Steyr beide Länder wieder vereint (1198).

Leopold der Glorreiche, von Geschichtschreibung und Dichtung gleichmäßig gepriesen, hat ebenso den Besitzstand seines Hauses wie die materielle Wohlfahrt seiner Länder zu mehren gewußt. Nach dem Aussterben der Grafen von Velburg gewann er deren Besitz um Klamm, Wachsenberg aber nach dem Abgange der Herren von Griesbach. Vom Bischof von Würzburg erwarb er des Hochstiftes Besitz um Lambach und Wels, von dem freien Gottschalk von Haunsberg das Schloß Linz mit dem Burgflecken, welchen wohl er mit Wall und Graben umgeben hat. Städtisches Gemeinwesen hat er mächtig gefördert: Enns, bis dahin ein Flecken, hat von ihm sein Stadtrecht empfangen (1212) und durch seine Gunst ist wenige Jahre später Wels in die Reihe der Städte getreten.

Schlimme Tage brachte der kriegerische Sinn seines Sohnes Friedrich. Minder glücklich im Angriff, ist Friedrich im Unglück unüberwindlich geblieben; selbst der Reichsgewalt hat er mit Erfolg widerstanden. Geächtet und seiner Fürstenthümer verlustig erklärt, von seinen Dienstmannen verlassen, hielt sich der Herzog nur in Wiener-Neustadt. Linz erwehrte sich der Feinde und blieb in langer Belagerung unbezwungen (1236). Gewiß in demselben Zeitpunkte, in welchem der siegreiche Herzog der Neustadt für ihre Anhänglichkeit wichtige Vorrechte verlieh (1239), hat er auch den Burgflecken Linz für die erwiesene Treue zur Stadt erhoben.

Am 15. Juni 1246 fand Friedrich den Tod in der Schlacht gegen die Ungarn. „Österreich und Steyr, gleichsam ein einziges Land, saßen im Staube, trauernd und seufzend, ihrer Fürsten und Erben beraubt", wie der Mönch von Garsten in seinen Annalen klagend sich ausdrückt. Seine Länder wurden für dem Reiche heimgefallen erklärt; nach dem plötzlichen Tode Hermanns von Baden und dem Hinscheiden des Kaisers (1250) begann der Kampf der Nachbarn um das Babenberger Erbe. Erzbischof Philipp von Salzburg überfiel mit seinen Heerhaufen das Ennsthal und Herzog Otto von Baiern besetzte Linz und Enns; der Baier mußte einem Mächtigeren weichen, dem Sohne des böhmischen

Königs Přemysl Ottokar, welcher über Freistadt und Enns nach Wien vordrang und selbst Graz gewann. Um die Steiermark aber fand er einen Mitbewerber an König Béla IV. von Ungarn; nach verheerenden Kämpfen gebot Papst Innocenz IV. den streitenden Mächten Einhalt. Im Frieden von Ofen (1254) überließ König Ottokar das Steyrland dem ungarischen König, wogegen dieser den Theil nördlich vom Semering und dem bis nach Baiern sich hinziehenden Gebirge aufgab. Das abgerissene Glied des Steyrlandes vom Pyhrn bis zur Donau blieb unter der Verwaltung des steyrischen Landschreibers Witigo, bis derselbe ein gewaltsames Ende fand. Über den District wurde nun Woko von Rosenberg als Machthaber bestellt, Linz wurde Hauptstadt (1256).

Ältestes Stadtsiegel von Linz aus dem Jahre 1275.

Der Sieg bei Kroißenbrunn hatte die Wiederabtretung des Steyrlandes an den König von Böhmen zur Folge (1260). Das Gebiet zwischen Hausruck und Enns schuf nun König Ottokar zur selbständigen Provinz, vergrößert durch den Landstrich im Norden der Donau bis zur großen Mühel hinauf; ein oberer Landrichter oder Hauptmann verwaltete fortan das Land. Hundertsechzig Quadratmeilen faßte die neue Provinz, zweihundertachtzehn zählt sie am heutigen Tage. „Oberösterreich“ nannte Ottokar das durch seine fürstliche Willkür entstandene Land; „ob der Enns“ lautete es im Munde des Volkes. Vom Erz- und Riesengebirge bis an die Adria erstreckte sich das Staatswesen, das König Ottokar mit kühner Hand aufgerichtet; aber nicht den Přemysliden, sondern den Habsburgern war es bestimmt, ein Ostreich zu gründen.

In raschem Zuge gewann Rudolf von Habsburg Oberösterreich; im Lager vor Wien beugte sich Ottokar vor dem Reichsoberhaupte und lieferte ihm die deutschen Reichsländer aus. Das Land ob der Enns empfing Herzog Heinrich XIII. von Niederbaiern als Pfand; tadelnswerther Umtriebe bei Wiederaufnahme des Kampfes gegen Ottokar überwiesen, erhielt er die Verzeihung des Königs nur gegen Herausgabe des Landes.

Mit Zustimmung der Reichsfürsten belehnte der König auf dem Reichstage zu Augsburg seine Söhne Albrecht und Rudolf mit den österreichischen Ländern; auf die Münze zu Enns hat die erste Urkunde Herzog Albrechts vom 24. December 1282 Bezug.

Die Habsburger überkamen von ihren Vorgängern im Fürstenthum die Gerichtshoheit gestärkt, jedoch keineswegs unbeschränkt. Zwar auf dem märkischen Gebiete am Norduser der Donau lag die gräfliche Gerichtsgewalt unmittelbar in der Hand des Herzogs von Österreich, aber auf vormals steyrischem Boden leiteten die freien Herren von Schaunberg ihr Recht unmittelbar vom Reiche ab; sie allein „hoben den fünften Heerschild" im Lande.

Die Ministerialen, ritterliche Unfreie, schwangen sich zum Rathe der Fürsten empor; zu ihnen haben die Herren von Steyr, die später von Starhemberg und Losenstein sich nannten, die Herren von Traun, Volkenstorf, Kapellen und Polheim gehört. Die Sitte der Fürsten, außer den landsässigen Grafen und freien Herren auch ihre Dienstleute vor Entscheidung wichtiger Angelegenheiten zu hören, hat sich allmälig in ein Vorrecht gewandelt, dem das Statut Kaiser Friedrichs II. (1. Mai 1231) gemeinrechtliche Unterlage verlieh. Die Losreißung des alten Traungaugebietes vom Steyrland hat nur den Anschluß der oberösterreichischen Dienstherren an jene von Niederösterreich bewirkt, keineswegs aber die Entwicklung des ständischen Keimes gehemmt.

Dem Bauernstande war längst die Freiheit abhanden gekommen; vielfach waren die Abstufungen der Knechtschaft, und noch im XIV. Jahrhunderte weist die geringere Belastung der freien Eigen, wie sie hießen, auf frühere einfache Zinspflicht oder gänzliche Unabhängigkeit zurück. Noch überwog der Naturaldienst, Hand- und Zugrobot wurde selbst aus weiter Ferne geleistet.

Der Wald ist in die äußersten Winkel des Landes verdrängt; die Benedictiner von Garsten (1107) haben die Cultur in das obere Ennsthal und in die Berge von Molu getragen, die Chorherren von St. Florian den Windberg (seit 1108) und die grauen Mönche von Wilhering (1146) das Rotelgebiet bebaut, die Prämonstratenser von Schlägl (1218) das obere Thal der großen Mühel der Wildniß entrissen.

Zu dem wichtigsten Handelsplatze im Osten war im XII. Jahrhunderte Enns erwachsen; wenn auch durch das Niederlagsrecht von Wien frühzeitig beeinträchtigt, ist es bis in die Zeiten der Habsburger das Emporium geblieben. Der Handel mit Eisen und Holz hat frühzeitig seinen Centralpunkt in Steyr gefunden.

Der Mehrung seiner fürstlichen Macht war das energische Streben des ersten Habsburgers zugewandt. Vom Herzog Heinrich von Baiern erzwang er die Herausgabe verpfändeter Orte, von den Herren von Schaunberg forderte er Wachsenberg zurück, den Landfrieden wußte er zu wahren und die Wasserstraße zwischen Passau und Linz zu schützen; in eigener Person zog er vor die Vesten Taunberg und Falkenstein. Nur dem Erzbischof Rudolf von Salzburg verzieh er die Zerstörung seiner Salzpfannen in Gosau, als ihm ein höheres Ziel winkte: die Krone von Rom. Seines Gerichtes ob der Enns

„Ordnung" hat er von den Ältesten und Weisesten erkundet, der Stadt Steyr die überkommenen Rechte verbrieft. Das schwäbische Geschlecht der Herren von Wallsee, treu dem neuen Herrscherhause ergeben, faßte im Lande festen Fuß, die Riedmark wurde ihm zum Pfande gegeben, Herr Eberhart zum obersten Landrichter bestellt. — Das Gottesheilsalz, mit welchem des Königs trostlose Witwe zahlreiche Klöster bedachte, gibt Kunde von dem Aufschluß und intensiven Betrieb des Hallstatter Salzwerkes.

Reitersiegel des Grafen Heinrich von Schaunberg aus dem Jahre 1375.

Der gewaltsame Tod Albrechts unterbrach den Ausbau der habsburgischen Landeshoheit. Sie machte sogar einen entschiedenen Rückschritt, als König Friedrich der Schöne die Freien von Schaunberg, seine Helfer im deutschen Thronstreite, zu Grafen erhob und damit ihrem Ringen nach Reichsunmittelbarkeit die rechtliche Unterlage verlieh (im Jahre 1316). Von den baierischen Marken bis an die Mauern von Linz und hinüber bis zum Gestade des Attersees reichte ihr Besitz, eine Hofhaltung im Kleinen erstand auf der Schaunburg, die Herzoge von Baiern warben um Bündniß und Freundschaft.

Dem Versuche, den Schaunberger Besitz als Reichsgrafschaft aus dem Verbande des Herzogthums zu lösen, begegnete das Streben Herzog Rudolfs IV. nach unbeschränkter Herrschaft im Innern. Der große Freiheitsbrief Kaiser Friedrichs I. wurde den Grafen

vorgelegt; vom Herzoge durch Freundschaftsbezeugungen gewonnen, nahmen sie 1361 ihren Besitz und ihre Gerichte zu Lehen.

Was Rudolf der Stifter gesäet, hat sein Bruder Albrecht III. rasch zu ernten verstanden. Die Nichterfüllung wirklicher Lehenspflichten seitens des Grafen Heinrich führte im Frühjahr 1380 zur Fehde. Der Attergau und das Donauthal fielen in die Gewalt des Herzogs, der Graf wurde im Herbste in der Schaunburg belagert. Zwar hielt sich die Burg, aber von seinen Bundesgenossen verlassen, war der Graf genöthigt, sich einem Schiedsspruche zu fügen und sein Eigen vom Herzoge zu Lehen zu nehmen (1383).

Noch einen weiteren staatsrechtlichen Gewinn brachte dem Herzog die Fehde. Die Bischöfe von Passau verpflichteten sich bei Zurückstellung der den Grafen abgesprochenen Donauvesten des Bisthums selbe dem Herzoge offen zu halten; die „Suzeränetät" der Habsburger hat sich schnell zur wirklichen Herrschaft über das Gebiet bis zur Ranna hinauf umgewandelt. Nun erst bietet Oberösterreich das Bild eines geschlossenen Ganzen, in welches später hinzugekommene Glieder harmonisch sich eingefügt haben. Auch die Burg Leonstein an der Steyr, von welcher aus Wilhelm der Rohrer Wegelagerei getrieben, hat Albrecht gebrochen (1390).

Einseitiger Silberpfennig Albrechts V. mit dem oberösterreichischen Landeswappen.

Erstarkt war die fürstliche Gewalt, als Albrecht III. das Leben verließ (1395). Der Hader seiner Nachfolger über die Verwaltung der österreichischen Länder brachte ihr wieder dauernde Schwächung und ein neuer politischer Factor gelangte zu unvorhergesehener Geltung. Am 6. August 1406 — dem Geburtstage der österreichischen Stände — schlossen die Prälaten, Herren, Ritter, Knechte und die Städte unter und ob der Enns ein Bündniß und wurden zu Schiedsrichtern ihrer streitenden Fürsten; ihr Wille spricht auf dem Tage zu Eggenburg (Mai 1411) ihren Erbfürsten Albrecht V. mündig. Bald sprachen die drei oberen Stände es offen aus, daß sie zu persönlichem Kriegsdienst, keineswegs aber zu Steuern verpflichtet seien. Die Sonderung der Stände unter und ob der Enns hat noch unter Albrecht V. sich vollzogen; auf seinen Münzen tritt zuerst das oberösterreichische Landeswappen hervor.

Ein einziger Raubzug der Hussiten hat Oberösterreich 1428 betroffen; von Waldhausen bis Sarleinsbach und Aigen leuchteten die Flammen brennender Klöster und Ortschaften. Ihre wiederholten Einfälle in das Land unter der Enns haben dagegen das Landesaufgebot — die Stellung des zehnten Mannes — ins Leben gerufen und nachhin zur leichteren Sammlung desselben die Eintheilung des Landes in Viertel, in das Hausruck- und Traunviertel, in das Machland- und Mühlviertel nach sich gezogen.

Der Streit wegen der Vormundschaft über Ladislaus Posthumus hat den Einfluß der Stände noch erhöht. Ihren Forderungen mußte König Friedrich IV. sich fügen und ständischer Machtspruch hat ihm die Verwaltung wieder entrissen.

Nach dem Tode Königs Ladislaus erhob sich von neuem der Unfriede. Friedrich nahm als der Älteste des Hauses ganz Österreich in Anspruch; die Erzherzoge Albrecht V. und Sigmund beriefen sich auf die habsburgischen Hausverträge, die nur eine Gesammtregierung der Herzoge kannten. Die vier Stände ob der Enns beschlossen, bis zur Einigung ihrer Herren das Land selbst zu verwalten. Erst die von Böhmen drohende Gefahr verglich die Fürsten (3. August 1458). Dem Kaiser sollte Niederösterreich, dem Erzherzog Albrecht Oberösterreich erblich zufallen.

Nun nahm Albrecht VI., der einzige Landesfürst von Oberösterreich, in Linz seinen Sitz. Die Zeitläufe gestalteten seine Herrschaft zu keiner glücklichen. In Linz, Freistadt und Enns wurde seine schwarze Münze geschlagen, im Volksmunde als „Schinderlinge" verrufen. Arbeitslohn und Waaren stiegen im Preise; stets geldbedürftig für seine weitaussehenden Pläne, verpfändete Albrecht Städte, Gerichte und Herrschaften. Von den niederösterreichischen Ständen gerufen, erzwang er 1462 auch die Abtretung des Landes unter der Enns. Am 2. December 1463 starb er eines unvermutheten Todes — ein Mann rasch in Entschlüssen, kriegs- und ruhmbegierig, Gefahren verachtend, großmüthig gegen seine Feinde, jähzornig, eitel und verschwenderisch, wie ihn Äneas Silvius schildert. Seine Gemalin, die Wittelsbacherin Mechthildis (gestorben im Jahre 1482), eine hoch gebildete, für Kunst und Wissenschaft empfängliche Frau, deren glänzende Hofhaltung in Rottenburg am Neckar eine der letzten Zufluchtstätten der Ritterdichtung und des aussterbenden Ritterthums war, stand in vielseitigen literarischen Beziehungen. Noch lange Zeit war sie dem Volke unter dem traulichen Namen des „Fräuleins in Österreich" bekannt.

Silberpfennig Albrechts VI.

Oberösterreich fiel wieder an Kaiser Friedrich zurück. Seine dreißigjährige Regierung ist gekennzeichnet durch die Fehden unbotmäßiger Vasallen, die Streifzüge des böhmischen Adels bis an die Donau und den Verlust Niederösterreichs an die Ungarn. Nach langen Irrfahrten im Reiche nahm Kaiser Friedrich 1490 seinen bleibenden Aufenthalt in Linz; im Schlosse, welches er aus dem Verfalle erhob, hing er alchymistischen und astrologischen Träumereien nach. Sein Tod, der am 19. August 1493 erfolgte, bezeichnet den Anbruch einer neuen Zeit.

Erst in dem letzten Zeitraume des scheidenden Mittelalters ist das bürgerliche Element in Oberösterreich zur Bedeutung gelangt. Zu den älteren fünf Städten haben sich noch Gmunden und Vöcklabruck gesellt. Wie anderwärts lag das Stadtregiment ursprünglich in der Hand der Geschlechter, der handeltreibenden Bürger. Ihnen wurden Richter und Rath entnommen; die freie Wahl des Richters ist ein spätes Geschenk der

Fürsten. In Steyr herrschte die Gemeinde der Ritter, die mit ihren Thürmen die Stadt erfüllte. Die Handwerker wurden in Linz erst 1438 zur Aufnahme der Rechnungen und zur Besetzung der Schranne zugelassen. Handel und Handwerk waren streng geschieden. Niederlagsrechte und Straßenzwang mehrten den Erwerb der Bürger von Steyr und Freistadt, das Recht der Bannmeile von Linz und Gmunden verwehrte den Bewohnern von Urfahr und Traundorf den Betrieb von Handel und Gewerbe. Die Sensenschmiede von Kirchdorf und Weyr konnten ihr Eisen aus Eisenerz nur über Steyr beziehen.

Den Städten war auf der Straße über Zeyring nach Venedig zu handeln gestattet, dem flachen Lande blieb die Kaufmannschaft untersagt. Durch zahlreiche Mauthen an der Donau und auf den Straßen wurde der Handel dem Säckel des Landesfürsten und des Grundherrn zinsbar gemacht. Gegen auswärtige Willkür schützte sich der Bürger durch Pfändung fremder Güter und durch Repressalien. Die Zünfte begrenzten genau die Befugnisse des Handwerkes und der einzelnen Meister; die Beschau sicherte den Käufer vor unsolider Waare. Alle diese Vorrechte und Beschränkungen hoben im Mittelalter den Wohlstand der Bürgerschaft, welchen erst im XVI. Jahrhunderte die veränderte Richtung des Verkehrs, die steigenden Kriegslasten und schließlich der Rückschlag der religiösen Unruhen zum Sinken gebracht haben.

Die geistige Bildung ist nicht mehr ausschließender Besitz des Clerus; der Humanismus dringt schon in weitere Kreise, die bedeutendsten Lehrer an der Hochschule Wien sind Oberösterreich entsprossen, so Johann von Gmunden (gestorben 1442), der Verfasser des ersten Kalendariums; Georg von Peuerbach (gestorben 1461), der Vorläufer Regiomontans und Copernicus', der erste Erklärer der Classiker; Johann Stabius von Steyr (gestorben 1522), der Geheimschreiber Kaiser Maximilians. Das Vorhandensein von Schulen in Städten und Märkten ist im XIV. und XV. Jahrhundert vielfach beglaubigt.

An der Schwelle der neuen Zeit steht Kaiser Maximilian I. Die moderne Staatsidee rang nach Gestaltung; durch eine Centralregierung das lockere Gefüge seiner Erbländer zu schließen, war des Kaisers unverrückbares Ziel. Waren auch seine Institutionen, wie das 1501 zu Enns eingesetzte Landregiment für die fünf niederösterreichischen Länder, meist vergänglicher Natur, auf ihren Grundlagen hat gleichwohl der Großstaat Österreich sich aufgebaut. Unter ihm ist das römische Recht in der Theorie, mit der Landgerichtsordnung seines Nachfolgers Ferdinand für das Land ob der Enns 1559 auch in der Praxis zur Herrschaft gelangt.

Die Ausschußlandtage, vom Kaiser zur schnelleren Befriedigung seiner Geldbedürfnisse berufen, wurden von den Ständen benützt, um das Recht der Kriegführung von ihrem Willen abhängig zu machen.

Die Theilnahme des Kaisers am baierischen Erbfolgekriege im Jahre 1504 brachte dem Lande Oberösterreich den Zuwachs von Mondsee und Ranariedl. In Linz wurde im Jahre 1501 die erste Brücke über die Donau vollendet.

Erzherzog Albrecht VI. und dessen Gemalin Mechthildis.

In der landesfürstlichen Burg zu Wels wurde Kaiser Maximilian von tödtlicher Krankheit ergriffen; der Karthäusermönch Resch mußte ihm „den Weg zur Seligkeit weisen" (12. Jänner 1519).

Schon begann der Wellenschlag der Reformation sich bemerkbar zu machen, als Erzherzog Ferdinand in Linz mit Anna von Ungarn und Böhmen das Beilager feierte (26. Mai 1521). Mit derselben Strenge, mit welcher der neue Herrscher dem Versuch

der Stände, die Huldigung von Bedingungen abhängig zu machen, entgegengetreten, hat er das Faustrecht zu unterdrücken gewußt.

Dem Kampfe der Geister auf dem Gebiete des religiösen Lebens vermochte er aber nicht Einhalt zu gebieten. Adel und städtische Bevölkerung wurden zuerst von der Bewegung ergriffen. Des Landeshauptmanns Sohn Christof Förger wurde von Luther unterrichtet, seine Mutter stand mit dem Reformator im Briefwechsel; die Grafen von Schaunberg, die Herren von Starhemberg, von Traun und von Scherfenberg haben frühzeitig ihre Augen auf Wittenberg gerichtet. In Waizenkirchen hat der Gesellpriester Leonhard Keyser im Sinne Luthers gelehrt und nachmals, auf baierischem Gebiete ergriffen, in Schärding den Feuertod erlitten (1527). In der Landeshauptstadt veröffentlichte der deutsche Schulmeister Leonhard Freisleben eine Schrift Bugenhagens; durch die Buchführer wurden Flug- und Schmähschriften und Spottlieder im Lande verbreitet, Gmunden und Enns wurden bald für die neue Lehre gewonnen. In Steyr vor allen fand sich vorbereiteter Boden. Zahlreich waren hier schon vor mehr als einem Jahrhundert die Anhänger der Waldensischen Lehre (1395 bis 1397); genährt durch die hussitische Propaganda, hatte sich die Häresie im gesicherten Dunkel erhalten. Schon 1520 scheint der Barfüßermönch Patrizius ebenso „das lautere Wort Gottes“ gepredigt zu haben als Bruder Calixtus fünf Jahre später. In Mondsee warfen mehrere Mönche das Ordenskleid ab und Kloster Garsten gab Steyr den ersten evangelischen Pfarrer. Ein großer Theil der neuen Prediger rekrutirte sich aus abgefallenen katholischen Weltpriestern und entlaufenen Mönchen, welche nicht zögerten, sich zu beweiben.

Aus den Schlössern und den Städten drang die Nachricht von der evangelischen Freiheit unter die Bauern, deren schlichtem Sinne sie Erleichterung ihres Joches oder gänzliche Befreiung zu verheißen schien; denn die Belastung der Holden hatte sich fort und fort gesteigert, mitunter herbeigeführt durch die zunehmenden Kriegsbedürfnisse, zum Theil durch Willkür der Herren. Hierzu kam noch die Bannlegung der Wälder und maßlose Hegung des Wildes, zumal der Wildschweine. Mit Recht klagten die Unterthanen, daß man sie schinde und schabe.

In Salzburg erhoben sich die Bauern gegen ihre Herren und besetzten (31. Mai 1525) Straßwalchen und Mondsee. Nun rotteten sich die Holden von Kammer, Kogl und Frankenburg zusammen, um sich der aufgedrungenen Lasten zu entledigen; schon fiel das Wort, fürderhin keiner Obrigkeit mehr Gehorsam zu leisten. Bürger und Bauern von St. Georgen ergriffen die Waffen, rührten zuerst Glocken und Trommeln und boten im ganzen Attergau auf. Ein Aufruf der weltlichen Stände goß nur Öl in das Feuer, die ständischen Abgeordneten wurden verjagt. Die Attergauer und siebenundzwanzig Pfarren schlossen sich zusammen zum Bunde. Hans Bayr wurde zum Bauernhauptmann

gewählt. Zwölfhundert bewaffnete Männer verwüsteten die Umgebung von Garsten, die Verbindung über den Pyhrn wurde gesperrt.

Der gemessenen Weisung des Erzherzogs an den Feldhauptmann Schifer, den Feldzug zu beginnen, und der Einberufung des Aufgebotes folgte die freiwillige Ergebung der aufständischen siebenundzwanzig Pfarren auf dem Fuße; drei Wochen später (August) war der Attergau unterworfen und entwaffnet. Die Rädelsführer wurden nur mit Geldstrafen belegt, selbst der oberste Hauptmann des Bundschuh konnte sein Leben mit

Kremsmünster im Reformationszeitalter.

zweihundert Gulden retten. Der erste Bauernaufruhr war zwar gedämpft, aber die Unzufriedenheit dauerte fort, genährt durch manche gutsherrliche Willkür.

Zunächst nahte dem Lande die Gefahr von außen. Der türkische Erbfeind umlagerte Wien (1529), die Renner und Brenner streiften bis an die Enns; nach drei Jahren erschienen die Raubscharen abermals, Stadlkirchen und Dietach wurden niedergebrannt, türkische Plünderer drangen in das Thal von Gaflenz und Weyr, wurden aber durch eine Erhebung des Landvolkes vernichtet.

Das neue Evangelium hatte inzwischen im größten Theile des Landes sieghaften Einzug gehalten; für den Adel bedeutete es Erhöhung seiner Macht und seines Besitzes.

Die Ritter und Herren besetzten die Kirchen, welche ihrem Patronate oder ihrer Vogtei unterstanden, mit Prädicanten und zogen die Stiftungen an sich. Erhielt sich auch hier und da, wo der weltliche Arm eingriff, ein katholischer Pfarrer im Besitze der vereinsamten Kirche, — die Gemeinde strömte in die Kapellen der Schlösser und in die Zukirchen, um dem Vortrage des „wahren göttlichen Wortes“ und den Ausfällen gegen „die päpstliche Abgötterei“ begierig zu lauschen. Selbst jener Bruchtheil des katholischen Clerus, der noch vom Bisthume Passau die Ordination empfing, war häufig verehlicht, enthielt sich katholischer Gebräuche und spendete das Abendmahl unter beiden Gestalten.

Schon der Ausschußlandtag der fünf niederösterreichischen Lande in Wien hatte 1556 von Ferdinand das „wahre, reine Wort Gottes ohne menschlichen Zusatz“ gefordert; wenn auch der König an dem Principe festhielt, daß der Unterthan sich nach der Religion der Obrigkeit zu richten habe, sah er doch von Zwangsanwendung ab und gestattete den Gebrauch des Kelches. Mit Kaiser Maximilian II. bestieg ein Freund der neuen Confession den Thron. Über Bitte der oberösterreichischen Stände um gleiche Begünstigung mit jenen von Niederösterreich bewilligte der Kaiser am 2. December 1568 die Freiheit der Religionsübung nach der Augsburger Confession den zwei oberen Ständen für sich und ihre eigenen Unterthanen auf ihren Schlössern und in ihren Häusern in den ihnen unterthänigen Städten und Dörfern, sowie in allen Kirchen ihres Patronates. Ein gleiches Begehren der sieben Städte, welche gleich den Klöstern als kaiserliches Kammergut galten, wies der Kaiser zurück; die thatsächliche Übung der Augsburgischen Confession wurde jedoch geduldet und dehnte sich nun auch auf die dem geistlichen Stande gehörigen Flecken und Dörfer aus. Von einer Religionsfreiheit des gemeinen Mannes war keine Rede; die protestantischen Herren nahmen ihren Unterthanen gegenüber das Reformationsrecht ebenso streng in Anspruch wie die Fürsten des Landes.

Auch in anderer Weise erwies Maximilian den Ständen seine Gunst. Er freite das Landhaus, das sie aus dem verödeten Minoritenkloster (1566 bis 1570) erbaut; ein ständisches Executivorgan, ähnlich dem heutigen Landesausschusse, war 1526 in dem Verordnetencollegium entstanden. Zur Unterbringung der Landschaftsschule überließ der Kaiser den beiden oberen Ständen das verlassene Minoritenkloster in Enns 1566 und zur Übung des evangelischen Gottesdienstes stillschweigend die Minoritenkirche in Linz.

In der jungen Kirche entstand durch den flaccianischen Streit über die Erbsünde eine arge Spaltung. Eferding wurde der Hauptsitz der fanatischen Sectirer, bis sie Gundaker von Starhemberg austrieb.

Aus Politik der freien Hand verweigerte Kaiser Rudolf II. bei seiner Huldigung in Linz 1578 den weltlichen Ständen die schriftliche Bestätigung ihrer Religionsfreiheit; die Bürgerschaft in Linz wurde angewiesen, den katholischen Gottesdienst nicht zu vernach-

lässigen und dem Pfarrherrn zu gehorchen. Die sieben Städte verbanden sich dagegen, zu einander zu stehen und von der evangelischen Lehre nicht zu weichen. Weder die Einstellung des evangelischen Gottesdienstes in den Städten, noch eine vom Bischof Urban von Passau versuchte Gegenreformation auf dem flachen Lande außerhalb der Geltungssphäre der maximilianischen Concession gelang: in Enns wurde der neu eingesetzte Pfarrer verjagt und in Sierning rotteten sich die Messerer, Hammerschmiede, Schleifer, Köhler und Holzknechte zusammen; im Thale von Windischgarsten wurde der Prädicant mit bewaffneter Hand in die Kirche eingeführt, dem Stifte Spital Steuer und Dienst verweigert. Im Mühlviertel lagen die Märkte Rohrbach und Aigen mit dem Propste von Schlägl in Hader. Den Widersetzlichen mangelte nicht das Wohlwollen der Herren und Ritter.

Die Lage war auf das höchste gespannt. In St. Peter am Windberg nahm der große Bauernaufruhr den Anfang. Die Pfarrleute vertrieben gewaltsam den katholischen Pfarrer; das Gleiche geschah in Waldkirchen und Rohrbach. Mit einem Patente entsandte der Landeshauptmann den Landrichter nach Rohrbach; mit Mühe entkam derselbe den ergrimmten Bauern. Sie blieben unter Waffen, zu Hunderten und Tausenden durchzogen sie das Mühlviertel und setzten an Stelle katholischer Priester evangelische Prediger ein; die Märkte wurden in Güte oder mit Gewalt zum Anschluß bewogen.

Ein kaiserliches Mandat gebot die Abschaffung der eingedrungenen Prädicanten, untersagte jede Zusammenrottung und verhieß Abhilfe gegründeter Beschwerden. Eine ständische Untersuchungscommission wurde gewählt und der Hofprocurator Perger entsendet, die Beschwerden entgegenzunehmen. Unumwunden sprachen die Bauern nun ihre Absicht aus, nicht blos die Papisten zu verjagen, sondern auch alle Klöster und Schlösser zu zerstören. Im Hausruckviertel erhoben sich gegen ihren evangelischen Herrn Achaz von Hohenfeld die arg bedrückten Unterthanen von Peuerbach (1595).

Am 3. October erging rings um Neukirchen am Walde die Ansage. Waitzenkirchen wurde besetzt und von einem Gewalthaufen der Markt Peuerbach zum Anschlusse genöthigt; Lazarus Doppler, Besitzer des Watzenbergergutes in Obergermating, und Hengstberger werden als Führer genannt.

Die eiligst abgeordnete ständische Commission nahm unverrichteter Dinge ihren Rückzug; die Bauern erklärten, sie hätten sich versammelt, um alle Neuerungen abzubringen und eine Beschwerdeschrift an den Kaiser zu entwerfen.

Zu spät beschlossen die Stände, die Rebellen mit dem Schwerte anzugreifen. Zwar wurde Eferding vom Landeshauptmann Hans Jakob Löbl Freiherrn auf Greinburg eingenommen und Gotthard von Starhemberg zersprengte einen Haufen Bauern im Machland, Landesoberst Weikhart von Polheim aber wurde von den Bauern bei Neumarkt überfallen und aus dem Felde geschlagen.

Schon glaubten die Stände die Rebellen vor Linz zu sehen; das Schloß wurde armirt und die Besatzung verstärkt. Aber den Aufständischen fehlte die einheitliche Leitung, obwohl durch Traunviertler verstärkt, beuteten sie ihren Sieg nicht aus. Sie baten vielmehr um Stillstand und gaben die Gefangenen frei. Die kaiserliche Commission begann die Unterthanen vorzufordern und zu verhören. Der Aufruhr schien im Erlöschen, aber nochmals wurde die Glut unter der Asche entfacht.

Auf die Kunde von der Hinrichtung zweier Unterthanen, die den Burggrafen von Steyr mit ihren Hacken bedroht, erhob sich das Traunviertel; der Wirth Georg Tasch von Pettenbach und der Gatterbauer zu Kiesenberg Hans Gundendorfer („Salig") stellten sich an die Spitze der Bauern. Am 1. December 1596 umlagerten sie Steyr, von Niederösterreich zogen fünftausend Rebellen heran. Aber der Stadtrath weigerte den Bauern den Einlaß und die zunehmende Kälte erzwang ihren Abzug. In wenigen Wochen verliefen sich die Scharen diesseits und jenseits der Traun.

Am 8. Mai 1597 beantwortete der Kaiser die Beschwerdeschrift der Bauernausschüsse. Die Ablieferung der Wehren, die Zurückstellung der Kirchen, die Abschaffung der Prädicanten wurde geboten, die Robot auf vierzehn Tage bestimmt und den Beschwerden des Unterthans durch Beschränkung der Herrenforderungen Rechnung getragen. Das Begehren um freie Übung der Augsburgischen Confession mußte nach der Sachlage unbeantwortet bleiben.

Ein ständisches Fähnlein unter dem Befehle Gotthards von Starhemberg brachte in raschem Executionszuge alle Viertel des Landes zur Ruhe; die ergriffenen Rädelsführer, siebenundzwanzig an der Zahl, ließ Starhemberg standrechtlich aufknüpfen und ihre Höfe niederbrennen. Tasch und Salig wurden nach der Hand ergriffen, in Steyr und Wels fielen ihre Köpfe unter dem Schwerte des Henkers.

Die Bezwingung des langwierigen Aufruhrs bot die Gelegenheit, die ihr Bett überflutende confessionelle Bewegung einzudämmen und die neu eingedrungenen evangelischen Prediger zu entfernen. In Steyr wurde das Gymnasium geschlossen, in Linz die evangelische Religionsübung im Landhause unterdrückt und die Landschaftsschule aufgelöst; der Jesuitenprediger Scherer machte mit Erfolg Propaganda für den Katholicismus. Der Widerstand der Salzarbeiter im Salzkammergute wurde mit salzburgischem Kriegsvolke niedergeschlagen. Mit dem Tode Hans Jakob Löbls erlahmte die Gegenreformation, die Geldstrafen blieben auf dem Papier, die Pfarren des Hochstiftes Passau in den Händen des Adels.

Der Bruderzwist zwischen Kaiser Rudolf und Erzherzog Matthias führte zum vollständigen Übergewicht der Stände. Vor der Huldigung verlangten sie die Freiheit der Religion auch für Städte und Märkte und die Wiederherstellung in Schule und Kirche. Auf

Anrathen des Freiherrn Georg Erasmus Tschernembl von Schwertberg eröffneten sie am 30. August 1608 im ganzen Lande den protestantischen Gottesdienst und die evangelischen Schulen, nahmen das Schloß zu Linz in Besitz und entsetzten den Landeshauptmann. An der wiederhergestellten Landschaftsschule wirkten der Historiker Hieronymus Megiser und der Astronom Johannes Kepler, der in Linz seine Harmonie der Welt veröffentlichte und die Rudolfinischen Tafeln vollendete.

Als Matthias zögerte, traten die Stände mit jenen von Niederösterreich in Horn zum Bündniß zusammen; man warb um den Beistand der Ungarn und wendete sich selbst an Sachsen, Pfalz und Württemberg. Nun gab Matthias (16. März 1609) den evangelischen Ständen die Religionsübung für die Unterthanen aller ihrer Glaubensgenossen frei.

In fast wehrlosem Zustande wurde Ende 1610 das Land vom Einbruche des Passauer Volkes überrascht. Kaiser Rudolf verlor auch die böhmische Krone (1611). Vergeblich versuchte Kaiser Matthias von den Ausschüssen der Landtage auf dem Generalconvente zu Linz (1614) die Geldmittel für ein stehendes Heer zu erlangen; die oberösterreichischen und niederösterreichischen Stände beschuldigten sogar den Kaiser, daß seine kriegerischen Bewegungen die Türkengefahr hervorgerufen hätten. Nach dem Prager Fenstersturze (1618) sperrten die Stände die Donau bei Engelhartszell und verweigerten dem kaiserlichen Feldherrn Grafen Buquoy den Durchzug nach Ungarn; Gesandte gingen an alle Höfe der protestantischen Union und an die Generalstaaten von Holland. Mit den Directoren in stetem Verkehr, traten die Stände nach dem Tode Matthias' der Conföderation der böhmischen Stände bei, nahmen das Land in eigene Verwaltung und versagten dem König Ferdinand II. vor Bestätigung ihrer Privilegien die Huldigung. Sie betheiligten sich an dem combinirten Angriffe auf Wien und hielten an dem Bunde mit Böhmen fest, auch nachdem die Böhmen Ferdinand des Thrones entsetzt hatten; selbst die Hilfe des Fürsten von Siebenbürgen riefen sie an.

Ständischer Raitpfennig vom Jahre 1605.

Der habsburgische Thron war im Wanken. In dieser Gefahr erschien Herzog Maximilian von Baiern mit dreißigtausend Mann an den Grenzen des Landes. Vergeblich boten die Stände die Bauern auf und sandten Eilboten nach Böhmen um Hilfe; der Vortrab der ligistischen Armee zersprengte das Landvolk bei Haag und erstürmte Aistersheim; am 4. August 1620 zog Maximilian in Linz ein und nahm am 20. August die unfreiwillige Interimshuldigung der Stände entgegen. Graf Adam Herberstorf wurde als Statthalter bestellt. Ebenso unerschrocken als unerschütterlich treu, hat Herberstorf seinem Herrn und dem Kaiser das Land erhalten; aber dieses große Verdienst wird wesentlich

geschmälert durch die Betrachtung, daß seine rücksichtslose Härte, welche ihn das Land als erobertes behandeln hieß, und die Zügellosigkeit seines Kriegsvolkes, der er in keiner Weise entgegentrat, den bewaffneten Widerstand des Landvolkes zur Abschüttlung des unerträglichen Joches hervorgerufen hat.

Die Schlacht am Weißen Berge vernichtete die letzten Hoffnungen der Stände auf Wiederherstellung ihrer Macht; die Schuldigsten wurden zur Haft gebracht, Tschernembl, Helmhart Jörger, Geymann und Ungnad waren ins böhmische Lager entflohen. Oberösterreich wurde dem Herzoge von Baiern für die Kriegskosten verpfändet, fünftausend Mann zu Fuß und zu Roß blieben im Lande, dem ihre Verpflegung oblag.

Gestützt auf die Bestimmungen des Augsburger Reichsabschiedes schritt der Kaiser zur Wiederherstellung der Glaubenseinheit im Lande ob der Enns. Unter Trompetenschall wurde am 4. October 1624 das kaiserliche Mandat verkündet, das allen protestantischen Predigern und Schullehrern gebot, binnen acht Tagen das Land zu verlassen. Die Pfarren wurden mit katholischen Priestern besetzt, in Steyr, Linz und Enns Katholiken zu Bürgermeistern und Stadtrichtern bestellt.

In Zwischwalden (Frankenburg) kam es am 11. Mai des Jahres 1625 zu offenem Aufruhr; Pfarrer und Kaplan wurden bedroht, in den Orten Neukirchen, Vöcklamarkt, Gampern und Pöndorf riefen die Glocken zum Sturme, der Pfleger wurde von den Bauern im Schlosse belagert.

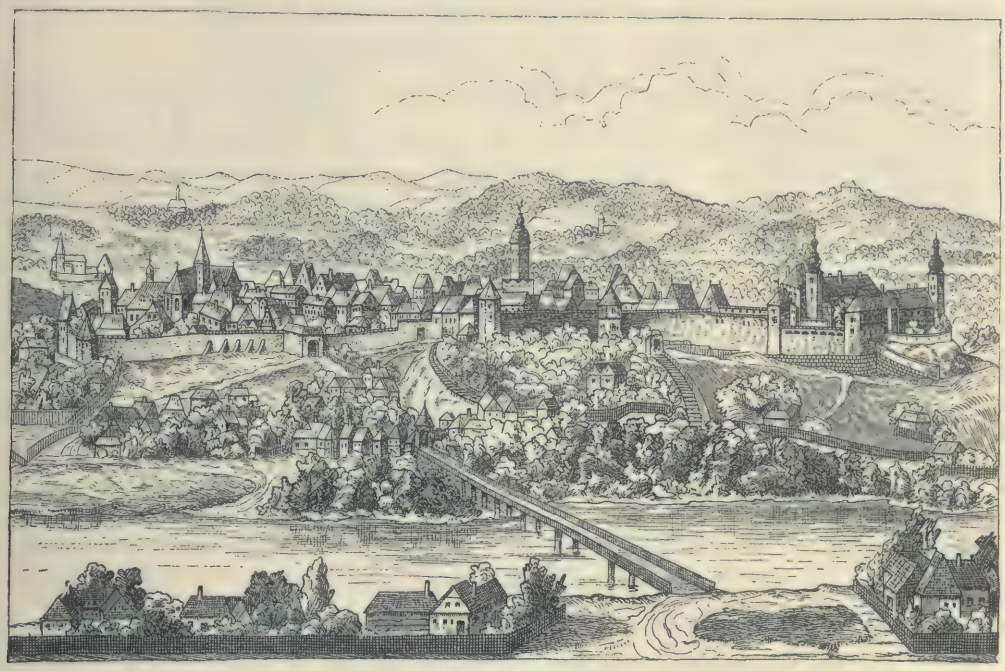
Mit zwölfhundert Musketieren und drei Stücken traf der Statthalter am 15. Mai in Frankenburg ein. Die rebellischen fünf Pfarren wurden unter Androhung der Todesstrafe auf den folgenden Tag auf das Haushamerfeld bei der großen Linde beschieden. Die Erschienenen wurden umstellt, die ansehnlichsten sollten für das Beginnen büßen. Auf schwarzem Mantel unter der Linde fielen die Würfel um Leben und Tod. Von neunzehn, die dem Tode verfallen, wurden zwei noch begnadigt, die übrigen an der Linde und auf den Kirchthürmen zu Zwischwalden, Vöcklamarkt und Neukirchen gehenkt.

Das rechtlose, brutale Verfahren steigerte die Erbitterung der Bauern zum tiefsten Rachegefühl; ihr stets wiederkehrendes Verlangen im Bauernkriege ist auf die Auslieferung des „Bluthundes“ gerichtet.

Die Stände hatten sich dem Kaiser unbedingt unterworfen und ihre Kniee gebeugt; am 10. October wurde das Reformationspatent verkündet. Nur den alten wirklichen Herren und Rittern wurde für ihre Person die evangelische Religionsübung auch ferner gestattet, der gemeine Mann hatte bis Ostern zur katholischen Confession überzutreten oder das Land zu räumen. Nach unkatholischen Büchern wurde gefahndet, die Landschaftsschule neuerlich unterdrückt und das Schulwesen in die Hände der Jesuiten gelegt — das Linzer Gymnasium ist ihre Schöpfung —, die lateinische Schule in Mondsee (seit 1514) und das

Gymnasium in Kremsmünster (seit 1549) wurden wieder erweckt. Die Bürgerschaft trat zum großen Theile äußerlich zum alten Glauben zurück, aber der Bauer, am Hergebrachten hängend, widerstand den Bekehrungsversuchen. Nach Ablauf des Ostertermines wurde den Halsstarrigen Kriegsvolk in das Haus gelegt, jede Widersetzlichkeit mit großen Geldsummen bestraft; Raub und Brand waren der Soldateska „loser Brauch".

Vom Böhmerwald bis an den Hausruck lag das baierische Kriegsvolk im Quartier — da fiel der zündende Funke in das offene Pulverfaß. In einem Raufhandel erschlugen die



Enns im Jahre 1626.

gequälten Quartiergeber ihre Peiniger. Am 17. Mai 1626 erhoben sich die Bauern in Masse, im Kapellerwinkel jenseits, „im Walde" diesseits der Donau; das Müniwirthshaus bei St. Agatha wurde zum oberösterreichischen Rütli. In dem Dämmer der Maiennacht eilten die Boten von Hof zu Hof und riefen auf zur Abwehr der baierischen Tyrannei, zum Kampfe für den Glauben der Väter.

Stefan Fadinger („Fattinger"), der in jüngeren Jahren das Kriegshandwerk getrieben, leitete den Aufstand. Sein Schwager, der Müniwirth Christof Zeller, stand am nächsten Morgen im Mühlviertel an der Spitze von vierzehn Pfarren. Ein einziger Tag brachte sechstausend Waldbauern auf die Beine. In zwei Colonnen von St. Agatha und von Neukirchen am Walde, mit Hacken und Spießen, Hellebarden und Morgensternen bewehrt, zogen sie aus (19. Mai), um Aschach und Eferding, Grieskirchen und Galsbach

zu überwältigen und die Rüstkammern zu leeren. Am 20. Mai wurde Peuerbach mit stürmender Hand genommen, der katholische Pfarrer und der Marktrichter erschlagen.

Unvorbereitet traf die Nachricht vom Aufstande den Statthalter; raschen Entschlusses rückte er mit achthundert Fußgängern, hundert Reitern und einigen Feldschlangen gegen die Bauern, der Scharfrichter begleitete ihn mit Ketten und Stricken. Vor Peuerbach, das in Flammen aufgegangen war, stieß Herberstorf auf einen Haufen der Bauern, auf den er die Stücke zu richten befahl; in diesem Momente brach der Hinterhalt aus dem Walde hervor und erschlug die Hälfte des Kriegsvolkes. Mit genauer Noth entrann Herberstorf der Gefangenschaft (21. Mai).

Fadinger wurde zum obersten Hauptmann erkoren. Ebenso kühn als schlau, wußte er den Aufstand zu organisiren; Hauptleute für jedes Viertel, Ausschüsse, Proviantmeister und Feldschreiber wurden bestellt, die Defensionsordnung bestimmte Lärmplätze und Zufluchtsorte. Das ständige Lager bei Weibern schützte die Landesgrenze gegen Baiern und bildete die Reserve. Die Donau wurde mit Ketten gesperrt. Die Niederlage des Statthalters war das Signal zur blitzschnellen Ausbreitung des Aufstandes; das Anbot einer Verzeihung blieb unbeachtet, des Statthalters Patent wurde zerrissen. Die Antwort schrieben die Bauern auf ihre Fahnen:

Vom baierischen Joch und Tyrannei
Und seiner großen Schinderei
Mach' uns, o lieber Herrgott, frei.

Weils gilt die Seel' und auch das Blut,
So geb' uns Gott ein' Heldenmuth.
Es muß sein!

Die „heilige Schar" der schwarzen Bauern, der von den Soldaten gefürchteten „Waldteufel", marschirte nach Lambach, Vöcklabruck und Gmunden; im Salzkammergut besetzten die Holzknechte die Grenzen; nur Mondsee blieb ruhig und die Bevölkerung von Neustift weigerte den Zuzug.

Die Hauptarmee rückte am 24. Mai in Wels ein. Am 28. Mai bezog Fadinger die Kaiserzimmer im Stifte Kremsmünster und drei Tage später hielt er den prangenden Einzug in Steyr, damals die größte Stadt des Landes, welche dem Vortrab freiwillig Einlaß gewährte. Freistadt und Enns wurden eingeschlossen, in Ottensheim schlug Christof Zeller sein Hauptlager auf und entsandte Streifpartien bis Urfahr. Rings um Linz loderten die Wachtfeuer der Bauern.

Am 7. Juni schlug Fadinger sein Feldlager in Ebelsberg auf, am 24. Juni erschienen die Bauern mit fliegenden Fahnen vor dem kaiserlichen Schlosse zu Linz. Die Stände wurden ersucht, den Statthalter auszuliefern und die Stadt zu übergeben oder mit allen Inwohnern Linz zu verlassen. Auf die ablehnende Antwort bemächtigten sich die Bauern der Schiffe; Herberstorf ließ die Brücke abbrennen und vertheilte Soldaten und Bürger auf ihre Posten.

Linz zwischen den Jahren 1597 und 1610.

Am 28. Juni umritt Fadinger die innere Stadt und ward in der Nähe des Landhauses der Zielpunkt der Soldaten; das Pferd wurde ihm unter dem Leibe erschossen und ihm selbst durch eine Kugel der Schenkel zerschmettert. Er wurde von seinem Gefolge nach der Vorstadt in Sicherheit gebracht, Pistolen und Schwert aber erbeuteten die ausfallenden Soldaten; die planlose Berennung des Schlosses und der Stadt endigte mit großem Verluste der Angreifer. Am 30. Juni gingen die Vorstädte in Flammen auf und am nächsten Tage fiel Freistadt durch Verrath in die Hände der Rebellen. Enns wurde von den Bauern beschossen. Von seinem Schmerzenslager aus bestimmte Fadinger Steyr zum Verhandlungsorte mit den Ständen und empfing noch einen Gesandten des dänischen Königs; am 5. Juli erlag er seiner schweren Verwundung.

Fadinger war kein idealer Held, zu welchem ihn spätere Dichtung verklärte. Unerbittlich gegen seine Feinde, hat er mit gleicher Strenge sein Ansehen bei seinen Gefährten gewahrt. Äußerem Prunk war er nicht abgeneigt, Grausamkeiten hat er persönlich nie anbefohlen, begangene aber auch nicht geahndet. Kein authentisches Bildniß hat uns seine Züge erhalten, aber unauslöschlich lebt sein Name im Munde des Volkes.

Mit seinem Tode wich das Glück von den Fahnen der Bauern. Sein Nachfolger Christof Zeller war eine rohe Natur ohne Geschick; er fiel schon am 18. Juli im Kampfe mit baierischen Musketieren, welchen es gelungen war, Geschütze und Proviant in die hungernde Stadt Linz zu bringen. Zum Oberhauptmann wurde der Befehlshaber des Lagers in der Weiberau erwählt, Ritter Achaz Wiellinger von der Au, ein Mann ohne persönlichen Muth und bar aller Fähigkeiten. Er bot den Kern seiner Bewaffneten auf in das „christliche Feldlager vor Linz" und wagte am 21. Juli Nachts den Sturm. Durch eine Maueröffnung drangen sechshundert Bauern ein, sie wurden aber bis auf vierzig getödtet, welche Herberstorf frei in das Bauernlager entließ.

Oberst Hans Christof Löbl ging am 23. Juli Nachts mit dem kaiserlichen Kriegsvolk über die Enns, verjagte die Belagerer und rückte nach Ebelsberg vor; Wiellinger entwich nach Weiberau und ließ vor Linz den Bauernhauptmann Andreas Hämel zurück. Mit Patent vom 24. Juli forderte der Kaiser die Bauernschaft auf, ihre Beschwerden vor der von ihm ernannten Commission anzubringen, indessen aber Stillstand zu halten; für alle Fälle ernannte er die Obersten Löbl und Weikhart von Auersperg zu Anführern seiner Truppen und bewarb sich um baierische Hilfe. Seinem Verlangen um Abberufung des Statthalters zeigte sich der Kurfürst abgeneigt.

Die Bauern beschlossen, mit der Eroberung von Linz eine vollendete Thatsache zu schaffen. Am 29. Juli laufen sie neuerlich Sturm, mit Holzbündeln füllen sie den Stadtgraben, das Geschützfeuer decimirt sie, scheucht sie aber nicht zurück; immer wieder nahen Tausende den Gräben, Pechkugeln und Pechkränze setzen das Holz in Flammen und die

leinenen Kleider der Bauern. Erst jetzt, nach einem Verluste von tausend Mann, wird zum Rückzug geblasen. Auch ein Landungsversuch zu Schiffe mißglückte, doch wurde die Donau in Aschach wieder mit Ketten gesperrt und Linz blieb umschlossen.

Von Böhmen her rückte Oberst Preuner mit seinem Regimente ins Land, schlug die Bauern bei Kerschbaum und nahm Freistadt wiederum ein; der Bauernhauptmann Hans Christof Hayden fiel in seine Gewalt. Der Oberhauptmann Wiellinger vermochte nicht, Löbl aus Ebelsberg zu vertreiben; bei Gschwendt wurden nach mannhaftem Widerstand die Bauern zersprengt, Wurm, der Belagerer von Enns, gefangen, Wiellinger selbst entkam verwundet nach Steyr (17. August). Für Linz nahte die Stunde der Befreiung; Herberstorf setzte am 24. August auf Schiffen nach Urfahr über und verjagte die vereinzelten Haufen. Sechs Tage darauf wurden die Schanzen um Linz von den entmuthigten Bauern verlassen und am folgenden Morgen von Herberstorf zerstört.

Löbl hatte am 22. August Steyr besetzt und rückte am 27. August in Wels ein, aus welchem Wiellinger mit zweitausend Bauern, denen nur Spieße, Stangen und Gabeln belassen wurden, widerstandslos abzog. Der Kriegsrath der Rädelsführer in der Weiberau flehte die Hilfe des Königs von Dänemark an. Oberst Preuner überwand am 31. August bei Leonfelden die Bauern, besetzte die Schanze bei Neuhaus und befreite die Donaupassage. Das Mühl-, das Machland- und Traunviertel waren unterworfen, nur die Anhänger des verzweifelten Widerstandes hielten sich noch in ihren Schanzen bei Gmunden, Weibern und Eferding.

Die Commission, welcher der Bauernausschuß eine weitläufige Klageschrift überreicht hatte, verlegte nun ihren Sitz nach Enns. Ein Waffenstillstand vom 11. bis 18. September wurde vermittelt. Kein fremdes Kriegsvolk sollte während seiner Dauer ins Land einrücken; gegen Abbitte und Auslieferung der Rädelsführer wurde allgemeine Verzeihung in Aussicht gestellt. Die unterworfenen drei Viertel leisteten die geforderte Abbitte.

Zur unrechten Zeit, ohne Wissen und Willen der kaiserlichen Commissäre glaubte der Kurfürst von Baiern durch einen combinirten Angriff den letzten Widerstand brechen zu können.

Am 18. September stieg Herzog Adolf von Holstein mit Kriegsvolk in Wesenurfahr ans Land und nahm Nachtquartier in Neukirchen am Walde; in der Nacht von den Bauern überfallen, entkam der Herzog nur im Hemde. Ein großer Theil seiner Soldaten wurde getödtet.

Am 19. September überschritt auch Generalwachtmeister Lindlo die Landesgrenze bei Geiersberg, wurde aber am nächsten Tage im Pramwalde von zehntausend Bauern umringt und bis zur Vernichtung geschlagen. Der Aufruhr schlug wieder in helle Lohe zusammen, durch den Hausruck hasteten die Boten und heulten die Glocken.

Der Bäcker David Spat von Haibach fuhr am 8. October über die Donau, bot die Bauern auf, erschlug das einquartierte Kriegsvolk und legte Schlägl in Asche; erst nach zwölf Tagen wurde er bei Haslach besiegt und gefangen.

Wels wurde mit Mühe von Oberst Löbl gehalten, Lambach von den Bauern bestürmt. Ein Angriff der kaiserlichen Truppen auf die Schanzen bei Gmunden wurde abgewiesen, ein von Herberstorf geplanter Überfall mißglückte.

In dieser kritischen Lage erhielt der General Heinrich Gottfried von Pappenheim den Auftrag, mit achttausend Mann den Kaiserlichen zu Hilfe zu eilen. Am 9. November lieferte er im Verein mit Oberst Löbl den Bauern die Schlacht im Walde vor Eferding. Mit Todesverachtung griffen die Bauern an, versuchten eine Überflüglung und drangen bis an die Kanonen vor. Es bedurfte des persönlichen Zuspruches des baierischen Generals an seine wankenden Truppen, um die Bauern nach zweistündigem Kampfe in Unordnung zu bringen. Gegen zweitausend Bauern blieben todt und nicht viel weniger an Kriegsvolk. Die Besetzung von Eferding war die Frucht des Sieges.

Ein Bauernheer unter Führung des „Studenten" belagerte Gmunden. Zum Entsatze der Stadt eilte Pappenheim dahin. In einem Walde hatten die Bauern Aufstellung genommen, Psalmengesang tönte dem anrückenden Kriegsvolke entgegen und die feurige Ansprache des Führers. Plötzlich fielen sie aus, warfen, fast nur mit Sensen, Flegeln und Morgensternen bewaffnet, in gewaltigem Anlaufe die kaiserlichen Truppen in die Stadt und brachten auch die baierischen Panzerreiter zum Weichen; erst nach vierstündigem Kampfe wurden sie durch einen Hinterhalt zur Flucht gezwungen; viertausend Bauern, unter ihnen Hauptmann Bernl, der Besieger Lindlo's, bedeckten die Wahlstatt (15. November).

Noch zwei blutige Schlachten bei Vöcklabruck am 19. November und bei Wolfseck am 30. November, in welcher der Student fiel, wurden geschlagen, bis die Kraft der Verzweifelten gebrochen war. Der letzte Haufen hielt sich in den Schanzen um Peuerbach; von Oberst Löbl umringt, baten sie um Gnade und lieferten die Rädelsführer aus. Auch der Oberhauptmann Achaz Wiellinger wurde gefangen. Mit der Zerstörung der Schanzen um Peuerbach erreichte der Bauernkrieg sein Ende.

Eine Executionscommission wurde eingesetzt, dem Antrage des Statthalters auf Confiscation der Güter stimmte der Kaiser nicht zu. Am 26. März und 23. April 1627 bestiegen die Häupter des Aufstandes das Hochgericht. Achaz Wiellinger, Madlseder, Dr. Holzmüller und Himmelsberger von Steyr, Wolf Wurm, David Spat und noch zehn andere wurden enthauptet, zwei Bauern gehenkt, andere zu öffentlicher Arbeit oder zu Geldbußen verurtheilt. Der Fadinger-Hof wurde zerstört, die Leichen Fadingers und Zellers in Eferding ausgegraben und vom Scharfrichter im Moose unter einem Galgen verscharrt. Am 30. April leistete das Hausruckviertel die Abbitte.

Den Ständen wurde das Recht der Conföderation, der Einberufung der Landtage und der Verwesung der Regierung abgesprochen, die freie Religionsübung den zwei oberen Ständen entzogen, der Bauernschaft der Besuch der katholischen Kirchen und die Beschickung der katholischen Schulen zur Pflicht gemacht. Nun griffen die evangelischen Glieder des Adels und Bürgerstandes zum Wanderstabe, Steyr verlor einen Theil seiner alten Geschlechter.

Für die Oberpfalz und die rheinpfälzischen Ämter entsagte der Kurfürst seiner Pfandherrschaft; am 5. Mai 1628 kehrte das Land unter die Regierung „des Hauses Österreich" zurück. Im Sommer zogen die Truppen ab, Herberstorf wurde zum Landeshauptmann ernannt, starb aber schon im folgenden Jahre.

Das Ende des Trauerspiels traf das Land verwüstet und verarmt, ein Werk des Wetteifers der Bauern und der Soldaten; in Linz waren die Vorstädte niedergebrannt, in Steyr standen über 200 Häuser leer, in Wels lagen nicht viel weniger Häuser in Schutt. Märkte und Schlösser waren in Asche gesunken, Dörfer und Bauernhöfe verwüstet.

Das Landvolk besuchte nothgedrungen Kirchen und Messen, im Herzen blieb es akatholisch; die Unzufriedenheit wurde genährt durch den Verkehr mit den Ausgewanderten, gesteigert durch die schweren Kriegslasten, das Rauben und Plündern der Wallenstein'schen Regimenter.

Bei Nürnberg standen im Sommer 1632 die Schweden den Kaiserlichen gegenüber; auf ihre Fortschritte setzten die Mißvergnügten ihre Hoffnung. Evangelische Prediger schlichen sich ein, Jakob Greimbl predigte verstohlen jenseits der Donau und im Hausruck „das reine Wort Gottes". Tausende wußten um das Geheimniß und bewahrten es bis zur Stunde der Entscheidung. Am 13. August 1632 überfielen dreizehnhundert Bauern plötzlich den Markt Peuerbach; der Hauspfleger Jurgowitsch wurde ergriffen und in Waitzenkirchen zu Tode gemartert. Wieder dröhnten die Sturmglocken und das Aufgebot lief durch den Hausruck; mit den Mühlviertlern wurde geheimer Verkehr unterhalten, das alte Lager in der Weiberau bezogen, Stefan Nimmervoll und Abraham Gruber warfen sich zu obersten Hauptleuten auf.

Das Land war von Truppen entblößt, Unterhandlung der einzige Ausweg der Stände. Bauernausschüsse aus den aufständischen Pfarren erschienen in Wels, die „Landler" aber beharrten im Aufruhr. Treugebliebene Holden des Stiftes Kremsmünster bewachten den Übergang über die Traun und die Alm. Als der Ecklehner aus dem schwedischen Lager Hoffnung auf Succurs brachte, ergriffen die Rebellen die Offensive. Am 1. September besetzte eine Colonne Aschach, sperrte die Donau, brannte die Vorstadt von Eferding nieder und bezog auf der Hagleiten ein festes Lager; eine zweite Colonne nahm Wolfseck und Vöcklabruck ein.

Auf einem Wagen sitzend, mit blankem, flammenden Schlachtschwerte durchfuhr Jakob Greimbl den Attergau. Von Franz Christof von Khevenhiller zurückgetrieben, concentrirten sich die Bauern bei Weiberau, ein voreiliger Angriff des Grafen Tilly auf die feste Stellung in der Hagleiten mißlang. Mit dreihundert Genossen fuhr der alte Rebell Klauser über die Donau und trug den Aufruhr ins Mühlland; Pfleger und Geistliche flüchteten, Kirchen und Pfarrhöfe wurden geplündert (October 1632), bis zwei Wallenstein'sche Regimenter nahten und in wenigen Tagen den Aufstand zu Boden warfen. Nun wurde Aschach besetzt und Graf Tilly versprengte mit seinen Reitern sechshundert Bauern, die ihren Brüdern auf der Hagleiten zu Hilfe gezogen. Entmuthigt verließen die Bauern ihr Lager, um sich nach allen Richtungen zu zerstreuen. So endete ruhmlos der Aufruhr.

Gegen die Anstifter, welche sich offen als Parteigänger des schwedischen Königs bekannt hatten, wurde keine Milde geübt. Sechsundzwanzig verfielen dem Tode durch Henkershand, Greimbl bestieg am 19. Februar 1633 das Schaffot, die minder Schuldigen büßten durch öffentliche Arbeit. Die Gegenreformation wurde verschärft.

Die durch Laimbauer veranlaßte Rottirung im Machlande (1636) war das letzte Aufflackern des Brandes. Durch die Unglücksfälle belehrt, gab der Bauer den Widerstand auf, keine Hand regte sich mehr auf die Lockungen der Schweden und Emigranten.

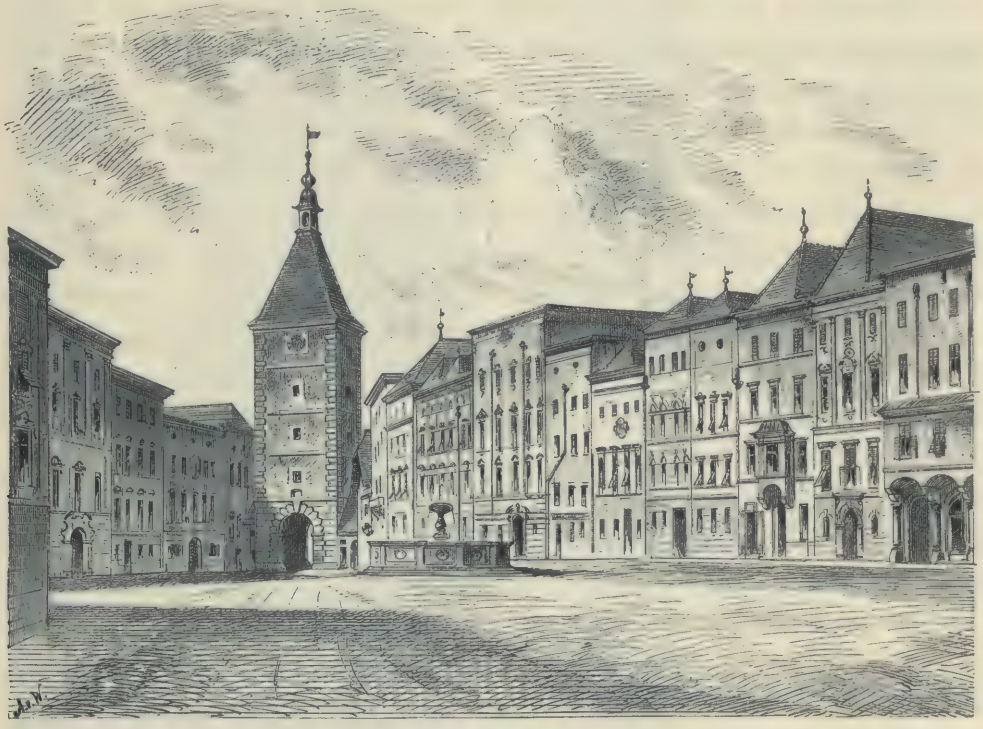
Die sorgsame Pflege des religiösen Elementes vollendete bei einer neuen Generation die Wiederherstellung der Glaubenseinheit, die bei der alten mißlungen war. Doch hatte unter dem Scheine katholischer Gebräuche ein Rest evangelischer Bekenner sich erhalten, bis das Toleranzpatent ihnen gestattete, aus der Dunkelheit wieder hervorzutreten.

Die Neige des Jahrhunderts verlief für das Land ohne Ereigniß, den grausigen Stürmen des Morgens folgte die Ruhe des Abends. Der religiöse Hader sank in Vergessenheit, die Städte und Flecken erhoben sich mählig aus ihren Trümmern.

Kriegsnoth war des neuen Jahrhunderts rauher Gruß. Die Quartierlast für die eigenen Truppen im spanischen Erbfolgekriege war eine ungeheuere und das Landesaufgebot unter der Leitung des Patrioten Freiherrn Johann Georg von Hoheneck konnte das Vordringen des baierischen Kurfürsten bis Eferding und feindliche Brandschatzung nicht hindern (1704). Die barbarische Kriegführung wurde in reichem Maße vergolten, als Baiern von den kaiserlichen Truppen besetzt wurde. Der Aufstand der baierischen Bauern unter Sebastian Plinganser, Johann Georg Meindl von Weng bei Altheim und Christof Zwigler verwüstete das Innviertel (1705 bis 1706). Die Pest wüthete im ganzen Lande, die beständigen Truppendurchzüge erschöpften den Wohlstand.

Der österreichische Erbfolgekrieg schien Oberösterreich endgiltig an Baiern zu bringen. Am 15. September 1741 hielt Kurfürst Karl Albert den Einzug in Linz, am 2. October

fand die ständische Huldigung statt, Graf Adam Taufkirchen wurde zum Statthalter bestellt. Aber schon im December nahm der Großherzog von Toscana Stellung bei Budweis, eine zweite königliche Armee unter dem Grafen Ludwig Khevenhiller drang von Niederösterreich herauf, Linz wurde nach Neujahr 1742 eingeschlossen und die Beschießung der Stadt erzwang die Übergabe derselben gegen Abzug der französisch-baierischen Besatzung. Am 25. Juni 1743 nahm Maria Theresia an der Seite ihres Gemals die Huldigung entgegen. Unter ihr begannen die großen Reformen.



Stadtplatz in Wels.

Die geringe Verwendbarkeit des Landesaufgebotes hatte schon 1744 die Bildung eines Landregimentes bewirkt. Mit Patent vom 9. October 1748 beschloß die Kaiserin die Aufstellung eines stehenden Heeres, der Decennalreceß mit den Ständen begrub das volksthümliche, aber unbrauchbar gewordene Landesaufgebot für immer. Zum ersten Male wurde die Justiz in der oberen Instanz von der Verwaltung getrennt, die politischen Geschäfte wurden 1749 der neu errichteten k. k. Repräsentation und Kammer übertragen. Wurde auch dieselbe 1759 wieder aufgelassen und ihr Wirkungskreis der zur Landesstelle erhobenen Landeshauptmannschaft übertragen, so blieben doch die ständischen Machtbefugnisse dauernd beschränkt. Der Landeshauptmann wurde zum Präsidenten der Stände bestellt, durch ihn ging aller Verkehr der Stände mit dem Hofe.

Das Robotpatent ermäßigte die Lasten der Unterthanen, zu deren Schutze Kreisämter (in Freistadt, Lambach und Steyr, nachmals auch in Ried) creirt wurden. Die Normalhauptschule in Linz entstand, Trivialschulen wurden errichtet, in Freistadt wurde das Piaristengymnasium gegründet. In Kremsmünster erbaute Abt Alexander Fixlmillner (1749 bis 1758) die Sternwarte, deren Vorstände Placidus Fixlmillner, Marian Koller und Augustin Reslhuber hohen Ruf sich erwarben. 1778 begannen die ersten Sprengungen im Struden und Wirbel.

Die Grenze des oberen Mühlviertels erhielt durch Vertrag mit dem Bisthum Passau 1765 den heutigen Abschluß und der Friede von Teschen am 13. Mai 1779 hat das Innviertel mit Oberösterreich vereinigt. Noch im Herbste 1779 hat Kaiser Joseph das neu gewonnene Gebiet bereist; eine Inschrift im Pfarrhofe zu Perwang zeugt von dem gewaltigen Eindrucke, den die Persönlichkeit des Monarchen hinterlassen.

Joseph II. setzte die Reformen auf politischem und religiösem Gebiete in ausgedehntem Maße fort. Das ständische Verordnetencollegium wurde aufgehoben und die Besorgung seiner Geschäfte der Landesregierung übertragen (1783); die Einberufung des Landtages unterblieb. Das Patent vom 20. April 1783 verfügte die Grundsteuerregulirung, die Einhebung der Steuern wurde 1789 den Ständen abgenommen. Das Unterthanspatent vom 1. September 1781 regelte das Verhältniß zwischen den Grundherrschaften und ihren Unterthanen. Der Volksunterricht verdankte ihm die kräftigste Förderung; eigene Kreisschulcommissäre wurden bestellt, zahlreiche Mittelschulen errichtet, die Irren-, Gebär- und Findelanstalt in Linz datirt aus jener Zeit.

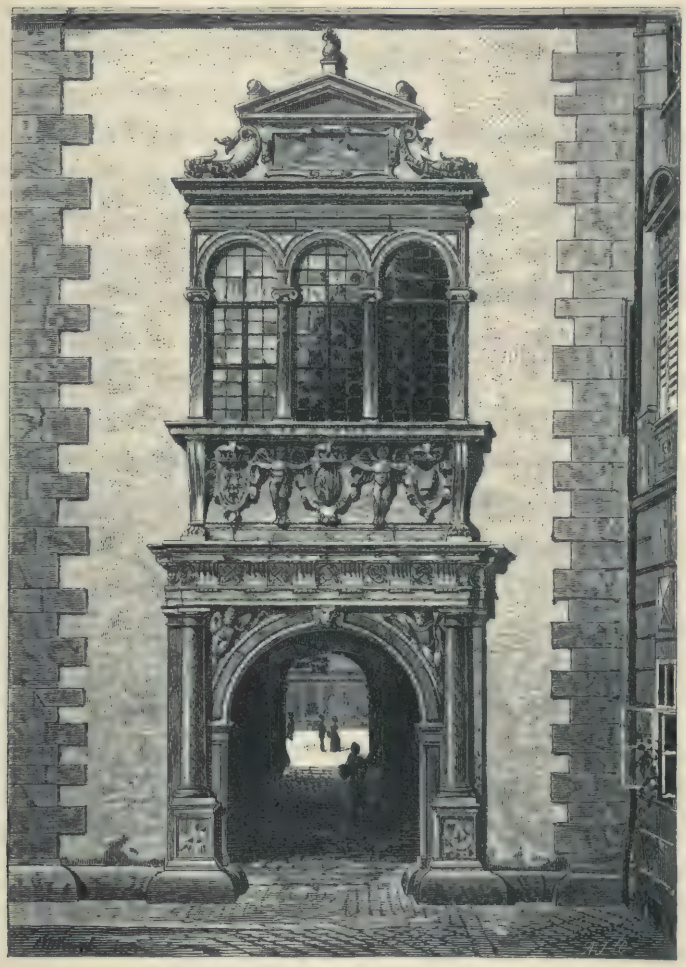
Mit dem Toleranzpatent vom 13. October 1781 gestattete Joseph den Protestanten die freie Religionsübung; noch im selben Jahre bildete sich die Kirchengemeinde Gosau, welcher 1782 Goisern, Ruzenmos, Scharten und Wallern, 1783 Wels, Neu-Kematen, Thening und Eferding folgten. Oberösterreich wurde von der Diöcese Passau getrennt, mit Zustimmung des Papstes Pius VI. das Bisthum Linz errichtet (1784). Die Feier des katholischen Gottesdienstes wurde normirt, eine Stolordnung erlassen, eine große Zahl neuer Pfarren errichtet, die Schließung oder Demolirung von Nebenkirchen und Kapellen verordnet. Zahlreiche Klöster fielen dem Schicksal der Aufhebung anheim, unter ihnen Gleink und Garsten, auch das uralte Mondsee; die noch verbliebenen Abteien, wie St. Florian und Kremsmünster wurden unter Administration gestellt. Das Vermögen der aufgehobenen Klöster wurde der Stiftung des Religionsfondes gewidmet. Auf der Rückreise von Wien hat Papst Pius VI. St. Florian und Linz passirt (1782), Kaiser Joseph aber verweilte wiederholt (1783, 1786) in Linz.

Kaiser Leopold II. hob das neue Grundsteuersystem auf. Auch die ständische Verfassung wurde wieder hergestellt (1790), das Verordnetencollegium trat wieder in

Wirksamkeit, die Städte Braunau, Schärding und der Markt Ried fanden Aufnahme in die städtische Curie.

Kriegerisch hatte das Jahrhundert sich eingestellt, unter Waffenlärm ging es zu Ende.

Der zweite Coalitionskrieg gegen die französische Republik hatte sich unglücklich gewendet. Am 3. December 1800 bei Hohenlinden geschlagen, nahm die österreichische Armee ihren Rückzug über Vöcklabruck und Lambach. Nach wiederholten Gefechten mit den nachdringenden Feinden gelang es ihr, am 21. December die Enns zu passiren. Steyr wurde das Hauptquartier des Obergenerals Moreau. Der linke Flügel der französischen Armee zog am 21. December in die halb verbrannte Hauptstadt ein — am 15. August 1800 waren Schloß und Landhaus, sowie der älteste Stadttheil von den Flammen verzehrt worden — und drang über die Traun vor. Der Waffenstillstand von Steyr am 25. December 1800 setzte den weiteren Fortschritten des Feindes ein vorläufiges Ziel. Drei Monate blieb das Land vom Feinde besetzt und hatte eine Contribution von acht Millionen Livres zu tragen.



Das nördliche Portal des Landhauses in Linz.

Nach dem Unglückstage von Ulm überschritten die Franzosen am 27. October 1805 den Inn; wieder ging der Rückzug der Österreicher über Lambach und Steyr; am 2. November besetzte Marschall Lannes Linz und zwei Tage später zog Napoleon ein. Die Kriegscontribution in der Höhe von zehn Millionen Francs wurde von den

Ständen durch ein freiwilliges Anlehen aufgebracht. Erst Ende März 1806 räumten die Franzosen das Land.

Das kaiserliche Decret vom 12. Mai 1808 schuf die österreichische Landwehr, für Oberösterreich fünfzehn Bataillone mit zwölftausend Mann. Obwohl erst kurze Zeit eingeübt, hat sie sich im Kriege von 1809, den Österreich allein für die Freiheit Europas unternahm, vortrefflich bewährt.

Nach den Treffen bei Abensberg und Eckmühl wurde Schärding bombardirt (26. April), in Braunau nahm Napoleon sein Hauptquartier. Die Armeecorps der Marschälle Massena, Davoust und Bernadotte rückten gegen die Traun. Die Österreicher gaben die Vertheidigung von Linz auf und suchten die Enns zu gewinnen. Am 3. Mai 1809 wurde der französischen Armee der Traunübergang bei Ebelsberg von den Wiener Freiwilligen und von der Landwehr in heißem Kampfe streitig gemacht. Von zwölf Uhr Mittags bis drei Uhr Nachmittags währte das Ringen, welches dem Armeecorps des Feldmarschalllieutenants Hiller den Rückzug deckte. Der Markt gerieth in Brand, mit Leichen war die Straße erfüllt, in den Häusern und auf allen Wegen wurde mit Erbitterung gestritten, die kühne That des Kanoniers Lenk, welcher mit seinem Geschütze ganze Reihen vordringender Feinde wegfegte, wird noch heute gepriesen. Linz wurde von Württembergern unter dem französischen General Vandamme besetzt; am linken Donau-Ufer wüthete noch lange der Kampf zwischen den Österreichern und den Verbündeten Napoleons.

Der Schönbrunner Friede 1809 riß Oberösterreich auseinander. Der ganze Westen von Schlägen an der Donau bis Schwanenstadt und zum Attersee wurde an Napoleon abgetreten, um im folgenden Jahre von König Max Josef von Baiern in Besitz genommen zu werden.

Nur über Vorstellung der Stände unterblieb die Vereinigung der verkleinerten Provinz mit Niederösterreich. Das Land befand sich im Zustande tiefster Erschöpfung; die wiederholten feindlichen Einfälle, die unaufhörlichen Truppendurchzüge, der Bankozettelsturz 1811 und die steigende Theuerung, welche in den Jahren 1816 und 1817 infolge Mißwachses ihren Höhepunkt erreichte, hatten zahlreiche Existenzen vernichtet. Nur langsam hob sich der Wohlstand, nachdem der Untergang Napoleons die Fackel des Krieges ausgelöscht hatte.

Mit dem Staatsvertrage vom 14. April 1816 fiel der abgetrennte Theil des Landes an Österreich zurück, am 1. Mai 1816 erfolgte die Übergabe. Salzburg wurde als Kreis mit Oberösterreich vereinigt, bis die neueste Zeit diesen Verband wieder löste (1850). Die Regierung des Kaisers Franz war der materiellen Wohlfahrt seiner Völker gewidmet; die humanitären Anstalten für Taubstumme (1812) und für Blinde (1824) sind unter ihm entstanden. Aber auch viele Anfänge unseres heute so hoch entwickelten Culturlebens

reichen in jene Periode zurück. Das kaiserliche Staatsarchiv in Wien öffnete sich zu einer Zeit, in welcher die Archive anderwärts hermetisch verschlossen waren, dem Vater der deutsch-österreichischen Geschichte, Franz Kurz (gestorben 1843). St. Florian wurde zur Pflanzstätte historischer Wissenschaft im edlen Wetteifer mit der alten Culturstätte Kremsmünster, deren elfhundertjähriges Jubiläum im Jahre 1877 sich zu einer glänzenden Kundgebung für das Haus gestaltete, welches seiner geistigen Mission unter ganz veränderten Verhältnissen auch heute zu entsprechen versteht. Das Museum Francisco-Carolinum wurde 1833 gegründet.

Unter Kaiser Ferdinand wurde die erste Pferde-Eisenbahn von Budweis nach Gmunden vollendet (1836), Dampfschiffe befuhren die Donau, der Gewerbeverein entstand (1839) und veranlaßte die erste Ausstellung; die landwirthschaftliche Gesellschaft hat sich 1845 gebildet.

Die Ereignisse des Jahres 1848 beseitigten die Patrimonialgerichtsbarkeit und die alte Verfassung der Stände. In der allgemeinen Ständeversammlung wurde am 24. Juli 1848 das Aufhören der traditionellen Stände ausgesprochen. Das Verordnetencollegium, im Jahre 1849 reactivirt, hat seine Thätigkeit am 22. April 1861 beschlossen. Die heutige Repräsentativverfassung beruht auf der Landesordnung vom 26. Februar 1861. Die administrative Eintheilung des Landes 1850 verwischte die Grenzen der alten Viertel; die Trennung der Justiz von der Administration wurde 1868 endgiltig durchgeführt.

Der väterlichen Fürsorge des Kaisers Franz Joseph I. verdankt Oberösterreich eine Periode ungeahnter Entwicklung — nicht nur der materiellen Cultur, in nicht minderem Maße auch des geistigen Lebens.

Getragen von der Gunst der Regierung hat die Landeshauptstadt sich vollkommen verjüngt, ihre engen Grenzen durchbrochen und wächst in die Breite. Das seit dem Jahre 1861 regelmäßig wiederkehrende Volksfest ist für Ackerbau und Industrie in weiten Kreisen zum mächtigen Impulse geworden und bewahrt gleichwohl in volksthümlicher Weise ein treues Spiegelbild des bunten Jahrmarktstreibens vergangener Zeiten.

Wels wurde vom Getreideverkehr zum Mittelpunkte erkoren und die großen Waffenfabriken in Steyr dienen der Wehrkraft des Reiches. Die Märkte Ried und Urfahr wurden, ersterer im Jahre 1857, letzterer 1882 zum Range von Städten erhoben.

Den religiösen und humanen Gefühlen der Bewohner des Landes sind zahlreiche Krankenhäuser, Erziehungsanstalten und Kindergärten entsprungen — allen übrigen voran steht aber die Stadt Linz, deren rühmlicher Gemeinsinn selbständig das allgemeine Krankenhaus geschaffen hat (1868). Die Landesirrenanstalt in Niedernhart, ein Sanatorium mit den bewährten Einrichtungen moderner Heilkunst (1865 bis 1867), ist gleich der Landes-Ackerbauschule in Riezelhof eine hervorragende Schöpfung des Landes.

In Freistadt, in Ried wurden Gymnasien ins Leben gerufen, der realistischen Richtung wurde durch Gründung der Oberrealschulen in Linz und Steyr, der Fach- und Fortbildungsschulen und der Handelsakademie in Linz Rechnung getragen. Zahlreiche Creditinstitute sind im Lande verbreitet, das Vereinswesen hat sich mächtig entwickelt zur Förderung der Wissenschaft und Kunst, des Handels und der Gewerbe, ein Eisenbahnnetz das Land in den Weltverkehr einbezogen.

Ein reiches Füllhorn cultureller Segnungen hat Kaiser Franz Josephs Regierung über Oberösterreich ausgegossen; des Kaisers Besuche in Linz (1879 und 1883) und in Steyr (1880 und 1884) werden nie dem dankbaren Gedächtnisse seines treuen Volkes entschwinden. Oberösterreich ist „glücklich und stolz zugleich, zur großen Familie" seines geliebten Kaisers zu zählen.

Über die physische Beschaffenheit der Bevölkerung in Oberösterreich und Salzburg.

Die Bewohner Oberösterreichs und Salzburgs zeigen, trotz mancher zuweilen nicht unerheblicher Verschiedenheiten im Einzelnen, eine so weitgehende Übereinstimmung in ihren allgemeinen somatologischen Charakteren, daß es nicht wohl angeht, beide Kronländer getrennt von einander zu behandeln. Wir wollen daher im Folgenden einige der wesentlichsten Charaktere hervorheben und dabei vor Allem der Körpergröße, der Farbe der Augen, der Haare und der Haut und endlich der Schädel- und Gesichtsform unsere Aufmerksamkeit schenken.

Körpergröße. Nach den militär-statistischen Ausweisen des Jahres 1875 besaßen in Oberösterreich und Salzburg von 1000 ärztlich untersuchten Militärpflichtigen 869 die vorgeschriebene Minimalkörperlänge von 1·55 Meter; diese Zahl erhebt sich nur ganz unbedeutend über die für Österreich-Ungarn im Allgemeinen geltende Durchschnittszahl. Die meisten der Militärpflichtigen hatten eine Körperlänge von 1·66 und einen Brustumfang von 0·81 Meter. Die Minimalkörperlänge wurde in Oberösterreich viel häufiger nicht erreicht als in Salzburg.

Wenn wir diejenigen, welche das angegebene Minimalmaß erreichten, in drei Gruppen bringen und als Kleine die Männer von einer Länge bis 1·61, als Große jene von mehr als 1·71 Meter und als Mittelgroße alle zwischen diesen beiden Maßen Stehenden bezeichnen, so können wir ein eigenthümliches Wechselverhältniß zwischen den Kleinen und Großen in unseren Kronländern constatiren. Während die Zahl der Mittelgroßen in

beiden Ländern relativ ziemlich gleich groß ist, kommen in Oberösterreich auffallend mehr Kleine als Große, in Salzburg umgekehrt mehr Große als Kleine vor. Diese Erscheinung wiederholt sich mit großer Regelmäßigkeit in drei aufeinander folgenden Jahrgängen, und wir dürfen daher die Bevölkerung Salzburgs im Ganzen als den größeren Menschenschlag bezeichnen. Ein viel geringerer Grad von Gesetzmäßigkeit läßt sich im Verhalten des Brustumfanges erkennen. Dieser beträgt in beiden Ländern nahezu gleich häufig die Hälfte der Körperlänge; während aber in dem einen Jahrgange dieses Maß in Salzburg viel häufiger übertroffen wird als in Oberösterreich, ist das Umgekehrte in einem anderen Jahrgange der Fall, und es läßt sich daher nicht mit Bestimmtheit angeben, in welchem Lande der Brustumfang im Allgemeinen größer gefunden wird. Sehr auffallend ist dagegen der Unterschied wieder in der Zahl der in beiden Ländern jährlich zum Kriegsdienste tauglich Befundenen. Im Jahre 1875 — und ganz ähnlich verhalten sich auch andere Jahrgänge — wurden von 1.000 ärztlich Untersuchten der ersten drei Altersclassen in Salzburg 261, in Oberösterreich dagegen nur 180 als „kriegsdienstuntauglich" eingereiht. Der Ergänzungsbezirk Salzburg wird in dieser Beziehung nur von wenigen Ergänzungsbezirken Österreich-Ungarns übertroffen. Wenn wir diese Thatsache mit dem früher über die Körpergröße Mitgetheilten zusammenhalten und in Beidem den Ausdruck körperlicher Tüchtigkeit erblicken dürfen, so werden wir im Allgemeinen die Salzburger kräftiger als die Oberösterreicher nennen müssen. Es mag dieser Satz, der seinen ziffermäßigen Ausdruck in den Nachweisen des Militär-Comités findet, Manchem unerwartet erscheinen, der als Typus eines Oberösterreichers einen breitschulterigen, untersetzten Innviertler, als Typus eines Salzburgers einen hageren, aber doch derbknochigen Pongauer im Auge hat.

Farbe der Haare, der Augen und der Haut. Die im Jahre 1880 vorgenommene Zählung der Schulkinder Österreichs nach der Farbe der Haare, der Augen und der Haut haben zu vielen hochinteressanten und wichtigen Resultaten geführt, von denen einige der auf die Kronländer Oberösterreich und Salzburg Bezug nehmenden hervorgehoben werden sollen.

Was zunächst die Verbreitung des reinen blonden Typus, das heißt der Kinder mit blonden Haaren, blauen Augen und weißer Haut betrifft, so zeigen beide Länder ein etwas verschiedenes Verhalten; es findet sich nämlich derselbe in Oberösterreich in weiterer Verbreitung als in Salzburg, so zwar, daß im Durchschnitt unter 1.000 Schulkindern in Oberösterreich 181, in Salzburg 144 diesen Typus zeigen. In Oberösterreich erheben sich über die angeführte Zahl nur zwei Bezirke in auffälligerer Weise, nämlich Freistadt mit 226 und Schärding mit 201 auf 1.000. Die Stadt Salzburg hält genau das angegebene Mittel ein; die Umgebung Salzburgs erhebt sich auf 169, die Schulbezirke St. Johann, Tamsweg und Zell am See bleiben mehr oder weniger weit hinter dem

Mittel zurück. Aus den Zählungen ergibt sich ferner, daß in Beziehung auf die Verbreitung des blonden Typus Oberösterreich sich mehr an Baiern, Salzburg mehr an einige angrenzende Schulbezirke Kärntens und Tirols anlehnt.

Der reine braune Typus, der die Kinder mit braunen Augen und braunen oder schwarzen Haaren umfaßt, zeigt in unseren Ländern gerade so wie in fast allen Kronländern Österreichs eine größere Verbreitung als der blonde. Während wir nun aber die helle Complexion in Oberösterreich häufiger antreffen als in Salzburg, ist das Umgekehrte bei der dunklen Complexion der Fall; beide stehen also in einem gewissen Wechselverhältnisse zu einander, eine Eigenthümlichkeit, die man auch in Deutschland beobachtet hat, ja, die dort noch viel prägnanteren Ausdruck findet als in Österreich.

Es gehören unter 1000 Schulkindern in Oberösterreich 241, in Salzburg 254 dem reinen braunen Typus an. Über die erstere Zahl erheben sich in Oberösterreich nur die Schulbezirke Vöcklabruck, Gmunden und Perg mit über 270 Braunen, unter ihr bleiben Freistadt und Schärding mit etwa 200 Braunen. Die Schulbezirke Salzburgs halten sich alle nahe dem angeführten Mittel; nur die Stadt Salzburg selbst erhebt sich sehr bedeutend über dasselbe und es spiegelt sich darin eine Thatsache wieder, die auch in anderen größeren Städten mit großer Regelmäßigkeit wiederkehrt. Es ist nämlich ganz allgemein der braune Typus in den Städten stärker vertreten als in den angrenzenden Landbezirken; damit hängt auch die größere Häufigkeit der Braunen in Linz und namentlich in Steyr zusammen.

Die beiden genannten somatologischen Haupttypen finden sich bei etwas weniger als der Hälfte aller Schulkinder vertreten; zwischen diesen beiden Extremen bleibt nun eine breite Zone von Mischformen, von Kindern also, die beispielsweise blaue Augen mit braunen Haaren oder graue Augen mit blonden Haaren u. s. w. verbinden. Unter diesen Mischformen zeigen namentlich jene mit grauen Augen in unseren Kronländern eine weite Verbreitung, so zwar, daß z. B. die Zahl der blondhaarigen grauäugigen Kinder in Oberösterreich 206, in Salzburg 205 auf 1000 beträgt. Es würde indeß zu weit führen, wollte ich alle die zahlreichen interessanten Detailergebnisse der Untersuchungen auch nur flüchtig berühren und die Punkte hervorheben, die für ein Verständniß der verwandtschaftlichen Beziehungen unserer Bevölkerung zu derjenigen benachbarter Länder von Wichtigkeit sind.

Wenn wir nun aber auch über die Verbreitung der einzelnen Complexionen oder Typen unter den Schulkindern sehr genaue Kenntnisse besitzen, so ist damit doch keineswegs gesagt, daß wir auch eine vollständige Kenntniß derselben Verhältnisse bei den Erwachsenen gewonnen haben. Wir wissen ja, daß sich namentlich die Farbe des Haares nicht selten ändert und daß oft genug Kinder, die anfangs blond waren, später braun werden.

Schädel und Gesichtsform. So wenig wir im Stande sind, in der Körpergröße oder in der Farbe der Haare, der Augen und der Haut unserer einheimischen Bevölkerung einen durchgreifenden einheitlichen Racencharakter nachzuweisen, so wenig gelingt es auch, in der Schädel- und Gesichtsbildung durchwegs übereinstimmende Merkmale aufzufinden. Immerhin begegnen wir aber auch hier gewissen Formen häufiger als anderen, und wenn wir auch nicht berechtigt sind, diese geradezu als Racenformen im strengen anatomischen Sinne zu bezeichnen, so dürfen wir sie doch wieder als „typische" den anderen weniger häufigen gegenüberstellen. Freilich gibt es auch Bezirke oder Gegenden, in denen sich eine viel größere Übereinstimmung zu erkennen gibt. Es ist dies vor Allem in abgeschlossenen Gebirgsthälern der Fall, wo die Bevölkerung durch lange Zeit vor fremden Beimischungen mehr oder weniger verschont blieb; hier treten uns viel weniger sogenannte Mischformen entgegen als auf dem flachen Lande. So treffen wir beispielsweise im Dorfe Alm bei Saalfelden eine überraschende Einförmigkeit in den Schädeln des dortigen Ossuariums, und wenn wir die wenigen krankhaft verbildeten, pathologischen Formen ausscheiden, sind wir ohne Mühe im Stande, bestimmte wohl charakterisirte Typen zu erkennen; ja die meisten dieser Schädel sehen einander so außerordentlich ähnlich, daß es den Eindruck macht, als hätten ihre Träger einer und derselben Familie angehört. Es hat sich, um gleich das Hauptresultat anzuführen, aus allen bisherigen Untersuchungen mit großer Übereinstimmung ergeben, daß es vorwiegend drei Schädelformen sind, die in großer Reinheit auftreten und gegen deren Zahl die unreinen oder Mischformen ganz im Hintergrund stehen. Diese drei Formen werden als hyperbrachykephale (Länge zur Breite = 100 : 85 und darüber), brachykephale (Länge zur Breite = 100 : 80 bis 85) und mesokephale (Länge zur Breite = 100 : 75·1 bis 79·9) Schädelformen bezeichnet.

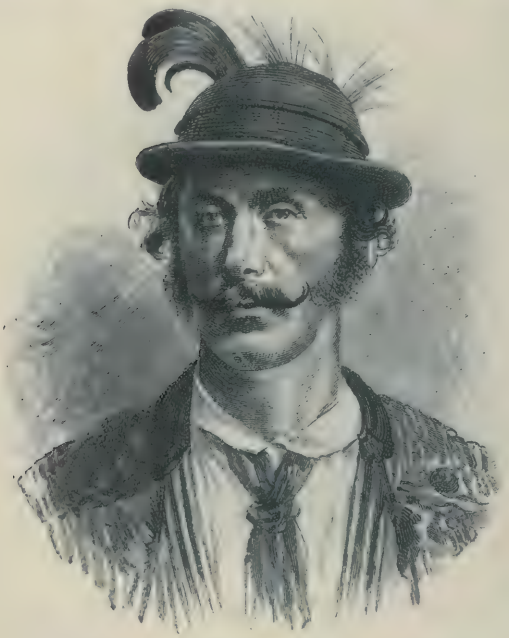
Oberösterreicher aus dem Innviertel.

Von den erwähnten Schädelformen nun ist die brachykephale sowohl in Oberösterreich als in Salzburg am häufigsten vertreten, so zwar, daß fast regelmäßig mehr als die Hälfte der in einem Ossuarium vorhandenen normalen Schädel dem brachykephalen Typus angehört. Von den anderen Formen besitzt bald die hyperbrachykephale, bald die mesokephale eine weitere Verbreitung. So viel man aus den bisherigen Messungen

schließen kann, scheint die hyperbrachykephale Schädelform im Salzburgischen häufiger vorzukommen als in Oberösterreich. Namentlich sind es einige Seitenthäler der Salzach, wo dieser Typus stark vertreten ist; so ist im Dorfe Alm bei Saalfelden etwa ein Drittel und in Bucheben und Markt Rauris fast die Hälfte der Schädel hyperbrachykephal. Vielleicht darf man hierin Anklänge an die so auffallend große Verbreitung dieses Typus in Tirol erblicken. Im Salzachthale selbst, z. B. in Piesendorf und Uttendorf ist der hyperbrachykephale Typus viel weniger stark vertreten und Hyperbrachykephale und Mesokephale halten sich hier entweder das Gleichgewicht oder es sind selbst diese in größerer Anzahl als jene vorhanden. Wie gesagt, ist auch in Oberösterreich der brachykephale Typus der herrschende; dies gilt nicht blos im Allgemeinen, sondern auch im Einzelnen. Wir finden ihn sowohl südlich als nördlich der Donau und in St. Oswald bei Freistadt zeigt er beispielsweise eine so weite Verbreitung, daß mehr als zwei Drittel der dort in beträchtlicher Zahl gemessenen Schädel diesem Typus angehören. Nicht selten zeigen die Mesokephalen Eigenthümlichkeiten, durch die sie an die dolichokephalen Formen erinnern, und man hat daher solche Schädel als dolichoide bezeichnet; auch sie finden in unseren Ländern eine Vertretung. Dagegen fehlen jene eigenthümlichen Langschädel, welche in den Reihengräbern gefunden wurden, so gut wie vollständig. Diese Thatsache gewinnt noch an Interesse, wenn wir sie mit anderen Resultaten der Anthropologie zusammenhalten. Es besteht nämlich ein merkwürdiger Parallelismus zwischen der Häufigkeit gewisser Schädelformen und der Verbreitung bestimmter Farbencomplexionen. So finden wir eine allmälige Abnahme der Dolichokephalie bei gleichzeitiger Zunahme der Brachykephalie, wenn wir vom Norden Deutschlands nach dem Süden gehen; diese Abnahme ist verknüpft mit einer eben solchen Abnahme des hellen, blonden, blauäugigen Typus bei gleichzeitiger Zunahme der dunklen Complexion. In den uns zunächst interessirenden Kronländern Österreichs erscheint diese Ab- und Zunahme nur weiter fortgesetzt und sie bilden in anthropologischer Hinsicht nur die Glieder einer langen Kette, die wir vom äußersten Norden Deutschlands bis tief nach Steiermark, Kärnten und Tirol verfolgen können. Man hat aus den

Oberösterreicherin aus dem Traunviertel.

mitgetheilten und aus anderen Thatsachen den Schluß gezogen, daß die ursprünglich hellfarbigen langköpfigen Germanen bei ihrem Zuge nach dem Süden auf eine dunkelhaarige breitköpfige Race gestoßen seien, mit der sie sich allmälig vermischten, und daß wir das Resultat dieser Mischung in den somatologischen Charakteren der heutigen Bevölkerung zu erblicken haben. — Was die Bildung des Gesichtes betrifft, so wollen wir uns wieder an die Betrachtung der Lebenden halten. Wenn wir sagen, die oberösterreichische und salzburgische Landbevölkerung zeichne sich im Großen und Ganzen durch ein mehr oder weniger ovales, verhältnißmäßig schmales Gesicht, durch eine mäßig breite und hohe Stirne, durch wenig hervortretende Jochbeine, eine gerade Nase, unbedeutend gewulstete Lippen und ein rundliches, nicht vorspringendes Kinn aus, so haben wir damit einen Complex von Eigenthümlichkeiten genannt, der zwar bei der Mehrzahl unserer Bevölkerung zutrifft, sich aber in derselben oder in ganz ähnlicher Weise auch bei der Bevölkerung anderer Länder findet. Und doch wird es einem geübten Auge nicht sehr schwer fallen, einen Bauer aus dem Inn- oder Hausruckkreise von einem Kärntner oder Tiroler zu unterscheiden. Es kommen hier eben die zahlreichen feinen Besonderheiten in Betracht, die durch ihr gegenseitiges Ineinandergreifen die Form und den Ausdruck des Gesichtes bedingen. Maßstab und Zirkel und noch so lange und exacte Zahlenreihen sind nicht im Stande, uns ein anschauliches Bild der lebenden Gesichtsform zu geben; hier sind wir auf den Stift des Künstlers angewiesen, der es versteht, uns längst bekannte und liebe Gestalten in treuer Ursprünglichkeit und Natürlichkeit vor die Augen zu führen.



Salzburger.

Begreiflicherweise gibt sich die nähere oder entferntere Verwandtschaft der Bevölkerung bestimmter Gegenden oder Landstriche auch in der bald größeren, bald geringeren Ähnlichkeit der Gesichtsbildung zu erkennen. So erklärt sich uns die weitgehende Übereinstimmung der Bewohner des Innviertels mit der baierischen Landbevölkerung oder die unverkennbare Ähnlichkeit der Bewohner des oberen Pinzgaues mit den angrenzenden Tirolern. Freilich gibt es auch in Beziehung auf die Gesichtsbildung oft

genug sogenannte Mischformen, und es kann in der That recht schwer oder selbst unmöglich werden, aus solchen Gesichtern etwas Typisches herauszulesen. —

Wir können unsere Betrachtung der physischen Beschaffenheit der Bevölkerung Oberösterreichs und Salzburgs nicht schließen, ohne einer Erscheinung zu gedenken, die gewiß Jedem, der unsere herrlichen Alpenländer auch nur flüchtig bereist hat, aufgefallen ist und das Mitleid jedes Menschenfreundes wachrufen muß. Wir meinen die weite Verbreitung des Cretinismus. Bekanntlich verstehen wir darunter eine in allen unseren Alpenländern endemische, stets mit ausgesprochenen körperlichen Mißbildungen einhergehende psychische Entwicklungshemmung. Wir brauchen nur an die blöden, glanzlosen Augen, die tief eingezogene breite Nasenwurzel, den breiten Mund, die stark gewulsteten Lippen, die dicke, leicht zwischen den Zähnen vorfallende Zunge, den kurzen, breiten, gewöhnlich noch durch einen Kropf verunstalteten Hals, die überhängende Haltung, den schwerfälligen, watschelnden Gang dieser bedauernswerthen Individuen zu erinnern, um Jedem, der unser Salzkammergut besucht hat, Gestalten ins Gedächtniß zu rufen, die ihm leider nur zu häufig auf seinen Wegen begegnet sind.

Salzburgerin.

Diese ihrem Wesen nach noch lange nicht genügend aufgeklärte Krankheitsform zeigt in Oberösterreich eine viel geringere Verbreitung als in Salzburg, welches Land als einer der Hauptherde des alpinen Cretinismus anzusehen ist. Nach den Ergebnissen der Volkszählung von 1880 beträgt die Zahl der in Oberösterreich vorkommenden Cretinen bei einer Gesammtzahl der Civilbevölkerung von 754.521 1168; es entfallen demnach auf 100.000 Bewohner 155 Cretinen.

Im Salzburgischen dagegen beträgt ihre Zahl bei einer Civilbevölkerung von 162.041 500, und es entfallen daher auf 100.000 Bewohner 309 Cretinen, also genau das Doppelte der für Oberösterreich gefundenen Zahl.

Einzelne Bezirke und Gemeinden erscheinen relativ arm, ja selbst vollkommen frei von Cretinen; in dieser Beziehung ist besonders die Stadt Salzburg hervorzuheben, die, obwohl inmitten einer keineswegs ganz seuchenfreien Gegend gelegen, doch keinen Cretin aufweist; aber auch in der nächsten Umgebung Salzburgs scheint der Cretinismus

glücklicherweise in neuerer Zeit, vielleicht in Folge der sehr rationell betriebenen Entwässerungsarbeiten, in rascher Abnahme begriffen zu sein. In einem viel ungünstigeren Falle befindet sich die Hauptstadt Oberösterreichs, die in Beziehung auf die Zahl der Cretinen fast genau das für Oberösterreich im Allgemeinen geltende Mittel einhält. Wie in anderen Ländern zeigen sich auch in Oberösterreich und Salzburg einzelne Gegenden von der Seuche besonders heimgesucht; so vor Allem im Salzburgischen St. Johann im Pongau, wo die Zahl der Cretinen auf 100.000 berechnet 525 beträgt oder mit anderen Worten etwas mehr als ein halbes Procent der Gesammtbevölkerung.

Worin die Ursache dieser Krankheit und ihrer bald weiteren, bald weniger weiten Verbreitung liegt, ob in der Beschaffenheit des Bodens oder des Trinkwassers oder beider zugleich, welche Bestandtheile des Trinkwassers, die mineralischen oder organischen, etwa die Schuld an dem tiefen Elende tragen, inwieweit die Erblichkeit hier eine Rolle spielt, ob endlich, wie es den Anschein hat, der Cretinismus eine Infectionskrankheit ist — dies und noch vieles Andere sind Fragen, deren Lösung im Zusammenhange mit der Frage nach den Mitteln zur Assanirung der verseuchten Gegenden ebenso schwierige als dankenswerthe Aufgaben der hygienischen Forschung der nächsten Zukunft bilden.

Halskette aus Silberperlen, mit Edelstein besetzte Schließe.

Zur Volkskunde Oberösterreichs.

Volkscharakter, Trachten, Sitten und Bräuche.

Wenn man das Ohr lauschend an das Herz des oberösterreichischen Volkes legt, so schlägt es einem nach kurzem Zagen und mißtrauischem Bangen bald laut und voll entgegen, und man gewinnt dieses Volk lieb, das, sich selbst getreu, an althergebrachter Sitte und altüberliefertem Brauche mit Zähigkeit und Pietät festhält. Die täglichen Beschäftigungen: Ackerbau, Viehzucht, das kleine Handwerk selbst an den unabänderlichen Lauf der Jahreszeiten gebunden, haben dem oberösterreichischen Volkscharakter eine gewisse Beharrlichkeit und Stabilität eingeprägt, umsomehr, da die tägliche Erfahrung oft genug darüber belehrt, daß der Schimmer des Neuen selten gegen die Solidität des Alten aushält. Nur in jenen Kreisen, deren Beruf selbst viel nach außen führt oder die ihre Ansichten nach dem modernen Zuge der conventionellen und wissenschaftlichen Anschauungen formuliren,

finden wir auch in Oberösterreich die Vertreter eines kosmopolitischen Humanismus mit Allem, was darum und daran ist.

Altdeutsche Biederkeit, Ehrlichkeit in Handel und Wandel, treues Festhalten an dem von den Vätern ererbten Glauben, tiefreligiöser Sinn, unerschütterliches Gottvertrauen, das nicht wankt und weicht — auch im Unglück nicht, der Glanz keuscher Sitte, wenn auch nicht ohne einige Schlagschatten, Treue im Worthalten gehören zu den Lichtseiten des Oberösterreichers. „Ein Mann ein Wort", das ist sein Stolz, und die Bekräftigung mit dem Handschlag verpflichtet mehr als anderwärts ein Eidschwur oder ein Vertrag mit einem halben Dutzend Zeugen.

Der Oberösterreicher hält etwas auf seinen Grund und Boden, auf seinen Wald und seine Alpentrift, auf sein Handwerk und seine Kunst. Er fühlt sich und freut sich in seinem Besitze und läßt es Andere wohl auch merken, wer er ist. Er liebt es nicht, daß man seinem Selbstgefühl zu nahe tritt. Langsam im Entschluß, läßt er sich in der Ausführung des einmal Beschlossenen so leicht nicht mehr aufhalten. Mit Zähigkeit, ja mit einem ziemlichen Grade von Hartnäckigkeit verharrt er bei dem einmal begonnenen Werke. Dabei zeichnet den Oberösterreicher große Herzensgüte aus. Wo die Noth um Hilfe ruft, da greifen hundert Hände zu, und der Arme klopft nicht leicht umsonst an eine Thür. Um dem Massenelend der modernen Zeit zu begegnen, sind zahlreiche Wohlthätigkeitsvereine und Wohlthätigkeitsanstalten im Lande, und dieselben prosperiren nicht blos bezüglich der Zahl derer, die solche Vereine und Anstalten in Anspruch nehmen, sondern auch durch die Anzahl ihrer opferwilligen Mitglieder und durch die Summen, welche von Privatpersonen, von den Gemeinden und vom Lande für solche Anstalten aufgewendet werden.

Aber diese Herzensgüte wird nicht zur Schwäche. Fester Ernst und ruhige Besonnenheit sind dem Oberösterreicher eigen. Wo Gefahr droht, da stellt er seinen Mann. Wenn die Baumstämme von der Felswand herabpoltern, steht der Holzknecht ruhig mit seinem Beil daneben; wenn auf der Alm eine Kuh in den Abgrund stürzt, steigt die Sennerin kühn in die Tiefe nieder; wo der Gemsbock durch die Klippen springt, folgt ihm der Jäger und der Wilddieb unverzagt; wenn die entfesselten Elemente toben, stellt man sich ihnen kühn zur Wehr und vor dem Feind hat die „schwarzgelbe Brigade" — mit Recht wird sie die „eiserne" genannt — zu der Oberösterreich seine Söhne stellt, noch nie gewankt.

Neben der Opferwilligkeit für wohlthätige Zwecke steht aber auch Sparsamkeit. Im eigenen Hause bringt man häufig den Grundsatz zur Geltung: „Haadern hilft hausen", das heißt mit Abgetragenem und Abgenütztem sich behelfen, bringt etwas in das Haus; und wenn Ausgaben zu Dingen verlangt werden, die den Leuten nicht nach dem Sinne sind, halten sie ihre Taschen hübsch zugeknöpft oder geben nur mit Jammern und Klagen. Dagegen, wenn es gilt, sich sehen zu lassen, bei Hochzeiten, Jahrmärkten und dergleichen

wird das Geld nicht angesehen, und manch ein übermüthiger Junge hat sich schon die Cigarre mit Banknoten angezündet oder diese beim Tanze den Musikanten nur so vor die Füße geworfen, als wüchsen sie wie Tannenzapfen.

Bei solchen Gelegenheiten geht auch bisweilen alles ernste Wesen verloren. Sonst gutmüthig und friedfertig, setzt es dann gegenseitige Neckereien, Sticheleien, Spottlieder u. s. w., besonders wenn das junge Mannsvolk in „Ruden", das ist in Rotten aufeinander trifft. Nicht lange währt es, und man kömmt vom Wort zur That. Bierkrüge bekommen Flügel, Bänke und Stühle müssen Knittel liefern, oder man geht mit Raufeisen, Stoßringen und Messern aufeinander los — es beginnt eine solenne Schlägerei; Blut fließt hier und dort, ja selbst Todte hat man schon manchmal hinweggetragen. Besonders der heißblütigere Innviertler, der Biertrinker, ist um seiner Raufluft willen bekannt; der ruhigere „Landler", der Mostmensch, greift seltener zu solch improvisirten Waffen.

Man hat dem Oberösterreicher, besonders dem oberösterreichischen Bauer, nicht selten hochgradigen Egoismus vorgeworfen. Nicht immer mit Unrecht. Aber er hat auch seine Ideale, für die er mit Begeisterung Gut und Blut hingibt. „Gott und Religion", „Kaiser und Vaterland" — nicht blos das eigene „Landel", sondern das große österreichische Vaterland — das sind ihm Worte von hellem Klang und diese finden jederzeit lauten Wiederhall in der Brust eines rechten Oberösterreichers. Wer ihm diese Ideale angreift, der kann es gründlich mit ihm verderben. Kunst und Wissenschaft haben von altersher zahlreiche Jünger in Oberösterreich gefunden, und groß sind die Werke, welche sie auf diesem Gebiete geschaffen haben — lautsprechende Zeugen für die Geistesvorzüge des trefflichen Volkes. Das schöne Land und das herrliche Volk sind einander werth!

Zur Vervollständigung des Bildes, das wir von den Bewohnern Oberösterreichs zu entwerfen suchten, wollen wir uns auch noch um die üblichen Kleidertrachten umsehen, umsomehr, da das Sprichwort „das Kleid macht den Mann" nicht ohne alle Wahrheit ist. Dabei sehen wir ab von den höheren Kreisen der Gesellschaft, die sich nach dem Mode-Journal vom Pariser Kleiderkünstler oder von der Modistin ihr Gewand machen lassen, und schenken unsere Aufmerksamkeit den unteren, breiteren Schichten des Volkes. Auch bei diesem hat die Kleidertracht ihre Geschichte und es wäre der Mühe werth, derselben vom germanischen Urcostüm, dessen Einfachheit uns Tacitus so anschaulich schildert, bis zur Solidität der Gewande in den Zeiten Karl des Großen und von der wunderlichen Geckenhaftigkeit der Bauerntracht in jenen Tagen, da der Sohn des Meiers Helmbrecht lebte, bis in die Zeiten zu folgen, da durch den Einfluß Spaniens und Frankreichs auch der oberösterreichische Bauer seine Kleider zuerst nach spanischer, dann nach französischer Manier umzugestalten für gut fand, woraus endlich die Volkstracht unserer Tage sich entwickelte. Doch das würde uns zu sehr in die Weite und Breite führen. Wir

wollen uns darauf beschränken, einige Typen aus der spanischen Zeit und aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts vorzuführen.

In den ersten Decennien des XVII. Jahrhunderts trug sich auch der oberösterreichische Bauer nach spanischer Mode, wie auf dem Bilde „Taufzug", Seite 127, ersichtlich ist. Die Frauen kleideten sich in kurze, bauschige Röckchen mit dünnen Schürzchen. Die Brust umschloß ein mit Seidenbändern verschnürtes Mieder, das unter der vorne offenen, eng anliegenden Jacke hervorsah. Die Schultern umhüllte ein zur Mantille verkürzter Mantel aus schwarzem Tuche und um den Hals legte sich eine faltige Krause. Den Kopf bedeckte ein spitzzulaufender Hut mit schmaler Krämpe und passendem Aufputz oder auch ein schmuckloses Barett. Die Haare mußten wegen der Halskrause so aufgebunden werden, daß sie unter der Kopfbedeckung verschwanden. An den Füßen trug man blaue oder rothe Strümpfe und niedere Lederschuhe mit mäßigen Stöckchen. Denkt man sich dazu ein hübsches oberösterreichisches Gesichtchen, so wird man finden, daß diese Tracht sehr kleidsam gewesen sein muß. Dasselbe gilt auch von der damaligen Tracht der Männer. Dieselben trugen kurze Leder-Beinkleider, die unter den Knien festgebunden waren, so daß sie über das obere Ende der Strümpfe hinabreichten. Mittelst Hosenträgern, die man über dem einfarbigen Unterkleide hinweggehen ließ, wurden die Beinkleider am Oberkörper festgehalten. Diesen bekleidete ein hellfarbiger, enganliegender kurzer Rock ohne Kragen, über den eine weiße Halskrause sich herauslegte. Auf dem Kopfe trug man einen spitzigen Hut mit ringsum aufgestülpter Krämpe. Wegen der Halskrause wurde das Haar kurz geschnitten und der Bart bis auf kleine Reste an der Oberlippe oder auch am Kinn wegrasirt. Die Schuhe waren denen der Frauen ähnlich und an den Händen trug man Handschuhe oder auch nicht.

Wesentlich anders gekleidet treten uns Bauern und Bürger in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts entgegen. Die Bäuerinnen, und was an Kleidung ihnen glich, waren mit einem bis zu den Knöcheln reichenden, ziemlich engen Kleide angethan, dessen Taille unschön kurz war. Die Ärmel waren eng und an der Handwurzel mit einem gefältelten Besatze versehen, ebenso der Saum des tiefausgeschnittenen Leibchens. Auch am unteren Saume des Kleides war ein solcher Besatz (Solant) angebracht. Darüber trug man lange, breite, faltenlose Schürzen. Die Brust verhüllten meist zwei buntfarbige oder geblumte Busentücher. Zur Bedeckung des Kopfes bediente man sich der sogenannten Nessel- oder Pfeffertücher, das sind rothbraune Tücher mit gelblichem, geblumtem Saume, die man so um den Kopf band, daß die zwei Seitenzipfel im Nacken zu einem Knoten geschlungen wurden, während der dritte frei auf den Rücken hinabfiel. Über dem Kopftuche beschattete das Haupt ein breitkrämpiger weißer oder schwarzer Filzhut mit niederem Stocke, um den sich eine graue oder schwarze Schnur wand. Lichtblaue Strümpfe und lederne Halbschuhe

mit niederen Absätzen schützten die Füße. Die Bauern trugen lange, bis zu den Knöcheln reichende Tuchröcke mit aufstehendem Kragen, kurze, enge Hosen von schwarzem Leder (Culotte), unter welchen bei den Gebirgsbewohnern die nackten Knie hervorsahen. Die Füße und die Unterschenkel staken in weißen Strümpfen mit blauem Zwickel, und über diese zog man starke, bis über die Knöchel reichende Bundschuhe. Eine geblumte Weste von Sammt oder Seide, mit grünen, gelb gestreiften Hosenträgern darüber, und ein lederner Leibgurt, mehr oder minder kostbar gestickt, ergänzten die Bekleidung des Leibes. Den Kopf bedeckten die Männer unfehlbar mit einer schwarzen baumwollenen, mitunter auch seidenen Schlafhaube, die man meist auch noch aufbehielt, wenn man den schwarzen, cylinderförmigen Hut mit mehr oder minder hohem Stocke und ziemlich breiter geschweifter Krämpe abnahm. Das war der Sonntagsstaat der Bauern noch vor einem halben Jahrhundert. Das Wochengewand war wenig davon verschieden, nur von minderem Stoffe, und dazu bei den Männern der unvermeidliche „Fürfleck", das ist ein blauer Schurz, den man zum Schutze des übrigen Gewandes um den Leib festband.

Diese Formen wiederholten sich allenthalben mit geringen Variationen, indem statt des breitkrämpigen Weiberhutes eine stockförmige Ohrenhaube den Kopf bedeckte, oder indem von den Mannspersonen auch Röhrenstiefel mit Quasten oder Rosetten am vorderen Rande und Hüte mit oben sich erweiterndem Stocke vorgezogen wurden. Im Gebirge jedoch liebte man von jeher den grünen Hut mit breitem Bande, mit Gemsbart und Schildhahnfedern. Der Innviertler dagegen zog für gewöhnlich dem langen Rock die kurze Jacke vor; nur die Verheirateten erschienen auch dort an Festtagen im langschößigen Rocke zum Kirchenbesuche.

Wie sich um dieselbe Zeit Bürger und Bürgersfrauen in Oberösterreich kleideten, zeigen uns zwei recht typische Porträt-Copien von Sensenschmiedleuten aus dem oberen Kremsthal. Der Frau liest man nicht blos die selbstbewußte Behäbigkeit aus dem hübschen Antlitze, diese zeigt sich auch in ihrem Anzuge. Derselbe besteht aus einem tiefausgeschnittenen Seidenkleide mit hoher Taille und mit mächtigem grauseidenen „Fürtuche" (Schürze) davor. Die Ärmel sind über den Achseln ziemlich stark aufgebauscht („Schinkenärmel") und um den bedeutenden Brustausschnitt reich eingesäumt. Der deutsche keusche Sinn hat aber eine Decolletirung nicht geduldet, darum ist die Brust züchtig mit einem großen gelben, gemusterten Busentuche aus schwerer Seide verhüllt. Auf dem Haupte ruht die echte schwere „Goldhaube", welche wohlhabende Bürgersfrauen bei Hochzeiten und hohen Kirchenfesten zu tragen pflegten. Unter derselben verbirgt sich fast völlig das in Scheiteln hinter die Ohren gekämmte und offenbar in einem Knoten aufgebundene Haar. Der reichen Goldhaube entsprechen das zierliche Goldkettchen um den junonischen Hals mit Brillantkreuzchen, sowie die goldenen Ohrringe mit Brillantrauten

und die Ringe an der linken und rechten Hand vollkommen, um den Eindruck der Wohlhabenheit zu vervollständigen.

Denselben Eindruck ruft das Porträt ihres Gemals hervor. Frei und offen schaut das Auge in die Welt. Auf dem glatt rasirten Angesichte liegt es wie ruhiger Ernst, fast mit einem gewissen Anfluge von Stolz. Den Leib umhüllt ein Rock von grünlichem Tuche mit im Nacken sich empordrängendem Sammtkragen und vor der Brust reich verschnürt. Dazwischen schaut eine Weste von schwerem, buntgeblumtem Sammt und der mit Pfauenfedern ausgenähte Bauchgurt hervor. Den Hals umfängt ein zusammengefaltetes Seidentuch, über das sich der weiße Hemdkragen stülpt, als wäre er die Grundidee zum späteren „Vatermörder". Am kleinen Finger der rechten Hand steckt ein goldener Siegelring. Im Gedanken müssen wir uns das kraftvolle Bild ergänzen durch einen steifen Hut mit hohem, nach oben sich erweiterndem Stocke und geschwungener Krämpe zur Bedeckung des bei Geschäftssorgen in Ehren ergrauten Hauptes. Dazu eine gems- oder hirschlederne schwarze Kniehose, die unter den Knien über die grünen Strümpfe zusammengebunden ist, und niedere Schuhe mit Silberschnallen an den Füßen.

Heutzutage sind die Hüte und Ohrenhauben der Bäuerinnen verschwunden, nur in den hintersten Gebirgsthälern, um Hallstatt und St. Wolfgang, tragen sie noch etliche alte Weibchen. Die unschöne kurze Taille und die tiefen Busenausschnitte an den Frauenkleidern sind außer Brauch gekommen; selbst die solide „Goldhaube" ist im Aussterben begriffen und mit ihr verschwinden die schweren Halsketten (siehe das Bild zu Beginn dieses Aufsatzes) mit acht bis zehn Gängen silberner Perlen und kostbar in Filigran gearbeiteter, mit Perlen und Edelsteinen besetzter Schließe, welche Bauer- und Bürgerfrauen als Festschmuck zu tragen pflegten. Auch die Männer haben die unförmlichen Hüte und die langschößigen Röcke abgelegt und die Kniehosen mit den Allerweltspantalons vertauscht. Aber auch heutzutage findet man in der Kleidung des oberösterreichischen Landvolkes noch charakteristische Züge. Der Bauer vom Florianer Weizenboden hält auf kostbaren Anzug: Rock und Beinkleid müssen von feinstem Tuche sein; an der Weste ist eine dichte Reihe imposanter Silberknöpfe. Hier trägt auch die Bäuerin zur Hochzeit noch die schwere Goldhaube und kleidet sich in Seidenrock und Atlasjacke, und es mag schon sein, daß ihr Anzug bei solcher Gelegenheit mehr werth ist „als die Garderobe eines ganzen Mädchenpensionates in Tüll und Barège". Den kleinen runden Hut keck aufs linke Ohr zu setzen, das versteht nur der sanguinische Innviertler Bursche, und den Kamm hoch in das aufgebundene Haar zu stecken und das seidene Kopftuch als pures Decorationsstück zu verwenden, weiß nur die Innviertlerin fertig zu bringen. In den übrigen Vierteln dient das allgemein gebräuchliche Kopftuch nur zur mehr oder minder bescheidenen Umhüllung des Scheitels und Hinterhauptes. Der Mühlviertler trägt noch die baumwollene Zipfelmütze

unter dem Hute und kann sich zeitlebens vom „Fürfleck“ nicht trennen, die Mühlviertlerin aber liebt die grellen Farben an den Kleidungsstoffen. Im Gebirge sehen wir noch häufig, bei den Jägern durchwegs, die lederne Kniehose und grüne oder weiße Wollstrümpfe, welche die nackten Knie hervortreten lassen, und dazu den grünen Jägerhut mit Gemsbart und Schildhahnfedern. An den Füßen starke „Scheankenschuhe“, einen gewaltigen Bergstock in der Hand, steigen sie sicheren Schrittes in den „Schlag“ und in die schroffen „Mäuern“ und grüßen Berg und Thal mit herzhaften „Juchzer“ und „Jodler“.

Von der Wiege bis zum Grabe haben Brauch und Herkommen, Sitte und Mythe bei allen Völkern das Menschenleben mit einem Kranze von mehr oder minder sinnigen, oft aber tiefgefühlten und hochbedeutsamen Zügen umflochten. Hier soll jedoch nur auf solche, welche das Leben des oberösterreichischen Volkes besonders charakterisiren, hingewiesen werden.

Sensenschmiedleute aus dem oberen Kremsthale (um 1830).

Ist in einem Hause „der Ofen zerbrochen“ oder hat die Hebamme „aus einem nahen Brunnen, Bache oder Flusse ein Kind herausgezogen“ und in das Haus gebracht, so wird vor Allem der Hausvater, falls derselbe abwesend sein sollte, von der wahrscheinlich nicht unerwarteten Vermehrung seines Hauspersonales benachrichtigt. Ist der Vater etwa ein Holzarbeiter im Salzkammergute und bringt man ihm die Nachricht hinaus in die „Holzstube“, daß sein Weib „nach Rom gereist sei“, so wird ihm von seinen Mitarbeitern „ausgeläutet“, das heißt sie greifen nach allen möglichen und unmöglichen Gegenständen, mit denen sich Lärm machen läßt, nach alten Pfannen, Hafendeckeln, Blechtöpfen, Glocken, Pfeifen u. s. w., um sie als Läut- und Musikinstrumente zu benützen und den Glücklichen eine Strecke auf dem Heimwege mit infernalischer Musik zu begleiten. Das neugeborne Kind wird hier und da (Weyer) unter den Ofen gelegt. Der Vater hebt es auf und nimmt es in die Arme, worauf es das erste Bad erhält. In dasselbe wird dem Kinde ein Rosenkranz gelegt, damit es dereinst gerne bete; ein Ei (im Dialect „Oa“), damit es keine Aiße

(im Dialect „Daß'") bekomme, ein Geldstück, damit es ihm nie im Leben an Geld fehle; doch muß man das benützte Geldstück darnach einem Armen geben. Auch einen Kalender gibt man in das erste Bad, damit das Kind leicht lerne. Ist es ein Mädchen, so fügt man auch noch eine Spule hinzu, damit es eine fleißige Spinnerin werde, und soll das Kind blondhaarig werden, taucht man etwas weiße Baumwolle in das Bad. Das Wasser des ersten Bades schüttet man zu einem Apfel- oder Birnbaum, je nachdem das Kind ein Knabe oder ein Mädchen ist. Das ist von nun an der Lebensbaum des Neugebornen. Dorrt der Baum ab, so stirbt auch, meint man, das Kind bald.

Inzwischen hat sich der Vater auf den Weg gemacht, um sich „Gevattersleute", das ist Pathenleute, zu bitten. Mit einem Haselstock in der Hand bricht er auf. Bei dem Hause angekommen, wo er sein Anliegen vorbringen will, bittet er den Hausvater zu sich heraus, läßt sich vor ihm auf das rechte oder linke Knie nieder und legt dabei die eine Hand auf das obere Ende des Haselstockes oder ergreift denselben etwas tiefer unten mit der Hand, je nachdem ihm ein Bube oder ein Mädchen geboren wurde, und bittet, ihm „das christliche Werk" zu erweisen. Nicht leicht schlägt man es ihm ab, er wird vielmehr mit Freuden in das Haus geladen und mit dem landesüblichen Ehrengerichte, Eier im Schmalz, bewirthet.

Findet der Vater für gut, an die Gevattersleute, mit denen die Angelegenheit ohnehin schon besprochen ist, einen Boten zu schicken, so macht sich der erst recht eine Ehre daraus. Mit einem Blumenstrauß auf dem Hute und mit dem besten Gewande angethan tritt er mit frommem Gruß in das Gevatterhaus und sagt seinen Spruch auf:

„I bin auf ein' Schimmel herg'ritt'n
Für'n N. N. ins G'vatterbitt'n.
Ees werd's eahm dö Bitt' nöt a'schlag'n
Und eahm das christlö Werk nöt versag'n,
Daß's eahm sein Kind aus der Tauf thoats höb'n,
Und daß's eahm an christlög'n Nam thoats göb'n.
Und iazt thaat i halt bitt'n um an Oarinschmalz,
Oder um a Fleisch, ein warm's oder kalt's,
Um ein weng ein Most, daß i amal kan trinka,
Und daß i nachher wieder mag springa
Über Zäun' und Grab'n, über Dorn und Stoan
Za'n Vadern und za'n Kinderl, za'n kloan.
Müeßt's aber aa bald nacherkemma,
Und müeßts ein weng ebbas mitnema,
Für's Kinderl und für'n geistlög'n Herrn,
Daß's ees mit ein Trinkgeld mögts ehr'n.
Nachher wird ein weng ein Eß'n ang'stöllt,
Und dazue wird allerhand Lustigs verzöhlt,
'N Kinderl und Gvadaleut'n z' Ehr'n;
Das thuet enk der liebe Gott nöt verwöhr'n.
Und iazt is mein Spruch z'End,
I bitt enk schön, daß's mir nix üb'l nehmts."

Die Gevattersleute beeilen sich, neue, schon in Bereitschaft gehaltene Schuhe und das Festtagsgewand anzulegen und sich in das Elternhaus des Neugebornen zu begeben. Sie begrüßen die Eltern ihres neuen „Göd'nkindes", stecken demselben das „Krösngeld", drei Bröcklein Brot, drei Pfennige und drei „Palmmudl" (Weidenkätzchen vom „Palmbaum")

in die Windeln und folgen mit dem Vater der Hebamme, die das Kind zur Kirche trägt. Dabei werden sie von befreundeten Häusern her, besonders wenn das Kind das erstgeborne und ein „Prinz“ ist, mit Freudenschüssen begrüßt. Nach der Taufe wird im Wirthshause oder daheim das Kindlmahl gehalten. Bei Allem haben die Betheiligten ja wohl acht, daß dem Täufling nichts begegne oder geschehe, was von schlimmer Vorbedeutung für sein Leben sein könnte. Diese Obsorge erstreckt sich in den folgenden Sechswochen auch auf die Mutter des Neugebornen. Letztere wird darum hier und da Abends „niedergesegnet“,

Taufzug; Costümbild aus dem XVII. Jahrhundert.

indem man eine geweihte Wachskerze anzündet, dreimal um die Wöchnerin damit im Kreise herumfährt, dabei jedesmal das Kreuzzeichen macht und spricht:

„Ich segne dich nieder mit Christi Fleisch und Blut,
Ist für (das ist: gegen) jeden bösen Feind gut.

Drei Tage nach der Taufe bringt oder schickt die „God'n“ (Taufpathin) das „Vorweiset“ und das „Wutzerlg'wandl“. Jenes besteht aus sechs Semmeln, 101 Eiern, einem Quantum Schmalz und einer schwarzen Henne. Der Vater köpft letztere sogleich, denn, wenn sie auch nur einmal im Hause fräße, so würde aus dem Kinde ein Dieb. — Reste altheidnischer Opfergebräuche sind hierin unverkennbar.

Nach den Sechswochen, ja nicht früher, wird die Wöchnerin kirchlich „hervorgesegnet“. Auf den Weg zur Kirche nimmt sie etwa ein Semmelzipflein, das sie mit Muttermilch befeuchtet hat, zu sich. Wer ihr zuerst begegnet, ruft: „'s Zipfl her!“, „'s Zipfl her!“. Je nach dem Geschlechte des Rufenden wird das nächste Kind ein Knabe oder ein Mädchen sein. — Meint man daheim, die Mutter werde bald nach Hause kommen, so verbirgt man das Kind in einem nahen Haselbusch und die Mutter muß es suchen.

Innerhalb der folgenden sechs Wochen stattet die Mutter bei den Gevattersleuten persönlich ihren Dank ab und ladet dieselben zum eigentlichen „Weiset“, das ist zu einer Mahlzeit ein. Auch hierbei setzt es wieder Gaben und Gegengaben ab.

Von nun an suchen Eltern und Kinder die „Göd'nleute“ jährlich regelmäßig auf und der kleine „Göd“ und die kleine „Godl“ erhält dabei zuverlässig am Ostermontag die „God'neier“ und zu Allerheiligen den „Heiligenstritzel“, an manchen Orten auch noch zu Neujahr einen „Wecken“ und Lebkuchen. — Ist aber das „God'nkind“ sechs Jahre alt geworden, so erhält es das „mittlere G'wand'l“, und hat es endlich das zwölfte Jahr zurückgelegt, bekommt es seine „Abfertigung“, beides in einigen Kleidungsstücken bestehend. Bei der Abfertigung ist immer ein größeres Hemd mit inbegriffen, bestimmt zum Todtenhemd des God'nkindes.

Damit enden die Gaben, welche die „Göd'nleute“ ihren „Göd'nkindern“ verabfolgen, aber ein pietätvolles Verhältniß zwischen ihnen, ähnlich dem zwischen Eltern und Kindern, bleibt fortbestehen. Fast dieselben Beziehungen entstehen zwischen „Firmgöd'n“ und „Firmgodeln“ und deren Pathen.

Jährlich kommt zu den Kindern der heilige Nikolaus, bald zur Freude, bald zum Schrecken, bald lohnend, bald strafend. Am feierlichsten hält er seinen Umzug in der Gegend von Windischgarsten. Am Vorabend des Nikolaustages (6. December), wenn es bereits ganz finster geworden ist, kommt es an das Haus heran. Man hört vor der Thüre Kettenklirren und Schellenklingen. Drei laute Schläge an die Thüre, und hereinkommt ein Zug seltsamer Gestalten. Voran schreitet, die Inful auf dem Haupte, angethan mit Chorhemd und Vespermantel, den Bischofsstab in der Hand, der Niklaherr, der Allwissende, dem sein kleiner Finger Alles offenbart. Ihn begleitet, mit allerlei Flitter behangen, die Niklafrau, freundlich und hold, die Mädchen zu fleißiger Handarbeit mahnend. Hinter dem Niklaherrn und der Niklafrau kommt deren Gefolge mit Gaben für die guten, aber auch mit Birkenreisern für die bösen Kinder beladen. Die letzteren bedroht der Krampus, eine Schreckgestalt mit Hörnern auf dem Kopfe und mit heraushängender rother Zunge, in dichten Pelz vermummt und mit rasselnder Kette. In deren Gerassel mischt sich das Meckern der Habergeiß, einer weißumhüllten Gestalt, die bald, grausig genug, ihren langen Hals hoch emporreckt, bald in sich selbst zu versinken scheint.

Sanct Nikolaus in Windischgarsten.

Nicht minderen Schrecken erregt bei den Kindern der Klaubauf, eine Riesengestalt mit ungeheurem Bart und einem Rückenkorb, aus dem es wie Kindeswimmern laut wird; auch Hände und Füße, wie von Kindern, strecken sich aus dem Korb hervor oder es baumelt wohl gar daran ein Kopf nieder. Jetzt hört man von draußen ein erschreckliches Grunzen; der Leutfresser naht, eine Figur mit einem Schweins- oder anderem Thierkopf statt des Menschenhauptes auf den Schultern, Krallen statt der Finger und statt der Füße Pferdehufe, die mit Macht den Boden stampfen. Er frißt die bösen Kinder, nachdem sie im Niklaland gemästet worden sind. Hierzu kommen noch Jäger mit Hirschgeweihen auf dem Kopfe, winzige Zwerge mit ellenlangen Bärten und Riesen, die mit den Köpfen bis zur Stubendecke reichen, aber bald kleiner bald größer werden, Einsiedler und anderer abenteuerlicher Troß.

Der Niklaherr hält nun mit den Kindern, die sich ängstlich in den Winkel hinter dem Tische geflüchtet haben oder die Mutter beim Kleide festhalten, strenge Prüfung und spendet Lob und Tadel nach Verdienst. Sodann befragt er seinen kleinen Finger, der ihm alle Fehler und Vergehen, sowie alle Vorzüge und Tugenden der anwesenden Kinder offenbart. Schon will der Krampus nach einem der Buben greifen, der es sonst am keckſten zu treiben pflegt, jetzt aber ganz verdutzt im Tischwinkel hockt; aber die gütige Niklafrau tritt schützend dazwischen. Doch bekömmt der kleine Thunichtgut eine Hand voll tauber Nüsse und eine Birkenruthe zum Geschenk, welch letztere ihn, wenn er je wieder „schlimm" sein sollte, von selbst durchbläuen wird. Die guten Kinder dagegen werden reichlich beschenkt. Dabei bekommen sie Brode, welche den Niklá, den Krampus, Hirsche und dergleichen vorstellen.

Hat der Oberösterreicher die Kinderschuhe ausgezogen und ist er in die Jugendjahre eingetreten, beginnt dem Bürschchen der Bart an der Oberlippe hervorzustechen, so fängt ihn wohl auch sonst der „Haber zu stechen" an. Er gesellt sich mit seinen Altersgenossen in eine „Rud" (Rotte) zusammen. Mit einander gehen sie, mit einander zechen sie, mit einander singen sie, mit einander tanzen sie, mit einander ziehen sie zum „Kirta" (Kirchtag, Jahrmarkt im Dorf), mit einander und für einander raufen sie, und besitzt der Eine oder der Andere von ihnen „einen Schatz", so bringen sie ihm mit einander wohl auch einmal ein Ständchen dar.

Doch bleibt bei solchem Liebes-Stelldichein, beim „Gasselngehn" und „Fensterln" in der Regel jeder lieber allein, ja er wacht wohl eifersüchtig darüber, daß ihm kein anderer „in's Gäu" geht, sonst setzt es Hieb und Stich und Blut.

In stiller Abenddämmerung, bei hellem Mondschein und Sternefunkeln, in winterlicher Kälte oder in lauer Sommernacht geht der „Bua" zu seinem „Dirndl". Da pflegt es hinter dem Walde oder jenseits des Thales oder von einer Bergeshöhe her u. s. w.

laut zu werden; in der Stille der Dämmerung, im Dunkel der Nacht erschallt lautes Juchzen, Pfeifen und Singen:

„Scheint der Man,[1] scheint der Man,
Her über's Gras;
Wenn ander' Leut schlaf'n,
Geh' i zu mein Schatz."

„Wann ander' Leut' schlaf'n,
Und i bin nu[2] auf;
Aft geh' i za'n Menschern,
Sie machent mir auf."

„Wann der Man so schön scheint,
Scheint er über d'Stiegl;
Kimmt sunsten koan Bua,
Kimmt der Nachbarn-Nigl."[3] u. s. w.

Kommt der singende „Bua" in die Nähe des Hauses, wo er ein „Dirndl" sucht, so wird er still. Heimlich geht er — von wegen des Bauers oder des Hofhundes — zum Kammerfenster und meldet sich durch Räuspern, Klopfen, leises Hineinpfeifen, oder er singt in bäuerlichem Piano zum Fenster hinein:

„Dirndl, wie denkst dir denn
Wann d'Buam bei'n Fenster stehnt?
I denk mir allemal:
Hätt i di bal."[4]

„Schwarzaugats Dirndl,
Steh auf von dein Bött;[5]
Deine Augerl hast zua,
Aber schlaf'n thuast nöt.

Meldet sie sich nicht, so singt er geduldig weiter:

„Dirndl i geh her von Helpersedt,
Wo der Bock auf'n Ghürntern[6] geht,

Wo's Hau'n und Kotschaufeln schleif'nt,
Wo's 'n Menschern in d'Herzen greif'nt" u. s. w.

Meldet sie sich noch nicht, so fängt er wieder an:

„I geh da herzua in broatn Anger,
Da göngt[7] mir der Tod
Mit ein' Sackl voll Brod;
Nimmt halt glei ein Mugl[8]
Und wirft mir'n her auf'n Bugl;[9]

Bi g'rennt a kugl-kugl
A scheib-scheib, a fall-fall
Siebzehn Leith'n[10] achtzehnmal.
Gelt Dirndl, iazt meld'st di bal?"

Meldet sie sich noch immer nicht, so singt er weiter:

„He, Dirndl, so rö do[11] ein Wartl,[12]
Sunst wachst dir ein Bartl
Wie ein mitters Groamatfartl.

Hast g'hört! Hast denn Koh gößn,[13]
Oder hat jö's Röd'n a so versößn?"[14]

Meldet sie sich gar nicht, so wird er zornig und singt Trutz- und Spottlieder, wie

„Dirndl, wannst mir ein' Spensau gibst,
Leihst mir ein' Strick;

Sitz aufher auf's Fenster,
Schau nacher du Flüg.[15]

---

[1] Mond. [2] noch. [3] Nikolaus. [4] bald. [5] Bett. [6] Hörnern. [7] begegnet. [8] großes Stück Brod. [9] Rücken. [10] Abhang. [11] rede doch. [12] Wörtlein. [13] gegessen. [14] versessen, versetzt. [15] Liederliche Person.

Geht er endlich unverrichteter Sache hinweg, so singt er etwa:

„Guetö Nacht über'n Beſ'n,
I bin der Recht' nöt g'weſ'n.
Wan i der Recht g'weſ'n waa(r).
Thaat i ein guetö Nacht nehma aa.
Guatö Nacht über's G'holzt,[1]
Du waarſt ſchon die Recht', wannſt wolltſt."

Er bekömmt aber wohl noch vom Fenſter her zu hören:

I gib dir koan' Spenſau,
I leih dir koan Strick;
Wannſt ein braver Bua biſt,
Gehſt voneh[2] zu koar[3] Flüg u. ſ. w.

Oft genug nimmt leider die Geſchichte eine andere Wendung und von den bedauerlichen Folgen wiſſen die Matrikenbücher, die Vormundſchaftsbehörden, mitunter ſelbſt die Criminalacten zu erzählen, beſonders in den Gebirgsgegenden, wo das Axiom gilt: „Auf der Alm gibts koan Sünd."

Anders jedoch nimmt man die Sache unten im Thal. Hat ein „Holzknecht" Veranlaſſung gehabt, einen nächtlichen Beſuch in einer Almhütte zu machen, ſo wird er nach ſeiner Rückkehr am Morgen von ſeinen Kameraden „geſchliffen". Man packt ihn beim Kopf und bei den Füßen und hält ihn mit der Reversſeite des menſchlichen Angeſichtes, die man ſonſt zum Sitzen zu gebrauchen pflegt, über einen Schleifſtein, den man ſo lange in rotirende Bewegung ſetzt, bis die Hoſe zerriſſen iſt und wohl noch etwas mehr in Mitleidenſchaft gezogen wurde.

Aus ſolchem Umgange der Geſchlechter mit einander entſtehen manche Ehen, aber nicht allzuviele. Zumeiſt geht es beim Abſchluß einer Heirat ziemlich trocken und geſchäftsmäßig her, denn „Heiraten iſt nicht Kappentauſchen". Und hält man auch auf das Wort: „Eigener Herd iſt Goldes werth, iſt er gleich arm, hält er doch warm", ſo kennt man auch das andere: „Heirat in Eil' bereut man mit Weil'". Auch um die Heirat hat ſich ein reicher Kranz von Bräuchen und Meinungen geſchlungen, welche dieſen ſo entſcheidenden Schritt im Menſchenleben feiern und weihen. Doch finden wir die hierbei in Oberöſterreich üblichen Bräuche faſt durchwegs auch anderwärts wieder und gedenken daher nur einiger eigenthümlicher Züge Oberöſterreichs.

Gehen die Brautleute ſelbſt oder in deren Namen, wie es gewöhnlich geſchieht, ein „Leutelader" zu den „Freunden", das iſt Verwandten und Nachbarn, einladen und bringen ſie dabei ihren Spruch vor, ſo endet derſelbe hier und da mit den Worten: „Und nun thaat'n ma bitt'n um ein' Henn' oder ein' Hahn", oder es nahm gar der Leutelader ſchon aus dem Hauſe der Braut einen ſchwarzen Hahn mit auf den Weg. Faſt in jedem Hauſe wird daraufhin eine Henne oder ein Hahn, wo möglich von ſchwarzer Farbe, verabreicht. Die armen Thiere werden an den Füßen gebunden und Stück für Stück an

[1] Gehölze, Wald. [2] von vornehinein. [3] keiner.

einen Stecken gereiht und über der Achsel von Haus zu Haus mitgeschleppt. Dafür ist aber auch eines der Gerichte beim Hochzeitsmahl — und zwar beim eigentlichen Mahl — eine Nudelhenne, wozu Meth und Wein getrunken wird. Es ist kaum zu verkennen, daß es sich dabei um den Nachklang eines heidnischen Opfers und Opfermahles handelt. Jetzt hat man diesen Hochzeitshühnern eine andere Deutung untergelegt. Je nachdem man mehr Hähne oder Hennen heimbringt, sollen den künftigen Eheleuten mehr Knaben oder mehr Mädchen beschert werden.

Zu den wichtigsten Vorbereitungen zur Heirat gehört allenthalben die Herstellung der Ausstattung oder der Primiß (Praemissa oder Primitiae?). Darunter versteht man den Hausrath, den Braut oder Bräutigam in das Haus, auf welches sie zuheiraten, mitbringen. Es sind das Steh- und Schubladkasten, Aufsatzkästchen mit Glasthüren, gefüllt mit Kleidern, schneeweißer Leinwand, sorgfältig gehecheltem, zu Raisten geflochtenem Flachs, mit feinerem Küchengeschirr u. s. w. Ganz besonders aber gehört dazu das „Heiratsbett" oder auch mehrere Betten, hochauf mit Bettzeug gefüllt, und, handelt es sich um eine Braut, auch noch Rocken, Spinnrad und Haspel, zierlich gearbeitet und von einem ländlichen Künstler bemalt. Haben Brautmutter, Schneider, Nähterin, Tischler alle die Herrlichkeiten zu Stande gebracht, so werden diese Brautgüter, die Primiß, im Hause zur Schau ausgestellt, und wer dieselben bewundern will, ist willkommen. Die Nachbarin mit ihren Kindern, Jugendgefährtinnen der Braut, Basen und Muhmen, Göd' und God'n u. s. w. unterlassen es nicht, diese Hochzeitsschätze zu besichtigen und zu bewundern und den aufgestapelten Reichthum und Flitter noch durch selbst herbeigebrachte Gaben zu vermehren. Wen man ehren will, dem „gibt man etwas in die Hochzeit". Zum Heiratsgut gehören auch eine oder zwei Kühe nebst einer Kalbin, ähnlich wie bei den Germanen zur Römerzeit vom Freier Rinder gegeben wurden, um die Braut aus dem Mundverhältnisse zu lösen.

Am letzten Tage vor der Hochzeit oder auch schon etwas früher, ausnahmsweise auch erst am Tage nach der Hochzeit, erfolgt das feierliche Primißführen, wie der Innviertler, oder das Brautgüterführen, wie der Mühlviertler sagt, das heißt das Überführen der Heiratsausstattung aus dem Elternhause der Braut, respective des Bräutigams, in die neue Heimat derselben. Betten, Schränke, Kasten, Tische u. s. w. werden auf sauber angestrichene Leiterwagen gebracht, zu oberst das Spinnrad und der Haspel oder aber eine Wiege. Je mehr Wagen zum Transporte nothwendig sind, desto nobler. Jeder derselben wird mit vier stattlichen Rossen bespannt, die in den schönsten, mit Bändern und Blumen verzierten Geschirren prangen und stolz ihre Last ziehen. Hinter dem Wagen folgt die Brautkuh nebst Kalbin, von deren Hörnern bunte Bänder flattern. Den Schluß macht die Braut, respective der Bräutigam, mit einem Handkorb am Arme, in welchem die Braut

ein Hemd und ein Halstuch für den Bräutigam liegen hat. Ist der übersiedelnde Theil der Bräutigam, so hat er im Korbe verschiedene Tüchel für die Dienstleute in seiner neuen Heimat.

So setzt sich der Zug unter Büchsen- und Peitschenknall in Bewegung, im Mühlviertel auch von Musik begleitet. Aus den Häusern herbeieilende Zuschauer ziehen vor dem Zuge eine Schnur oder eine Stange quer über den Weg oder schließen ein offenstehendes Gitterthor vor demselben zu, als wollten sie ihn aufhalten, und Braut oder Bräutigam muß für Gewährung der Weiterfahrt eine kleine Gabe reichen. Im Mühlviertel wird der Weg manchmal förmlich verbarricadirt. Dort sucht man auch in den Häusern, an denen der Zug vorbeigeht, irgend etwas zu erhaschen, was man dann der Braut gleichsam für ihren Hausrath bringt. Besonders ist es auf eine Wiege abgesehen, wenn nicht ohnehin schon eine solche unter den Brautgütern sich befindet, oder auf Hühner. Kann man eine Henne erwischen, so wird sie in einen bereitgehaltenen Sack gesteckt, und so vieler man deren auch habhaft wird, sie folgen alle der ersten in die Tiefe des Sackes.

Führt der Weg an einem Wirthshause vorüber, so pflegt man dort etwas Halt zu machen; die Wirthe sehen es nicht gerne, wenn man so ohne Gruß bei ihnen vorbeifährt.

Kommt der Zug endlich bei dem Hochzeitshause an, so findet man dasselbe versperrt. Nichts rührt sich in demselben, es ist wie ausgestorben. Man muß sich erst anmelden und sagen, daß man etwas hergebracht habe. Erst dann öffnen sich den übrigens sehnsüchtig Erwarteten die Thore; die Siebensachen werden in das Haus geschafft und darauf ein Mahl gehalten, dem wohl auch ein Tänzchen folgt, — oft bis tief in die Nacht hinein.

Das Salzkammergut kennt noch einen anderen Brauch, der der Hochzeit vorhergeht. Tritt ein Holzarbeiter in den Ehestand, so wird er von seinen Kameraden am Samstag-Feierabend vor seinem „Ehrentag" gekreuziget. Zieht man vom Arbeitsplatz nach einer Woche voll Mühe und Arbeit heim zu Weib und Kind, um mit ihnen Sonntag zu halten, so wird dem Ehemann in spe ein aus Stangen zusammengefügtes Kreuz, ein Symbol des anzuhoffenden Ehekreuzes, auf die Schulter gelegt, daß er es mit heimschleppe, wobei es an Riemen- und Peitschenhieben nicht fehlt. Geht der Weg an einem Wirthshause vorbei, so kann sich der kreuztragende Bräutigam gegen Bezahlung „eines Trunkes" von dem Kreuze loskaufen, — könnte er es nur oft auch von dem nachfolgenden Ehekreuze!

Indem wir nun an allem Hochzeits-Ceremoniel, wie es im „Landl" Brauch ist, und an aller damit verbundenen volksthümlichen Etikette vorbeigehen, können wir doch nicht auch das Gleiche von der Nachhochzeit thun.

Am Tage nach der Hochzeit treffen wir die neuen Eheleute und deren Hochzeitsgäste abermals beisammen. Schon am Vormittag ziehen die Burschen, abenteuerlich gekleidet, umher, necken Jung und Alt und setzen besonders die weibliche Jugend in Schrecken.

Auch gehen sie in die Häuser „sammeln", wobei es ebenfalls allerlei Schabernack absetzt. Nachmittags aber bewegt sich aus dem Hause des Ehepaares, welches als das vorletzte Hochzeit gehalten, ein Zug zu dem Hause, wo die Neuvermählten wohnen. Voraus marschiren zwei Trommler, wunderlich gekleidet, dann folgen „Buam" (ledige Burschen), jeder mit einer Spritzbüchse bewaffnet. Nach ihnen kommen mehrere Männer als Weiber verkleidet, die schwere Buckelkörbe tragen. Hinter ihnen, hoch zu Roß, der Führer des

Das Primißführen im Innviertel.

Zuges, der „Hauptmann", der mächtig ein blankes Schwert schwingt. Ihm nach trägt man ein Gebäck aus Weizenmehl, worein man Lebkuchen gemischt hat, das die Gestalt eines kleinen Kindes in buntverzierter Wiege hat. Die zwei letzten Besitzer dieses „Kindes", das ist die Ehemänner, die als der vor- und als der drittletzte im Dorfe geheiratet haben und Väter geworden sind, tragen eine Wiege; eine Schar „Buam" beschließt den Zug.

Am Ziele angelangt, richten sich die Spritzbüchsen auf Befehl des Hauptmanns gegen das Haus des neuen Ehepaares; im Winter aber wird das Haus mit Schneeballen bombardirt. Doch dieses ist von den Hausleuten und einigen „Buam" wohl besetzt, welche ebenfalls mit Spritzbüchsen und Wassergüssen aus allerlei Geschirren und Gefäßen die

Angreifer abzuwehren suchen. Endlich rücken die als Weiber verkleideten Buckelkorbträger ins Treffen. Sie greifen einer in den Korb des andern und werfen die darin befindlichen Topf- und Schüsselscherben mit Gewalt an das Hausthor, so daß es laut erkracht. Auch ein als „Habergeiß" verkleideter Bursche, der von mehreren „Dirndl'n" geführt wird und die tollsten Sprünge macht, kommt den Angreifern zu Hilfe, so daß diese endlich in das Haus eindringen. Der neue „König", das Kind in der Wiege, wird in die Stube getragen und von dem neuen Ehepaare unter lärmendem Jubel gewiegt. Dieses bewirthet nun die willkommenen Eindringlinge mit Brod und Most; dazu schlägt man die Zither, singt und tanzt.

Im Kranz, den die Braut auf dem Haupte und der Bräutigam auf dem Hut und am Arme trägt, dürfen die Rosmarinzweige nicht fehlen. Sie fehlen auch nicht, wenn der Todte auf dem „Brette" liegt: ein Büschlein Rosmarin und „Todtenkräutlein" („Weinkraut") duftet auf seiner Brust; Jünglingen und Jungfrauen, die der Tod geknickt, setzt man Rosmarinkränze auf das Haupt; einen Rosmarinzweig taucht man in Weihwasser und besprengt damit den Todten; Rosmarinbüschchen legt man ihm in die Bahre und wirft ihm solche nach in das Grab.

Den Todten bewahrt das tiefe Gemüth des Oberösterreichers innige Pietät. Schon die Leichengebräuche sprechen davon. Stirbt in einem Hause der Vater oder die Mutter, so wird deren Tod der ganzen „Wirthschaft" angezeigt; den Rindern im Stall und den Bäumen im Garten, besonders denen, die der Todte selbst gepflanzt, wird dessen Hinscheiden verkündet, sie würden sonst trauern und die Bäume würden jahrelang keine Frucht mehr tragen. Insbesondere eilt man alsbald zu den Bienenstöcken und ruft hinein: „Liebe Bein' (Bienen), der Bauer ist g'storibn (gestorben)".

Die Leiche wird möglichst schön auf das „Brett" gelegt und aufgebahrt, den Rosenkranz, den man ihr einst in das erste Bad gelegt, um die gefalteten Hände, ein Crucifix zu Häupten, ein Licht zur Seite Tag und Nacht. Nachbarn, Bekannte und Verwandte kommen unter Tags die „Leiche anschauen" und dabei zu beten; Abends aber versammelt sich die ganze Nachbarschaft zum „Gaumen" oder Nachtwachen. Dabei werden Rosenkränze und Litaneien gebetet und Trauerlieder gesungen. In den Zwischenpausen wird den Trauergästen Brod, Most und Branntwein gereicht.

Das Brod spielt überhaupt eine bedeutsame Rolle in den Todtenbräuchen: Brod reicht man, wie gesagt, beim „Nachtwachen", Brod bekömmt der Bote in jedem Haus, wohin er die Einladung zur Theilnahme an der Beerdigung bringt, ein Laib Brod wird allen gereicht, die zur Beerdigungsfeier in das Trauerhaus treten, und jeder schneidet sich ein Stücklein davon ab, mit Brod und Branntwein werden die Leidtragenden vor Beginn des Conductes bewirthet, Brod erhält der Fuhrmann, der die Leiche zum Friedhofe führt,

und selbst den Zugthieren, die dabei benützt werden, wird Brod gegeben, und bei der Todtenzehrung, wenn sie noch so einfach ist, darf wenigstens das Brod nicht fehlen.

Wird der Todte aus dem Haus getragen, so werden zuvor noch fünf Vaterunser für den Todten und ein Vaterunser „für dasjenige von den Anwesenden, das zuerst nachö muß", gebetet. Hat jemand von den leidtragenden „Freunden" Fassung genug, so spricht er an der Bahre im Namen des Todten noch: „B'hüet die Gott, mei lieber Gegentheil; b'hüet enk Gott meine lieben Kinder; b'hüet enk Gott meine lieben Freund' und Bekannten". Statt dessen wird oft auch ein „Urlaublied" gesungen, aus dem der gleiche Grundgedanke herausklingt. Über der Thürschwelle des Hauses wird die Bahre dreimal gehoben und wieder niedergesetzt, wobei der Vorbeter absatzweise spricht: „Fahre hin, christliche Seele, in dem Namen, in dem du getauft bist; im Namen des Vaters, der dich erschaffen, im Namen des Sohnes, der dich erlöset hat; fahre hin, christliche Seele, im Namen des heiligen Geistes, der dich geheiliget hat," oder es wird wenigstens gesagt: „Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen." Während die Träger die Bahre heben, spricht der Vorbeter im Namen des Todten: „Gelobt sei Jesus Christus" und alle Leidtragenden antworten: „In Ewigkeit!"

Wird die Leiche aus dem Hause gebracht, soll Alles in demselben gerüttelt werden, damit es nicht „abstehe". Man rüttelt das Faß im Keller, den Bottich mit dem Sauerkraut, den Bienenstock, damit Most, Essig und Sauerkraut nicht „abstehe" und die Bienen nicht davonfliegen. Selbst das Vieh im Stalle muß sich bewegen, „damit die Seele des Verstorbenen sich nirgend aufhalten könne". Die Leiche wird zu Grabe getragen, die Kindesleiche vom Göd'n oder von der „God'n", Jünglinge und Jungfrauen von Ihresgleichen, „Göd" und „God'n" von denen, die sie zur Taufe oder Firmung gehalten haben. Oder die Leiche wird zum Friedhof gefahren, je nach Umständen mit einem oder zwei Paar Pferden oder Ochsen. Der Fuhrmann darf dabei nicht zurückschauen und bergab keinen Radschuh einlegen. Die Strohbauschen, auf denen der Sarg auf dem Wagen gelegen, muß er auf dem Heimweg ins Wasser werfen, und wenn er heimkommt, die Peitsche, deren er sich auf der Fahrt bediente, rücklings über den Kopf wegwerfen. Außerdem muß er von dem benützten Wagen die Räder auf der linken Seite (anderwärts die auf der rechten) von der Achse ziehen, damit „der Tod absitzen kann", und selbe drei Tage oder auch länger unter den Baum legen, an welchen man den „Ofenwisch" zu hängen pflegt. Dorthin oder zu dem Lebensbaum des Verstorbenen (vergleiche die Taufgebräuche) wird auch das Brett gebracht nebst dem Schragen, worauf die Leiche gelegen hat. Das Stroh aus dem Bette, in welchem ein Mensch verschied, wird verbrannt oder in fließendes Wasser geworfen, damit es nicht dem Vieh im Stalle, noch der Saat auf dem Felde schade. Inzwischen geleiten die Leidtragenden den Todten zum Grabe, wohnen dem Trauer-

gottesdienste bei und halten hierauf die Todtenzehrung. Wieder ist ein Mensch zur Grabesruh' gebracht.

Will man ein Volk recht kennen lernen, muß man es auch bei seinen Tänzen und Spielen beobachten. Bei Lust und Freude spricht sich die Volksseele am rückhaltlosesten aus. Die Tanzweisen eines Volkes gehen ganz aus dessen Gefühlsleben hervor.

Auch der Oberösterreicher liebt den Tanz. Sonst gab es nicht leicht eine Hochzeit ohne Tanz; manche der heimischen Spiele stehen unmittelbar mit Tanz in Verbindung, bei anderen wieder ist Tanz als freie Beigabe zum Schluß hinzugefügt. Außerdem aber setzt es wohl einen Tanz ab zum Erntefest, bei der Flachsarbeit; neuestens begeht man sogar, wenn das Getreide mit Maschinen ausgedroschen worden ist, den „Maschinball". Zudem gibt es nicht leicht einen Jahrmarkt ohne „Freitanz", und manche andere Gelegenheit fand und findet die Volkslust, um dem Tanze zu huldigen. Getanzt aber werden in Oberösterreich verschiedene Tänze: Walzer, Polka, Deutsch, Steirisch, vor allem aber der „Landler".

Der „Landler" ist der oberösterreichische Nationaltanz, vom „Landl" hat er ja den Namen. Er entspricht völlig dem Gefühlsleben des oberösterreichischen Volkes, insbesondere dem der Jugend; es werden aber auch Alte wieder jung, wenn sie die Landlerweise hören.

Versetzen wir uns auf den Tanzboden eines Landwirthshauses, etwa gelegentlich einer Hochzeit. In einer Ecke desselben ist eine kleine Tribüne für zwei Geiger angebracht. Die übrigen Ecken nehmen, Kopf an Kopf gedrängt, die Zuschauer ein, so daß nur der Mittelraum der ziemlich geräumigen Stube für die Tänzer frei bleibt. Das genügt auch, denn der „Landler" ist ein Kreistanz. Eben haben die Geiger die Saiten gestimmt und beginnen mit eigenthümlich durchdringenden Klängen im Dreivierteltacte die Tanzweise, während sie im Zweivierteltacte dazu stampfen. Die Tänzer lassen nicht auf sich warten; Paar um Paar treten sie hintereinander in den Reigen und gehen im Tacte einige Schritte vorwärts, Tänzer und Tänzerin nebeneinander, und zwar die Tänzerin auf der Außenseite des Kreises. Dann machen sie, sich die Hände reichend, mehrere Schwenkungen, so daß die Tänzerin bald auf der Innen-, bald auf der Außenseite des Tanzkreises erscheint. Hierauf erheben beide, sich an der Hand haltend, die Arme hoch über das Haupt, und die Tänzerin dreht sich unter der Hand des Tänzers einmal um sich selber. Die Bewegungen beruhigen sich wieder, und es folgen einige Schwenkungen wie vorher. Wieder erheben sich die Arme, und die Tänzerin dreht sich zweimal rasch um sich selber, daß ihre Röcke hoch auffliegen. Die Paare umfangen sich und drehen sich walzend im Kreise. Wieder beruhigen sich die hochgehenden Bewegungen, die Paare gehen wieder im Tactschritt nebeneinander, aber die Tänzer stampfen vorwärts schreitend den Boden, daß die Fenster

klirren und der Staub aufwirbelt; dabei klatschen sie tactmäßig in die Hände, juchzen und singen im Chore urkräftige, nicht selten verwegene „Schnadahüpfl", z. B.:

Jetzt is's aus, ietzt is's aus,
Jetzt kimmt der Herrenstaub;
Hinter der Spielmannbänk
Staubts schon ein weng.

Gelt, du Schwarzaugetö,
Gelt, für di tauget i;
Gelt für di war i recht,
Wann i di mächt.

Dirndl, geh her zu'n Zaun
Und laß di recht anschau'n,
Wie deine Äugerl sand,
Schwarz oder braun.

Der Landlertanz.

In unerschöpflicher Reihe folgen längst und allgemein bekannte oder in froher Laune improvisirte „Vierzeilige"; nicht leicht wird etwas zweimal gesungen. Sind Stampfen, Klatschen, Juchzen und Singen zu Ende, so wechseln die Paare, indem jede Tänzerin zum nächsten Tänzer vorwärts tritt, worauf die beschriebene Reihe der Bewegungen von neuem beginnt. Das wiederholt sich so oft, als tanzende Paare sind, so daß zuletzt jeder Tänzer wieder seine ursprüngliche Tänzerin hat.

Nicht minder charakteristisch sind die Spiele der Oberösterreicher. Leider müssen wir darauf verzichten, die zahlreichen volksthümlichen Kinder-Gesellschaftsspiele, wie das „Nachtherbergbitten" oder „Schneider leih' mir d'Schaar (Schere)", das „Schwabenbinden", das „Spänespringen", das „Tüchelzötten" oder „der Plumpsack geht umundum", das „Fuchsjagen", das „durch die eiserne Bruck fahren" oder „Farbenverkaufen", das

„Bärentreiben" u. s. w. vorzuführen, so viel Kinderlust auch in unerschöpflicher Weise darin enthalten ist. Unter den Spielen für Erwachsene gibt es solche für den Winter und solche für den Sommer.

Ist Alles zu Stein und Bein gefroren und liegt auf allen Gewässern eine spiegelglatte Eisfläche, so holen Bursche und Männer, ja auch die Knaben den „Eisstock" aus dem Winkel hervor, wo er im Staub des irdischen Daseins den Sommer vertrauerte und verträumte. Es ist aber der Eisstock ein nahezu halbkugelförmiges Stück Holz, das an der Peripherie mit einem eisernen Ringe bewehrt und im Centrum mit einem Stiele versehen ist, an dem man es ergreifen und, es auf die Eisfläche schleudernd, fortschieben kann, daß es weit und gewaltig dahinrutscht. Jede halbwegs freie Tagesstunde, und wenn der winterliche Vollmond scheint, auch noch manche Nachtstunde wird dem „Eisschießen" gewidmet. Und wie die Alten schossen, so schießen die Jungen. Die Spieler haben sich in zwei Parteien getrennt, jede mit einem „Meier" als Oberschützen. Sie bemühen sich, die Stöcke nach einem Ziele, „Taube" genannt, zu schieben oder zu „schießen" und dabei durch den Anprall der Stöcke aneinander jene der Gegner aus der Nähe der „Taube" wegzudrängen. Schon hat die eine Partei „Sechs", aber es überholen sie die Gegner und erzielen „Neun", und nun zählt jeder „Schuß"! Mit Spannung thut der Meister („Meier") den letzten Schuß der einen Partei, und siehe, es gelingt, es ist ein Meisterschuß; die Stöcke der noch übrigen Gegner sausen alle an dem seinen vorbei und er mit seiner Partei ist „aus". Es hilft alles Nachmessen und aller Ärger der Gegner nichts; sie mögen ihr Glück im nächsten „Bot" versuchen. Man übt das „Eisschießen" zwar auch anderwärts z. B. in Obersteiermark, aber so recht daheim ist dieses Spiel doch nur in Oberösterreich. Da ist keine Stadt, kein Marktflecken, kein Dorf, kein Weiler im ganzen Land ohne „Eisbahn" im Winter; dagegen ist das Schlittschuhlaufen aus der Fremde eingeführt und keineswegs volksthümlich.

Während das Mannsvolk die müßigen Winterstunden sich auf der „Eisbahn" vertreibt, versammeln sich die Weibspersonen zu geschäftiger Arbeit mit Rocken und Rad zur „Spinnroas", wobei nicht nur die Spindeln sich fleißig drehen und die Spulen sich füllen, auch die Zungen haben nach Weiberart freien Lauf.

Der Winter bringt auch das „Glöckelngehen" oder „Glöckelnlaufen", im Innviertel auch „Raunl'n" genannt. Im Salzkammergut ist es noch in seiner ursprünglichen Weise in Übung. Am Abend des Festes der heiligen Dreikönige versammeln sich in aller Stille die jungen Leute aus den benachbarten Dörfern zu einem „Kreise". Jeder Fremde ist strengstens ausgeschlossen. Alle sind mit falschen Bärten u. s. w. vermummt und so gekleidet, daß sie verschiedene Stände und Gewerbe vorstellen. Gemeinsam wird nun von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus gezogen und dort der „Kreis" gemacht, das heißt, es

wird unter Musikbegleitung eine Art Tanz aufgeführt. Sie thun es nicht, um Geld dafür zu erhalten: Geld oder Geldeswerth darf den Glöcklern weder angeboten, noch von ihnen angenommen werden. Nur etwa ein Gläschen Branntwein und ein Stück „Bunkel" (eine Kuchenart) wird ihnen ab und zu gereicht; doch müssen sie selbes während des „Laufens", das ist Tanzens nehmen, ohne dabei aus dem „Kreise" zu treten. Wer sich aus dem „Kreise" entfernt, ist sofort ausgeschlossen und erhält zum Abschied von seinen Gefährten eine Tracht Prügel.

Das „Glöckelngehen" bildet ein gewisses Gegenstück zum oberbaierischen „Haberfeldtreiben", indem es zu Ovationen für beliebte Beamte, Bürger u. s. w. benützt wird, vor deren Wohnungen der „Kreis" gemacht wird, um sie dadurch zu ehren.

Nicht selten kam es beim Glöckelngehen zu argen Schlägereien zwischen den Theilnehmern aus den verschiedenen Dörfern, wobei es an Schwerverwundeten, ja auch an Todten nicht fehlte. Die weltlichen und geistlichen Behörden schritten daher gegen das Glöckelngehen ein. So durften die beim Glöckelngehen Erschlagenen nicht in geweihter Erde begraben werden; mancher Waldsaum und Feldrain verbirgt noch, so wird versichert, die modernden Gebeine solcher „heldenmuthigen" Glöckler.

Vom Feste der heiligen Dreikönige bis Lichtmeß kamen ehedem auch die Sternsinger. Eine Truppe von zehn bis zwölf Sängern zog mit einem transparenten „Stern" unter geistlichen Gesängen von irgend einem Hause aus. Auf der einen Seite des Sternes war Maria mit dem Jesuskinde, auf der andern die heiligen Dreikönige gemalt. An einer Schnur wurde er im Kreise gedreht. Geführt von zwei Vorsängern begab sich der Zug in ein Privat- oder in ein Wirthshaus und sang daselbst verschiedene Lieder von der Geburt Christi, von den Hirten, von den heiligen Dreikönigen u. s. w. Viele dieser Lieder, meist im Dialect abgefaßt, sind durch ihre Naivetät höchst reizend und ihrer Entstehung nach wohl weit älter als die oberösterreichische Kunstdialectdichtung, vielleicht sind sie gerade neben dem „Schnadahüpfl" und Volksliede die Vorbilder für diese gewesen.

Kamen zufällig zwei Sternsingertruppen in einem Hause zusammen, so wurde ein Wettsingen veranstaltet. Ein Vorsänger forderte in mehr oder weniger improvisirten Versen den andern zur Antwort heraus, während zugleich beiderseits der Stern ohne Unterlaß gedreht wurde. Die Gegner antworteten und stellten ihrerseits eine Frage. Die Partei, deren Vorsänger zuerst um eine Antwort verlegen war, galt als besiegt und mußte ihren Stern den Siegern abliefern, die nun mit beiden Sternen weiterzogen. Um dieselbe Zeit wie die Sternsinger fanden sich vordem nicht selten fahrende Leute in den Häusern ein und führten „eine geistliche Komedie von Adam und Eva im Baradeiß" auf.

In der Faschingszeit ziehen auch die Schwerttänzer herum. Vormals kannte man sie im ganzen Land, jetzt dürften sie nur mehr in den Thälern des Salzkammergutes sich

zeigen, wo insbesondere die „Pfannhäuser“ von Hallstatt (das ist Salinenarbeiter) die Aufführung des Schwerttanzes liebten und noch üben. Selbst vor Kaiser Franz durften sie sich produciren. Der Schwerttanz ist aber eine künstliche Leibesübung, welche von neun Tänzern, einem oder zwei Pfeifern, einem Trommler und zwei Faschingsnarren oder Hanswursten ausgeführt wird. Sechs Schwerttänzer waren weiß, sechs grün gekleidet (anderwärts gelbe Hosen und rothe, weißverbrämte Jacken). Sie traten mit dem Spruch ins Haus:

„Wir treten herein ganz edel und fest
Und grüßen alle Zuschauer aufs best';
Grüßten wir einen und den andern nicht,
Wären wir die rechten Schwerttänzer nicht.
Die rechten Schwerttänzer sind wir genannt,
Wir tragen das Schwert in unserer Hand.
Spielmann, mach' auf den rechten Schwerttanz!“

Inzwischen fanden sich Zuschauer ein, Klein und Groß, Jung und Alt, und füllten alle freien Plätze; Bänke, Stühle, Tische improvisiren eine Galerie für die Schaulustigen; die Schwerttänzer aber beginnen ihr Spiel. Zuerst machen sie einen Rundtanz, wobei ein jeder die Säbelspitze seines Nebenmannes in den Händen hält. Dann springen sie über die Säbel, worauf man sie ablegt, um einen Tanz auszuführen. Neuerdings ergreifen sie die Säbel und bilden nun den „Schnecken“ oder „Haspel“, woraus der Vortänzer und alle folgenden sich nach und nach herauswinden, ohne die Säbelspitze des Nebenmannes aus der Hand zu lassen. Indessen hat sich der Hanswurst verloren, „weil er zahlen soll“. Er wird gesucht und mit den Worten: „Wurstl, du mueßt 3.000 Gulden derleg'n, oder ma werd'n dir 'n Kopf z'Füeß'n leg'n“ in den Kreis geschleppt. Er muß niederknien; alle mit Ausnahme des Vortänzers, halten ihm die Säbel auf die Schultern; der Vortänzer schwingt sich hinauf und spricht:

„Da bin ich heraufgestiegen,
Wär besser, ich wär unten blieben.
Der Fasching ist ein verthunlicher Mann,
Hat all' sein Hab und Gut verthan;
Er hat verthan sein Hab und Gut
Bis auf einen zerrissenen Hut.
Er reist das Land wohl auf und nieder,
Was er bekömmt, versauft er wieder.
So spring ich aus dem grünen Kranz;
Spielmann, mach auf den lustigen Schwerttanz.“

Sie tanzen dann noch einen Rundtanz, jedoch in schnellerem Tacte als anfangs, und ohne daß man es merkt, tritt einer um den anderen aus dem Kreis seitwärts, bis nur mehr der Vortänzer und ein Nachtänzer übrig bleiben, die sich noch einigemale herumdrehen. Zuletzt schwingen alle die Säbel, schlagen sie klirrend an einander, rufen ein

freudiges Vivat, und das Spiel ist aus. Beschenkung und Bewirthung der Schwerttänzer, worauf diese es heutzutage hauptsächlich antragen, machen den Schluß.

Das war vordem ein edles Spiel, würdig der germanischen Vorfahren, die schon zu den Zeiten der alten Römer dieses Waffenspiel liebten, wie uns Tacitus (Germ. c. 24) rühmend erzählt. Damals freilich wurde es nur in froher Ausgelassenheit gespielt, ohne dabei an Erwerb und Gewinn zu denken; der Beifall der Zuschauer war den jungen freien Germanen Lohn genug.

Wendet sich die Jahreszeit allmälig und will es wieder Frühling werden, so wird noch jetzt hier und da der Kampf zwischen Winter und Sommer in dramatischer Weise zur Darstellung gebracht. Die beiden Jahreszeiten werden durch zwei halbwüchsige Jungen dargestellt, von denen der eine plump und unbeholfen in großen Winterschuhen („Patschen") dahergeht, in einen langen, zottigen Pelz gehüllt, der mittelst eines Shawls statt des Gürtels um die Mitte zusammengehalten wird. Den Kopf deckt eine dicke Pelzhaube. In der Hand führt er einen eisenbeschlagenen Stab, am oberen Ende mit einem grünen Fichtenwipfel versehen, an dem einige dürre Tannenzapfen und statt der Eiszapfen Glasstäbchen hängen, — das ist der Winter. Der andere, zierlich und schlank, ist in ein langes weißes Kleid gehüllt, das von einem breiten goldenen Gürtel umschlungen wird. Das liebliche Gesichtchen wird von einem leichten, mit flatternden grünen Bändern gezierten Strohhut beschattet. Die Hand hält einen Stab, ebenfalls mit einem Fichtenwipfel, der mit bunten Bändern und schönen Äpfeln geschmückt ist, — es ist der Frühling. Sie gehen von Haus zu Haus und sagen überall ihre Sprüchlein auf, in denen beide ihre Vorzüge rühmen und den Gegner schmähen und tadeln. Von Worten kommt es zu Thaten; die beiden werden handgemein; sie ringen, bis endlich der Frühling siegt und den Winter aus dem Hause peitscht. Hat der „Frühling" eine Gabe erhalten, so folgt er dem „Winter" nach, und beide gehen friedlich in das nächste Haus, um auch dort ihr Spiel zu wiederholen. Ist der Winter aus und sind seine Spiele zu Ende, so bringt die schöne Sommerszeit wieder neue mit.

Eine rechte Lust ist es, wenn irgend ein speculativer Wirth ein „Baumkraxeln" veranstaltet. Am nächsten Sonntag, so läßt er allgemein bekannt machen, ist beim Wirth zum „rinnenden Zapfen" nach dem Nachmittagsgottesdienst ein „Baumkraxeln".

Eine schlanke, bei 20 Meter hohe Fichte aus dem Walde ist heimgeholt und völlig entrindet; nur der Wipfel behält seine grünen Ästchen. Überdies werden alle Unebenheiten des Stammes sorgfältig geglättet und der ganze Baum bis zum Wipfel tüchtig eingeseift, daß er recht schlüpfrig sei. Der Wipfel wird mit bunten Bändern geziert und etliche glänzende Geldstücke an den Zweigen befestigt. Unterhalb des Wipfels werden rothweiße und schwarzgelbe Fähnchen angebracht, jedes am Saume gleichfalls mit einigen Geldstücken.

Das unterste Fähnchen hat deren am wenigsten, je weiter nach oben, desto reicher sind sie bedacht, aber das Nonplusultra ist der Wipfel. So steht der Baum auf dem Platze vor dem Wirthshause schon am Sonntagmorgen.

Ist der Nachmittag gekommen und der „Segen" in der Kirche, in der sich heute ungewöhnlich viele Andächtige eingefunden haben, aus, so versammeln sich alle Leute aus der Pfarre und der Nachbarschaft um den Kletterbaum.

Mittlerweile haben sich auch jene eingefunden, welche den Versuch machen wollen, sich eines von den lockenden „Besten" herabzuholen. Es sind lauter junge Bürschchen von fünfzehn oder sechzehn Jahren, die sich jetzt im Dienst bei verschiedenen Bauern befinden, frisch und gesund und wohl auch schon keck genug, einen verwegenen Streich auszuführen. Sie haben sich aller unnöthigen Kleider entledigt, nur Hemd und Hose haben sie an. Auch die genagelten Schuhe haben sie ablegen müssen, denn diese würden ihnen das Klettern zu sehr erleichtern. Jeder hat aber ein Säckchen mit Asche um den Leib gebunden, um beim Klettern den allzu glatten Baum damit zu bestreuen. Nun macht einer von ihnen den ersten Versuch. Fest klemmt er den Baum zwischen die Schenkel und hebt mit der Kraft der Arme den Körper an demselben empor, während er zugleich fleißig von der mitgenommenen Asche Gebrauch macht, aber er kommt nicht weit; vier bis fünf Meter hoch hat er sich hinaufgearbeitet; jetzt geht es nicht mehr; der Baum ist allzu glatt, — im Nu ist er unten, empfangen vom schallenden Gelächter aller Anwesenden. Ein Zweiter, ein Dritter macht den Versuch. Höher und höher klimmen sie am Stamme empor; aber keiner vermag es, auch nur das unterste Fähnchen zu erreichen; immer rutschen sie, noch ehe sie am Ziele sind, wieder urplötzlich herab. Aber jetzt der Vierte ringt sich rasch empor; schon hat er die halbe Höhe des Baumes unter sich; laute Zurufe ermuthigen den kühnen Steiger, da — zerreißt ein Hosenträger. Doch das hindert ihn nicht; rasch nestelt er denselben los und wirft ihn auf das laut lachende Publicum hinab. Vorwärts arbeitet er wieder; schon ist er nur mehr ein Meter von den Fähnchen; da — zerreißt auch der zweite Hosenträger, er muß den Versuch aufgeben und das Lachen und Spotten der Zuschauer statt des „Bestes" hinnehmen. Rasch verschwindet er aus der Menge. Dem Fünften gelingt es endlich, das erste Fähnchen zu erreichen; mit raschem Griff hat er es losgemacht; schon streckt er die Hand nach dem zweiten; da verlassen ihn die Kräfte; er muß sich mit dem einen Fähnchen begnügen und am Stamme herunterfahren. Lauter Beifall begrüßt ihn. Dieser Erfolg steigert den Eifer der übrigen Kletterer zu unaufhaltbarem Feuer an; sie holen das zweite, dritte und vierte Fähnchen herab.

Aber noch ist das Hauptbeste, der Wipfel, oben am Baum; die Kräfte der meisten Kletterer sind derartig erschöpft, daß sie sich gegenseitig kleinlaut anblicken. Auch ist der Baum dort oben so dünn, daß er bedenklich hin und herschwankt, wenn einer sich dem

Wipfel nähert. Da taucht der Junge wieder auf, dessen Hosenträger so zur Unzeit verunglückt waren. Er kommt schnurstracks vom Krämer, bei dem er den Schaden gut gemacht hat. Unverzagt tritt er wieder an den Stamm, der nun auch nicht mehr so glatt ist. Rasch arbeitet er sich wieder empor — wie eine Katze klettert er, alle Augen folgen ihm, die Bravorufe verstummen, lautlos verfolgt man seine Fortschritte. Der Baum schwankt Besorgniß erregend hin und her, und siehe, es gelingt. Jetzt ist er am Wipfel; mit einem raschen Griff hebt er den ohnehin nur mehr leicht befestigten ab und lauter Beifall ringt sich los aus der unten harrenden Menge und begrüßt den kühnen „Baumkraxler", der im Nu mit seiner Trophäe wieder auf sicherem Boden steht.

Das „Baumkraxeln".

Nach einer solchen Aufregung bedarf es einer Stärkung. Alles drängt in das Wirthshaus, die siegreichen „Baumkraxler", die ihre Siegesfahnen stolz tragen, voran. Auch der Wirth ist zufrieden mit unserm Herrgott, daß er heute nicht hat regnen lassen, und mit den Gästen, denn er hat Küche und Keller nicht umsonst verproviantirt. Selbst den Tanzboden muß er heute noch zur Verfügung stellen — so hat sich die allgemeine Freude und Befriedigung gesteigert, daß man den Tag nicht ohne Tanz und Gesang beenden kann.

Ein solcher Erfolg läßt dem Wirthe im Nachbardorfe keine Ruhe; er veranstaltet daher ein Best-Kegelscheiben. Er läßt einen stattlichen Ziegenbock oder einen feisten Widder „ausscheiben", und das zieht. Was Wunder, wenn bei jedem Dorfwirthshause eine Kegelstätte steht?

Nicht minder fröhlich geht es her beim Ringelreiten, einem Spiele, das früher im Hausruckviertel und im angrenzenden Innviertel geübt wurde. Auf einem größeren freien Platze wird eine Art Triumphbogen errichtet, der

mit Tannenreisig umwunden und mit Bändern, Blumen und Fähnchen geschmückt wird. Unter der Wölbung des Bogens wird von einer Seite zur andern eine Schnur gezogen, die sich gegen die Mitte zu etwas senkt. An der tiefsten Stelle derselben wird ein eiserner Ring von der Größe eines Thalerstückes befestigt, dessen innere Fläche mit weißem Papier verklebt ist, um ihn dem Auge sichtbarer zu machen. Zur bekannt gegebenen Stunde findet sich Publicum genug ein, um sich zu unterhalten und die Gewandtheit der Ringelreiter zu bewundern. Diese haben sich indessen bei einem Wirthe versammelt, und nun kommen sie daher, eine Musikbande voran. Die Theilnehmer am Spiele erscheinen auf flinken, ungesattelten Pferden, ein jeder mit dem Ringelstocke bewehrt, der zwei Meter lang ist, ungefähr wie ein Billardstock. Auch ein Bajazzo reitet mit, der durch sein verkehrtes Gebahren nicht wenig zur allgemeinen Heiterkeit beiträgt. Etwa zwanzig Schritte vor dem Bogen macht der Zug Halt; die Musik verstummt und das Spiel beginnt. Der Reiter mit Nummer 1 versucht zuerst seine Kunst. Er spornt sein Pferd und im Galopp sprengt er unter dem Bogen durch; im geeigneten Moment stößt er mit seinem Stocke nach dem Ringe. Gelingt es ihm, das Papierblättchen zu treffen und zu durchstechen, so bleibt der Ring an seinem Stabe hängen; die Musik bläst eine Fanfare und das Publicum ruft lauten Beifall. Mißlingt es ihm, darf er sich nichts daraus machen, daß man ihn auslacht. Er macht sich auch nichts daraus, sondern kehrt sein Pferd um und stellt sich zu neuem Ritte auf, während seine Kameraden nach der Reihe ihrer Nummern es ihm nach oder zuvorzuthun suchen. So oft der Ring getroffen wird, wird er durch einen neuen ersetzt. Wer nach einer bestimmten Zahl von Ritten den Ring am öftesten herabgestochen, erhält den ersten Preis. Musik, Geschick und Mißgeschick der Reiter, die „Dummheiten" des Bajazzo machen das Spiel zu einer fröhlichen Unterhaltung. Schade, daß diese ritterliche Übung mehr und mehr außer Brauch kommt.

Dasselbe ist auch der Fall mit dem Sack- oder Hosenlaufen, mit dem Hahnschlagen und Eierklauben. Beim Sack- oder Hosenlaufen, das besonders im Hausruckviertel eingebürgert war, fanden sich mehrere Paare von Läufern zusammen, meistens eben der Schule entwachsene Jungen, um miteinander um die Wette zu laufen und dafür ausgesetzte Preise zu gewinnen. Je zwei stecken zu dem Zwecke der eine das rechte, der andere das linke Bein in einen Sack ohne Boden oder in eine eigens dazu passende Hose. Die Paare stellen sich in einer Linie nebeneinander auf, um auf ein gegebenes Zeichen nach einem entfernten Ziele und wieder zurückzulaufen. Das Paar, welches zuerst zurückkommt, erhält den ersten Preis, das folgende den zweiten u. s. w. Auch hierbei gibt es viel zu lachen, denn es geschieht nicht selten, daß eines der laufenden Paare den Gleichschritt, auf den selbstverständlich alles ankommt, verliert, so daß einer den andern im Laufen hindert oder gar beide über den Haufen fallen.

Noch complicirter und komischer wird die Sache, wenn je zwei Läufer einen Schiebkarren vor sich hertreiben müssen, indem sie, der eine mit der rechten, der andere mit der linken Hand den Karren fassen und vor sich herschieben, wobei sie im Gleichschritt laufen müssen, was die Schwierigkeit der Aufgabe und darum auch die Zahl der kleinen Unfälle, denen die Wettläufer ausgesetzt sind, also auch die allgemeine Heiterkeit des Publicums bedeutend vermehrt.

Beim Hahnschlagen, einem grausamen, aber weit verbreiteten, wohl indogermanischen Spiele, das mythischen Hintergrund hat, wurde auf einem freien Platze ein Haushahn mittelst einer ziemlich langen Schnur an einen Pflock gebunden, so daß sich das Thier frei herumbewegen konnte. Die Hahnenschläger, drei oder vier an der Zahl, erhielten jeder einen aus Stroh geflochtenen Dreschflegel. Nachdem ihnen die Augen verbunden worden waren, begannen sie um den Pflock herumzugehen und mit den Pseudo-Dreschflegeln auf's Gerathewohl nach dem Hahn zu schlagen. Dieser wich natürlich, im Selbsterhaltungstrieb, jedem Schlage aus, und so dauerte es oft lange, bis er einmal getroffen wurde, und noch viel länger, bis das arme, vor Angst flatternde, krächzende und kreischende Thier durch einen der Schläge zufällig so getroffen wurde, daß es betäubt oder todt liegen blieb. Wem dieser Schlag gelang, erhielt den Hahn als Preis. Leute mit starken Nerven und harten Herzen ergötzten sich wohl an den fehlgehenden Schlägen und an der Angst des gequälten Thieres; aber das Volk selbst verlor den Geschmack an dem grausamen Spiele, ersetzte den Hahn durch einen Topf und den Dreschflegel aus Stroh mit einem Stocke und überließ das Spiel den Kindern, die sich noch jetzt am Topfschlagen belustigen.

Harmloser ist das Eierklauben. Hierbei werden etwa hundert Schritte von dem Wirthshause, in welchem die Unterhaltung veranstaltet wurde, eine Anzahl Eier auf den Boden gelegt. Den Platz hat man mit einer Fahne bezeichnet. Hierauf werden denen, welche die Eier auflesen wollen, die Augen verbunden, worauf sie den Gang nach dem Eierplatz versuchen. Gelingt es einem, so hebt er ein Ei auf und kehrt damit auf seinen Platz zurück, gibt es ab und macht den Weg zu den Eiern auf's Neue. Wer innerhalb einer bestimmten Zeit, z. B. einer halben Stunde, die größte Anzahl Eier „aufgeklaubt" hat, erhält den ersten von den ausgesetzten Preisen. Es kommt aber oft vor, daß die Eiersucher ganz von dem rechten Ziele abirren oder daß sie einer auf den andern stoßen oder daß gar einer unvermuthet zwischen den Eiern steht und eins um das andere zertritt. In diesem Falle hat er zu dem Spotte auch noch den Schaden, denn er muß die zertretenen Eier dem Wirthe bezahlen. Das Ende der Unterhaltung bilden wie gewöhnlich Singen und Trinken, Tanzen und Springen.

Von den angeführten Spielen haben manche schon volksfestartigen Charakter, doch ist der Kreis, auf den sie sich von Fall zu Fall erstrecken, zu klein, um sie rechte

Volksfeste nennen zu können. Dagegen hat das oberösterreichische Volk auch Festlichkeiten, die von weiten Kreisen her die Leute an diesen oder jenen Ort zusammenlocken, oder sie erstrecken sich an gewissen Tagen und bei gewissen Veranlassungen mehr oder weniger auf das ganze Land. Manche davon ruhen durchaus auf kirchlichem Boden, haben sich aber hier oder dort in eigenthümlicher Weise ausgestaltet, weßhalb sie auch für unsere Betrachtung des oberösterreichischen Volkslebens von Bedeutung sind.

Vom Innviertel aus, dem Lande der flinken Rosse, haben sich die Wettrennen als rechte weltliche Volksfeste verbreitet. Im Winter übt man sie als „Goaßelfahren" oder „Schlittenrennen", im Sommer als „Trab-" oder „Sprungreiten". Nicht blos in Städten und Märkten, nein, im Innviertel werden auch in gar manchem Pfarrdorfe derartige Wettrennen abgehalten, und allenthalben üben sie auf das Volk dieselbe Zugkraft, so daß vordem der Spruch Recht hatte: „ein Hängats, ein Firmats und ein Rennats"[1] seien der Wirthe liebste Feste.

Ist irgendwo ein Goaßelfahren[2] oder Rennen angesagt, so strömen sie von allen Seiten herbei, Alt und Jung, Mann und Weib, Arm und Reich. Zu Fuß auf allen Wegen und Stegen, auf allen möglichen und unmöglichen Fahrzeugen, mit Extrazügen der Eisenbahn kommt schaulustiges Publicum. Jeder sucht sich einen günstigen Punkt an der Rennbahn, um ja den Verlauf gut beobachten zu können, zwar nicht auf der eigens bei dieser Gelegenheit errichteten Tribüne, denn diese ist für das Renngericht und für die Honoratioren des Ortes reservirt, sondern auf Erdaufwürfen, auf Zäunen, auf Bäumen, wo man auch kein Entrée zu zahlen braucht. — Kopf an Kopf die ganze Rennbahn entlang steht die Menge und harrt der Dinge, die da kommen sollen.

Drei Böllerschüsse verkünden das Nahen des Zuges. Auf einem mit jungen Fichten umkränzten Schlitten oder Wagen eröffnet denselben die Orts-Musikkapelle; in mehreren Gespannen folgen das Renngericht, der Bürgermeister u. s. w., und hinter diesen die Wett-fahrer oder -Reiter nach gezogenen Losnummern gereiht. So geht es langsam einmal um die Rennbahn herum. Einer zeigt dem Andern die concurrirenden Persönlichkeiten und deren schon mehr oder minder berühmte Renner, und bereits geht das Wetten auf die muthmaßlichen Sieger an.

Nun wird die Bahn freigegeben und dahin fliegen Roß und Reiter oder Roß und Schlitten, als gälte es den Tod einzuholen. Laut grüßt das Publicum mit seinen Zurufen die flinksten Pferde. Brausende „Bravo!" „Wäh!" und „Hü!" steigern den Wetteifer zum Wahnsinn, spottendes Lachen aber folgt denen, die zurückbleiben. Schon geht es zum letzten Male dem Ziele zu, der Beifall und die Zurufe werden zum Schreien und Toben.

[1] Eine Hinrichtung, eine Firmung und ein Pferderennen.

[2] „Goaßel" heißen die dabei benützten Schlitten, da deren Kufen in Ziegenköpfen zu enden pflegen.

Im Circus Maximus zu Rom und im Hippodrom zu Byzanz kann es nicht viel anders gewesen sein. Die Rosse verstehen es und merken es; mit dem Aufgebot der letzten Kraft greifen sie aus, um eines das andere noch um Kopfeslänge zu überholen, und nun ist es zu Ende. Schweißbedeckt, zu Tod gehetzt, werden die gejagten Thiere, sorgfältig zugedeckt, im Schritte dem Stalle zugeführt. Alles drängt zur Stelle, wo die Preisvertheilung statt-

Das Pferderennen im Innviertel.

zufinden hat, um die Sieger, die sich dort mit Selbstgefühl die errungenen Preise holen, mit Jubel zu begrüßen.

Der Humor des Volkes hat zu den Pferderennen auch eine Parodie erfunden, das Ochsenreiten. Die Reiter ziehen aus hoch zu Ochs nach einem bestimmten Platz, wo sich die Preis-Concurrenten neben einander aufstellen, um von dort ihre sonderbaren Renner nach einem gegebenen Ziele zu treiben und zu steuern. Diese, deren Hörner mit bunten Bändern geschmückt sind oder gar in Rauschgold prangen, verstehen ihre dermalige Aufgabe nicht. Gewöhnt, im langsamen Tempo, ernst und gesetzt daherzuschreiten, wie es eines richtigen Ochsen würdig ist, müssen sie anfangs in den Trabschritt hineingeprügelt werden. Aber einmal im Zuge kennt sich ein solches Ochsenvieh nicht mehr, blindwüthig,

mit erhobenem Schweife rennt es darein, Alles vor sich her niederwerfend, was sich ihm, bedacht oder unbedacht, in den Weg stellt. Es muß gut gehen, wenn es dem Reiter gelingt, sein „Rennthier" überhaupt an das richtige Ziel zu bringen. Von einem wiederholten Zurücklegen einer regelrechten Rennbahn kann unter solchen Umständen nicht die Rede sein; es ist viel, wenn das gesteckte Ziel erreicht wird, ohne daß sonst ein Unglück passirt. Übrigens wird diese Art von Wettrennen nur selten veranstaltet — vorzugsweise noch von übermüthigen Innviertlern.

Tage ausgelassenen Übermuthes sind in Oberösterreich wie überall die letzten Faschingstage; eine eigenthümliche Äußerung der Faschingslust ist die Art und Weise, wie man des Faschings Hochzeit hält, und wie man ihn begräbt.

In Haslach (Mühlviertel) wird, oder wurde wenigstens, am Faschingsdienstag eine Mummerei veranstaltet. Schon am vorausgehenden Sonntag wählt eine Gesellschaft junger Leute aus ihrer Mitte einen „Bräutigam" und eine „Braut". Hierauf gehen mehrere aus der Gesellschaft, je zwei, in der ganzen Pfarre für das „Faschings-Ehepaar" sammeln, so wie es in jener Gegend wenig bemittelte Bräute machen, die, von der „Kranzeljungfrau" begleitet, in der eigenen und in den Nachbarspfarren herumgehen, um „Hochzeitssteuer" zu sammeln. Gerne gibt man zum Faschingsspaß eine kleine Spende. Am Faschingsdienstag zieht die Gesellschaft Nachmittags mit dem vermummten „Ehepaar" durch den Ort und macht vor jedem Gasthause halt, indem sie einen Kreis schließt, in dessen Mitte jenes den „Ehrentanz" hält. Dafür werden sie von den Gästen mit Brod und Bier und dergleichen bedacht. Dabei fehlt es nicht an allerlei Witz und Spaß. Einige Masken, mit Dreschflegeln versehen, schleppen einen Sack daher, worin sich leere „Bollen"[1] oder schon leergedroschene Kornähren befinden. Vor Häusern, wo ein kinderloses Ehepaar wohnt, öffnen sie den Sack, schütten daraus in ein großes ausgebreitetes Tuch und beginnen zu dreschen, wobei sie beständig rufen: „Wo nix drin is, geht nix außer". Nicht leicht nimmt jemand den derben Spaß übel. — So geht der Zug durch den ganzen Markt und sammelt nochmals „Hochzeitssteuer", deren Ertrag Abends gemeinschaftlich verzehrt wird.

Ähnliches geschah sonst auch im Salzkammergute, wo man sogar ein „Brautgüterführen" mit der Faschingshochzeit verband, indem man das Hausgeräthe der „Braut", aus lauter altem Gerümpel bestehend, in das Haus des „Bräutigams" führte.

Am selben Tage begräbt man im Salzkammergute den Fasching. Zu dem Zwecke versammeln sich die jungen Burschen und auch Männer in einem Gasthause und vermummen sich daselbst, mannigfaltige Stände und Gewerbe darstellend. Vom Wirthshause aus bewegt sich der Zug theils zu Wagen, theils zu Roß, theils zu Fuß durch die Gassen

[1] Samenkapseln des Flachses.

auf den Platz. An der Spitze fährt ein Wagen mit „Spielleuten", welche harlekinmäßig angezogen sich eines Brettchens, das mit einer Saite bespannt ist, einer Bratpfanne u. s. w. als musikalischer Instrumente mit herzzerreißendem Erfolge bedienen. Ihm folgt ein Wagen mit Wäscherinnen, welche nasse Tücher über die Umstehenden ausschwingen, oder ein dritter mit Dreschern, welche mit Stroh-Flegeln nach den Zuschauern schlagen u. s. w. Den Schluß macht ein Wagen oder Schlitten, je nach Umständen, mit einem Strohmann, dem Fasching. Die Wagen stellen sich auf dem Platze im Kreise auf, der mit dem „Fasching" aber in der Mitte. Der „Fasching" wird vom Fahrzeuge heruntergerissen, auf dem Boden hin- und hergezerrt, vom Leben zum Tode gebracht, z. B. erschossen und eingegraben. An einigen Orten gräbt man ihn am Aschermittwoch wieder aus, schleppt ihn unter Geheul und Gewinsel herum, verscharrt ihn aber dann neuerdings, und zwar in einem — Düngerhaufen.

Einen ganz eigenthümlichen Brauch, den Fasching zu begraben, hat man in Steyregg. Zwei Männer gehen unter einer hoch empor gehaltenen Plahe[1], aus der ein Ziegenkopf hervorragt, einher — es ist die „Habergeiß"; ein dritter führt das Ungethüm. Auf mehreren Wagen kommen allerlei possenhafte Gestalten, welche sich vermummt und durch gewaltige Kröpfe, Höcker und dergleichen verunstaltet haben. In einem mit Tannenreisig bestecktem Wagen ist ein Strohmann mit einem Dreispitz auf dem Kopfe — der „Fasching". So geht der Zug zur Donau. Dort wird der Fasching-Strohmann unter allgemeinem Geschrei und Geheul in den Strom geworfen.

Mahnen schon manche Faschingsspiele und Faschingsfeste an den Sieg des neu erwachenden Frühlings und an das Hinsterben des Winters, so knüpfen sich ähnliche Vorstellungen an den Namen und an die Bräuche, Spiele und Festlichkeiten von Ostern.

Auch Oberösterreich hat seine Palmbäume, seine Ratscherbuben, seine Antlaß- und Ostereier. Kinder und junge Leute üben das Eier-Pecken und das Eischeiben. Auch hier hält man das Ostermahl, bei welchem der Tisch mit jungsprossender Saat und den ersten Frühlingsblumen geschmückt ist; es hat sein „Emaus-Gehen" und seinen Ahnl-Sonntag.

Diese Frühlingsbräuche dehnen sich um den St. Georgstag (24. April) aus, ja sie concentriren sich durch allerlei mystische Züge so recht eigentlich um diesen Tag, der dadurch recht deutlich als der altheidnische Ostertag hervortritt. Mit den ersten Maitagen, an welchen der Maibaum gesetzt wird, gehen diese Frühlingsbräuche zu Ende. Einiges in denselben sticht jedoch in eigenthümlicher Weise hervor, so hat z. B. das Innviertel eine besondere Art von Palmbäumen. Dazu nimmt man junge Fichtenbäumchen von schlankem Wuchse, fünf bis sechs Meter hoch. Hat man ein taugliches Bäumchen

[1] Großes Stück Leinwand, um Wagen und dergleichen zu verhüllen.

gefunden und heimgebracht, so wird es bis zum Wipfel gänzlich entrindet und glatt geschabt. Der Wipfel aber behält sein waldgrünes Kleid und wird überdies mit verschiedenfarbigen Seidenbändern ausstaffirt. An die in Quirlen stehenden dünnen Ästchen werden rothbackige Äpfel aufgereiht, so viel nur daran Platz haben. Die Spitzen der Ästchen werden mit goldigen Weidenruthen am Stamme festgebunden, so daß ein solcher Quirl wie eine Äpfelkrone aussieht. Zwei, drei solche Kronen stehen über einander und darüber prangt der grüne Wipfel. Am Grund der Quirle werden Zweige vom Sebenbaum („Segenbaum"), von Buchsbaum und Weiden, letztere mit Kätzchen, festgebunden.

So tragen am Palmsonntag Knaben die Palmbäume in die Kirche zur Weihe; es ist, als ob der Wald von Birnam käme. Es gilt als Vorzug, das höchste Bäumchen gebracht zu haben. Nach dem Gottesdienste heißt es, die Bäumchen unversehrt heimbringen — keine kleine Aufgabe, da „böse Buben" mit Stöcken die Äpfel herabzuschlagen suchen. Daheim werden die Äpfel vom Baume genommen und beim Mittagstisch unter das Gesinde vertheilt. Das Bäumchen selbst wird durch acht Tage in den Hausgarten gesteckt und darnach auf den Getreideschüttboden gebracht. Palmkätzchen, Seben- und Buchsbaum steckt man in den Rauchnächten (siehe unten) in Brodspalten, um sie dem Vieh einzugeben und es dadurch vor allerlei Gefahren zu beschützen.

Vom Gründonnerstag, an welchem „die Glocken nach Rom fliegen", bis zum Charsamstag, an dem sie wieder zurückkehren, wird hier und da „ratschen" gegangen. In Windischgarsten ist das Ratschengehen ein Kinderfest.

Die Ratscherbuben, Schulbuben des Marktes, ziehen militärisch geordnet und von ihren Hauptleuten, den „Hohen" angeführt, von ihrem Quartier, einem Pferdestalle außer dem Markte, aus durch Straßen und Gassen auf den Marktplatz. Vor den bedeutendsten Häusern machen sie halt, um die Stunde auszurufen. Auf das Commando des ersten „Hohen" verstummen im Nu alle „Ratschen", eigenthümliche Klapperinstrumente, die mit der Hand gedreht werden, und einstimmig erschallt der Ruf: „Meine lieben Herrn und Frauen, laßt euch sagen, der Hammer hat zehn Uhr g'schlag'n"; darauf folgt eine Ratschensalve. Das wird dreimal wiederholt und so geht es von Haus zu Haus. Um zwölf Uhr Mittags und um sieben Uhr Abends wird zu obigem Ruf noch hinzugefügt:

„Wir ratschen, wir ratschen zum englischen Gruß,
Damit ein jeder Christ beten muß.
Fallet nieder auf eure Knie,
Betet ein Vaterunser, drei Ave Marie.
Hat zwölf (sieben) Uhr g'schlag'n."

Am Charfreitag geht der Zug schon um fünf Uhr Morgens aus und ist mit Ausnahme der Stunden von zwölf bis zwei Uhr den ganzen Tag auf den Beinen. Um

fünf Uhr Morgens rufen sie die Stunde auch vor den Häusern aus, in denen sich einer ihrer Kameraden verschlafen hat, mit dem Zusatz:

„N. N. steh auf, es ist schon Zeit;
Der Vogel singt schon auf der Weit,
Der Fuhrmann fahrt schon auf der Straß'n,
Gott wird uns nicht verlassen!
Hat fünf Uhr g'schlag'n."

Wenn am Charsamstag die Glocken wieder da sind, begibt sich der ganze Zug nochmals von Haus zu Haus mit der Bitte: „Bitt gar schön um ein Ratsch-Ei." Die „Hohen" bekommen gewöhnlich ein Paar rothe Eier, die „Gemeinen" werden mit Geld, Brod, Nüssen und dergleichen beschenkt.

In der Osternacht werden am Traunsee bald nach Mitternacht die Osterfeuer angezündet; schon um Mitternacht (Innviertel) oder doch vor Sonnenaufgang ritten sonst die jungen Burschen im schnellsten Lauf um die Felder. Oft fanden sich 30 bis 40 Burschen ein. Wo drei Pfarren zusammengrenzen, läßt man die Pferde die junge Saat abfressen, in der Meinung, daß sie dadurch gegen Krankheiten geschützt würden.

Eine ähnliche Festlichkeit muß der Pfarrritt gewesen sein, der bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts bestand. In Procession zog man aus, das Mannsvolk zu Pferde. Ein Priester begleitete oder führte die Procession, die um die Pfarrmarken herumging und darum auch den ganzen Tag in Anspruch nahm. An geeigneten Stellen, z. B. bei Kapellen und Feldkreuzen, wurden Anreden an die Procession gehalten, Evangelien gesungen, aber auch ab und zu Rast gehalten und Erfrischungen eingenommen. In den meisten Gegenden wurde der Pfarrritt um Ostern gehalten, woraus sich Ursprung und Bedeutung ohne Schwierigkeit vermuthen lassen.

Eines der erhebendsten, wenn auch nicht ältesten Feste der katholischen Kirche ist das Frohnleichnamsfest, der Gottsleimes-[1] oder Prangertag. Der Zusammenhang desselben mit der Charwoche und Osterfeier ist bekannt. Den Namen Prangertag hat dieses Fest darum erhalten, weil an demselben die Prangermädchen in weißen Kleidern, gelockten Haaren, mit Kränzen darin, als „Engerl" erscheinen und noch jetzt an manchen Orten die erwachsenen Mädchen, welche der jungfräulichen Ehre sich rühmen können, an diesem Tage „prangen gehen", das heißt mit bloßem, aber hübsch bekränztem Haupte an der feierlichen Procession theilnehmen. Doch liegt hierin nicht der Grund, weßhalb wir hier dieses herrlichen Festes gedenken, der Grund ist vielmehr die ganz eigenthümliche, ergreifende Weise, in der dasselbe auf dem Traun- und Hallstattersee begangen wird.

---

[1] Gottesleibs-Tag (Festum Corporis Christi).

Die Orte Traunkirchen und Hallstatt haben auf dem Festlande kein Terrain, um dort die theophorische Procession zu halten; dagegen hat hier und dort der See Raum über Raum dazu. Die Geistlichkeit im Festornat, die weißgekleideten Mädchen, die Sänger und Musiker, die Schützen und die ganze katholische Gemeinde schreiten in feierlichem Zuge dem Seeufer zu, um die bereitstehenden bekränzten und beflaggten Schiffe zu besteigen. Unter Böllerknall, der von den Bergwänden ringsherum wiederhallt, unter feierlichem Glockenklang, unter lauten Gesängen und Gebeten fährt die Procession hinaus in den See, dessen wogende Silberfläche glänzend leuchtet. Oben azurblauer Himmel und Sonnenglanz und ringsherum die gewaltigen Berge, zwischen welche der See sich hingelagert hat, dazu die betende Menge des frommen Volkes, aus dessen Mitte die feierlichen Klänge des Lauda Sion erschallen — wahrhaftig ein Bild, das kaum in der ganzen Welt seines Gleichen hat.

Dem überwältigenden Eindrucke dieses „Seefestes" läßt sich noch ein anderes kirchliches „Seebild" aus Oberösterreich, wenn auch nur von ferne, an die Seite stellen. Wenn am Samstag vor dem Rupertus-Feste (24. September) die Holzarbeiter von St. Wolfgang ihre Wallfahrt auf den Mariahilfberg zu Mondsee machen, besteigen sie die bereit gehaltenen großen „Plätten" und zahllose „Einbäumel". In ihrer Mitte befindet sich die Genossenschaftsfahne und ein Priester begleitet die Wallfahrer. Unter lauten Gebeten bewegt sich die Procession über den See nach Fürberg, um von dort aus ihre fromme Reise zu Lande fortzusetzen. Das Dampfschiff aber hat die Poesie dieser Fahrt arg gestört, ja schon fast ganz beseitigt.

Dagegen bieten uns der Hallstatter- und der Attersee ein zauberhaftes Nachtbild. Am Abend des Sonnenwendetages (24. Juni) werden auf dem See die Sonnenwendefeuer angezündet. Auf zwei Baumstämmen wird ein Holzboden festgenagelt und auf diesem Floß werden Hobelspäne, Pech und Scheiter aufgeschichtet. An einer Plätte führen die Schürarbeiter der Saline von Hallstatt und die Dorfbewohner am Attersee das Floß hinaus mitten in den See, zünden es an und lösen das Seil, mit dem es an die „Plätte" gebunden war. Zauberhaft flammt es auf im Dunkel der Nacht aus den Fluten, und von den Berghöhen herab leuchten die Sonnenwendefeuer wie Sterne. Die Anwohner des Sees betrachten an allen Ufern die aus dem Wasser und auf den Bergen auflodernden Flammen, bis deren Glut erlischt und der See das Feuer verschlingt.

Das führt uns aber auf die Feier des Sonnenwendetages überhaupt, soweit sich Eigenthümliches in Oberösterreich damit verbindet.

Im Mühlviertel beginnt man die Festlichkeit der Sommersonnenwende schon am Abend des Vortages. Bei Sonnenuntergang hört man ringsum ein Jauchzen und Schnalzen, ein Johlen und Knallen, daß ein Fremder sich argen Übermuthes versehen

Die Frohnleichnamsprocession in Traunkirchen.

möchte. Bricht die Nacht an, so gesellen sich je fünf bis sechs „Buben“ zusammen und beehren ihre Bauern und Nachbarn, Pfarrer, Schulmeister u. s. w. mit den mannigfaltigsten tactmäßig ausgeführten Variationen im Schnalzen mit der „Geißel“. Morgens um zwei Uhr geht der Lärm von neuem an. Wer beim Schnalzen den Tact nicht hält, wird durch den Morgenthau gezogen und führt das ganze Jahr den Spottnamen „Thauwäscher“; wer aber verschläft, muß sich einen „Froschschinder“ nennen lassen.

Im Innviertel und auch anderwärts bringen die Buben im Laufe des Sonnenwendetages auf eine geeignete Stelle des Brachfeldes zusammen: alte Besen, die das ganze Jahr hindurch in allen Häusern zusammengespart wurden, leere Pech- und Wagenschmierfäßchen, die Überreste vom Palm- und Maibaum, von Frohnleichnamskränzen und jenen Stauden, die bei der Procession am Frohnleichnamsfeste bei den Segensstätten oder am Wege angebracht waren u. s. w. Einige gehen im Dorf von Haus zu Haus und bitten um Brennholz mit dem Spruche:

„Der heilige St. Veit
Thaat bitten um ein Scheit;
Der heilige St. Ulri
Thaat bitten um ein' Wid;
Der heilige St. Nigl
Thaat bitt'n um ein' Prügl;
Der heilige St. Florian —
Um acht Uhr kend'n ma's an.“

Wo es ihnen gereicht wird, danken sie mit den Worten: „Nimm' ein' Schimmel, reit in Himmel!“ Wo es ihnen versagt wird, schelten sie: „Nimm ein' Rapp'n und reit in d' Höll'!“ Andere fahren mit einem Leiterwagen, den sie oft selber ziehen, in den Wald, um auch von dort Holz herbeizubringen. Noch andere sammeln alte Kleider und ziehen damit zwei Strohpuppen, „Hansl“ und „Gretl“ genannt, an und bringen sie auf das Feld. Dort befestigt man sie an eine in Stroh eingewickelte Stange, die in den Erdboden eingerammt wird. Am Fuß derselben schichtet man einen mächtigen Haufen Brennholz auf, der beim Eintritt der Dämmerung in Brand gesteckt wird. Rasch züngeln die Flammen an der Stange empor und ergreifen die beiden Strohpuppen, daß sie brennend ins Feuer niederstürzen. Am Feuer knien die Leute nieder oder gehen betend um dasselbe herum. Mit lautem Rufen und Juchzen wird das Aufbrennen des Feuers begrüßt; Schüsse knallen, die in Brand gesetzten Pechfäßchen werden an Stöcken im Kreise geschwungen und zuletzt in die Luft geschleudert oder an der Donau in den Strom geworfen; die brennenden alten Besen werden in Procession herumgetragen und in das Flachsfeld gesteckt. Paarweise springen Burschen und Mädchen über die lodernden Flammen, während andere an Stöcken Brod im Feuer rösten und davon essen. Das tolle Treiben dauert bis gegen Mitternacht. Um die Mitternachtsstunde aber kommen der Teufel und die Hexen, um auch über das noch glimmende Feuer zu springen. Spät Heimkehrende können es noch aus der Ferne sehen. Unter Tags hat man Meth getrunken, weil das gegen das Kreuzweh

Sonnenwendefeuer im Innviertel.

beim nahenden Schnitt gut sei, und Krapfen, insbesondere Hollerkrapfen, das sind Blütendolden des Holunders aus dem Schmalz gebacken, gegessen. Altheidnischer Brauch und Glaube sind hier gar nicht zu verkennen. Der Sonnengott Balder ist todt; die Götter begehen trauernd die Todtenfeier; Nana, seine Gemalin, verbrennt sich mit ihm auf dem Scheiterhaufen. Die christliche Sage hat dieser Feier eine andere Deutung gegeben. Im unteren Mühlviertel erzählt man: „Als Herodes den heiligen Johannes gefangen nehmen wollte, trug er den Schergen auf, an der Stelle, wo ihnen der Bußprediger in die Hände fiele, zur Stunde ein Feuer anzuzünden, damit er so schnell als möglich davon erführe. Sie thaten es, aber siehe, zu gleicher Zeit brannten rings auf allen Höhen Feuer, so daß der König völlig irre wurde und nicht wußte, wie er daran sei. Darum zündet man noch heute die Johannesfeuer an.

Das Gegenstück zur Feier der Sommersonnenwende bildet jene der Wintersonnenwende, die sich jetzt hauptsächlich auf die „Zwölfnächte" (25. December bis 6. Jänner) concentrirt hat, der aber auch jetzt noch, ohne daß man sich des Ursprunges bewußt ist, eine Vorfeier vorangeht, die schon mit dem Martinstag (11. November) oder jedenfalls mit dem Nikolaustag (6. December) beginnt.

Vom Martinstag, an welchem noch jetzt so viele Gänse ihr Leben lassen müssen zur Erinnerung an einen altheidnischen Festcultus, bis zu den heiligen Dreikönigen treibt nach volksthümlicher Meinung noch der „wilde Jäger" sein Unwesen. Am Nikolaustag aber öffnete sich der germanische Götterhimmel; die Götter gingen alle auf Erden herum und kehrten segenspendend und die Zukunft verkündend bei den Menschen ein. Recht lebendig hat uns dieses die Art und Weise gezeigt, wie man in Windischgarsten den Nikolausabend begeht; Wodan der Allwissende, dem seine Raben Alles melden, Berchta die Gütige, Thor der Gott mit dem Bocksgespann und die freundliche Sif u. s. w. treten uns als Niklaherr und Niklafrau, als Krampus und Habergeiß entgegen u. s. w. Selbst die sonderbar gestalteten Brode, welche der Niklaherr an die braven Kinder vertheilen läßt, melden von altem Göttercultus; die in Brod nachgeahmten Thiergestalten erinnern an ehemalige Thieropfer; das Christenthum hat diesen Brodformen eine andere Verwendung gegeben.

Auch die Reiche der Elfen, Zwerge und Riesen thaten sich auf in diesen Tagen; die Überirdischen wandeln unter den Menschen und diese feiern ihr Nahen mit Opfern, besonders in der Zeit der Zwölfnächte. Die heidnischen Skandinavier begingen um eben diese Zeit das große Julfest. Noch jetzt dauern die Opfermahlzeiten unserer heidnischen Vorfahren in den sogenannten Rauh- oder Rauchnächten fort, an welchen außer den Gerichten, welche sonst an Festtagen auf dem Tische erscheinen, die Krapfen (Opferkuchen) und besondere Arten Brodes, die Störi, mit und ohne Kletzen, das sind getrocknete Birnen, eine Hauptrolle spielen.

Beim Leuchten der Sonnenwendfeuer sank Balder, der Sonnengott, ins Grab, und wenn am Tannenbaum Schnee und Reif wie Lichtlein glitzerten, woraus die Sinnigkeit des Christenthums den Christbaum gestaltete, erwacht er zu neuem Leben.

Auffallend ist die zeitliche Ausdehnung dieser Festlichkeiten. Die Wintersonnenwende fällt astronomisch auf den 21. December. Noch jetzt spielt der Thomastag eine bedeutsame Rolle im Glauben und Meinen des Volkes; er ist hier und da die erste von den Rauchnächten. Er steht ferner genau zwischen dem Nikolaustag und dem Dreikönigsfeste. Am 21. December hat man offenbar in heidnischer Zeit das Fest der Wintersonnenwende begangen, 15 Tage dienten zur Vorfeier und 15 folgten als Nachfeier.

Die Nähe der Überirdischen öffnete auch den Menschen den Schleier der Zukunft. Noch jetzt sucht man gerade in diesen Tagen durch allerlei abergläubisches Thun und Treiben Aufschluß über die Zukunft zu erhalten: Heirat, Elternfreuden, Tod — will man in den Zwölfnächten erfragen. Wem wären das Bettstaffeltreten, das Zwetschen- oder Weichselbaumschütteln, das Zaunsteckenzählen, Holztragen, Stecken- und Pantoffelwerfen, das Bleigießen u. s. w. unbekannt? — Lauter Bräuche der Thomasnacht. Weniger bekannt dürften sein das Leinsamensäen, das Leirerlosen, das Hütchenheben und die Nußlichtlein.

Beim Leinsamensäen („Linsetsaan") nehmen heiratslustige Mädchen Leinsamen („Linset") in die rechte Hand und streuen ihn, im Bette liegend, rückwärts über das Haupt mit den Worten: „I saa (säe) ein' Sam' in Thomas Nam', in Thomas' Gart'n, will i auf mein' Bräutga' wart'n", worauf ihnen der künftige Ehemann im Traume erscheint.

Leirer nennt man das Butterfaß. Beim Leirerlosen geht man Abends während des Aveläutens in das Vorhaus, wo der Leirer zu stehen pflegt, und hält das Ohr an dessen viereckige Öffnung. Je nach dem Tone, der sich hören läßt, z. B. Mühlengeklapper, Schmiedegehämmer, Sensenklirren, ist Stand und Gewerbe des „Zukünftigen" beschaffen.

Zum Hütchenheben („Hüetlheb'n") nimmt man neun Hüte oder Hauben, oder auch Körbchen, Schüsseln und dergleichen und legt oder stellt sie auf den Tisch. Darunter gibt man: Ring (Heirat), Geldbeutel (Reichthum), Schlüssel (großes Anwesen), Kind (Elternfreude), Kamm (Ungeziefer), Tuch (Trauer), Bündel (Wandern), Rosenkranz (Frömmigkeit); ein Hut bleibt leer (Tod). Hat man diese Gegenstände unter die Hüte vertheilt, so führt man den, der die Zukunft erfragen will, herein, verbindet ihm allenfalls noch die Augen und läßt ihn eines von den Hütchen oder auch drei aufheben. Was er darunter findet, meldet ihm seine Zukunft. — Unwillkürlich denkt man dabei an die Nachricht, welche uns Tacitus über die Art und Weise gibt, wie die alten Germanen mittelst der Lose die Zukunft erforschten.

Im Hausruckviertel gibt man Wallnußschalen, in denen kleine Lichtlein brennen, in eine mit Wasser gefüllte Schüssel. Wenn innerhalb einer gewissen Zeit ein solches

Nußlichtlein umstürzt und auslischt, so stirbt im folgenden Jahre jemand aus dem Hause. In Windischgarsten dienen die Nußlichtlein, um das Schicksal zweier Brautleute zu erfahren. Bleiben die beiden Schalen mit den Lichtlein in Berührung, so wie man sie zusammengab, wird die Ehe glücklich sein; schwimmen sie aber auseinander, verkündet es Zerwürfniß und Unglück. Auch wird jenes von den Brautleuten zuerst sterben, dessen Lichtlein zuerst erlischt.[1]

Durch den Einfluß des Christenthums wurde ein Theil des Zauber- und Zukunftglaubens von der Nacht der Wintersonnenwende getrennt und auf die Christnacht übertragen. Da beginnen, so sagt man, die Thiere im Stalle zu reden und die Zukunft zu melden; da kann man erfahren, wer im künftigen Jahre stirbt; auch Heiratslustige können sich Auskunft verschaffen. Haselstaudenschütteln, Eiergießen, Bleigießen, ja selbst der Backofen gewähren derlei Anzeichen. Wenn eine Weibsperson ohne Kleidung in denselben kriecht, erscheint ihr „Zukünftiger" und reicht ihr das Hemd hinein; und wer, von der „Mette" heimkommend, in den Backofen schaut, sieht sein künftiges Weib aus demselben herausschauen u. s. w.

Besonders aber ist die „heilige Nacht" zum Kreis- oder Kreuzstehen bestimmt. Dasselbe ist zwar mit allen Schrecken des Zaubers verbunden, eröffnet aber auch den tiefsten Einblick in die Zukunft. Es ist, wie man sich gegenseitig zuraunt, noch jetzt in Brauch, vor Leuten aber, die es angeblich geübt haben oder noch üben, hat jedermann Scheu und Angst. Es geschah oder geschieht während der „Mette", das heißt während des feierlichen Gottesdienstes, der auf dem Lande in der Christnacht um 12 Uhr, der gefürchteten Geisterstunde, gehalten wird, und zwar auf einem Kreuzwege, das ist an einer Stelle, wo sich zwei Wege kreuzen, auf denen zu zwei verschiedenen Pfarreien die Todten getragen werden. Wer das Wagniß unternimmt, darf in den drei vorhergehenden Tagen weder beten, noch sich mit Weihwasser besprengen, noch darf er Brod oder Brosamen bei sich tragen, denn das Brod ist etwas Heiliges. Um Mitternacht muß er zur Stelle sein, in Sturm und Nacht allein, während alle übrigen Leute beim Gottesdienst und bei den Lichtern der Christnacht in der Kirche weilen. Um sich her muß er mit einem Haselstocke oder mit geweihter Kreide einen Kreis ziehen, der ja nirgends unterbrochen sein darf und weit genug sein muß, daß den Verwogenen die erscheinenden Spukgestalten nicht erfassen können. Auch muß er eine schwarze Henne oder einen schwarzen Hahn mit in den Kreis nehmen. Mit der zwölften Stunde beginnt es sich zu regen. Es kommt daher wie eine in Flammen stehende Fuhr Heu gerade auf den zu, der im Kreise steht; Schreckgestalten tauchen auf, greifen nach ihm, reden zu ihm, aber er darf nicht von der Stelle weichen und kein Sterbenswörtchen sprechen — und gelte es eine arme Seele zu erlösen, denn sonst ist er dem Teufel unrettbar verfallen. Um diesen zu befriedigen, muß ihm die schwarze Henne

[1] In Norddeutschland wird das Wallnußschalen-Orakel in der Sylvesternacht praktizirt.

zugeworfen werden. Wer diese Schrecken standhaft besteht, vor dem thut sich die Zukunft auf und er schaut das Schicksal, das ihn, seine Nachbarn oder sonstige Bekannte erwartet.

Verwandt mit dem Kreisstehen ist das Losstehen, doch ist es minder schrecklich. Es muß an einer Stelle geschehen, wo dreier Herren Gründe zusammenstoßen, aber erst bei Tagesanbruch, zwischen sechs und sieben Uhr. Auch darf dabei gebetet werden. Der „Losssteher" schaut ebenfalls die Zukunft.

Wie die überirdischen Mächte in der Zeit der Sommer- und Wintersonnenwende nach altüberliefertem Glauben sich den Menschen näherten, so auch bei Beginn des

Das Kreis- oder Kreuzstehen.

Frühlings. Daher ist der Georgstag, das altheidnische Osterfest, (24. April) ein solcher Tag für Zaubermächte, insbesondere für die Hexen. Daher hat man vor Zeiten an diesem Tage „abgejagt", indem man mit Stecken und Peitschen an Thor und Waschbank, an Zaun und Baum schlug, dabei schrie und knallte oder gar mit „geweihtem Pulver" in die Lüfte schoß. Man ging mit Ketten um das Haus und rasselte damit; Fichtenreiser wurden hereingebracht und daraus Besen gebunden, mit denen man „Stall und Stadel", „Kammer und Gredn" auskehrte u. s. w.

An diesem Tage gehen die Hexen am Morgen thaufischen. Mit einem Krug in der Hand und ohne jegliches Gewand streifen sie, anderen Sterblichen unsichtbar, auf Feldern und Wiesen den Thau ins Gefäß; daheim fahren sie mit der äußeren Fläche der noch thaufeuchten Hand den Kühen über den Rücken, wovon dann dieselben fortan sehr viele Milch

geben, oder sie mischen von diesem Thau unter die Hexensalbe. Wer vor Sonnenaufgang ungekreuzt und ungewaschen, mit einem Schuh, ohne ein Wort zu sprechen, auf's Feld geht, kann die Hexen bei ihrer Beschäftigung sehen. Redet man sie dabei an, so ist ihre Macht gebrochen.

Noch besteht der Glaube, daß es Leute gebe, die allerlei Zauberkünste wissen und verstehen. Sie „bannen" den Dieb und den Fuhrmann, daß sie nicht mehr von der Stelle können, oder sie zwingen durch ihren Bannspruch den Dieb, die gestohlenen Sachen wieder zur Stelle zu bringen. Sie „wenden" die Krankheiten mit allerlei Ceremonien und Sprüchen, z. B. man wische gegen die Finger und Zehen hinaus und spreche dazu dreimal: „Schwund, Gicht und Gall, geh' weg von mein' Fleisch und Bluet, von mein' Mark und Bein und geh' auf einen harten Kieselstein".

Man kannte „Segen", das sind Zauberformeln für schwere Geburten, für Feuersgefahr, für Hagel und Gewitter. Auch ließ man über das Vieh alljährlich den Halterſegen sprechen, den das Jesuskind selbst den Hirten gab, als sie kamen, um es anzubeten. Ein fremder Hirte ging von Haus zu Haus und sagte, wenn man ihn gewähren ließ, überall folgenden Spruch:

„Glück herein und Unglück hinaus!
Es ist ein fremder Halter im Haus.
Im Namen Jesu tritt ich herein:
Gott behüt' eure Rinder und Schwein';
Und alles, was ihr habt in Haus und Hof,
Das soll gesegnet sein
Als wie der heilig' Kelch und Wein
Und das wahre Himmelsbrod,
Das Jesus Christus aufgewandelt hat.
Treibt euer Vieh durch Haus und Gart'n,
Da kömmt Sanct Peter mit dem Himmelsschlüssel,
Sperrt den Thieren ihren Rüssel,
Dem Fuchs, dem Luchs ihren Mund
Und dem Wolf seinen Schlung
Auf das ganze Jahr u. s. w.

Keckes Wagen, frohe Laune, frommer Sinn kennzeichnen des Oberösterreichers weltliche und kirchliche Feste, einen reichen Schatz von altheidnischen Überlieferungen, Glauben und Meinungen birgt hierzulande noch unbewußt die Volksseele in stiller Tiefe und zeigt ihn ab und zu bei allerlei Bräuchen und Meinungen; man hat es aber nicht gerne, wenn jemand mit rauher Hand daran deutelt und rüttelt und krittelt.

Der Oberösterreicher versteht und liebt die Arbeit. Wie viel Schweiß steckt in den wogenden Weizenfeldern des Inn- und Donauthales! Doppelt soviel kostet aber erst das mühsam bestellte Haferfeld des Mühlviertlers!

Vom Donaustrand bis zum Gipfel des hohen Priel und hinein in die Schluchten des „todten Gebirges" und hinauf bis zum „Karls-Eisfeld" am Dachstein — überall Arbeit. In den Granitbrüchen des Mühlviertels, in den Bergwerken am Hausruck, in Ischl und Hallstatt, in den Sudhäusern zu Ebensee, in den Hammerwerken und Fabriken an der

Enns und Steyr, an der Krems und Traun und draußen in der Ebene, in den Holzschlägen hinauf bis zum Plöckenstein — überall Arbeit. Landmann, Handwerker, Holzknecht und Schwoagerin u. s. w. haben ihre Arbeit mit schönen Bräuchen umkränzt und gewürzt.

Des Landmannes Sinnen, Denken und Fühlen gehören dem Felde, dem Säen, Pflügen, Ernten. Darauf beziehen sich seine altererbten „Wetterregeln" und diesem gelten zahlreiche spruchartige „Arbeitsregeln", z. B.: „Fruher Dunner — spater Hunger"; „Dickerl (das ist St. Benedict) steh auf und bau' Habern"; — „Is nu um drei Tag z'bald, na' unser Frauen ist guet bauen". „Am Georgstag soll sich im Korn verbergen ein' Krah (Krähe) und z'Pfingsten ein Mann"; — „z'St. Veit maaht ma in alle Weit"; — „der Peterstag brennt dem Korn d'Wurzen ab"; — „am Peterstag steht der Bauer mit der Sichel da;" — vom Roggen rechnet man: „vierzehn Tag' schießen; vierzehn Tag blean (blühen); vierzehn Tag einköna (Körnerbildung) und vierzehn Tag a' zeitig'n (reifen)", „bau'n Weiz in's Lackl, so füllt er dir's Sackl" u. s. w.

Um die Saaten vor dem Hagel zu schützen, steckt man am Palmsonntag „Palmbuschen" in dieselben. Am Georgstag oder auch in der Nacht vor dem Charfreitag treibt man die Hexen durch Schnalzen mit Peitschen und Rasseln mit Ketten nicht blos von Haus und Hof, sondern auch von Grund und Boden fort, und am folgenden Tag, am Markustag, beginnt der Bauer das „Kornfeldbeten". Abends umgeht er mit den Seinigen, den Rosenkranz betend, die Gründe, wo Korn und Weizen stehen. Großen Werth legt er darauf, daß die Frohnleichnamsprocession im Freien abgehalten werde, denn geschieht es nicht, so ist Hagelwetter zu befürchten. Mit leicht begreiflicher Angst sucht er durch allerlei Mittel ein solches Unglück auch sonst abzuwenden. Ziehen Hagelwolken daher, so eilt man, die Egge mit den Zähnen nach oben hinzulegen, denn das hilft gegen den Schlossenfall. Kömmt dieser dennoch, so stellt man schnell das Weihbrunngefäß auf den Düngerhaufen oder gibt drei Schlossen in dasselbe. Auch wenn man bei Beginn eines Hagels eine Schlosse zerschlägt, geht das Hagelwetter ohne weiteren Schaden vorüber. Endlich nach langem Kümmern und Sorgen kommt die Schnitt- oder Erntezeit. „Zu Kilian schneid't ein jeder Mann" ist agronomischer Canon. Die ersten Halme, welche der Schnitter erfaßt, bindet er sich um den Leib, denn das hilft gegen die Kreuzschmerzen, und die letzten Halme läßt man auf dem Felde stehen. Wird der Weizen geschnitten, bringt die Bäuerin Krapfen auf den Tisch; desgleichen wenn die Haferernte beendet ist. Ist die letzte Garbe geschnitten, ist das „Abschnitterkoch" zu verzehren Brauch, wobei Blumensträußchen auf den Tisch kommen, um welche Knechte und Mägde sich streiten. Zum Erntefest setzt es wohl auch einen Schnittertanz.

Auch für das Obst hat der Bauer seine Sprüche, so sagt er: „Der Jagel thuets salzen, der Lenzl thuets schmalz'n, der Bart'l gibt eahm ein' G'schmach, der Michl brockt's

ab;[1] — „der Margarethen-Regen macht d'Nuß' theuer"; — „z'Bartlmei stöckt man d'Äpfl und d'Nuß in's Heu"[2] u. s. w.

Zwischen den „Frauentagen", das ist zwischen Mariä Himmelfahrt und Mariä Geburt, drischt man schon wieder das neue Samenkorn und zu Ägidi (1. September) ist die erste Woche für die Roggensaat, in der Kreuzwoche (Kreuzerhöhung, 14. September) die zweite und in der Quatemberwoche die dritte. Um zu erfahren, welche von diesen drei Saatzeiten die günstigste ist, nahm der Bauer sonst von der ersten Fuhr Korn, die er einbrachte, drei Ähren und legte sie der Reihe nach in die Erde. Welche am schönsten aufging, gab ihm diese Woche an.

Kommt der Winter, so ist die Zeit zum Dreschen des Getreides. Auch für diese Arbeit hat man gewisse Sprüche und Bräuche. So deutet man den Tact, nach welchem die Drescher auf die Tenne schlagen, durch rhythmische Sprüche an: Wenn einer drischt, lautet es: „Dieb — Dieb"; wenn zwei: „Schölmdieb — Schölmdieb"; — wenn drei: „Stich d'Katz ab — Laß's Fleisch da"; — wenn vier: „Hand[3] Hund in Dah — Jag's abher da"; — wenn fünf: „Hand Hund in Sumpa";[4] — wenn sechs: „Ein' Schüssel voll Krapfen, — i mag's nöt dertapp'n[5] u. s. w.

Wenn endlich das letzte „Stroh", das ist so viel Getreide, als auf einmal auf der Tenne gedroschen werden kann, an der Reihe ist, läßt die Bäuerin ein Säckchen mit gedörrten Birnen, Äpfelspalten, Nüssen u. s. w. durch die Küchenmagd oder sonst jemand auf die Tenne werfen. Man nennt das den „Tendlboß". Die Überbringerin muß sich aber flink aus dem Staube machen und in die Stube, in den Tischwinkel flüchten, denn die Drescher werfen die Flegel weg und laufen ihr nach. Wird sie eingeholt, so wird sie „ausgespannt", das heißt, es werden ihr die Arme ausgespannt und an einen Stock gebunden; überdies wird sie „eingestroht", das heißt in Stroh gewickelt und muß sich tüchtig ausspotten lassen.

Anderwärts geht während des „letzten Strohes" ein Knecht heimlich in die Küche. Er hat ein Strohkränzlein mit, füllt eine Pfanne mit Wasser, legt das Kränzlein hinein und heizt unter, worauf er, sich eiligst entfernend, schreit: „'S Krapfenstroh brinnt!" Erwischt ihn dabei die Bäuerin mit den Mägden, muß er es sich gefallen lassen, daß man ihm Hände und Gesicht mit Ruß schwärzt und so in die Scheune zurückbringt — zum Gelächter der übrigen.

Wer beim „letzten Stroh" den letzten Schlag auf die Tenne thut, bekommt die Stab'lhenn' oder die „rothe Henn'", was für ein Zeichen der Saumseligkeit und Faulheit

---

[1] Am Jakobstag (25. Juli) sind Äpfel und Birnen noch sauer; am Laurenztag (10. August) bekommen sie Saft; am Bartholomäustag (24. August) werden sie schmackhaft; am Michaelstag (29. September) ist Obsternte. — [2] Äpfel und Nüsse sind reif. — [3] sind. — [4] Korb. — [5] erreichen, erhaschen.

gilt. Jeder Dreſcher gibt daher wohl acht, um nicht den letzten Schlag zu thun und die Stadlhenne zu bekommen. Doch iſt dieſe ſo übel nicht. Beim Ausdreſchermahl erhält der „Unglückliche“ nämlich eine doppelte Portion von Schweinebraten, die man ihm überdies mit Weizen-, Korn- und Gerſtenähren aufputzt. Als Zugabe muß er freilich manche Spottreden und Neckereien hinnehmen.

Wer unter Nachbarn zuerſt „ausdriſcht“, das heißt mit dem Abdruſch fertig iſt, ſchickt ſeinem Nachbar, der noch nicht ſo weit mit der Arbeit iſt, den „Leoblmann“ mit der „Leoblreutern.“ [1] Es iſt dieſes ein Strohmann, der mit allerlei Lumpen und Fetzen bekleidet wurde. Man gibt demſelben einen Dreſchflegel über die Achſel und eine „Reuter“ (Getreideſieb) auf den Rücken; auf dem Hut aber hat er einen Zettel mit Spottverſen, z. B.: „Auf mein' Hut ſteht's g'ſchrieb'n, — Wann's net leobeln mögts, — Laßt's ös lieg'n“. Des Morgens, wenn beim Nachbar die Dreſcher ſchon in der Scheune ſind, wird ihnen der Strohmann auf die Tenne geworfen. Der Überbringer hat aber höchſte Zeit zur Flucht; denn erwiſcht man ihn, ſo wird er „ausgeſpannt“ und „eingeſtroht“ und mit geſchwärztem Geſichte fortgejagt.

Den feſtlichen Schluß des Abdruſches bildet das „Ausdreſchermahl“, auch „Tendelboß“ genannt, wobei Braten und Krapfen nicht fehlen dürfen. Zu demſelben werden in recht patriarchaliſcher Weiſe ſelbſt die Taglöhner geladen, außerdem der eine oder andere „Freund“ und der Müller, bei dem der Bauer ſein Getreide mahlen läßt.

Auch der Flachsbau und die Flachsernte haben ihre eigenthümlichen Gebräuche. Wenn der Bauer Haar, das iſt Flachs anbaut, ſo macht ihm ſein Weib „Eier in Schmalz“ und trägt es ihm auf das Feld nach, wo es der Säemann ißt, ehe er die Arbeit beginnt, angeblich damit die Hände heil [2] werden, ſo daß die „Linſet“ [3] leicht davon wegfliegt. Thatſächlich handelt es ſich hiebei um einen heidniſchen Ackercult. — Beim Sonnenwendefeuer ſpringen die Mägde hoch über dasſelbe, damit der Flachs hoch wachſe. Ähnliches thaten ehedem die Weber bei den Faſchingsaufzügen in der gleichen Abſicht. Daß die angebrannten Beſen vom Sonnenwendefeuer in das Flachsfeld geſteckt werden, wurde ſchon oben angeführt.

Hoch geht es in manchen Gegenden her bei der Flachsernte, die aus dem „Haarfangen“ und „Haarrüffeln“ beſteht. Zu dieſer anſtrengenden Arbeit kommen die Leute aus mehreren Häuſern zuſammen. Das Haarfangen, das iſt das Ausreißen des Flachſes aus dem Boden, beginnt man zeitlich morgens. Die Leute aus den einzelnen Häuſern halten dabei partienweiſe zuſammen und arbeiten um die Wette, ſo daß es raſch vorwärts geht. Und das iſt auch gut, da die mit Flachs beſtandene Fläche keineswegs unbedeutend iſt.

---

[1] Leob'ln heißt ſchläfrig ſein und thun (vergleiche „lau“). [2] glatt. [3] Leinſamen.

Stichel- und Spottreden, allerlei Neckereien fördern die Arbeit. Der ausgerauſte Flachs wird ſogleich in Bündel („Bürde“) gebunden und nach Hauſe gefahren. Iſt der letzte Acker ausgerauft, beendet dieſen Theil der Arbeit ein gemeinſames Juchzen im Doppelchor, indem ein Chor in hoher Tonlage „Juh“ ſchreit und der andere um eine Terz tiefer „Hu“ antwortet, was mehrere Male raſch hinter einander ſich wiederholt, worauf beide Chöre einſtimmig mit langgedehntem Juhſchrei ſchließen. Dann geht das „Rüffeln“ an, ſo nennt man das Abreißen der Samenkapſeln des Flachſes vom Stengel. Dazu hat man zwei Rüffelbäume, das ſind Balken, in welche die Rüffelbretter, kammförmige eiſerne Rechen, befeſtigt ſind. Dieſe zwei Balken werden einander gegenüber aufgeſtellt und ſo viel als „Rüffelbretter“ an einem Stamme ſind, ſtellen ſich „Rüffler“ zur Arbeit an. Da heißt es nun tüchtig zugreifen, denn wer ſäumig iſt, der hat Spottſprüche zu erwarten.

Bald findet ſich an jedem Rüffelbaume ein luſtiger Kumpan, der mit lautem Lärmen die bekannten und unbekannten Schwächen der verſammelten Arbeiter „ausſchreit“ und jedesmal alle Arbeiter auffordert, beizuſtimmen und laut zu rufen: „Ja“, was auch jedesmal geſchieht. „Bei der Rüffel iſt Alles zu ſagen erlaubt“ — gilt als urwüchſiger Rechtsgrundſatz, und wer den „Rüfflern“ zu Geſicht kömmt, wird, wer er auch ſein mag, „ausgeſchrien“. Dabei ſetzt es manchen witzigen Spruch, aber auch derbe, grobe, bittere Worte. Niemand jedoch hält ſich dagegen auf; er käme auch dadurch nur vom Regen in die Traufe. Während die Arbeit flott vorwärts ſchreitet, die Flachskapſeln niederrieſeln, die Rüffelbretter ſurren unter dem Einhacken des Flachſes und lauter Lärm nebenher geht, ſchafft drinnen die Hausfrau, um die Jauſe, aus einer Art Topfenkäſe beſtehend, herzurichten und das Rüffelmahl zu kochen. Dazu gehören zwei Sorten Brein, Hirſe in Milch gekocht und dann in großen Fladen abgekühlt und feſt geworden. Noch iſt die Bäuerin mitten in der Arbeit, da ſchleicht ſich ein flinkes Bürſchchen ein und haſcht ihr von dem „Brein“ weg, wenn ſie ihm denſelben nicht etwa freiwillig heimlich zuſteckt. Mit dieſer Beute, die er in ein Tüchlein geborgen hat, tritt er keck zur Rüffel hin, ſpricht anfangs von harmloſen Dingen, beginnt aber bald die Arbeiter zu necken und ihnen zu zeigen, daß er ihnen den „Brein“ geſtohlen habe. Alsbald aber muß er ſich die Gelegenheit zu entſpringen erſpähen. Er muß ſchnell auf den Füßen ſein, ſonſt iſt es um ihn geſchehen. Denn wird er eingeholt, ſo führt man ihn im Triumph zurück, bindet ihn an der Rüffel feſt, ſchwärzt ihm Hände und Geſicht mit Ruß und dann wird er „ausgeſchrien“, was Platz hat; auch kömmt er ſobald nicht los. Sie umheulen und umjuchzen und verſpotten ihn wie etwa die Rothhäute ein „Blaßgeſicht“, das ſie gefangen eingebracht haben. Zum Scalpiren und Lebendigverbrennen kömmt es aber doch nicht, wenn auch nicht viel davon fehlt.

Den Schluß macht das Rüffelmahl. Es iſt über der Arbeit ſchon Nacht geworden; endlich iſt man zu Ende und nun geht es im chormäßigen Juchzen in die Stube. An

großen Tischen wird Platz genommen. Zuerst kommen gewaltige Schüsseln mit Semmelsuppe. Sind sie bis zum Boden leer gegessen, nimmt jeder seinen hölzernen Löffel und klopft damit auf den Rand der Schüssel, was Zeug hält, und dazu wird laut gejuchzt bei jedem Tisch. Das gibt einen ordentlichen Lärm ab! Dann kömmt „Schmalzkoch" auf den Tisch mit gebackenen „Äpfelrädchen" als Auflage und dann in gewaltigen Stücken der Brein, das Hauptgericht, das man nicht mehr aufzehrt, sondern mit heimträgt. Den „Brein" schön gekocht zu haben und in hohen Stücken vorlegen zu können, ist Ehrensache der Bäuerin.

Aber nachdem das Mahl beendet und mit gemeinsamem Gebete geschlossen ist, geht man noch nicht heim. Man ist ja von der Arbeit gar nicht müde. Tische und Bänke werden weggeräumt, eine Zither oder eine Harmonika oder doch ein „Fotzhobel" wird herbeigebracht, und nach des Tages Last und Arbeit setzt es erst noch den Rüffeltanz ab, so ein oder zwei Stündchen, bis Mitternacht da ist. Jetzt erst wird heimgegangen, wenn sich nicht noch hier oder dort ihrer Zwei vor dem Mondschein in den dunklen Schatten eines Baumes oder einer Hecke flüchten. Was sie sich wohl zu sagen haben?

Suchen wir auch die Bewohner des Gebirges bei ihrer Arbeit, mit ihrem Brauch und ihrer Lust auf.

Zu den schwierigsten Arbeiten daselbst gehört der Abtrieb des Waldes, das Herabbringen der gewaltigen Stämme in das Thal und das Verflößen des Holzes auf den Gebirgsbächen und Flüssen, eine mühsame, gefahrvolle Arbeit, die einen starken Arm und sicheres Auge nebst Geschicklichkeit und Gewandtheit erfordert. Die Holz- und Floßknechte, kurzweg „Flötzer" genannt, sind darum auch wetterharte, furchtlose Gesellen, denen es aber auch an Humor nicht fehlt. Zu ihrer und anderer Belustigung haben sie sich eine Parodie der Flößarbeit ersonnen und daraus einen Faschingsjux gemacht.

In Grünau, einem romantisch gelegenen Orte im oberen Almthal, veranstaltet man nämlich am Faschingsdienstag den „Flötzerball".

Schon einige Zeit früher wird ein Miniaturfloß, wie solche in den Wirthshäusern, wo die Flötzer einzukehren pflegen, als Wahrzeichen über ihrem Stammtische vom Düppelboden herabhängen, zum Dorftischler gebracht. Dieser bessert es aus, lackirt es frisch und ziert es mit bunten Seidenbändern. Auch sorgt er, daß die kleinen Holzfiguren, welche mit Rudern bewehrte Flötzer vorstellen, nicht fehlen.

Am Faschingsdienstag wird das Floß vom Tischler abgeholt und auf einen Schlitten, wie sie die Bauern zur Winterarbeit benützen, geladen, und zwar so, daß es von allen Seiten leicht gesehen werden kann. Der Schlitten ist rings mit jungen Fichtenbäumchen besetzt, an deren Wipfel das Floß angebunden wird. Zwei oder auch drei Paar Ochsen ziehen den Schlitten und ein Bock dient als Vorspann. Dessen Kopf ist mit einem Kranz

geziert, die Hörner mit farbigen Papierstreifen umwunden und überall an ihm flattert es und weht es von Seidenbändchen und Schleifchen. Die Ochsenknechte tragen ebenfalls Hüte mit grellen Bändern und knallen während der Fahrt unausgesetzt mit den Peitschen, als gälte es wer weiß was für eine schwere Last zu führen. Zu beiden Seiten des Schlittens und hinter demselben gehen Flötzer mit Knitteln, „Dremeln", versehen. Ein solcher hängt auch am Ende des Seiles, das rückwärts am Schlitten befestigt ist. Mit diesem Knittel wühlt ein Flötzer fortwährend den Schnee zu beiden Seiten der Straße auf und wirft ihn rechts und links, als arbeite er mitten im Flusse mit dem Steuerruder. Gelangt das Fuhrwerk an eine Stelle, wo Zuschauer auf den Zug warten, wird angehalten und mit weithin in den Bergen wiederhallendem Geschrei der Schlitten mittels der „Dremel" in die Höhe gehoben, als wäre er ein Floß, das auf eine Sandbank aufgefahren ist und wieder flott gemacht werden muß. So gewaltig ist die Arbeit, daß manch ein „Dremel" dabei in Stücke bricht, — man hatte ihn absichtlich zuvor halb durchgesägt. Dabei wird ab und zu die vermeintliche Wassertiefe gemessen und ausgerufen: „Halbö neunö; „Sechsö"; „Halbö drei"; „Achtö" u. s. w. Hat der Schlitten das Wirthshaus erreicht, wird das Floß abgeladen, in die Stube gebracht und daselbst aufgehängt, um fortan wie früher das gewohnte Wahrzeichen zu sein. Den Schluß machen Mahl und Tanz.

Ist auf den Alpenweiden endlich der Schnee auf die Dauer gewichen, so erfolgt der Auftrieb des Viehes auf die unteren „Almen". Der Tag hierzu ist nach altem Herkommen der Urbanstag (25. Mai). Erst um Mitte Juni treibt man auf die oberen Almen, nämlich am St. Veitstag (15. Juni). Die Wirthschaft dort oben liegt hauptsächlich in weiblichen Händen. Die „Schwoagerin" führt das Regiment, der „Halter", welcher Schafe und Ziegen zu beaufsichtigen hat, ist nur ihr Gehilfe. Hier weilt die Schwoagerin, arbeitet, schaltet und waltet, bis der Herbst kömmt. Um den Michaelstag beginnt der Heimtrieb und schließt mit dem Theresiatage (15. October). Da heißt es die Almhütte rein halten, das Milchgeschäft versehen, den Stall ausmisten, die Kühe im Auge behalten und betreuen, die steilen Bergwände, die selbst den Ziegen unzugänglich sind, erklettern und dort das spärliche Gras sammeln, was man „Gleckschneiden" nennt, und in großen „Grastüchern" auf dem Kopfe zur Almhütte tragen, um es dort zu dörren, damit man für unvorhergesehene Schneefälle Futter habe u. s. w.

Da braucht es rüstige Personen. Solche trifft man auch in den Almhütten; doch hat der Alpenbauer seine guten Gründe, keiner allzu jungen Dirne diesen Dienst anzuvertrauen, für welche die Einsamkeit des Hochgebirges, in der hier und da nur ein Holzknecht, ein Jäger, ein Wilderer auftaucht, gefährlich werden könnte. Man findet daher dort oben meist wetterharte und wetterbraune Weibspersonen, die den Frühling des Lebens schon verträumt haben und schon stark im Hochsommer desselben stehen, — „die sich auskennen".

Der Flötzerball in Grünau.

Aber singen können diese Leute, daß es eine Lust ist! Hat jemand durch richtiges Begegnen die anfängliche Scheu und Zurückhaltung dieser Naturseelen überwunden, so machen sie ihm sicherlich die Freude, ihre Almgesänge, Jodler und Juchzer preiszugeben, wie sie uns Schossers Melodien so ansprechend wiedergeben. Es sind „Lieder ohne Worte" in einer wunderbaren Mannigfaltigkeit. Die Form dieses Gesanges, welcher stets von zwei Schwoagerinnen ausgeführt wird, begreift kurze Sätze mit wechselndem Tacte in sich. Die fortschreitende Terze und der Sextengang bilden das Wesen dieser Gesänge, welche durch die häufigen Gegenbewegungen einen ganz eigenthümlichen Reiz gewinnen. Die Stimmen umfassen meist Sopran und Alt zugleich und schlagen bei der Verbindung der Intervalle stets hörbar von der Brust- und Mittelstimme in die Kopfstimme um. Der Eindruck, den diese Almgesänge hervorrufen, wird erhöht durch die große Natur der Umgebung. Die hohen Bergeshäupter, die weiten Ausblicke in endlose Fernen und in die Tiefe der Thäler, die in der Nähe schimmernden „Mäuern" und die aus der Ferne herüberglänzenden Gletscher und Firne, die freie, frische Bergluft und das unendliche Schweigen der Einsamkeit des Hochgebirges, — das Alles hat die rechte Stimmung hervorgerufen.

Wenn die Nebel aus den Thälern aufsteigen und der Wind schon kälter wird, folgt der Heimtrieb. Auftrieb und Heimtrieb sind die Hauptfesttage im mühevollen Leben der Schwoagerin, letzterer jedoch nur dann, wenn kein Thier der Herde auf der Alm verunglückt ist. Die Schwoagerin hat dann sich selbst in reine Kleider gehüllt und den Hut mit den letzten Alpenblumen geschmückt. Die Thiere der Herde, groß und klein, hat sie mit Rauschgold, bunten Bändern, Wachholdersträußen und Kränzen aufgeputzt. Und so geht es dem Thale zu. Den Zug eröffnet stolzen Schrittes die Schwoagerin; ihr folgt die „Läutkuh", dann die übrigen Kühe und der „Jod'l" (Stier) mit ihren Glocken und Schellen; hierauf kömmt der Halter mit den Ziegen und Schafen und Schweinen. Das läutet und schellt, und brüllt und meckert und blökt den Bergweg herab, das Dorf hinein, dem Stalle zu! Die Herrlichkeit des Almlebens ist wieder für ein Jahr zu Ende, und wenn am nächsten Sonntag beim Dorfwirth der „Almtanz" gehalten wird, ist es schier wie das „Faschingbegraben", so lustig-traurig ist die Stimmung.

Wenden wir auch noch einen kurzen Blick auf die Handwerksbräuche und Sprüche. Wenn die Zimmerleute irgendwo, etwa bei einem Brückenbaue, Pfähle einrammen, so geschieht das, wo man nicht schon die Dampfkraft verwendet, in einer Weise, die wahrscheinlich die Pfahlbauern schon geübt haben. Der Pfahl wird mit einem großen Schlegel, der von mehreren Händen gleichzeitig erfaßt, gehoben und gesenkt werden muß, allmälig in den Boden eingetrieben. Dabei muß es in gleichmäßigem Tacte gehen. Darum wird die Arbeit mit rhythmischen Sprüchen geleitet, die von den betheiligten Arbeitern im Chore eintönig gesungen oder recitirt werden, z. B.: „Einmal auf — und einmal drauf";

„zweimal auf — und zweimal drauf". . . . ; „zwölfmal auf — und einmal drauf"; „auf, daß's kracht — drauf, daß's paſcht — und aft[1] raſt's." Haben die Maurer eine größere Arbeit begonnen und kommt ein unberufener, aber nicht unwillkommener Neugieriger dazu, um ſich die Sache anzuſehen, ſo wird er „eingeſchloſſen", das heißt, man ſperrt ihm mit einer Schnur den Weg und thut dieſes mit dem Spruch:

„Sie haben ſich vergangen,
Und ſind jetzt gefangen.
Wir thun Sie verſchließen;
Es darf Sie nicht verdrießen.
Wir verſchließen Fürſten, Grafen und Edelleut';
Das iſt der Maurer Pflicht und größte Freud'.
Wer dieſen Bau will betrachten,
Darf ein kleines Trinkgeld nicht achten.
Wir verſchließen Sie auf ein Glas Bier oder Wein,
Dann wird der Ausgang wieder offen und frei ſein."

Wer die richtigen Gegenſprüche und Fragen zu ſtellen weiß, ſo daß er dadurch die Maurer um die Antwort in Verlegenheit bringt, kommt ohne „Trinkgeld" los, ein Anderer aber nicht. — Iſt das Haus vollendet oder wird in ein Gewölbe der letzte Ziegel eingeſetzt, ſo geſchieht dieſes nicht ohne Feierlichkeit, nicht ohne herkömmlichen Spaß und Spruch. — Der Bauherr oder deſſen Frau muß den „Zwickel", ſo nennt man den letzten Ziegel, einſchlagen. Ein Maurer ſteht aber mit einem Beſen da und wehrt mit demſelben die Wucht eines jeden Schlages ab; ja es befindet ſich vielleicht ſogar ein anderer auch unter dem Gewölbe und ſtößt den Schlußziegel nach jedem Schlage wieder zurück; der Bauherr muß die Schläge wiederholen! Indeſſen macht ein dritter Arbeiter auf einer bereitgehaltenen Holzlatte Strich um Strich, bei jedem Schlage einen, bis der „Zwickel" feſtſitzt. So viele Striche zuletzt die Latte zeigt, ſo viele Maß Moſt oder Bier muß der Bauherr preisgeben, daher auch der Spruch dabei geſagt wird:

„Angfangt' hamma in Gottes Nam',
G'macht hamma's, ſo guet ma's kinna ham.
'S wird wohl 'n Bauherrn a paar Maß koſten;
Er kann uns koan Laahn[2] und koan Bug'l[3] zoagn.
G'arbeit' hamma nach der Latten und Schnur:
Ziegel, geh in dein' ewige Rueh."

Frohes Schaffen, muntere Arbeit, geheiligt durch uralte Bräuche, nicht ſelten von überſprudelndem Übermuthe begleitet, ſind ſo recht nach dem Sinne des an Leib und Seele kerngeſunden Volkes in Oberöſterreich.

Mundart, Dialect und Volksdichtung.

Wer vom Almſee oder von Hinterſtoder aus den mächtigen Gebirgsſtock überſteigt, der Oberöſterreich von Steiermark ſcheidet, dem wird es nicht entgehen, daß das muntere Volk der Sennerinnen, das auf dem wild zerklüfteten Hochplateau des Todten Gebirges ſteiriſches Vieh hütet, nicht nur andere Lieder ſingt und andere Kleider trägt, ſondern auch eine etwas andere Sprache ſpricht als ihre Nachbarinnen an der Steier und Alm. Ein

[1] Dann, nachher. — [2] Vertiefung. — [3] Höcker.

kümmerlicher Wald, der sich mitten in die Steinwüste des Todten Gebirges hineingelegt hat, heißt beispielsweise im Munde der Aussseer Hennarsch, indeß die Oberösterreicher, denen die Erweichung des r zu rsch fremd ist, Hennar sprechen. Überschreitet man bei der Burgruine Wittinghausen die Nordgrenze des Landes, die kaum durch eine Hecke markirt ist, so schlägt ein eigenthümlich singender Ton ans Ohr, den man in Haslach, das ein paar Wegstunden südlicher liegt, nicht hört. An dem „si regnet", „si schneit" erkennt der Freistädter den deutschen Bauer aus den böhmischen Grenzdörfern. Der Niederösterreicher von Haidershofen an der Enns hänselt den Ellennser, wie er seinen Nachbar westlich des Grenzflusses nennt, wegen seiner breiten und altväterisch klingenden Sprache und dem Innviertler bei Schärding und Braunau gilt der am westlichen Ufer des Inn wohnende Rotthaler in Betragen und Rede für grob. — Doch selbst innerhalb der engen Grenzen des Landes ist die sprachliche Einheit, trotz aller Gemeinsamkeit in Wort und Ton, keine absolute. Wie die Flora eine andere ist in den Niederungen der Traun und Donau als unter dem Schatten der Tannen- und Buchenwälder des oberösterreichischen Seegebietes, wie Licht und Luft anders vertheilt sind, ob der Wanderer die wohlbestellten Fluren des sonnigen Hügellandes durchstreift oder ob er die himmelanragenden Felskuppen des Dachsteingebirges emporklimmt, wie die Lebensbedingungen für den Köhler in der düsteren Waldeinsamkeit des Blöckensteines andere sind als für den glücklichen Bewohner des gesegneten Weizenbodens von St. Florian, so sind auch die Laute der Volkssprache nach verschiedenen Gauen mannigfaltig nüancirt, so daß man berechtigt ist, mehrere Sprachgebiete zu unterscheiden. Der Kamm des Hausruckwaldes und der Lauf der Traun trennen das Land südlich der Donau in drei solche Gebiete und im oberen Mühlviertel, dem alten Abteilande, das durch Jahrhunderte unter dem Hochstift Passau stand, wohnt ein reckenhaftes Geschlecht, das den östlich von der großen Mühl wohnenden Nachbar nicht nur an Statur um ein Gutes überragt, sondern sich von demselben auch durch mancherlei sprachliche Eigenthümlichkeiten unterscheidet. Diese Unterschiede sind oft nur dem geübten Ohr vernehmbar, durch die Schrift aber schwer oder gar nicht zu bezeichnen. Oft liegt die Verschiedenheit nur im Tonfall der Rede oder in der schärferen Articulation eines Lautes. So wird östlich von der Traun auslautendes r zu einem dumpfen, tonlos nachklingenden a, man spricht mia (mir), dia (dir), mea (mehr), Bäa (Bär). Am Hausruck und im alten Abteiland wird r auch an dieser Stelle energisch gerollt und da überdies dort das e vor vocalisirtem r stark geöffnet, hier aber geschlossen ausgesprochen wird, so fällt bei der Häufigkeit dieser Laute schon infolge dieses einzigen Unterschiedes die Rede hier und dort ganz anders ins Ohr. In Wörtern wie Bart, Haar, hart, schwarz spricht man in dem einen Gebiet trübes a mit nachklingendem helleren a, in dem anderen trübes a mit kräftig articulirtem r, was wieder eine große Anzahl von Wörtern hier und dort anders klingen macht. Eine ähnliche

Differenzirung hat die Aussprache des l zur Folge, das im oberen Mühlviertel auch nach Vocalen kräftig tönt, in den übrigen Gebieten aber vocalisirt wird. Dazu kommen mancherlei lexikalische Unterschiede. Östlich von der Traun heißt „beiden" dem Käufer Credit geben, in den westlichen Gauen heißt es warten und leihen. „Frad" heißt dort eine wunde Stelle, hier auch ein Taugenichts. „Raad" ist in den östlichen Gebieten gleichbedeutend mit Gereute, im Sauwald heißt es auch das zum Verkohlen bestimmte Holz, und der Köhler, den man sonst Kohlenbrenner nennt, heißt dort Raadbrenner. Der Bauer um Peuerbach nennt einen hitzigen Menschen „ehri", einen geschickten „g'firi", das Stiefelrohr „Buling", das Kornmandel „Bögl", den Dienstboten „Ehalden", den gährenden Brodteig „Kick", ein kleines Hühnerei „Urigerl", ein junges Huhn „Singerl" — Wörter, die dem Traunviertler völlig unbekannt sind. So ließe sich beispielsweise aus dem engbegrenzten Gebiet zwischen der Mattig und dem Engelbach eine lange Reihe von Wörtern anführen, die in den anderen Gebieten entweder ganz unbekannt sind oder doch eine andere Bedeutung haben. Durchgreifender als die lexikalischen Verschiedenheiten sind die Abweichungen im Vocalismus, da sich dieselben auf eine große Anzahl betonter Stammsilben erstrecken. Das lange o wird in jedem Gau anders, selten aber o ausgesprochen. Östlich vom Hausruck bis gegen die Enns und westlich von der großen Mühl hat es sich zu eo diphthongirt, man spricht also greoß, reod, teod, Breod, Neoth, Reosen, Teod. Östlich von der großen Mühl hat sich o in die nämlichen Laute aufgelöst, nur wechseln o und e die Stelle und die obigen Wörter lauten groeß, roed, toed u. s. w. Dabei hat in beiden Fällen der erste Laut den Ton und o öffnet sich nach a hin. Westlich vom Hausruck bis an den Inn ist o durch einen Diphthong vertreten, den die Dialectorthographen durch ou oder au zu bezeichnen geneigt sind, so daß die obigen Wörter wie grouß, routh, toud oder gar grauß, rauth, taud lauten. Eine ähnliche Mannigfaltigkeit zeigt das alte ei. Zwar ist dieser Laut im ganzen Gebiet vorherrschend, im Traunkreis fast ausschließlich durch den an französisches oi erinnernden Diphthong óa vertreten, doch erscheinen am Hausruck und im oberen Mühlviertel dafür beachtenswerthe Varianten. In einer größeren Zahl von Wörtern hat sich der erste Theil dieses Doppellautes zu einem dumpfen a gesenkt, dem ein deutliches i folgt, so in Ai'a (Eiche), Maisn (Meise), Waid (Viehweide), haider (heiter), i haiß' (ich heiße). Vor m und n ist in den nämlichen Gebieten für ei ein ui eingetreten, wobei m und n völlig verschwunden sind: Rui (Rain), kui (keine), Stui (Stein), i wui (ich weine), i mui (ich meine), dahuit (daheim). Der Vertreter des gemeindeutschen eu und des ie der Verba der U-Classe ist vom Hausruck bis gegen die Enns io, in den übrigen Gebieten oi; man spricht also dort Tiosl (Teufel), hior (heuer), friosʼn (frieren), gioßʼn (gießen), hier aber Toisl, hoir, froisʼn, goißʼn.

Von geringerer Bedeutung für die Charakteristik der Landessprache, weil auf engere Grenzen beschränkt, doch aber als sprachgeschichtliche Curiositäten erwähnenswerth, sind

ein paar Sprachinseln. Als eine solche bezeichnet man die Gosau. In der Gemeinde Viechtwang wohnt am linken Ufer der Alm das sonderbare Völklein der Almecker, aus wenigen Familien bestehend, die alle untereinander verschwägert sind, sich selten außer der Sippe verheiraten, sich überhaupt streng gegen ihre Nachbarn abschließen und außer anderen Besonderheiten eine Menge von Wendungen und Ausdrücken haben, die im übrigen Lande nicht verstanden werden. Die Sprache der Märkte und kleinen Städte hebt sich von der Sprache des Bauers durch einige charakteristische Züge ab. Sie verschmäht die bäuerlichen Diphthonge, die das lange o vertreten, und ersetzt sie durch ein nach a hin geöffnetes o. Den Diphthong oa vereinfacht der Städter gerne zu langem a: i haaſs (ich heiße), Staan (Stein), Baan (Bein). Das oi für ei gilt für feiner als das io, weshalb der Städter jenes bevorzugt; in den Verben der U-Classe ist das oi durch den Diphthong ie (ia) verdrängt worden. Im Allgemeinen nähert sich die Sprache der Städter der Schriftsprache. Eine solche Annäherung ist auch in der Sprache des Bauers nicht zu verkennen. Während im XVIII. Jahrhundert der Dialect noch so unumschränkt herrschte, daß selbst der gebildete Beamte in seinen Agenden, Rechnungen und Berichten, wenigstens was den Vocalismus anbelangt, den unverfälschten Dialect schrieb, ist heute selbst der ungebildetste Bauer auf dem einsamsten Gehöfte bestrebt, sobald er die Feder zur Hand nimmt, sich des Hochdeutschen zu bedienen. In neuester Zeit üben Schule und Zeitungswesen, Verfassungsleben und allgemeine Wehrpflicht einen von Tag zu Tag sich steigernden Einfluß auf die Sprache aus. Manches Wort, das vor dreißig Jahren noch gang und gäbe war, ist heute veraltet, die bäuerlichen Diphthonge eo, io und oi sind nun auch auf dem flachen Lande theils verdrängt theils gefährdet, der Bauer ist sich der Derbheit seiner Sprache bewußt und sucht sie, wenn er mit dem Gebildeten spricht, nach Möglichkeit zu vermeiden.

Die Dialectdichtung ist die reinste Kunstdichtung in bäuerlicher Verkleidung. Ebensowenig als der Städter, der sich gelegentlich einer Besteigung des Schneeberges oder einer Villeggiatur am Attersee in Alpencostüm wirft, zum Älpler wird, ebensowenig ist auch nur einer unserer vaterländischen Dichter von Maurus Lindemayr bis Leopold Hörmann, wie gediegen der Inhalt ihrer Lieder, wie rein auch der Dialect sei, den sie sprechen, ein echter Volksdichter. Sie sind vielleicht aus dem Volk herausgewachsen, aber sie gehören ihm nicht mehr an, sie singen zwar von dem Volke, aber nicht für dasselbe. Manchmal sieht die Dialectdichtung vom Volke, dessen Sprache sie spricht, gänzlich ab und wird zur subjectiven Lyrik. Diese Gattung hat besonders in den Liedern, die dem vaterländischen Sinn, der Liebe zum heimatlichen Dorf, zum väterlichen Haus Ausdruck geben, Einzelnes geschaffen, was auf bleibenden Werth Anspruch erheben kann.

Der Vater der modernen Dialectdichtung ist der Benedictiner von Lambach, Maurus Lindemayr (1723 bis 1783). Seine Hauptstärke ist das bäuerliche Lustspiel. Er schildert

die Bauern in ungeschminkter Naturwahrheit und ist von sentimentaler Schönfärberei ebensoweit entfernt als von pessimistischer Übertreibung. Seine Gestalten sind nicht salonfähig, das ist ja der Bauer auch heute nicht. Die kleinen Stücke haben gewöhnlich eine unbedeutende Handlung, nichtsdestoweniger sind ihre Gestalten echte, warmblütige

Maurus Lindemayr.

Menschen von ausgeprägter Individualität und sie sprechen die Sprache der geradsinnigen, naiv empfindenden Natur. Wie im Leben, so ist in Lindemayrs Stücken Ernst und Scherz, Lust und Leid innig verwebt.

Ein Geistesverwandter, wenn nicht ein Schüler Lindemayrs, ist Leopold Koplhuber (1763 bis 1826), Benedictiner von Kremsmünster, der eine Übersetzung von Otfrieds Evangelienharmonie sammt einem Commentar hinterließ, der von einer staunenswerthen Gelehrsamkeit Zeugniß gibt. Er schuf in seinem „Moar z'Foastenbüchl" einen urwüchsigen

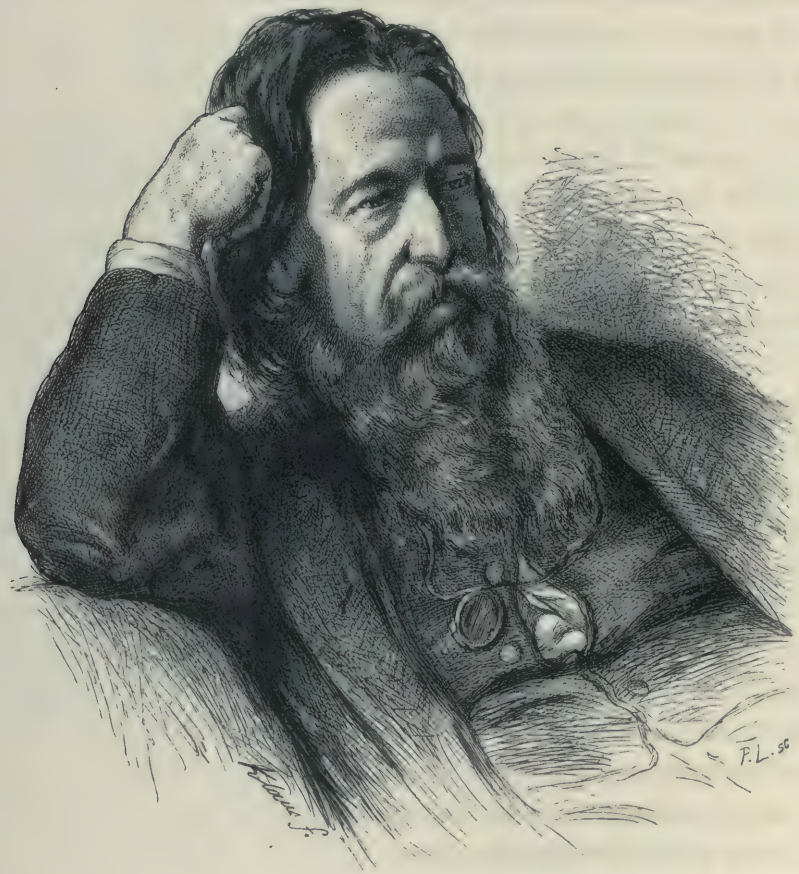
Bauerntypus, verfaßte überdies derb-komische Gespräche und das äußerst beliebte Gedicht „Da Budlhaumteufel", das in drastischer, aber durchaus volksthümlicher Sprache eine tragikomische Fuhrmannsgeschichte erzählt.

Obwohl Lindemayr als Vater der oberösterreichischen Dialectdichtung zu betrachten ist, hat er doch auf die jüngeren Dichter weniger eingewirkt als Stelzhamer, um den sich die ganze Schule wie um ihren Meister schart.

Unter Stelzhamers Vorläufern ist neben dem hochgebildeten, feinfühligen Josef Theodor Fischer (1802 bis 1844), der zarte Liebeslieder sang und sinnige Naturbilder entwarf, Anton Schosser (1801 bis 1849) mit Recht der bekannteste und beliebteste. Schosser schließt sich nach Inhalt und Form der echten Volksdichtung am engsten an. Selbst aus dem Volk hervorgegangen, sein ganzes Leben hindurch mit dem Volke in enger Berührung, war er mit dem Thun, Denken und Fühlen desselben innig vertraut. Er durchwanderte die Alpenthäler von der Enns bis zur Traun und hinterließ in seinen Gesängen ein poetisches Gedenkbuch dieser Wanderungen. Schosser ist eine versöhnliche Natur und deckt die Schwächen des Volkes, die ihm nicht entgehen, gerne mit einem halbdurchsichtigen Bilde zu. Manche seiner Lieder sind der Ausdruck seines subjectiven Empfindens. Da spricht er, dem kein glückliches Los beschieden war, manch herbes Wort aus, doch bittere Erfahrungen machen den Dichter nicht zum pessimistischen Weltverächter, in der Natur findet er Trost und Heilung.

Das von Allen anerkannte Haupt der oberösterreichischen Dichterschule, der Einzige, der den Ruhm unserer ländlichen Muse weit über die engen Grenzen des kleinen Landes hinausgetragen hat, ist Franz Stelzhamer. Am 29. November 1802 als der Sohn eines Kleinbauers im Dorfe Großpiesenham bei Ried geboren, besuchte er das Gymnasium zu Salzburg und studirte in Graz und Wien die Rechte. Nachdem er lang ein unstetes Wanderleben geführt hatte, widmete er sich ausschließlich der Dichtkunst. Er verfaßte Gedichte und schrieb Erzählungen in der Schriftsprache, die nicht ohne Werth sind, doch seinen Ruhm begründeten seine Dialectdichtungen. Vom Jahre 1845 ab lebte er in Ried, später in Salzburg. Erst als er schon in höherem Alter stand, befreite ihn ein Jahresgehalt von der nagenden Sorge um das tägliche Brod. Er starb zu Henndorf bei Seekirchen am 14. Juli 1874. Stelzhamer ist der einzige Dialectdichter, dem seine Kunst ausschließlicher Beruf war. Er identificirt sich gänzlich mit dem Volk, dessen Empfindungen in seinem Gemüth einen getreuen Wiederhall finden. Sein Auge ist von keinem Vorurtheil getrübt, sein Urtheil durch keine Tendenz irregeleitet. Er sieht das Volk wie es ist und Alles, was er sieht, fühlt und denkt, wird ihm zum Lied, denn das Singen ist ihm so natürlich wie der Blume das Blühen. Weisheit und Thorheit, Lust und Leid, Hassen und Lieben des Volkes klingt in seinen Dichtungen wieder. Er hält mit seinem Tact die richtige

Mitte zwischen dem derben Realismus und dem schwärmerischen Idealismus; indem er das ganze Volksleben mit poetischem Schimmer umkleidet, wird er der Wahrheit nie untreu. Volkslust und Liebe ist das Hauptthema seiner kleineren Lieder, in denen er auch die volksthümliche Form musterhaft zu handhaben weiß. Im heimatlichen Dorf, bei seinen



Franz Stelzhamer.

Wanderungen durch das Land begegnen ihm allerhand wunderliche Gestalten, die er mit Meisterhand zeichnet. Der Prahlhans, 's Lumperl, der Haadárá, der Pickan, der Grobian, der Dickschädl sind Charakterköpfe von bleibendem Werthe. In dem idyllischen Epos „d'Ahnl" hat sich der Kleinmaler zu einem größeren Werk erhoben, in welchem er gewissermaßen die Summe seines Schaffens zieht. Dieses ländliche Gedicht, in nahezu 2.000 leicht dahin fließenden Hexametern abgefaßt, ist das Bedeutendste, was die oberösterreichische Dialectdichtung überhaupt geschaffen hat. Wie jedes Wort, jede Wendung unverfälschte Volkssprache ist, so sind die Gestalten sämmtlich dem Volke entnommen, alle in markiger

Originalität gezeichnet, eine erschöpfende Mustersammlung bäuerlicher Typen. Aus ihrem Zusammengreifen schürzt und löst sich eine Handlung von dramatischer Lebendigkeit, die zwar nicht von welthistorischer Bedeutung ist, doch von entscheidender Wichtigkeit für das Wohl und Weh der Betheiligten. Das Gedicht ist, wie Lindemayrs Bauernkomödien, ein schätzenswerther Beitrag zur Culturgeschichte. Wir sehen da die Bauern bei ihrer Arbeit und in der Muße, bei der geschäftlichen Transaction und im Lieben, bei Schimpf und Ernst, in der Kirche und beim Tanz, bei Schmaus, Spiel und Raufhandel. Wie hoch das Allgemeine über dem Einzelnen, das vielverschlungene Gewebe von Ereignissen und Beziehungen, die das Leben des Bauernvolkes ausmachen, über dem Witzwort des Spaßvogels, über dem thörichten Streich des Einfaltspinsels, wie hoch das große Historiengemälde über der nebensächlichen Randverzierung steht, ebenso hoch steht Stelzhamers „Ahnl" über allen den Caricaturen, Possen und Schwänken, in denen andere Dialectdichter das Volksleben zu schildern vorgeben. So trefflich Stelzhamer zu erzählen weiß, so ist er doch durch und durch Lyriker. Die besten seiner Lieder sind Gelegenheitsgedichte im edlen Sinne des Wortes, aus denen sich leicht eine poetische Lebens- und Leidensgeschichte des Dichters zusammenstellen ließe. Wie Stelzhamer von allen seinen Wanderungen immer wieder ins Vaterhaus zurückkehrte, so klingt bei aller Mannigfaltigkeit der Stimmungen ein Gefühl immer wieder durch, das uns den Dichter, bei allen den Mängeln, die auch ihm anhafteten, immer wieder liebenswürdig macht: die Liebe zu seiner Mutter.

Seit Stelzhamer seine ersten Lorbeeren gepflückt hat, ist eine rege Schar von heimatlichen Dichtern an der Arbeit, die alle den vom Meister betretenen Weg gehen, sich aber je nach Anlage und Temperament in größerer oder geringerer Entfernung halten.

Adam Kaltenbrunner (1804 bis 1867), der als Mitbegründer unserer Dialectdichterschule bezeichnet werden muß, pflegte mit Vorliebe die komische Erzählung. Volksthümliche Typen, deren Züge nicht selten zur ergötzlichen Caricatur erhöht sind, zeichnen Josef Moser (geboren 1812), Karl Puchner (1813 bis 1880), Rudolf Jungmair (1813 bis 1875), Ludwig Luber (1814 bis 1850), Ferdinand Margelik (1816 bis 1878), Anton Gartner (1817 bis 1858). Sie alle stehen im bewußten Gegensatz zum Volke; indeß sich aber die bisher Genannten mit mehr oder weniger Wohlwollen zum Bauer herablassen, gehen ihm Franz Innbach (geboren 1820) und Johann Georg Mayr (geboren 1821) mit der Geißel der Satire unerbittlich zu Leibe. Daneben versuchten sich alle ohne Ausnahme und nicht ohne Glück im volksthümlichen Schnadahüpfl; manchem von ihnen, wie Moser, Gartner und Mayr ist ein und das andere sinnige Lied auf die heimatliche Landschaft, auf Berg und Wald, Bach und See gelungen. — Unter den lebenden Dialectdichtern steht unstreitig Norbert Purschka (geboren 1813) am höchsten. In seiner Jugend pflegte er ein ganz eigenthümliches Genre; er schilderte in kurzen, glücklich pointirten Gedichten das Pfarrhof-

leben, mit dem er als Seelsorger wohl vertraut war. Diese Gedichte, überquellend von Humor, haben seinerzeit dem jungen Dichter rasch allgemeine Beliebtheit verschafft. Bald trat jedoch Puršchka aus diesem allzu engen Rahmen heraus und zog das ganze Dorf, die ganze Gemeinde in den Bereich seiner Beobachtung. Seine zahlreichen Bilder aus dem Dorfleben sind mit behaglicher Breite ausgeführt und man rühmt an ihnen mit Recht neben der Porträtähnlichkeit der Gestalten die edle Gesinnung, die aus jeder Zeile spricht, so daß seine Dichtungen einen wohlthuenden Gegensatz bilden zu gewissen einseitigen Schilderungen des Bauernlebens, die zur Belustigung eines städtischen Publicums am Bauer nur Rohheit und tölpelhafte Bornirtheit zeigen. Doch ist Puršchka nicht blind gegen die Schwächen des Bauers; er sieht sie und verschweigt sie auch nicht, aber sein versöhnliches Gemüth kennt keine Bitterkeit, seine Weltanschauung ist durch reiche Erfahrung abgeklärt, nichts, was menschlich ist, scheint ihm fremd oder unbegreiflich; findet er aber schon einmal, daß das Thun und Denken seiner Helden an die Grenze des ethisch Erlaubten streife, so weiß er mit feinem Humor seinen Geschichten eine solche Wendung zu geben, daß wir uns zum Schluß mit seinem Helden aussöhnen. In der Handhabung der Form mag vielleicht Puršchka seines Gleichen haben, im Bau der singbaren Strophe wird er gewiß von Zöhrer übertroffen, doch ist außer ihm keiner von allen den zahlreichen Dialectdichtern im Besitz der Wünschelruthe, welche die Macht verleiht, unter allen Umständen auch beim Bauer die Goldkörner edler Menschlichkeit zu entdecken, und wenn überhaupt Dialectdichtung auf die breite Masse berechnet sein kann, so sind Puršchkas Dichtungen in erster Linie geeignet, ein Laienbrevier für das Volk abzugeben.

Eduard Zöhrer (1810 bis 1885) ist mit Puršchka geistesverwandt, so verschieden auch ihre Stilart sein mag. Er liebt knappe Darstellung, und da er ein Meister der Reimkunst ist, da ihm überdies eine zarte Empfindung und hohe musikalische Begabung eigen sind, so gelingt ihm das kleine singbare Lied wie kaum Einem; ab und zu kann er bei allem Wohlwollen für seine Sujets auch bitter werden. Zöhrer hat viele seiner Lieder alten Volksweisen angepaßt, zu anderen hat er volksmäßige Weisen selbst erfunden. Er pflegte überdies eine besondere Gattung; er lieferte nämlich zu der Sammlung volksthümlicher Weihnachtslieder, die Sigmund Fellöcker seit 1880 unter dem Titel „Kripplgsángl und Kripplspiel“ herausgibt, bis zu seinem Lebensende unermüdlich Beiträge.

Das obere Mühlviertel, das sowohl geographisch als auch ethnographisch eine Individualität für sich bildet, hat in Cajetan Koglgruber (geboren 1817) und Norbert Hanrieder (geboren 1842) seine zwei besonderen Dichter. Koglgruber ist ein anmuthiger Erzähler und versteht es, in knappen Reimen eine gesunde Lebensweisheit vorzutragen. Hanrieder hat ein besonders warmes Herz für das Volk, dem er entstammt. In seinen Mußestunden dichtet er „Mühlviertler Maarl“ (Märchen), Cultur- und Landschaftsbilder

aus seiner engeren Heimat. Unter den jüngeren Dichtern ist einer der fruchtbarsten Alexander Oberneder (geboren 1839), der außer volksthümlichen Weihnachtsgedichten ernste und heitere Geschichten aus dem Volksleben mit Humor vorträgt. In neuerer Zeit haben einige dem Volke ferner stehende Oberösterreicher sich Sprache und Ton des Bauers zu eigen gemacht. Franz Keim (geboren 1840), der Dichter der „Sulamith", gibt der Liebe zur Heimat in anmuthigen Vierzeilen Ausdruck, Hans Kunz (geboren 1846) und Leopold Hörmann (geboren 1857) kleiden ihre Gedankensplitter mit Geschick in die Form des Schnadahüpfls und der sprach- und formgewandte Anton Matosch (geboren 1851) singt reizende Frühlingslieder; er ist überdies der erste, der sich in Dialect-Prosa versucht hat. Diesen heimatlichen Dichtern reihen sich ein paar Männer an, deren Wiege nicht zwischen Inn und Enns gestanden ist; so haben Wilhelm Cappilleri aus Salzburg und Hugo Leitenberger aus Niederösterreich Gedichte in oberösterreichischer Mundart veröffentlicht.

Wenden wir uns jetzt zum Volksgesange und zur Volksdichtung.

Wer der Geschichte des Volksgesanges in Oberösterreich nachgeht, wird finden, daß derselbe zu verschiedenen Zeiten verschieden war, stets aber hat, was das Volksgemüth lebhaft erregt, im Lied seinen Ausdruck gefunden. Als in grauer Vorzeit die Stürme der Völkerwanderung durch das Land brausten, mögen die Schicksale der Volkskönige poetisch verherrlicht worden sein; der Umstand, daß das größte deutsche Volksepos in unseren Gauen entstanden ist, beweist zur Genüge, einen wie mächtigen Eindruck jene Ereignisse auf das Volksgemüth ausgeübt haben. Als im Mittelalter tief gläubige Religiosität das ganze Leben durchdrang, strömte auch hier der innige Gottesglaube im Gesang aus: Das Lied ist stets der wirksamste Träger und Verbreiter neuer Lehren, daher spiegelte sich auch hier zur Zeit der Reformation der Widerstreit der religiösen Meinungen im Gesange wieder. Zur Zeit des großen Bauernkrieges zogen die Rebellen unter den Klängen des Fadingerliedes in den Kampf, und mehr als ein poetischer Kopf hat es unternommen, von den Gräueln jenes blutigen Volkskrieges zu dichten. Ein solcher Dichter singt von den Bauern:

Schwarze Fahnen thun sie führen,
Das ist ihre Liberei,
Einen Todtenkopf darinnen,
Der gibt zu verstehen frei:
Sie sind unterworfen
Dem Tod, gangs wie es wöll.
Viel Volk thut ihn zulaufen
Aus viel Orten mit Haufen.
O lieber Gott, steh bei!

Spottverse auf die Bauern haben sich auf Schlachtenbildern erhalten; so steht unter einem Bild, das einen für die Bauern unglücklichen Kampf bei Neuhofen darstellt:

Mier Pauern glauben ohn allen Zweifel,
Der Lebel[1] hat lauter lebendige Teufel,
Ich bleib einmal nit lenger hier;
Lauf, Jodl, und nimm den Brotsack mit dir.

[1] Oberst Löbel.

Wenn heute der alte Volksgesang in seinen beiden Hauptvertretern, dem religiösen Lied und der Ballade, kaum mehr eine kümmerliche Existenz fristet, so folgt daraus keineswegs, daß beim Volk die Freude an Gesang und Musik abgenommen habe. Es wird nur dem musikalischen Bedürfniß heute zum Theil in anderer Weise Genüge geleistet.

Eine Art des alten heimatlichen Volksgesanges hat sich in ungeschwächter Kraft erhalten, das Schnadahüpfl. Die Träger dieser Gattung, die sangesfreudigen Bauernburschen, besitzen einen überaus reichen Schatz dieser kleinen Lieder, die sich von Generation zu Generation vererben, und was davon im Lauf der Zeiten verloren geht, wird täglich ersetzt, denn jede „Rud", wie sich die kleinen Geselligkeitsvereine der Bauernburschen nennen, hat nicht nur ihr eigenthümliches Repertoire, sondern auch ihren Dichter, und sie setzt ihren Stolz darein, bei jedem Tanz das Publicum durch ein paar neue Liedchen zu überraschen. Bemerkenswerth ist dabei der Umstand, daß diese täglich neu aufschießenden Liedchen ausnahmslos auf dem Boden der Gegenwart stehen.

Die Form dieser Liedchen ist sehr schlicht; sie bestehen meist aus vier zweitactigen Zeilen, so daß zwei klingende und zwei stumpfe Zeilen sich kreuzen und die letzteren reimen:

I bin a kloans Bürscherl | Und i wött um an Zwoanzga[1],
Und steh auf an Stoan; | Du kannst ma nix thoan.

Öfter verbindet sich auch ein klingendes Reimpaar mit einem stumpfen:

Mein Dierndl hoaßt Naanderl, | Und Waangerl so rund,
Hat schneeweiße Zaanderl | Das ma dreinbeißen kunt.

Oft sind zwei Vierzeilige als Strophe und Gegenstrophe zu einem Wechselgesang verbunden, wobei die Gegenstrophe den nämlichen Gedanken in anderer Wendung aufnimmt.

Er: Du schwarzaugats Diernderl | Sie: Derfst nöt lustiga sein
Wia hättst as denn gern? | Und nöt trauriga wer'n;
Soll i lustiga sein | Wiast bist, a so bleibst,
Oder trauriga wer'n? | A so han i di gern.

Häufig wird dasselbe Thema in zwei oder mehreren Strophen variirt. Zwar könnte jedes „Gesätz" für sich bestehen, doch lieben es die Sänger, bei einem Gegenstand länger zu verweilen und die Variationen aneinander zu reihen:

A bisserl a Lieb | Und halbs liab i die falsch
Und a bisserl a Treu | Und i sag da nöt alls.
Und a bisserl a Falschheit | Hiazt brauch i zwoa Herzerl,
Is allweil dabei. | A falschs und a treus,
Halbs Zinn und halbs Blei, | Und hiazt liab i zwoa Diernderl,
Und halbs liab i di treu | An alts und a neus.

[1] Zwanziger.

Auch das eigentliche mehrstrophige Lied, das sich aus Vierzeiligen zusammensetzt, ist nicht selten:

In Wald bin i ganga
Han's gehn vergessen,
Und da is a schens Diernderl
In Baam ob'n gsessen.

Aft[1] ruck i mein Hueterl,
Geh schen gleined[2] für,
Und aft steigt das schen Diernderl,
Glei aba zu mir.

A Diernderl is gwesen
So schen und so mild,
Und i d'Kira hätt's taugt,
Waar a wunderschens Bild.

Und wann ma's i d'Kira
Thaat auffi macha,
Und wia wurd's halt auf d'Buama
Schen abalacha.

So einfach und anspruchslos die Mache dieser Liedchen ist, so ungelenk Vers und Reim dem feingebildeten Ohr erscheinen mögen, so sind ihnen doch Vorzüge eigen, die manchen Producten der Kunstdichtung abgehen. Zu diesen Vorzügen zählt die Neigung zum bildlichen Ausdruck und die Gewandtheit in der Handhabung desselben.

Gewöhnlich ist das Naturbild, das an die Spitze des Liedes tritt, weniger Schmuck als Bedürfniß, es ist vielmehr ein unentbehrlicher Halt, an den sich der nachfolgende Gedanke anlehnt. Oft ist ein bestimmter Zusammenhang des Bildes mit dem Gegenstande gar nicht ersichtlich.

Der Traunstoan is gspitzat,
Ban Boden is er rund,
Und wo sand denn di aufrichtig'n
Dierndel hiatzund?

A Schneeberl hats gschnieb'n
Alle Bergerl sand weiß,
Und i woaß ma schon wider
A Diernderl a neus.

Öfter steht zwar der Gedanke im Zusammenhang mit dem Naturbild, doch ist die Beziehung sprachlich nicht angedeutet, so daß das Auffinden derselben zum anmuthigen Räthselspiel wird.

Zwoa Fischerl in Wasser,
Zwoa Haaserl in Klee,
Und da lacht halt mein Diernderl,
Wann i daher geh.

Zwoa schneeweiße Täuberl
Die flieg'n übers Haus,
Und s' Diernderl, das ma b'schaffen is,
Bleibt ma nöt aus.

Manchmal verkehrt die Laune des Sängers die Ordnung und stellt das Bild an die zweite Stelle:

s' Diernderl hat d'Lieb aufg'sagt
Daust'n in Wald;

Und hiatzt hats a kloans Schneberl gschieb'n,
Drum is so kalt.

Ist die Zahl dieser Lieder so groß als die der witzigen Einfälle des Sängervolkes, so ist ihr Inhalt so mannigfaltig, als das menschliche Gefühl wandelbar ist. Da die Träger

[1] Nachher. [2] Still.

dieſer Gattung die lebensfrohen Bauernburſche ſind, ſo iſt ein gut Theil dieſer Lieder erotiſcher Natur; die ganze reiche Tonleiter der Gefühle und Stimmungen, deren ein liebendes oder verliebtes Gemüth fähig iſt, klingt in dieſen Liedern wieder.

Wer Liebe gefunden hat, preiſt ſie als den köſtlichſten Schatz:

Mein Schatz is mir lieber
Wie alls auf der Welt,
Als wie Silber und Gold
Und ön Kaiſer ſein Geld.

Mein Diernderl hoaßt Reſerl,
Wie a Reſerl is gmaln;
Han d'Kaiſerin g'ſegn,
Hat ma nöt a ſo gfalln.

Die Liebſte nimmt den ganzen Sinn gefangen:

I denk hin, i denk her,
I denk kreuz, i denk quer,

I denk allweil ans Diernderl,
Sunſt denk i nix mehr.

Doch verlangt Liebe Treue:

Mein Herzerl is treu,
Liegt a Schlöſſerl dabei,

Und a oanziger Bua
Hat a Schlüſſerl dazua.

Indeß baut auch der liebende Bauer nicht unbedingt auf den Treuſchwur der Geliebten:

Wie mehr Sternderl leuchten,
Wie heller is d'Nacht;

Und i han auf mein Diernderl
A weng an Verdacht.

Nicht ohne Grund, denn Untreue iſt nicht ſelten und Falſchheit fährt auf der Straße:

Is der Schaur[1] drüber kemma
Und d'Güß[2] hab'ns austrenkt,

Und ſeit dem fand die aufrichtig'n
Diernderl ſo weng.

Darum hat auch manche Betrogene Grund zu klagen:

Hiatzt[3] han i mein Treuheit
In Garten anbaut,

Und ös is mir nix gwachſen
Als lauter Unkraut.

Wen das Schickſal von der Geliebten trennt, der ergibt ſich in das Unvermeidliche:

Weil's d'Leut ſo habn wollnd
Und weil's Gott a ſo ſchickt,

So verlaß i mein Diernderl,
Wer woaß's is mein Glück.

Er tröſtet ſich wohl auch leicht, denn:

Was is's um a Haus
Und was is's um a Geld,

Und was is's um a Dirnderl?
Gibt gnua auf der Welt.

Auch der Schattenſeite der Liebe iſt ſich der Bauer wohl bewußt:

Die Lieb is bald ſüeß
Und bald wieder ſaur,

Und a Weib is a nothwendigs
Übel in Haus.

---

[1] Hagel. [2] Überſchwemmung. [3] Jetzt.

Neben dem erotischen Schnadahüpfl kommt auch, obwohl seltener, das mehrstrophige Liebeslied vor. Die rauhe Hand des Schicksals hat die Liebenden für immer getrennt; die Geliebte klagt also:

B'hüet di Gott, lieber Bua,
Hast ma gnumma mein Ruah,
Was d'ma du alls bist gwest,
Sag i heunt erst, weilst gehst.

Wirst ma dös schan hast gsagt,
Hat mein Herz gwaldi zagt,
Han i d'Augerl zuadruckt,
Han die Zaaherl[1] verschluckt.

Da die Schnadahüpfl, die im Schwange sind, nach Tausenden zählen, so ist es ferner selbstverständlich, daß nur ein geringer Theil derselben auf poetischen Werth Anspruch erheben kann.

Die Liebe ist zwar vorherrschend, aber nicht ausschließlich der Gegenstand der Schnadahüpfl. Das Volk hat eine satirische Ader; harmlose Neckerei, beißender Spott bilden nicht selten den Hauptinhalt des Gespräches bei Zusammenkünften in der Stube oder im Wirthshaus; kein Wunder, daß es auf allen Tanzböden von Trutzliedern ertönt. Gar oft gibt ein solches Lied Anlaß zu blutigen Reibereien, die ihren Abschluß vor Gericht finden. Diese Lieder vertreten auf dem Dorf gewissermaßen die Journalistik:

Gibts wo a Neuigkeit,
Das is halt unser Freud,

Dö thoan ma glei auslög'n,
Da thuats was z'lacha göb'n.

Pfarrer und Bürgermeister, Lehrer und Gemeinderath müssen sich die Kritik der übermüthigen Sänger gefallen lassen. Wer immer durch eine Thorheit sich bloßstellt oder gar zu Schaden kommt, thut gut, auf einige Zeit die Tanzböden zu meiden, wenn er nicht erfahren will, daß, wer den Schaden hat, für den Spott nicht zu sorgen braucht.

Seitdem das politische Leben auch das Landvolk in seinen Bann gezogen hat, tritt besonders im Flachlande, in der Nähe der Städte und der größeren Verkehrscentren auch die politische Dichtung auf. Die Stellung der Sänger, durchaus junge Burschen, die an der Politik keinen Antheil haben, bringt es mit sich, daß diese Dichtung nicht Partei nimmt, sie beobachtet und kritisirt. Als die Grundsteuerregulirung im Gang war und Grund und Boden classificirt wurde, sang man:

Hiatzt habn's agschaatzt ön Grund,
Der Bauer is auf'n Hund;

Das hoaßens regulier'n,
Wanns d'Leut recht anschmiern.

Den neugewählten Reichsrath begrüßten die Sänger mit Liedern wie folgendes:

Hiatzt wer'n ma halt hern,
Was's Guats auskocha wer'n;

Wir glaub'n halt schan,
Sö brennand d'Suppen wieder an.

[1] Zähren.

Trutzlieder singende Bauernburschen.

Noch hatte die Landsturmvorlage nicht Gesetzeskraft erlangt, und schon sangen die Bauernburschen an der Traun:

Von Landsturm thoans red'n
Und schreibn allerhand,
Machand d'Leut kloan[1] varuckt,
Da ban uns auf'n Land.

Der Sänger blickt in die Zukunft und stellt sich die Folgen des allgemeinen Aufgebotes vor:

Da wird aft s'Diernderl sagn:
Da liegt mein Bua begrab'n,
Und oft a Weib wird woan,
Wo bei an Kreuzerl loahn.[2]

Die Frage nach dem Autor ist nur in wenigen Fällen zu beantworten. Hat ein Bauernbursche einen poetischen Einfall, so bringt er ihn auf den Tanzboden; Hunderte wiederholen sein Lied, verändern es, geben ihm nach localen Verhältnissen eine andere Wendung, und so wird es Gemeingut und wandert durch's Land, ja über die Grenze desselben hinaus. Auch die Heimat des Liedes ist nur dann festzustellen, wenn es eine locale Begebenheit zum Gegenstand hat, da selbst die Sprache etwaiger Aufzeichnungen keinen Schlüssel an die Hand gibt, denn wie ein Lied von Gau zu Gau wandert, ändert es auch seine sprachliche Färbung.

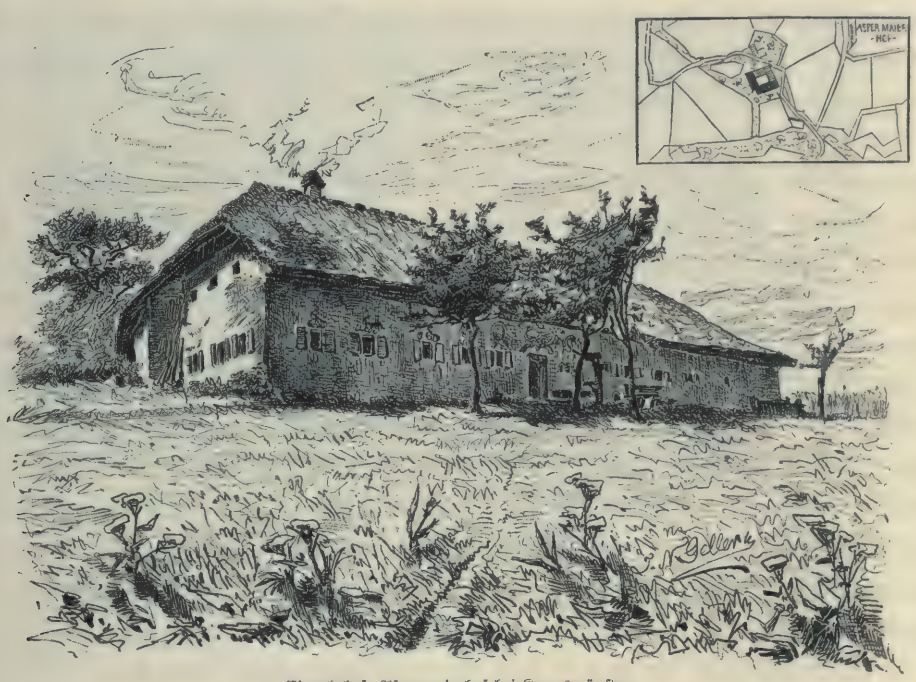
Ob alt oder neu, ob auf heimatlichem Boden entstanden oder aus den Nachbarländern eingewandert, diese Liedchen sind Eigenthum des Volkes. Die überreiche Fülle, in der sie vorhanden sind und täglich entstehen, ihre schlichtoriginelle Technik legen Zeugniß ab von dem poetischen Sinn, von dem gesunden Witz des Volkes.

Wohnungen und Ortsanlagen.

Wo das Land nicht flach ist wie am Inn und an der unteren Traun, sondern langgestreckte Hügelreihen mit engen, oft tief eingerissenen Thälern wechseln, liegen die Ansiedlungen durchaus auf den Höhen. Häufig breitet sich eine Bodenanschwellung plateauförmig aus, ebenso oft erweitert sich eine Bodensenkung zur sanft eingedrückten Mulde. Hier liegen die Gehöfte und kleinen Ortschaften in nicht allzu enger Nachbarschaft unregelmäßig zerstreut. Kleine Waldschöpfe scheiden die Nachbargründe, Hecken von Haselstauden, mit Weißdorn, Schneeball und Rainweide untermischt, von einzelnen Ulmen und Kirschbäumen überragt, umsäumen die Wiesen und Ackerparcellen, Feldwege und Raine sind von Obstbaumalleen beschattet, Gehöfte und Dorfschaften sind hinter dichten Fruchtbaumpflanzungen versteckt. Wo ein Thal tief eingerissen ist, sind die Ansiedlungen mit Vorliebe hart an die steilen Thalhänge hinausgerückt, die engen Thalgründe selbst aber sind, von den Mühlen abgesehen, nicht besiedelt. Hier kann man stundenlang über

[1] Ganz. [2] Lehnen.

feuchte Wiesengründe wandeln, deren Parcellen durch kleine, von natürlichen Hecken besäumte Wasserläufe getrennt sind. Nur zur Zeit der Heuernte regen sich auch hier ein paar Tage hindurch hundert fleißige Hände, bis die Mahd vorüber und das Heu in die Scheunen gebracht ist, die auf trockenen Wiesenplätzen stehen. Nur an den breiten Thalmündungen, wie an der unteren Krems, oder wo sich die Thalsohle zur Ebene erweitert, wie am Innbach und an der Mattig, sind die Ansiedler an die Wasserläufe hinabgestiegen, um die sumpfigen Wiesen trocken zu legen und zu fruchtbaren Kornfeldern umzuroden.



Einzelnhof: Aspermeierhof bei Kremsmünster.

Wenn man von den Städten und Märkten absieht, so ist im ganzen Lande südlich der Donau und im größeren Theile der nördlich dieses Stromes gelegenen Bezirke die geschlossene Ortschaft mit langen, eng aneinander gerückten Häuserzeilen gänzlich unbekannt. Das Ideal des Bauernsitzes ist hierzulande der Einzelnhof, auf dem der Bauer oder Meier mitten in seinem wohlarrondirten Feldercomplex mit seiner Familie ein patriarchalisches Leben führt. Nicht selten liegt ein solcher Einzelnhof auf einem kleinen Hügel oder auf einem durch ein paar tief eingerissene Gräben abgegrenzten Rücken, so daß der einheitlich bewirthschaftete Grundcomplex auch vermöge der Terrainformation ein abgeschlossenes Ganze bildet. Auf der Höhe liegt der Hof, von dem aus der Ferne nichts zu sehen ist als der weißgetünchte Schornstein, der zwischen den dichten Obstbaumkronen des Hausgartens durchschaut. Rings um den Garten liegen in symmetrischer Vertheilung die Felder,

deren Raine, radienförmig auseinander laufend, theilweise ebenfalls mit Obstbäumen bepflanzt sind. Wo die sanft abfallende Lehne in eine steile „Leithe" übergeht, grenzt dunkler Fichtenwald an die Saaten, die feuchten Wiesengründe des Thales bilden die Grenze dieses kleinen Reiches. — Wir verlassen die Straße, um einen solchen Hof zu besuchen, und folgen einem Feldweg, der uns quer über eine flache Mulde an die Grenze des Hausgartens führt. Ein paar Stufen, „Stiegel" genannt, erleichtern uns die Mühe, den Zaun zu übersteigen, und ein schmaler Steig führt uns zwischen Obstbäumen zur Hausthür. Links von derselben steht der Pumpbrunnen, dessen Schacht mit Steinplatten zugedeckt ist. Rechts beschattet ein mächtiger Birnbaum einen kleinen Tisch mit Holzbänken. Dort schmaucht der Bauer an warmen Sommerabenden sein Pfeifchen. Seitwärts, wo die Obstbäume weniger Schatten werfen, liegen einige Gartenbeete, auf denen die Hausfrau neben Salat und Gurken Nelken und Rosmarin zieht. Vor der Zudringlichkeit des Geflügels schützt den „Wurzgarten" ein Zaun aus dichtem Dorngeflecht, durch das zwar keine Hühner, wohl aber die üppigen Kürbisranken zu schlüpfen vermögen, deren gelbe Blütenkelche weithin leuchten. Wir haben uns dem Hof von der Nordseite genähert und stehen daher vor der Front des „Hausstockes", das heißt des eigentlichen Wohnhauses. Es ist ein ebenerdiges Gebäude, das, wie der mangelhafte Bewurf errathen läßt, aus Bruchsteinen zu einer mäßigen Höhe aufgeführt ist. In der Mitte der Front ist die „Oberthür" angebracht. Auf dem gothischen Thürsturz steht die Hausnummer, darüber hat ein vacirender Maler das Bild der heiligen Dreifaltigkeit und das des heiligen Florian und des heiligen Sebastian mit breiten Pinselstrichen mehr entworfen als ausgeführt. Die Fenster, deren wir beiderseits der Thür vier zählen, sind von mäßiger Höhe und rechteckig, nur das erste Fenster rechts von der Thür ist durch einen säulenartigen Pfosten mit geschwelltem Schaft in zwei Lichten getheilt, die durch je einen Rundbogensturz abgeschlossen sind. Das glatte, ziemlich steile Strohdach ist vom Wetter geschwärzt und stellenweise mit Moospolstern bedeckt. Wir treten über eine breite Steinplatte, die die Traufe überbrückt, an die Thür, welche durch roth und weiß angestrichene Verschalung sternförmig verkleidet ist. Nachdem wir mit dem hammerförmigen Thürklopfer ein paar Schläge gemacht haben, öffnet uns die Hausfrau, freundlich grüßend, den knurrenden „Donau" zur Ruhe weisend, und läßt uns in ein ziemlich geräumiges Vorhaus eintreten, das die ganze Tiefe des Wohnhauses einnimmt, von dem aus eine Thür in den Hofraum und je zwei Seitenthüren in die verschiedenen Wohnräume führen. In der Ecke rechts von der Thür steht ein quadratischer Tisch mit schräg gestellten Beinen, an dem in der warmen Jahreszeit die Mahlzeiten eingenommen werden. An Holzpflöcken, die in die Wand eingelassen sind, ist Pferdegeschirr aufgehängt. Durch die zweite Thür links gelangt man in die ziemlich geräumige Stube, den gemeinsamen Wohnraum der Familie. Die drei Fenster gehen auf den Hofraum, unter

diesen zieht sich die ganze Wand entlang, theilweise auch an den Seitenwänden hinausgreifend, eine niedrige, schmale, an ihre Träger festgenagelte Holzbank hin. In der Ecke über dem rein gescheuerten Familientisch aus unangestrichenem Ahornholz hängen in geschwärzten Rahmen ein paar Heiligenbilder, deren Figuren in grellen Farben schablonenmäßig auf Glas gemalt sind, daneben pickt mit ungleichmäßig hinkendem Schlag die Stubenuhr, deren Gewichte in einem hohen Holzkasten hängen. Der große grüne Kachelofen nimmt die Mitte der Innenwand ein; auf den Stangen des Holzgeländers, das ihn

Bauernstube bei Kremsmünster.

umgibt, sind ein paar Wäschstücke zum Trocknen aufgehängt. Im geräumigen Ofenwinkel ist eine breite Holzbank angebracht, die auch als Ruhebett dienen kann; im anderen Winkel hängt ein hölzerner Geschirrkorb, in dem blanke Holzteller und braune Thonschüsseln stecken. Die flache Decke, die wie die ganze Stube weiß getüncht ist, zeigt in rohem Stucco die Namen des Erbauers und seiner Ehehälfte sowie das Datum der Erbauung. In einer tiefen Mauernische, die an der vorderen Schmalseite angebracht ist, steht ein dickbäuchiger Mostkrug aus roh bemaltem Steingut, daneben liegen Pfeife, Tabakbeutel und Feuerzeug. Am Uhrkasten hängt der Welser Kalender, über der Ofenbank ruht auf zwei in die Mauer eingelassenen Pflöcken ein Brett, auf dem neben einem mächtigen Salzstock das Evangelienbuch und eine alte Hauspostille liegen; am Thürpfosten der Stubenthür hängt ein kleiner Weihwasserkessel, aus dem sich der Bauer besprengt, ehe er an die Arbeit geht. An die

Stube stößt die Küche, sie ist mit dieser gleich lang und nimmt wie diese die halbe Tiefe des Wohnhauses ein; ihre Fenster gehen auf den Garten. Der tief herabgreifende Rauchmantel vermochte es nicht zu hindern, daß das ganze Gewölbe über und über von Ruß geschwärzt wurde. In der inneren Ecke steht der viereckige Herd, der den großen Backofen überdeckt. Vor Jahren bereitete die Bäuerin im Sommer hier das Mahl; die kleine Herdgrube ist noch zu sehen; im Winter kochte sie am Feuer des Stubenofens, doch seitdem sie die Vorzüge des Sparherdes kennt, der vor dem nun vermauerten Feuerloche des Stubenofens steht, kocht sie Sommer und Winter auf diesem. Nur wenn sie Wäsche hat, heizt sie den großen Waschkessel, der an der Seite des Backofens angebracht ist und, wenn die Zwetschen gedeihen, auch beim Branntweinbrennen seine Dienste thut. Ein großes Cementwasserbecken, das an der äußeren Wand zwischen den Fenstern angebracht ist, wird direct vom Brunnen aus gespeist; unter der Scheuerbank ist eine Hühnersteige angebracht, wo im strengen Winter nachts das Geflügel eingesperrt wird. An Stube und Küche stoßen ein paar Gemächer, die als Schlafkammern für den Hausherrn und die Knechte dienen; in der Giebelstube darüber werden Getreide, Brod, Fleisch- und Mehlvorräthe aufbewahrt. Das Vorhaus, durch das man eintritt, ist unterkellert; daselbst ist in mächtigen Fünf- und Zehneimerfässern Obstmost eingelagert, auf einer erhöhten Brücke liegen Obst- und Kartoffelvorräthe, daneben steht der Bottich mit Sauerkraut, auf den Stufen der Kellerstiege und in Mauernischen aber stehen mit kleinen Brettern zugedeckt die hohen, engen Milchtöpfe.

Die Mägdekammer sowie das mit einem kleinen Kochherde versehene Auszugsstübchen, in welchem die Mutter des Besitzers in Ruhe ihre alten Tage verlebt, sind durch das Vorhaus von den eben geschilderten Wohnräumen getrennt.

Vom Vorhause tritt man durch eine Thür, die ein gewaltiger Holzriegel verschließt, in den quadratischen Hof, der von einem Trottoir aus breiten Steinplatten, der sogenannten Gred, eingefaßt ist. In den Seitenflügeln, die sich rechtwinkelig an das Wohnhaus anschließen, sind die Stallungen untergebracht, und zwar herrscht rechts die „große Dirne", wie die erste Stallmagd heißt, über zwölf stattliche Rinder von der edlen semmelfarbenen Mariahofer Race; im linken Flügel steht neben zwei kräftigen Pinzgauer Gäulen ein Paar Zugochsen. Indeß sich an den Kuhstall die Behausung des grunzenden Borstenviehs anlehnt, bleibt neben dem kleineren Pferdestall noch Raum genug für das Einfahrtsthor und für eine weitläufige Remise, wo neben Pflügen und Eggen, Schlitten und Wirthschaftskarren auch der „Kobelwagen" untergebracht ist, vor welchen der Bauer seinen weniger plumpen Gaul spannt, wenn er sein Weib nach Wels auf den Wochenmarkt fährt; die Scheune schließt den Hof nach rückwärts ab. Die hölzerne Quertenne theilt dieselbe in zwei gleiche Hälften, die durch vertical gestellte Stangen abermals so getheilt

sind, daß vier gleich große Bansen entstehen, Ösen oder Barren genannt, in denen die vier Getreidesorten Roggen, Weizen, Hafer und Gerste hoch bis zum First aufgestapelt sind. Dreschflegel und krummzinkige Holzgabeln hängen an mächtigen Säulen, die das Gebälke tragen, auf der Tenne steht die Getreideputzmühle und in einer der Bansen ist ein Bretterverschlag, der Tennkasten angebracht, in welchem die Frucht aufbewahrt wird, so lange sie nicht von der Spreu gesondert ist. Die Wandung der Scheune sowie der Futterböden über den Stallungen besteht aus einfachem Bretterverschlag, Wohnhaus und Stallungen

„Sölde" bei Kremsmünster.

hingegen sind gemauert, jenes hat einen mit Ziegelpflaster geschützten Dippelboden, diese sind gewölbt. Der Dachstuhl ist stehend; ein Firstbaum, der zwischen den Köpfen der sich kreuzenden Sparren ruht, sowie sogenannte „Windheften", worunter die Zimmerleute zwei Balken verstehen, die das Sparrensystem der äußeren Dachseite diagonal durchkreuzen, dienen dazu, dem Dachstuhl größere Festigkeit zu verleihen. Der ganze Gebäudecomplex steht unter einem gemeinsamen Dach, ein Umstand, der dazu beiträgt, dem oberösterreichischen Hof das stattliche Ansehen zu geben, auf das sich der Bauer nicht wenig zugute thut. Das enge Anschließen der Ställe und Scheunen an das Wohnhaus macht die Bewirthschaftung in mancher Beziehung bequem und gewährt dem Hausherrn jederzeit den Vortheil einer leichten Übersicht über das ganze Hauswesen. Das nahe Zusammenwohnen sämmtlicher Hausgenossen im Verein mit der Isolirung der Höfe bedingt es, daß der

Bauer mit seinem Gesinde zu einer Familie verwächst, über die er mit patriarchalischer Autorität gebietet, doch ergeben sich aus den nämlichen Umständen auch mancherlei Nachtheile, zu denen in erster Linie die Unmöglichkeit zählt, im Falle eines Brandes einen Theil des Hofes vor Einäscherung zu retten. Die einheitliche Geschlossenheit des Grundbesitzes und die Absonderung der einzelnen Familien machen den Bauer zum alleinigen Herrn auf seinem Gebiete und erfüllen ihn mit jener Befriedigung, die aus dem Bewußtsein unumschränkten Besitzes erwächst. Allerdings steigert sich diese Freude öfter zum protzenhaften Dünkel, der Alles geringschätzt, was nicht auf einem Eigenhof sitzt, und im Vereine mit angeborenem Starrsinn gar oft die Quelle von Grenz- und Wegstreitigkeiten wird, deren theuer erkauftes Resultat kein anderes ist als die Befriedigung, Recht zu behalten.

Zwar herrscht fast im ganzen Lande der gleiche Typus, sowohl was den Grundriß als auch den Aufbau der Höfe anbelangt, doch hat die Laune des Erbauers oder die Rücksicht auf gesteigerte Bedürfnisse im Laufe der Zeit den ursprünglichen Typus mannigfach abgeändert. Wohlhabende Bauern haben schon in älterer Zeit auf ihr Wohnhaus ein Stockwerk aufgesetzt, um geräumigere Fruchtböden und behagliche Wohnräume einzurichten. Außerdem sind innerhalb gewisser Grenzen in verschiedenen Landestheilen eigenthümliche Variationen des gemeinsamen Typus zu beobachten. In älteren Höfen ist der Pferde- oder Ochsenstall im Wohnhause untergebracht, an der unteren Traun und in den Niederungen des Machlandes tauschen Scheune und Rinderstall ihren Platz. Westlich vom Hausruck herrscht bis auf den heutigen Tag der Blockbau vor. An der oberen Krems finden sich dagegen Steinbauten aus dem XVI. Jahrhundert, und der Spruch: „Die Wartberger haben weiße Häuser und schwarzes Brod", scheint zu beweisen, daß der Steinbau daselbst seit älterer Zeit die Regel ist, obwohl auch östlich von der Traun der Blockbau bis vor wenigen Jahrzehnten nicht selten war. Heute finden sich davon nur spärliche Reste, da Wohnräume und Stallungen durchwegs gemauert sind; nur die mitunter hübsch geschnitzten Tramböden der Stuben haben sich selbst in gemauerten Häusern noch ziemlich häufig erhalten. Indeß hier der erste Stock als ein Luxus der neueren Zeit betrachtet werden kann, ist er am Hausruck und am Inn selbst in den ältesten Holzbauten Regel. Die Façade dieser alten Häuser ist ferner durch den Schrott, das heißt durch eine Galerie belebt, die unter den Fenstern des ersten Stockwerkes hinläuft und im Vereine mit mancherlei decorativem Beiwerk diesen Bauten einige Ähnlichkeit mit dem Alpenhause verleiht. Zwischen Inn und Hausruck sind zwar Wohnhaus, Stallungen und Scheune wie in den übrigen Bezirken auch im Quadrate angeordnet, doch stehen sie nicht unter einem Dache wie weiter östlich, sondern die vier Tracte sind an den Ecken nur durch Thorbögen mitsammen verbunden. Auch in der Dachung weichen die Häuser des westlichen Gebietes ab; hier tritt an Stelle des Strohdaches ein flaches, weit ausladendes Holzdach

Die großen und roh behauenen Schindeln sind ohne Nuth und Feder voll auf Fug gelegt und werden durch Pfosten, die parallel zu den Gesimskanten quer über gelegt und mit Steinplatten beschwert sind, festgehalten. Beachtenswerth und interessant ist der Umstand, daß die Grenze zwischen Holz- und Strohdach mit der ehemaligen österreichisch-baierischen Landesgrenze zusammenfällt.

Neben dem regelrechten Bauernhofe erscheint außer dem bescheidenen Häuschen des Taglöhners, das keinerlei Eigenthümlichkeiten aufweist, die von ethnographischem Interesse

Gruppendorf: Helmberg bei Kremsmünster.

wären, noch die „Sölde". Der Söldner, der es ebensowenig wagt, sich „Bauer" zu nennen, als es dem Durchschnittsbauer erlaubt ist, sich den Titel „Meier" beizulegen, nennt nur ein Besitzthum von wenig Jochen sein Eigen. Er hält selten Pferde oder Zugochsen, sondern spannt seine Kühe vor den Pflug. Seinem geringen Besitzthum entspricht auch seine Wohnung. Wohnhaus und Stallung haben ein gemeinsames Dach und bilden eine Front. Die Scheune steht entweder seitwärts unter einem besonderen Dache oder sie bildet mit dem Wohnhause einen Haken.

Im ganzen Gebiete zwischen dem Fuße der Alpen und der Donau, sowie in den südlichen Theilen des Mühlviertels erscheint neben dem Einzelnhof das Gruppendorf von drei bis fünf, selten von zehn bis zwölf Hofstätten. Wo das Terrain coupirt ist, wie am Fuß der Alpen, bildet nicht selten der Dorfgrund, geradeso wie der Grundcomplex des

Einzelnhofes, geographisch eine abgeschlossene Einheit und die Parcellen sind mit einer gewissen Regelmäßigkeit vertheilt. Die Häuser des Dorfes sind nicht allzu nahe aneinander gerückt und der niemals fehlende Hausgarten gestattet jeder einzelnen Familie eine gewisse Freiheit der Bewegung. Jeder Hof hat, wenn sich das Thor nicht auf die Gasse öffnet, seine eigene Zufahrtsstraße, die auf die Dorfgasse mündet. Diese verzweigt sich nach zwei oder mehreren Richtungen hin durch den Grund und trifft an der Grenze mit der Straße des Nachbardorfes zusammen.

Die geschilderten Anlagen finden sich im ganzen Lande, doch so, daß mit der Verflachung des Terrains der Einzelnhof seltener wird.

An der Grenze von Salzburg ist das Alpenhaus bis zum linken Ufer der Mattig vorgedrungen, wird aber in neuerer Zeit von der im nördlichen Innviertel seit Alters her üblichen Hofanlage zurückgedrängt. In das nördliche und nordöstliche Mühlviertel ist aus den benachbarten Bezirken von Böhmen und Niederösterreich das Gassendorf eingedrungen, welches der Landschaft in dem Grade einen eigenartigen Charakter verleiht, daß der Bewohner der südlichen Bezirke, wenn er in die Gegend von Mönichdorf oder Zwettl kommt, in einem fremden Lande zu sein wähnt. Die Gasse geht geradlinig mitten durch den Dorfgrund; rechts und links von der Gasse laufen die langgestreckten, verhältnißmäßig schmalen Parcellen auseinander. Wo diese mit der Schmalseite an die Gasse stoßen, liegen die Höfe so angeordnet, daß das Wohnhaus mit der Giebelseite auf die Gasse schaut; eine Holzplanke verbindet je zwei Nachbarhöfe. Häufig erweitert sich die Gasse zu einem ringförmigen Platz, Pregarten genannt, der umfriedet ist und als Tummelplatz für das Kleinvieh oder als Weideplatz für den Dorfstier dient. Mitunter erscheint auch die einseitige Dorfanlage, in welchem Falle sich die nicht immer geschlossene Häuserzeile eine halbe Wegstunde und darüber an der Straße hinzieht. Mit dem Gassendorf ist stets auch die in den angrenzenden Bezirken von Böhmen und Niederösterreich herrschende Hausform verbunden. Im Wesentlichen bestehen die ziemlich gleichförmig angelegten Höfe aus zwei parallelen Tracten, die durch eine Bretterwand oder eine dünne Mauer verbunden sind; ein Thor gewährt dem Fuhrwerk, die daneben angebrachte Thür dem Fußgänger Zutritt zu dem rechteckigen Hofraum, der nach rückwärts durch die quergestellte Scheune abgeschlossen wird. Sowohl die beiden Seitenflügel als auch die Scheune stehen unter einem besonderen Dache. Von der „Gred", die an den beiden Flügeln hinläuft, tritt man in das Vorhaus, von dem aus besondere Eingänge in die kleine, fensterlose Küche und in die geräumigere Wohnstube führen. Diese empfängt ihr Licht durch je zwei Fenster von der Gasse und vom Hof her. An die Stube lehnt sich eine kleine Kammer, deren einziges Fenster auf die Gasse schaut. Der Kochherd steht hinter dem großen Stubenofen. Der offene Sommerherd der Küche dient fast ausschließlich zum Backen der beliebten „Krapfen".

Von der Küche aus wird auch der Backofen geheizt, der mit seinem Hohlraum aus der Hauptmauer hinaustritt und unter einem niedrigen Pultdache steht. Im kleinen ebenerdigen Keller, der den Mägden als Schlafkammer dient, sind Kartoffeln, Rüben und Sauerkraut aufbewahrt. Die Knechte schlafen zur Sommerszeit im Heu, im Winter in den Ställen. Die niedrigen Dachstuben dienen als Fruchtböden, überdies stehen dort die Kleidertruhen der Dienstboten. Im zweiten Tract, der etwas schmäler ist als das Wohnhaus der Familie, wohnen in ganz ähnlich vertheilten Räumen die Auszügler.

Gassendorf: Kirchberg bei Freistadt.

Die Wohnräume sind aus Bruchsteinen oder aus Ziegeln aufgeführt und stehen unter einem Satteldach. Die Giebelwände sind mit Brettern verschlagen und lassen durch runde Fenster spärliches Licht in den Dachraum fallen. Öfter sind die der Gasse zugekehrten Giebelwände bis zur Kehlbalkenhöhe gemauert und die Bodenräume zu Dachstuben eingerichtet; in diesem Falle ist das Dach gegen die Gasse zu durch einen in der Kehlbalkenhöhe beginnenden Halbschopf abgeschlossen. Schuppen und Stallungen lehnen sich in mannigfacher Vertheilung rückwärts an die Wohnräume, mit denen sie unter einem Dache stehen. Aufbau und Dachung zeigen keine wesentlichen Eigenthümlichkeiten; erwähnenswerth ist nur, daß in jenem westlichen Theile des Landes, der ehemals unter Passau'scher Herrschaft stand, an die Stelle des Strohdaches das flache Holzdach mit Steinbeschwerung tritt.

Die ländliche Hausform ist nicht ohne Einfluß auf die Anlage des städtischen Hauses geblieben; in den Märkten und den kleinen Landstädtchen, ja selbst in der Hauptstadt des Landes trifft man heute noch alte Häuser, die im Grundriß die Abstammung vom landesüblichen Bauernhofe nicht verleugnen können. Dagegen läßt sich in neuerer Zeit der in der Nähe der Stadt wohnende Bauer wie anderweitig so auch in der Einrichtung und Ausschmückung seines Hauses nicht ungerne von städtischem Wesen beeinflussen, besonders lieben es die Großbauern, die auf den im Laufe der Zeit vererbrechteten Höfen der mittelalterlichen Amtleute sitzen und sich mit aristokratischem Stolze den Titel Meier beilegen, der Freude an ihrem Besitze durch Aufführung von Prachtbauten Ausdruck zu geben und in ihren Prunkgemächern allerlei städtischen Luxus zur Schau zu stellen.

Hof eines Großbauers: Kremszellhof bei Bad-Hall.

Die Musik in Oberösterreich.

Der Oberösterreicher ist empfänglich für Musik, er singt gerne, er ist musikalisch bildsam. Aber diese Empfänglichkeit für musikalische Eindrücke kam erst dann zum vollen Ausdrucke und zu dauernder Geltung als der begeisternde Strom musikalischen Empfindens von Wien und Salzburg aus sich in die Fluren Oberösterreichs ergoß. Die ältesten Spuren musikalischen Lebens müssen wir in den Klöstern suchen, wo der Choral Gregors in den Schulen gelehrt wurde, denn Musik war bis zum Schlusse des XIII. Jahrhunderts ein nicht unwichtiger Gegenstand der geistlichen Erziehungsanstalten. Solche Klosterschulen gab es in St. Florian, Garsten, Gleink, Kremsmünster, Mondsee, Ranshofen, Suben, Reichersberg und Waldhausen. Im XIII. Jahrhundert entstand zu Kremsmünster unter Abt Friedrich I. eine eigene Musikschule. Nebenher entwickelte sich auch die weltliche Musik. Unter den steirischen Ottokaren ertönt Minnegesang auf ihrer Hofburg in der alten Stadt Steyr und Oberösterreich rühmt sich seines Kürenbergers, der auf dem Kürenberge bei Linz dichtete und sang, und seines Zeitgenossen, des Dietmars von Aist, dessen Burg im Mühlkreise lag.

Im XIV., noch häufiger im XV. Jahrhundert werden in den Klöstern deutsche und lateinische Schulmeister, Magister genannt, angestellt, welche neben den Schulgegenständen auch Musik zu lehren hatten. Sie bildeten eine eigene Gilde, zogen im Lande herum, sich zu Dienst antragend, welchen sie oft wechselten, denn es floß in ihrem Blute etwas vom Wandertriebe, dem sie nicht zu widerstehen vermochten. Unter dem Magister standen die Cantoren, die Succentoren und die Adstanten. Der Cantor war Lehrer einer Classe,

leitete den Kirchengesang und diente selbst als Sänger. Von ihm hieß die Wohnung, die sich auf der Schule befand, und das gesammte Personale der Musiker die Cantorei. Unter dem Cantor stand der Subcantor, auch Succentor genannt; er wohnte auf der Schule bei den Adstanten, welche meistens zugleich Schüler waren und der Musik wegen aufgenommen wurden. Sie hießen Choralisten und sind die Vorfahren unserer heutigen Sängerknaben. Diese Cantoreien zogen, wie auch anderswo, besonders um Weihnachten, Neujahr und Ostern von einem Kloster zum andern, sich hören zu lassen und Geld zu verdienen.

Neben ihnen wirkten in den Städten und Märkten die Stadtpfeifer, Stadtmusiker, Zinkenisten, Thürmer, Turnermeister, welche aus den wandernden Musikanten der ältesten Zeit entstanden. Diese Spielleute hatten bestimmte Innungsgebräuche, welche sich bis ins XIX. Jahrhundert erhielten. Das Oberspielgrafenamt in Wien hatte die Gerichtsbarkeit über diese fahrenden Leute. Sie fiedelten zum Tanz, zum Gesang der Edeln und Dichter, zu Prunkaufzügen der Ritterschaft, zu den Märschen der Krieger im Felde. Die Instrumente derselben waren im XII. bis zum XVI. Jahrhundert Trommel und Pfeife, später traten Zinken, Trompeten hinzu, wohl auch Sackpfeife, Posaune und Zimbal. Diese Fiedler und Geiger waren durchs Mittelalter auch für Oberösterreich die Bewahrer der alten volksthümlichen Poesie, die ersten Vertreter aller darstellenden Künste, — die alleinigen Pfleger der weltlichen Musik, besonders der instrumentalen.

Spuren theatralischer Darstellung finden sich in Oberösterreich schon im XVI. Jahrhundert auch in den Klöstern. Der Schulmeister, der Cantor sind es, die ein Spiel abhalten, oder es producirt sich einer der fahrenden Leute. Diese Spiele äußerten sich in einzelnen Liedern, in Scenen mit Action. Der häufig vorkommende Dialog bot Gelegenheit zu Duetten. Unbekannt sind uns die Dichter und Componisten vieler dieser Lieder und Spiele, doch haben sich manche der ursprünglichen Melodien erhalten. Größeren Aufschwung erhielten die theatralischen Darstellungen und die damit verbundene Musik durch die späteren Schulkomödien, die häufig mit Musik eingeleitet wurden. Anfangs lateinisch, später deutsch, gaben die Textbücher gewöhnlich den Gang der Handlung summarisch an, die Recitative, Arien und Chöre aber vollständig. Auch in Oberösterreich waren die bei solchen Spielen gebräuchlichen Prologe und Epiloge, sowie die eingestreuten Intermezzi sehr beliebt. Unter den Componisten derselben sind Wiener, Salzburger und Oberösterreicher vertreten. Besonders blühte das Singspiel und die Oper in Kremsmünster, wo eine eigene, nach damaligen Begriffen gut eingerichtete Bühne große Scenerien und Actionen gestattete. Großes Verdienst erwarb sich dabei der auch außerhalb Österreich bekannt gewordene Regens-Chori dieses Stiftes, P. Georg Pasterwiz. Unter ihm wurde eine ansehnliche Reihe deutscher und italienischer Opern und Singspiele aufgeführt, von Gluck allein „Paris und Helena", „Alceste", „Pilgrimme von Mekka" und „Parnasso confuso".

Die Darsteller waren fast ausschließlich Zöglinge der Lehranstalt. Pasterwiz componirte selbst mehrere Opern und Singspiele, unter anderen „Samson" mit deutschem, „Il Guiseppe riconosciuto" mit italienischem Texte. Zu vielen Opern schrieb er Prologe, Epiloge und Intermezzi.

Georg Pasterwiz.

Schon vor Pasterwiz regte sich in Oberösterreich der Trieb, selbst zu schaffen, zu componiren. Die Gattung der Musik ist vorwiegend kirchlich. Ein berühmter Musiker im XVI. Jahrhundert war Leonhard Panninger. Im XVII. Jahrhundert sind es der Benedictiner von Kremsmünster Benedict Lechler, ein ausgezeichneter Lautenspieler und Componist kirchlicher Werke, und der Benedictiner von Garsten Sebastian Ertel, ein zu seiner Zeit beliebter Tonsetzer. Als Sänger, Virtuos und Componist, sowie als satirischer Musikschriftsteller war bekannt Johann Beer, zuerst Sängerknabe in Lambach, zuletzt herzoglich Sachsen-Weißenfels'scher Concertmeister. Achtbare Namen erwarben sich auch

der Benedictiner von Lambach Roman Weichlin, der Chorherr von St. Florian Kaspar Merkl und der Organist Copisi in Wels als Componisten.

Regeres musikalisches Leben beginnt in Oberösterreich seit der Mitte des XVIII. Jahrhunderts. Für die Entwicklung der Musik waren früher schon sehr einflußreich die Reformen der großen Kaiserin Maria Theresia auf dem Gebiete des Unterrichtes und der Stellung der Lehrer in den Volksschulen. Die Lehrer wurden in den Märkten und in den Dörfern die Träger der lehrenden und ausübenden Musik.

Besonders aber ist es Haydn'sche und Mozart'sche Musik, die einen Umschwung und nachhaltigen Einfluß auch in Oberösterreich bewirkt. In der Kirche ertönten ihre Messen, ihre Lieder und Quartette fanden Liebhaber zur Ausführung, und als die Symphonien Haydns und seine zwei großen Oratorien ihren Weg nach Oberösterreich nahmen, was sehr bald nach ihrem Entstehen geschah, da jubelte es in den Herzen der Ausführenden und der Zuhörer und eine neue Welt des Schönen und Edlen, des Erhabenen und Lieblichen erschloß sich dem begeisterten Ohre. Mozarts Messen erfreuten durch ihre klangvolle Frische. Ein neues Leben in der Kirchenmusik beginnt, die Werke der beiden Haydn, vorzüglich die Michaels sind es, welche zu ähnlichen Arbeiten anspornen. Ihr Einfluß erstreckt sich auch auf die Kammermusik und begeistert Manchen zu selbständigem Schaffen. Der Benedictiner von Kremsmünster Franz Sparry horcht in Rom den Tönen der vaticanischen Meister, bringt ihre Compositionen mit in sein Stift und versucht sich selbst in anerkennenswerthen Schöpfungen. Größeren Ruhm und Anerkennung von außen erwarb sich der schon genannte Pasterwiz, der in Wien Haydn, Mozart und Albrechtsberger zu seinen Freunden zählt, vor ihnen seine Compositionen aufführen läßt und ihr Lob erntet. Die Zahl seiner Arbeiten geht über 200, Kirche und Theater umfassend, kunstgerecht in Form und Inhalt, seine Fugen sind Meisterwerke ihrer Gattung.

Und Glied an Glied reiht sich an. Franz Xaver Süßmayr erhält seinen ersten Unterricht in Kremsmünster von dem Regens-Chori Max Piessinger, bildet sich in Wien unter Mozart und Salieri weiter aus, componirt Messen und Opern. Er wird Mozarts Freund und vollendet dessen Requiem. Johann Roser von Reiter war ein bedeutender Orgelspieler und Tonsetzer. Er ist der Erfinder eines von ihm l'harmonie parfaite benannten Klaviers, für welches Mozart bei seinem Aufenthalte in Rosers Hause in Linz ein Rondeau componirte. Dessen Sohn Franz Roser bildete sich in Wien und Kremsmünster aus, war zuerst Kapellmeister in seiner Vaterstadt, componirte Opern- und Kirchenmusik. Der bedeutende Orgelspieler Johann Baptist Schiedermayr schrieb vorzüglich für die Kirche, als Theaterkapellmeister lieferte er Manches für die Bühne. Für Kirche und Theater componirte der Chorherr von St. Florian Franz Aumann, vor ihm schon der Chorherr daselbst Kaspar Langthaler. In Lambach der Organist Josef Hochreithner.

Wir betreten das XIX. Jahrhundert. Selbständige Arbeit und Pflege der classischen Musik ist sein Charakter. In Haydn'schem Stile schreiben die Musikdirectoren von Kremsmünster Gunther Kronecker und Max Kerschbaum. Ersterer schuf einige größere Messen, eine Todtenvesper, eine Libera nebst anderen Kirchenwerken und vollendete Michael Haydns Requiem. Kerschbaum verfaßte nebst anderen Compositionen ein solennes Requiem, welches im Drucke erschien. Weiten Ruf und viel Ansehen erlangte der ehemalige Chormeister des Wiener Männergesangvereins Hans Schläger, der in verschiedenen Stellungen, unter andern

Johann Michael Vogl.

auch als Domkapellmeister in Salzburg wirkte. Er ist fruchtbarer Schöpfer von Liedern, Messen und Opern. Im ähnlichen Sinne wirkte der lyrische Dichter und Componist Emil Mayer. Der Linzer Domsänger W. Lambel schrieb Compositionen für die Kirche, der Stadtpfarrorganist von Wels Ludwig Paupie erwarb sich Anerkennung durch zwei Oratorien.

In den Klöstern hatte man schon seit Anfang des XVIII. Jahrhunderts die Gepflogenheit, bei Anwesenheit hoher Gäste, bei Namens-, Geburts- und Wahltag der Äbte und bei verschiedenen anderen Veranlassungen Musikstücke aufzuführen, Symphonien, Quartette, Opern. Später, nachdem Haydns Oratorien so tief in die Gemüther gedrungen waren, kamen diese mit Vorliebe zur Aufführung. Dies geschah vorzüglich in Kremsmünster. Die Oratorien von Max Stadler, Schneider, Haydn und Mendelssohn, Hillers „Saul", in neuester Zeit Rudolf Schachners „Heimkehr Israels" wurden zu Gehör gebracht.

Der Ruhm, Schöpfer eines Musikvereines (1821) in der Landeshauptstadt Linz zu sein, gebührt dem Lehrer an der St. Matthiaspfarre daselbst Anton Mayer. Er war Director der Chormusik an dieser Kirche, Kapellmeister des Linzer Bürgercorps, in welchen Stellungen er Tüchtiges leistete und selber schuf. Seither hat der Musikverein eine stattliche Reihe classischer Concerte aufgeführt.

Die Königin der Instrumente, die Orgel, hat von jeher in Oberösterreich ihre Meister gefunden. Ende des XV. Jahrhunderts wird in Kremsmünster Florian Mersinger genannt, später daselbst Piessinger, im XVIII. Jahrhundert Matthias Kainerstorfer in Linz, der das Lob Michael Haydns und Beethovens errang; später ebendort Schiedermayr, in Wilhering der Cistercienser Ludwig Schlechta. Großen, weitverbreiteten Ruhm genießt als Orgelspieler und Tonsetzer der Schullehrersohn aus Ansfelden in Oberösterreich Anton Bruckner, Professor am Conservatorium in Wien. Er bildete sich im Stifte St. Florian und in Linz zu einem tüchtigen Musiker aus und setzte seine Studien in Wien unter berühmten Meistern fort. Seine Leistungen auf der Orgel hat Frankreich und England bewundert und preisgekrönt. Seine Symphonien erfreuen sich großer Anerkennung.

Auch in der Kunst des Gesanges hat Oberösterreich rühmliche Vertreter. Für immer mit dem Namen Franz Schubert verbunden bleibt der k. k. Hofopernsänger Johann Michael Vogl. In Steyr geboren, studirte er in Kremsmünster, wo bereits Süßmayr thätig war. Als dieser Kapellmeister am Hoftheater in Wien geworden, gelangte Vogl durch Verwendung seines Landsmannes dorthin als Sänger. Vogl ist der erste Interpret Schubert'scher Lieder, berühmt durch seelenvollen Vortrag und klangvolle Stimme. Das waren sonnige Tage für die beiden Freunde, wenn sie Oberösterreich durchwanderten, bei Freunden und Bekannten verweilend sich der herrlichen Natur freuten und durch Liedervorträge die Herzen entzückten. Zu den Freunden Schuberts und Vogls gehörte der Liedercomponist Albert Stadler. In gutem Andenken steht der zu Wels geborene und als Regisseur der königlichen Oper zu Hannover gestorbene Opern- und Oratoriensänger Johann Jakob Haas.

Als musikalischer Schriftsteller wirkte im XVII. Jahrhundert Johann Beer durch kritisch-satirische Abhandlungen, wie „List wider List" oder „Musikalische Fuchsjagd" und andere. Im XVIII. Jahrhundert schrieb der Bassist im Stifte Kremsmünster Franz Kinninger eine in Linz gedruckte Abhandlung über den Choralgesang, welche einen polemischen Zweck verfolgte. Nur belehrend über denselben Gegenstand ist die Schrift des Linzer Domorganisten Schiedermayr. Der Kunst- und Musikalienhändler Franz Glöggl in Linz schrieb über Theorie und Geschichte der Musik. Der Benedictiner von Kremsmünster Bonifaz Schwarzenbrunner schrieb eine Abhandlung mit dem Titel: „Versuch einer Vereinfachung der Musikzeichen und einer kurzen Geschichte der Musik". Sie kam später in

Die Orgel in der Stiftskirche St. Florian.

Druck. Der Professor der Generalbaßlehre in Linz J. A. Dürrnberger verfaßte für seinen Gegenstand ein dort gedrucktes Lehrbuch, welches durch eine Reihe von Jahren im Lehrerpädagogium der Landeshauptstadt in Verwendung war.

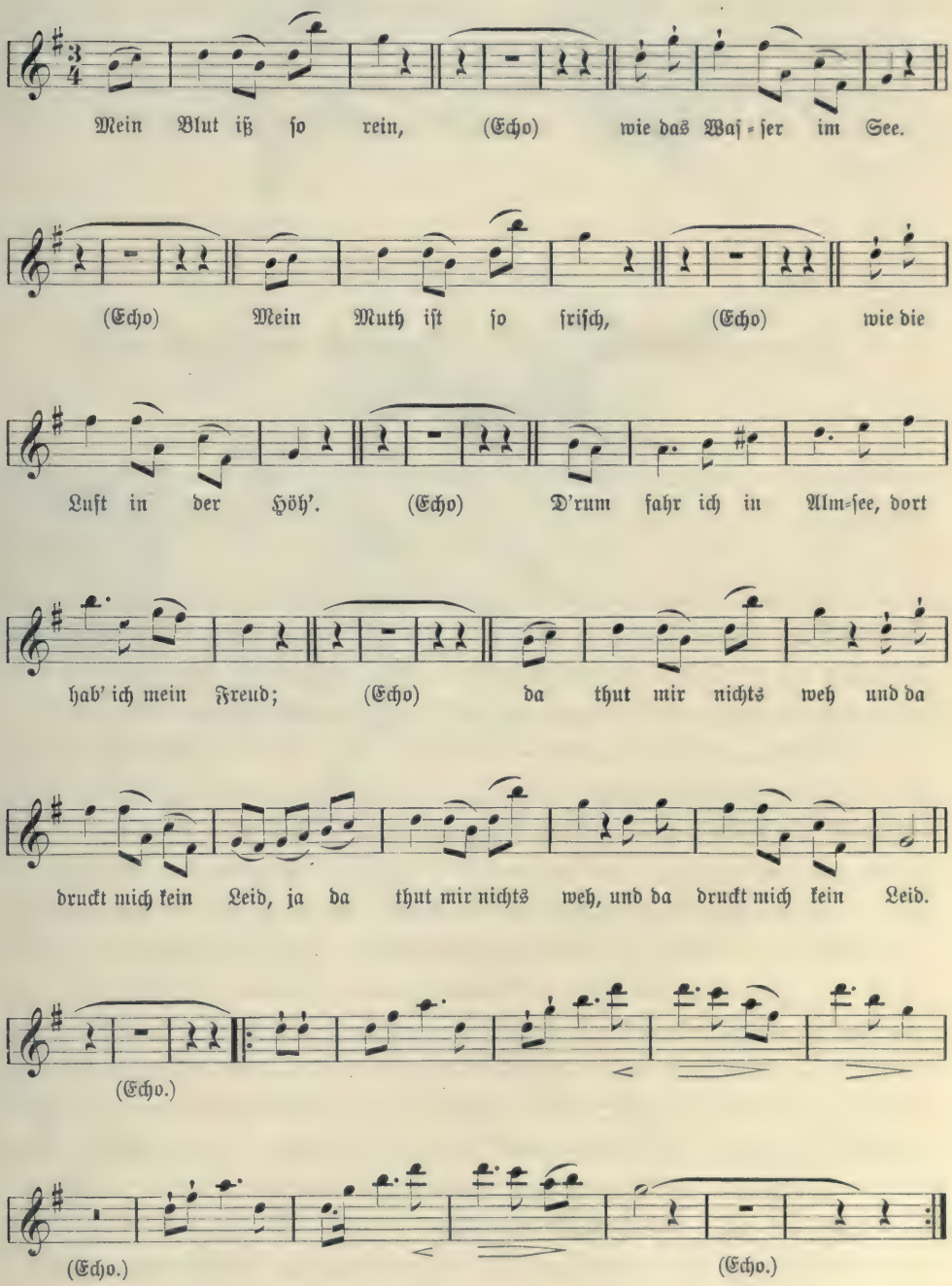
In früher Zeit schon wurden in Oberösterreich auch musikalische Instrumente verfertigt, besonders Orgeln. Im XV. Jahrhundert wird in Linz genannt der Orgelbauer Hans Laar, im XVII. Nikolaus Rumel und Valentin Zeiß. Im XVI. Jahrhundert war in Steyr thätig Georg Hagger, im XVII. Hans Ulrich Schreyer. In derselben Zeit arbeiteten in Passau Michael Rytzinger und Leopold Freundt. Im XVIII. Jahrhundert hatte Wels den Orgelbauer Matthias Großwaldt. Großen Ruhm erwarb sich der Priester der Laibacher Diöcese Franz Krismann durch großartige Anlage und klangvolle Registrirung der von ihm erbauten Orgeln. Die größte noch bestehende, von ihm erbaute Orgel ist die in der Stiftskirche St. Florian befindliche.

Überblicken wir das Musikleben Oberösterreichs in der Gegenwart, so sehen wir eifriges Bestreben bei bestimmt ausgesprochenen Grundsätzen. Die Namen der vielen Vereine, die sich gebildet haben, als Musikvereine, Gesellschaft der Musikfreunde, sie alle deuten auf den edlen hohen Zweck hin, Musik zu üben, um sich und andere zu veredeln, geistige Genüsse zu verschaffen, die den Menschen über manchen niederen Erdenjammer in höhere Regionen des Glückes versetzen. Gesellige Unterhaltung mit dem gleichen Zwecke der Veredlung des Gemüthes verfolgen die in Oberösterreich bestehenden Männergesangvereine, welche sich in jedem größeren Orte gebildet haben. Veredlung der kirchlichen Tonkunst hat im Auge der im Jahre 1874 ins Leben getretene oberösterreichische Diöcesan-Cäcilienverein, welcher ein musikalisches Vereinsorgan besitzt, dessen Redaction der Organist und Componist Johann Habert in Gmunden führt.

Auch das Volk läßt sich seine Musik nicht nehmen. Volkssänger wie in Niederösterreich gibt es wohl nicht. Manchmal kommen etwelche in die Orte Oberösterreichs und unternehmende Bursche finden sich in deren Ausdrucksweise zurecht und pflegen diese Gattung in ihren Kreisen fort, aber volksthümlich im Sinne allgemeiner Verbreitung sind sie nicht. Der oberösterreichische Bauernbursche singt seine Lieder mit kräftigem Ausdruck; bis in die höchsten Töne reicht die Kopfstimme des Vorsängers, die anderen bilden eine Art Begleitung in Terzengängen und dem Basse. Die Melodien dieser Lieder sind einfach, sangbar. Manche derselben rühren von einheimischen Dichtern her, so von Zöhrer, Schosser. Letzterer paßte nicht selten seine Gedichte schon bekannten Melodien an oder erfand gelegentlich selbst eine dazu. Als Beispiel eines original-oberösterreichischen Volksliedes sei hier das „'s Almsee-Echo" mitgetheilt; wenn dasselbe im mäßig schnellen Tempo genau getroffen wird, so hält das Echo vom westlichen Echopflock aus bei Windesstille den Tact genau ein.

's Almsee-Echo.

Original-oberösterreichisches Volkslied.



Besonders liebt der Oberösterreicher Musik bei Hochzeiten. Stolz schreitet der Bauernbursche hinter der Musikbande einher, wenn er sein künftiges Ehgemal zum Traualtar führt. In lustigen Reigen schwingen sich die Paare zum Tanze; um die Lust zu erhöhen, genügen zwei Geigen. Auch der Gesang fehlt nicht dabei. Wenn auch der Text ihrer sogenannten Schnadahüpfel nicht immer eigens erfunden, sondern nur nachgebildet ist, wenn auch die Melodie dem Charakter und der Melodie des Tanzes sich anschließt, so hat doch jeder Kreis Oberösterreichs sein Eigenartiges, in sich Abgeschlossenes.

Die deutsche Literatur in Oberösterreich.

Die Klöster waren im VIII. und den nächstfolgenden Jahrhunderten Hauptmittelpunkte literarischen Lebens in Deutschland. Das erste Kloster auf heute oberösterreichischem Boden war die 748 von dem Baiernherzog Odilo gegründete Benedictinerabtei Monsee. Von 803 bis 814 war der Kölner Erzbischof und Erzkanzler Hildebold Abt derselben. Höchst wahrscheinlich durch ihn kam eine nach Sprache und Inhalt in der Umgebung Karl des Großen selbst entstandene Übersetzung des Matthäus-Evangeliums und einiger geistlicher Abhandlungen, eine in ihrer Zeit unübertroffene Leistung, nach Monsee und wurde hier aus dem ursprünglich fränkischen Dialect in den baierischen umgeschrieben. Diese Umschrift, uns leider nur in Bruchstücken zu Wien und Hannover erhalten, ist das älteste Zeugniß für den Eintritt des heutigen Oberösterreich in den Zusammenhang mit der deutschen Literatur und für seinen Antheil an der Pflege der deutschen Sprache. Daß aber dieser Zusammenhang, dieser Antheil in Monsee selbst und anderen seither erstandenen obderennsischen Klöstern auch in den folgenden Jahrhunderten fortdauerte, in welchen wir kein bestimmtes Literaturdenkmal für unsere Heimat in Anspruch nehmen können, das bezeugen uns mehr oder weniger umfangreiche lateinisch-deutsche Glossen, für das XI. und XII. Jahrhundert aber Handschriften der Williramischen Paraphrase des hohen Liedes, dieses Hauptwerkes der deutschen Prosa des XI. Jahrhunderts, und geistlicher Dichtungen theils österreichischen, theils außerösterreichischen Ursprungs. Wenn aber Propst Gerhoch von Reichersberg, einer der eifrigsten geistlichen Parteigänger, um die Mitte des XII. Jahrhunderts jubelt, daß die ganze Erde das Lob Christi auch durch Lieder in den

Volkssprachen, zumal der deutschen verkünde, so gilt dieses freilich sehr allgemeine Zeugniß doch auch mit für seine nächste Umgebung.

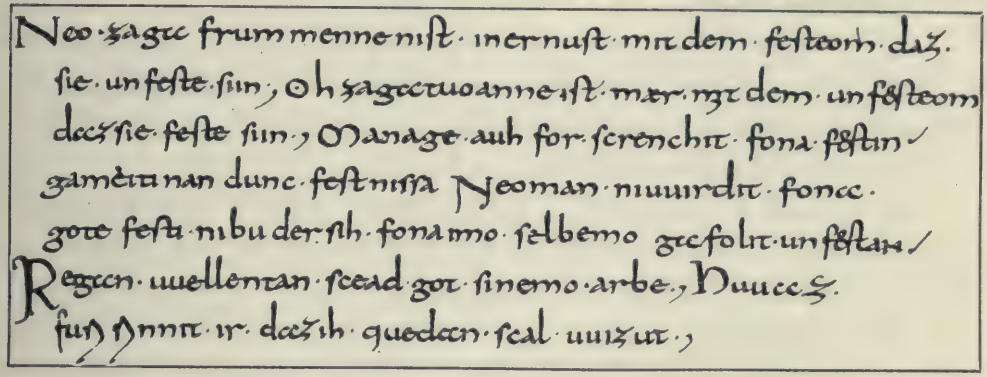
Aber erst in dem Augenblick, da der Gegensatz zwischen geistlich und weltlich, der die Literatur des XII. Jahrhunderts beherrscht, mit dem Siege des letzteren endet und der Ritter, der von dem volksthümlichen Spielmann wie von dem gelehrten „Pfaffen" gelernt hat, selbst erfolgreich in die Geschichte der Dichtung eintritt, vernehmen wir bei uns die ersten Dichternamen.

Zunächst in der Lyrik. Zwei Richtungen können wir in der Lyrik des XII. Jahrhunderts unterscheiden. Die eine im Donauthale heimisch, volksthümlich, naiv, frisch, sinnlich, thatsächlich, in der Form einfach, schlicht; die andere am Rhein, bald unter dem Einflusse der Franzosen und Provenzalen stehend, gedankenhaft, geistreicher, feiner und künstlicher, aber auch farbloser, abstracter und sentimentaler. Dort herrscht der Mann, nach dem das Weib in oft rührenden Frauenstrophen seine liebende Sehnsucht ausspricht; hier das Weib, und die Liebe wird nach der conventionellen Auffassung zum förmlichen Frauendienst. Allmälig verbreitet sich diese vom Rhein her nach Osten und aus der Vereinigung beider Richtungen bricht die vollendete Blüte der altdeutschen Lyrik hervor. Nicht diese, wohl aber die ältesten namhaften Vertreter der ersten Richtung dürfen wir, wenn auch nicht ganz ohne Vorbehalt, für Oberösterreich in Anspruch nehmen.

An der Spitze steht ein Ritter von Kürenberg, nach der verbreiteten, allerdings nicht vollends gesicherten Annahme aus der Nähe von Linz und Wilhering. Unter seinem Namen ist uns eine kleine Anzahl meist noch einstrophiger Lieder überliefert, von einer Mannigfaltigkeit der Stimmung und Situationen, daß eben diese einer Ansicht zur Stütze dienen konnte, welche von dem Dichter nichts festhalten will als den Namen und die unbestreitbare Thatsache, daß nach ihm eine Weise benannt war, seine echten Lieder für verloren hält, jene ihm zugeschriebenen Strophen aber als Improvisationen verschiedener Frauen und Männer auffaßt. Aus den Frauenstrophen klingt uns dem vorhin angedeuteten Verhältnisse gemäß in der Regel Zartheit, liebevolle Sehnsucht, Schmerz um drohenden oder erlittenen Verlust, nur ausnahmsweise herrschsüchtige Begehrlichkeit und Derbheit entgegen, aus den Männerstrophen bald trotzig abweisendes, bald siegesfreudiges Selbstbewußtsein, dem aber auch Rücksicht und der schlichte, warme Ausdruck treuer Liebe nicht mangelt. Volksthümliche Naturempfindung fehlt ganz, aber auch fast alles Conventionelle. Beides finden wir bei Dietmar von Aist. Dieser ist, vorausgesetzt, daß ihm die Überlieferung nicht mehr des Fremden untergeschoben, als man annimmt, eine Übergangsgestalt, an der wir beobachten können, wie das Verhältniß sich allmälig umkehrt, wie der Frauendienst und die modische Sentimentalität, zugleich aber auch entwickeltere Formen allmälig eindringen. Bei ihm lesen wir auch das älteste deutsche „Tagelied", die dialogische

Schilderung des Scheidens der Liebenden am Morgen. Äußerlich durchgedrungen ist der Frauendienst und bis auf wenige Reimfreiheiten auch die strengere Form bei Hartwig von Raute, ohne aber die Lebendigkeit, ja Leidenschaftlichkeit seines Naturells zu beeinträchtigen.

Diese schönen, frischen Triebe zur vollen Blüte zu bringen, waren anderswo die Bedingungen günstiger; wohl aber an der Nachblüte der altdeutschen Lyrik dürfte Oberösterreich einen bescheidenen Antheil haben. Denn hier scheint sowohl der nicht näher bestimmbare Sachsendorfer, dessen im Grunde sinnlich frohe Natur sich in den hergebrachten Geleisen des Minnesangs bewegt, als wenigstens vorübergehend der ernstere Bruder Wernher, der als Spruchdichter in Walthers Fußstapfen tritt, heimisch gewesen zu sein.



Facsimile aus der „Monseer Handschrift".

Nicht so günstig steht es mit dem Epos. Allerdings glaubte Fr. Pfeiffer in unserem ältesten Minnesänger auch den Dichter unseres größten Nationalepos nachweisen zu können. Allein dieser Hypothese, wiewohl ungleich besser begründet als irgend eine der früheren, die für das Nibelungenlied einen Dichternamen zu gewinnen suchten, fehlt doch noch viel zu allgemeiner, widerspruchsloser Anerkennung. Auch das höfische Epos hat zur Zeit seiner Entstehung und Blüte bei uns keinen Vertreter. Dafür dürfen wir die mit Recht berühmteste unter den kleineren Erzählungen hier einreihen, die im besten Sinne realistisch uns ein höchst lebendiges Sittenbild aus der Heimat entrollt. Die schon aus Neidhart bekannte Neigung des durch die äußeren Verhältnisse begünstigten baierischen und österreichischen Bauers, die Schranken seines Standes zu durchbrechen und es der höfischen Gesellschaft gleichzuthun, hat gegen die Mitte des XIII. Jahrhunderts Wernher der Gärtner, wohlvertraut mit Neidhart und anderen Dichtern, zum Vorwurf seiner Erzählung vom Meier Helmbrecht gewählt. Auf ritterlichem Standpunkt stehend, zeigt er, wie jenes Emporstreben des jungen Bauers über seinen Stand zum moralischen und physischen Verderben führen muß. Dies aber nicht etwa in lehrhafter Geschwätzigkeit,

sondern durch die Handlung selbst voll Leben und poetischer Wahrheit. Vortrefflich der Gegensatz der älteren und jüngeren Generation in bäuerlichen wie höfischen Kreisen, vortrefflich die Charakteristik der einzelnen Gestalten in ihrer sinnlichen Kraft und zugleich typischen Geltung. Etwa zwei Jahrzehnte später, als das höfische Epos bereits verblühte und andere, die an seinen Traditionen noch festhielten, wie Konrad von Würzburg, sich wenigstens gehaltreicheren Stoffen zuwandten, dichtete der Pleier, ein Bürgerlicher aus der nachbarlichen Grafschaft Pleien, im Dienste des Schärdinger Patriziers Wimar Frumesel, mit Anlehnung und reichlichen Reminiscenzen an seine großen Vorgänger Hartmann, Wolfram und Andere, nicht minder aber an die im österreichischen Alpengebiete heimische Volkssage drei breit ausgesponnene Artusromane von sonst wenig oder gar nicht bekannten Helden.

Aus der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts ist auch zum ersten Male eine Aufführung eines geistlichen Schauspiels in einem oberösterreichischen Kloster (St. Florian) ausdrücklich bezeugt; solche Aufführungen blieben dann nachweislich bis in den Anfang des XVII. Jahrhunderts in unseren Klöstern in Übung.

Der Ausgang des Mittelalters ist für die deutsche Literatur in Oberösterreich eine unfruchtbare Epoche, und schwerlich ist aus der Poesie des XIV. und XV. Jahrhunderts etwas von Bedeutung namhaft zu machen, was man mit einiger Berechtigung dem Lande ob der Enns zuweisen könnte. Seit der Gründung der Wiener Universität aber entzog dieser neue Brennpunkt geistigen Lebens manche hervorragende Kraft, die sich erfolgreich an der Pflege der Wissenschaft, auch des neuen Humanismus betheiligte, ihrer engeren Heimat. Und daran änderte für diese auch die Regierung des kunstsinnigen Maximilian I. nichts, der am 1. März 1500 der Stadt Linz das Schauspiel einer Dichterkrönung bot, wozu der Humanist Celtes ein lateinisches Schauspiel dichtete.

Das neue Jahrhundert aber brachte die Reformation, und trotz der gleich vom Anfang an feindseligen Haltung Ferdinands I. gewann der Protestantismus in Oberösterreich rasch unter allen Ständen eben so zahlreiche als eifrige und treue Anhänger. Mit ihm zog ein reges geistiges Leben ein. Zeugniß dessen die blühenden Lateinschulen zu Steyr und Linz, an deren letzterer lateinische Dichter, wie Calaminus und noch im XVII. Jahrhundert Gelehrte wie Megiser und Kepler wirkten, der Aufschwung des Buchhandels, besonders in Linz, wo der Buchdruck erst jetzt (um 1615) eine feste Stätte fand, und die Begründung der landständischen Bibliothek, deren Vorstand der genannte Megiser war.

Mit dem Protestantismus aber hängt auch, abgesehen von dem berufsmäßigen Erstlingswerk des Linzer Pritschmeisters Hans Weidenfelder, der seine poetische Thätigkeit bald in Niederösterreich erfreulicher fortsetzte, so gut wie Alles zusammen, was von deutscher

Dichtung aus dieser Zeit zu erwähnen ist. Geistliche Liederdichter weilen vorübergehend, bis man sie vertreibt, in Städten und auf Herrensitzen wie dem der Jörger in Tolet; in Steyr, in Wels, wo einst (1513) Hans Sachs seine Musenweihe empfangen haben will, in Freistadt erstehen jetzt Meistersingerschulen, die regen Verkehr mit auswärtigen Singschulen in Nürnberg, Magdeburg, Breslau unterhalten. In den Lateinschulen aber führte man deutsche Komödien auf, und dazu schrieben in Steyr in den Sechziger- und Achtziger-Jahren zwei seiner Schulmänner, der gemüthsinnige Thomas Brunner und der redseligere, gelehrte, aber auch äußerliche Effecte der Komik nicht verschmähende Georg Mauritius der Ältere vorwiegend biblische Komödien, letzterer auch eine Griseldis.

Die drohende Verfolgung aber ließ sich weder durch Klage- und Mahnrufe der Meistersinger, noch durch die tröstende Moral biblischer Schauspiele beschwören. Rücksichtslos räumte die Gegenreformation mit dem Protestantismus und seinem geistigen Leben auf, schloß seine blühenden Schulen, nöthigte die besten Kräfte zur Auswanderung und vernichtete den geistigen Zusammenhang mit dem übrigen Deutschland. In den Jesuitenschulen, die an die Stelle der protestantischen Gelehrtenschulen traten, führte man seit 1624 prunkvolle Schau- und Singspiele auf, und auch in den Klöstern (besonders, wie es scheint, in St. Florian und Kremsmünster) dichtete und agirte man jetzt statt der älteren geistlichen Spiele, die ihr Leben im Volke weiter fristen, bis ins XVIII. Jahrhundert hinein lateinische und deutsche Komödien und Singspiele. Solche lateinische Dramen erschienen in den Siebziger- und Achtziger-Jahren von Simon Redtenpacher in Kremsmünster, der aber auch deutsche Gedichte schrieb. Sonst ist Oberösterreich in der deutschen Literatur des XVII. Jahrhunderts nur durch den einen Matthias Abele von und zu Lilienberg vertreten, der in seinen „Seltzamen Gerichtshändeln" (1651) und ähnlichen Werken nach dem Geschmacke der Zeit allerlei Anekdoten, Fabeln und merkwürdige Begebenheiten meist in Proceßform zusammentrug, mit Anmerkungen und eingestreuten, theils fremden, theils eigenen Gedichten begleitete und dabei weder die beliebten gelehrten Spielereien noch Derbheiten vergaß; er errang damit nicht geringen Beifall und die Aufnahme in die fruchtbringende Gesellschaft, der er unter dem Namen „der Entscheidende" seit 1652 angehörte.

Aber auch noch bis tief ins XVIII. Jahrhundert dauert diese literarische Ebbe fort. Zwar gab es, anfangs freilich dürftig genug, seit 1711 in Linz ein ständiges Theater, erst in den Händen der Jesuiten, die auch in ihrem eigenen Hause bis in die Vierziger-Jahre Aufführungen veranstalteten, später der Stadt, endlich der Stände, und der Adel ließ sich sein Gedeihen angelegen sein. Regelmäßige Stücke, schon früher gelegentlich von Wandertruppen vorgeführt, herrschen in den Sechziger-Jahren, wo Sebastiani spielt, ausschließlich. Aber bedeutende Anregungen vermochte die Linzer Bühne der dramatischen

Production nicht zu geben. Immerhin hängt, was von solcher etwa seit den Siebziger-Jahren vorhanden ist, abgesehen von Beda Planck in Kremsmünster, eng mit derselben zusammen. Die Dichter sind zum Theil selbst Schauspieler, der fruchtbarste und rührigste darunter, B. A. D. Cremeri, der sich auch an der zahlreichen Libell- und Pamphletliteratur der Zeit betheiligte und unter anderem durch eine Vertheidigung des Theaters sich Angriffe von geistlicher Seite zuzog, beginnt wenigstens seine Laufbahn als Schauspieler, und Rücksicht auf die Bühne ist bis in den Anfang unseres Jahrhunderts ausschließlich bestimmend. Die höheren poetischen Aufgaben treten davor zurück und im Drama idealen Stils wird auch nicht einmal ein Versuch gemacht; im Dialog herrscht ausschließlich die Prosa, Cremeri trägt sogar dem Verlangen nach Geistererscheinungen am Allerseelentage Rechnung und bearbeitet zu diesem Ende den Don Juan nach Molière als „Kassastück". Sonst überwiegt das rührende Lustspiel und das bürgerliche Drama, auch das Soldatenstück fehlt nicht. Weisen dies und einzelne Reminiscenzen zum Theil auf Lessing, Späteres wohl auch auf Iffland und Kotzebue, so fügt Cremeri, beeinflußt von Törring im nachbarlichen Baiern, seit 1782 auch das vaterländische Ritterdrama mit seinen Bühneneffecten und seinem nationalen Pathos und das historische Schauspiel hinzu und wählt dafür Stoffe aus der Vergangenheit Oberösterreichs. Moralisirend und lehrhaft aber, wie diese Bühnenwerke durchaus sind, tritt er ebenso für die Josefinischen Aufklärungs- und Humanitätsideen wie später unter dem Eindruck der französischen Verhältnisse und einem Wiener Einflusse gegen die Revolutionstendenzen ein. Die von ihm eingeschlagene vaterländische Richtung führt schließlich wohl auch dahin, daß eine dürftige Handlung nur noch dazu dient, das Gemälde oberösterreichischer Landes- und Volksart „in den verschiedenen und doch gemeinsten Lebensscenen in ein Theaterspiel einzukleiden", wie eine asklepiadische Ode von einem anonymen „Original- und Provincialstück" mit Dialect „Das Land ob der Enns" (1795) rühmt.

Die erwähnte Ode deutet schon darauf hin, daß wie in Wien auch bei uns Klopstock seinen Einfluß auf die Lyrik übte, und wie dort sind es Geistliche und Schulmänner, die nach dem Vorgange eines Denis (selbst eines Oberösterreichers) und Anderer in seinen Pfaden wandeln. Doch wird neben den antiken Odenmaßen auch der Reim nicht verschmäht. Der geistig bedeutendste, kein großer Dichter, aber ein heller, vorurtheilsloser Kopf, dem es Ernst war um die Pflege der Bildung und „schönen Wissenschaften", ist der Exjesuit W. Heinze, ein Schlesier, der als Professor in Linz wirkte. Er ist auch der vielseitigste: neben der hohen Ode finden wir bei ihm anakreontische Tändeleien und Trinklieder, Sinngedichte, kleine moralische Erzählungen mit satirischer Spitze, überhaupt Satire in Vers und Prosa, selbst in dramatischer Form, auch gegen die Unwissenheit und Bildungslosigkeit seiner Standesgenossen, wofür die Anfeindung nicht ausblieb. Gleichzeitig mit ihm dichtet

Fr. Steininger, Pfarrer zu Enns, „Friedenslieder“ und der Florianer Chorherr J. Reiter begleitet bis über die Wende des Jahrhunderts hinaus als oberösterreichischer Barde die Zeitereignisse und erhebt seinen Warnungsruf gegen die französischen Aufklärungs- und Revolutionsideen. Hierin trifft er, wie das Beispiel Cremeris bereits zeigte, mit den Laien zusammen, und so hält auch der Magistrats-Syndicus zu Rohrbach Fr. X. Wißhofer, der

Matthias Leopold Schleifer.

auch durch eine Monatsschrift auf die moralische und ästhetische Cultur seiner Landsleute zu wirken suchte und später einen Linzer Musenalmanach herausgab, dem scheidenden Jahrhundert in dem matten Spiegel seiner Satire sein „Porträt“ entgegen. Zu Anfang des XIX. Jahrhunderts aber verbindet sich mit dem noch immer wirksamen Einfluß Klopstocks auch der Tiedges bei einem Dichter geistlichen Standes (Polyhymnia von J[ohann]. H[ilarius]. W[eingartner]. Linz 1825), der gern in hohen Regionen weilt, aber auch bereits die heimische Leander-Sage Traunkirchens in Hexametern erzählt.

Ein selbständiges und zugleich bedeutenderes Talent tritt uns aber erst wieder in dem Lyriker Matthias Leopold Schleifer entgegen, einem Niederösterreicher, der aber während

der zweiten Hälfte seines Lebens (1814 bis 1842), also gerade der Zeit, wo er mit seinen reifsten Dichtungen hervortritt (1830 und 1841), Oberösterreich angehört. Geistig frisch bis in sein hohes Alter, voll kräftiger Männlichkeit auch im Schmerz, zugleich aber auch voll Milde, Zartheit und Tiefe der Empfindung, umfaßt er eine reiche Stufenleiter menschlicher Gefühle vom heitern Scherz bis zum höchsten Aufflug des Geistes und zur religiösen Weihe, das Einzelglück und Leid des Liebenden, Gatten, Vaters, aber auch die Liebe zur Heimat und warmen österreichischen Patriotismus, der sich mit einem starken, an den eigenen Erlebnissen in den Franzosenkriegen genährten Nationalgefühl verbindet. Alledem weiß er, abhold allem Gemachten, ungesucht schlichten, wahren und, wo die ganze Tiefe seiner Empfindung sich erschließt, herzgewinnenden Ausdruck von nicht selten hoher Schönheit zu geben. Das väterliche Ansehen, das der würdige Greis bei der jüngeren Generation genoß, ist auch nicht ohne Einfluß auf ihr Dichten geblieben. Persönlich am nächsten schloß sich an ihn C. A. Kaltenbrunner an, der 1835 und 1838 mit lyrischen Dichtungen und Balladen hervortrat, aber vielseitiger als die meisten Anderen sich auch im Drama und später mit besserem Erfolge als Erzähler versuchte. Er bemühte sich auch, zum Theile in Verbindung mit Arming, durch Herausgabe eines Albums und eines Jahrbuchs den oberösterreichischen Schriftstellern einen Vereinigungspunkt zu schaffen. In seinen Gedichten verwendet er allerlei kunstvollere Maße, Stanzen, Sonette, später auch Ghaselen, ohne doch je wirklich Meister der Form zu werden. Gegenüber dieser formalen Mannigfaltigkeit überwiegt aber in den Motiven nebst dem allgemein österreichischen Patriotismus und einer alle politischen Bewegungstendenzen der Dreißiger-Jahre abwehrenden Loyalität das stark ausgeprägte Heimatsgefühl des Oberösterreichers. Jetzt trifft das schon lange beobachtete poetische Interesse an heimischen Stoffen zusammen mit dem bei uns besonders an Namen, wie Fr. Kurz, Stülz, Pritz sich knüpfenden Aufschwung der historischen Forschung, dem erwachenden Eifer für allseitige Erforschung der Heimat, der 1833 zur Gründung des Linzer Museums führte, und den Bemühungen A. v. Spaunns, der seit 1840 mit mehr Begeisterung als kritischer Methode in Heinrich von Ofterdingen dem Lande einen großen Dichter und mit ihm die Nibelunge und andere epische Dichtungen des Mittelalters zu gewinnen suchte und auf die heimischen Volksweisen hinwies. Seine literargeschichtlichen Ansichten fanden wirklich auch ein poetisches Echo in der Lyrik Schleifers, Prechtlers und noch später in Stifters Witiko, wie denn diese ganze Richtung nicht auf das lyrische Gebiet beschränkt bleibt, worin Prechtler noch in der jüngsten Zeit mit seiner „Nymphe von Kreuzen“ u. s. w. eigentlich doch nur den alten Faden weiterspinnt.

An die religiöse Seite in Schleifers Lyrik knüpft Beda Piringer an, der ihm sein umfangreiches lyrisch-didaktisches Gedicht „der Christbaum“ geradezu in den Mund legt; für die Composition aber, die den Christbaum und seine Gaben zum Anhaltspunkte von

Betrachtungen über Sendung und Wirkungen des Christenthums benützt, ist Schillers „Glocke" das Vorbild.

Was sonst zunächst in den Vierziger- und Fünfziger-Jahren in Lyrik und Ballade von den Kenner, Pirkhert, Fobbe, Proschko, der frommen Henriette Freiin von Eysselsberg und Anderen ans Licht kam, ist größentheils von geringerer Bedeutung. Julius von der Traun (J. A. Schindler), der weitaus bedeutendste, wurde leider unserer Heimat zu früh entzogen. Sonst sei noch Emil Mayer und namentlich Josef Hillisch genannt, der dem Handwerksburschenleben manches poetische, aber auch manches peinliche Motiv entlehnte. Auch Stelzhamer gesellt sich vorübergehend und verhältnißmäßig am glücklichsten in einigen frischen und tiefempfundenen Liebesliedern unter die hochdeutschen Lyriker der Zeit. Bis über die Sechziger-Jahre herab erstreckt sich Leben und Dichten bei dem liebenswürdigen Kremsmünster Benedictiner M. Holter, der auch unsere politische Entwicklung mit manchem erfreulichen Worte begleitete, und bei Schleifers Sohne Moriz, der besonders in Balladen und ähnlichen Dichtungen glücklich ist. In den Siebziger-Jahren kehrte auch O. Prechtler in die Heimat zurück, besang in seiner Touristenlyrik die durch neue Bahnen erschlossenen Gegenden Österreichs und dichtete „Zeitaccorde", in denen A. Grüns Einfluß nachwirkt. Zuletzt zog Wenhart außer anderen schon oft behandelten Motiven auch die Kinderwelt in den Bereich seiner lehrhaften Lyrik für Schule und Haus. Auch die religiöse Lyrik und Didaktik wurde bis in die neueste Zeit immer wieder gepflegt, von Marie Prechtler auch die Legende. Der bedeutendste Vertreter dieser Richtung ist der St. Florianer Chorherr F. Marinelli, der sich schon in seinem gegen die modern liberalen Anschauungen über Vernunft und Freiheit gerichteten „Christnachtstraum" (1852) als formgewandtes Talent erwies, in „Des Sängers Pilgerfahrt" (1855) aber den Orient in den Bereich seiner Lyrik zog und mit mehr Glück noch als die Erinnerungen der heiligen Stätten poetische Motive aus dem Beduinenleben verwerthete.

Im Drama ist der allerdings nicht besonders gelungene Versuch, welchen schon Kaltenbrunner in der historischen Tragödie höheren Stils machte, auch seither nicht ohne Nachfolge geblieben. Aber auch dem mehr lyrisch gestimmten Talente des jüngeren Schleifer fehlt der eigentlich dramatische Nerv und die Strenge der Composition. Auf der Bühne sind auch seine Dramen nie heimisch geworden. Auch Marinelli hat sich seither dem höheren Drama zugewendet mit einer biblischen Tragödie „Saul". Sonst begegnen wir seit den Fünfziger-Jahren nur vereinzelten Anläufen in verschiedener Richtung: zum patriotisch-historischen Volksschauspiel mit Dialekt und Musik (Fobbe), zum Schauspiel aus der höheren Gesellschaft (Emilie Schleifer), in jüngster Zeit auch zum Bauernstück mit belehrender Tendenz (M. Holter). Auch für die Jugend sorgte man, so bereits Holter, neuerdings besonders W. Pailler.

Schon die vaterländischen Dichtungen Kaltenbrunners streifen gern in das epische Gebiet. Auch der seltsame, schon an dem gänzlichen Mangel formaler Schulung scheiternde Versuch eines Landmannes M. Altmann, ein „Oberösterreichisches Georgikon" in Hexametern zu dichten (1845), nähert sich wenigstens dem Idyll. Ganz in der Richtung Kaltenbrunners und der Sagenerzähler in Prosa, denen wir in dessen Album und Jahrbuch regelmäßig begegnen, betrat um dieselbe Zeit O. Prechtler wirklich dieses Gebiet und spann die schon mehrfach erzählte Hero- und Leander-Sage Traunkirchens zu einem kleinen Epos in Stanzen aus (1845). Dies Beispiel blieb aber lange vereinzelt und erst in jüngster Zeit machte Lambert Guppenberger wieder einen Versuch mit einem Epos aus der heimischen Sage, griff aber wieder zum Hexameter.

Eine reichere erzählende Literatur entwickelte sich seit den Vierziger-Jahren in Prosa. Fr. W. Arming (Fitz Berth), Stelzhamer, besonders aber der geistvolle Julius von der Traun sind hier zunächst zu nennen. Ersterer schrieb, wie Emil Mayer, der selbst auch als Compositeur auftrat, auch Künstlernovellen mit besonderer Richtung auf die Musik. Ziemlich stark sind in Novelle und Roman historische Stoffe auch aus der eigenen Heimat vertreten, aber die höheren poetischen Forderungen kommen über der Rücksicht auf das Historisch-Stoffliche, auch wohl die Tendenz, selten zu ihrem Rechte. Dies gilt für Arming, der unter Anderem in seinem „Stefan Fadinger" ein nicht übles Zeitgemälde entwirft, mehr noch für den productiven Isidor Proschko, der auch gelegentlich die Geschichte Oberösterreichs heranzieht.

Der moralisirende katholische Volksroman ist durch den nicht unbegabten, aber auch rohere Mittel nicht immer verschmähenden Salfinger vertreten. Auch er führt uns aber in der Hauptsache nicht sowohl in die eigene, als in die Zeiten des ausgehenden vorigen Jahrhunderts und der Franzosenkriege, gern aber unter das oberösterreichische Landvolk. Die Neigung zu heimischen Stoffen mußte aber dem Zuge der Zeit gemäß nothwendig auf das Sittenbild und die Dorfgeschichte führen. Leider hat der Dichter der „Ahnl" in seinen hochdeutschen Erzählungen dies Gebiet zu selten betreten. Doch besitzen wir von Julius von der Traun ein frisch und lebendig geschriebenes Skizzenbuch „Oberösterreich" (1848), später hat Kaltenbrunner in seinen Geschichten „Aus dem Traungau" (1863) trotz technischer Unvollkommenheiten um der lebenswahren Charaktere willen Beachtenswerthes geleistet, und noch in jüngster Zeit hat Heinrich Emil (Seb. Mayr) wieder einen ansprechenden Versuch in dieser Richtung gemacht.

Das Höchste aber, was unsere Literatur in der Kunst der Erzählung erreicht, ein Höhepunkt weit hinaus sichtbar und berühmt, bezeichnet ein Name, dessen Träger Oberösterreich zwar nicht durch Geburt, aber durch seine Jugendbildung und die lange Zeit seines Wirkens angehört: Adalbert Stifter. Seine Erzählungen fesseln nicht durch reiche,

überraschend geführte Handlung, ihr Werth liegt in der bis ins Kleinste musterhaft sorgfältigen, künstlerischen Ausführung. Ihm ist es auch nicht um das Äußere einer Handlung zu thun, sondern um das Innerliche, die Seele. Auch seine berühmten Landschaftschilderungen der Heide, des Hochwaldes, der Majestät unseres Hochgebirges sind ihm doch keineswegs (zumal in seinen besten Leistungen) etwas Äußerliches oder die Hauptsache, wozu die Menschen nur Staffage wären; sie gehören als Stimmunggebendes, Bedingendes mit zum Ganzen, die Natur wird dadurch bei ihm zu einem mithandelnden

Adalbert Stifter.

Factor, und wo dies Verhältniß am richtigsten gewahrt ist, erzielt er seine schönsten Wirkungen. In der Natur wie im Menschenleben bevorzugt er die welt- und lebenerhaltenden, ruhig und still wirkenden Kräfte vor den gewaltigen, aber zerstörenden. Daher weist er auch die Stürme der Leidenschaft entweder an der Schwelle ab, oder er läßt uns ihre Gewalt nur aus der Ferne ahnen, sei's von einem umfriedeten Erdenwinkel aus oder in dem Nachbeben der Seele, die überwunden hat. Eben darum aber gelingen ihm auch kleinere Compositionen, wie in den „Studien" und „bunten Steinen" besser als größere, wo der Mangel äußerer Handlung und die Überfülle der kleinen Einzelnheiten auf die Dauer doch ermüden, oder gar der historische Roman, in dem die Ruhe seiner Gestalten leicht den Eindruck formelhafter Gebundenheit, wo nicht Starre macht.

Es ist kein imponirender Strom, nur ein bescheidenes Nebenflüßchen der deutschen Literatur, das wir in seinem Laufe verfolgten; zu Zeiten scheint es ganz zu versiegen, aber nein, da ist es wieder und erfreut uns durch eine überraschende Uferansicht, bei der wir gerne verweilen. Erwägen wir die nicht allzu günstigen Bedingungen, unter denen sich die Literatur hier entwickelte, vor Allem den Mangel eines großen, Talente aus Nah und Fern vereinigenden Mittelpunktes, während nachbarlich ein solcher Brennpunkt vorhanden ist und seine Anziehungskraft auch auf die Söhne unserer Heimat ausübte, so mag der Oberösterreicher wohl bescheiden, aber nicht nur ohne Beschämung, sondern auch mit Befriedigung auf den Antheil seiner Heimat an der großen deutschen Literatur blicken.

Architektur, Plastik und Malerei in Oberösterreich.

Mittelalter.

Die Anfänge der künstlerischen Thätigkeit des heutigen oberösterreichischen Volkes, die ersten Glieder der bis zu unseren Tagen reichenden Kette weisen auf jene Zeit, da die römische Herrschaft unter dem Ansturme der Völkerwanderung zusammengebrochen war, muthige Glaubensboten, wie der heilige Rupert und später Bonifacius, das Land ob der Enns ein zweitesmal dem Christenthum wiedereroberten und unter dem Schutze der agilolfingischen Herzoge Kirchen und Klöster erstanden.

In Bischof Altmann von Passau (1065 bis 1091) müssen wir einen eifrigen Förderer der Architektur erkennen; denn während bis auf seine Zeit Kirchen und Klöster vielfältig aus Holz gezimmert waren, verordnete er, bei Kirchenbauten Steine zu gebrauchen. Im Allgemeinen kann man wohl annehmen, daß in den Tagen Altmanns noch der Typus der römischen Basilika beibehalten worden ist, wie z. B. die schon 888 erwähnte Kirche in Wels vor ihrem gothischen Umbaue nachweislich eine solche Basilika war. Die erste glänzende Entfaltung der Kunst auf unserem Boden wurde wesentlich von dem verdienstvollen Orden der Benedictiner getragen; denn jene Mönche, welche, nicht allein eifrig im Gebete und in frommen Werken, sondern — die Axt in der Hand — die dichten Urwälder ausrodeten und den Grund zum Ackerbau legten, so wie sie die rohen

Sitten des Volkes milderten, so waren sie die einzigen Hüter der Bildung und des Wissens; sie waren nicht nur die ersten Lehrer, sondern auch die ersten Künstler.

Architektur.

Wenn tiefe Frömmigkeit und gläubige Weltentsagung zu den Stiftungen des VIII. Jahrhunderts: St. Florian, Kremsmünster und Mondsee noch zahlreiche Klöster, wie Lambach (1056), Garsten (1082), Reichersberg (1084), Wilhering (1146), Schlägl (1209) erstehen ließ, so gab das Emporblühen der Adelsgeschlechter zum Baue wehrhafter Sitze Anstoß, welche zu den ursprünglich nur für militärische Zwecke des Staates bestimmten Burgen hinzutraten, so: Orth, Traun, Spilberg, Stauf, Ybm, Ottensheim, Falkenstein, Pernstein, Klamm, Kreuzen, Steyregg, Tannberg, Ebelsberg, Seisenburg und andere. Die zum Schutze gegen die Magyaren erbaute Ennsburg und die in Sage und Geschichte vielfach wiederklingende Burg Steyr, die Residenz der kunst- und prachtliebenden steirischen Ottokare, waren schon früher entstanden (900 bis 980). Die bürgerlichen Ansiedlungen, baulich unbedeutend, schmiegten sich den größeren kirchlichen Anlagen oder Herrensitzen des Landes an, in deren fortificatorischen Bereich sie zumeist einbezogen waren. Der romanische Stil scheint im Lande ob der Enns zu einer weit reicheren Blüte gekommen zu sein, als wir heutigen Tages zu vermuthen angeregt werden. Für seine Bedeutung spricht die Thatsache, daß alle großen Kirchen der zahlreich im Lande gegründeten und fortgesetzt erweiterten Stifte Monumentalbauten jenes Stils waren, wie sich aus Abbildungen und noch erhaltenen Bautheilen erkennen läßt.

Wenn wir von den dürftigen Spuren romanischer Bauweise an einzelnen Burgen des Landes und vom romanischen Souterrain im Conventgebäude zu Lambach, dem einstigen Stammschloß der Grafen von Lambach-Wels, absehen, so begegnen uns auch von kirchlichen Denkmalen nur jene Reste, welche der rast- und schonungslose Umbildungsproceß aller Kunstformen übrig gelassen hat. Es sind dies die Krypten in Schlägl und St. Florian, die Kapelle im Schlosse Spilberg, die Portale der Stiftskirche in Wilhering und der Pfarrkirche in Wels, der runde Karner nächst der Laurenzikirche in Lorch und die ehemalige Stiftskirche zu Baumgartenberg. Die Constructionen sind, auch bei großen Maßverhältnissen, relativ leicht und klingen an den Übergangsstil an. Letztere Erscheinung hängt vielleicht auch damit zusammen, daß unser zähe an dem Althergebrachten festhaltendes Land sich lange gegen jede neue Kunstrichtung abwehrend verhalten und jeweilig deren letzte Entwicklungsform aufgenommen hat; so sehen wir denn auch in der Folge erst die Spätgothik und erst das Barocco ins Land ob der Enns siegreich einziehen.

Die ehemalige Stiftskirche zu Baumgartenberg ist die Schöpfung des reichbegütert gewesenen Otto von Machland, der im Jahre 1141, einem frommen Zuge der Zeit folgend,

die Burg seiner Väter zu einem Kloster machte und ein geräumiges Gotteshaus hinzubaute. Der Welt entsagend, wollte er in Baumgartenberg als Mönch sein Leben beschließen, doch der fromme Ritter erreichte seine Ruhestätte nur als Leiche 1149. Die Kirche zu Mariä-Himmelfahrt war eine dreischiffige Pfeilerbasilika mit halbkreisförmiger Apsis und ziemlich weit ausspringenden Querarmen; die schmalen Fenster sind hoch situirt, das Portale ist von beträchtlicher Weite und wirkungsvoller Gliederung. Das im schönen Quaderbau ausgeführte Äußere erhebt seine ruhigen Mauerflächen bis zu dem mit Giebeln abgeschlossenen Satteldache, durch Lisenen eingerahmt, von welchen aus in lebendigem Rhythmus der Rundbogenfries unter dem Gesimse einhergeht. Die Thürme waren in die durch Chorbau und Querschiff gebildeten Ecken verlegt und nach einer vorhandenen Darstellung mit Zeltdächern gekrönt. Bei dem 1443 vollendeten gothischen Umbau unter dem Abte Stefan wurde die Apsis durchbrochen, auf ihre Fundamente Pfeiler gesetzt und der Chorbau mit einem, von großen Spitzbogenfenstern erhellten Kapellenkranz umgeben, sowie auch das Stilgefühl der Zeit das jetzige, weithin sichtbare hohe Walmdach begehrte. Der Umbau durch Abt Candidus (1684 bis 1718) kleidete das alte romanisch-gothische Gotteshaus in die üppigen Zierformen des Barocco; Stuckmarmor schmiegte sich um die schlanken Pfeiler der Apsis, welche sich in korynthische Säulen auf hohen Sockeln verwandelten; Fruchtzöpfe aus Gyps hüllten die Rippen des Netzgewölbes ein und bunte Fresken belebten seine Flächen; das Äußere wurde merkwürdiger Weise nur an der Nordseite verzopft, während die übrigen Seiten unangetastet blieben.

Die Geschichte von Baumgartenberg ist bis auf Namen und Jahreszahlen die Geschichte fast aller mittelalterlichen Bauten Oberösterreichs.

Die „kaiserlose" Zeit zu Ende des XIII. Jahrhunderts hatte ganz besonders Oberösterreich zum Schauplatze der wildesten Kämpfe seiner gewaltthätigen Adelsgeschlechter gemacht und es einem gefürchteten Raubritterthume preisgegeben, unter dessen Treiben Handel und Verkehr, aber auch Kunst und Gewerbe darniederlagen. Rudolfs Sieg über den Böhmenkönig und die Herrschaft des Hauses Habsburg brachte zwar Oberösterreich bessere Tage, doch bald regte sich, durch äußere Kriege, Türkengefahr und Hussiteneinfälle begünstigt, der alte Geist des Faustrechtes, um ärger denn je im Lande ob der Enns zu herrschen, bis endlich das gute Schwert und die weise Gesetzgebung Kaisers Maximilian I. der mittelalterlichen Selbsthilfe ein Ende machten.

Wenn die in den Schutz des Landesfürsten genommenen Städte gottgedenkende Wohlhabenheit und wahren Bürgersinn in jenen großen Kirchenbauten äußerten, welche unseren mittelalterlichen Städten ihre Signatur geben, Bauten tief unter deren himmelanstrebenden Höhe sich das bürgerliche Haus mit Erker und Lauben schmückte, — so ist es selbstredend, daß die Zeit des Faustrechts, die Zeit des Raubritterthums eine bewunderungswürdige

Ausbildung der Kriegsbaukunst hervorrief und eine nicht unbeträchtliche Zahl ebenso großartiger als trotziger Burgen auf den Ländereien der reichen Dynasten, aber auch an der Wasserstraße der Kreuzfahrer, der Donau, sowie an den Handelswegen von und nach Italien entstehen ließ, wo die adeligen Wegelagerer die sicherste Aussicht auf reiche Beute hatten. Aber auch die Städte mußten sich gegen Hussiten und Türken mit festen Mauern umgürten, deren Thore und Thürme das Selbstgefühl der Bürger zu stolzen Kunstbauten gestaltete, sowie endlich der Landesfürst selbst seine Linzer Residenz in eine ebenso schöne als wehrhafte Burg verwandelte, in deren Mauern Friedrich IV. Schutz gegen die Ungläubigen und gegen unbotmäßige Vasallen suchte. Es brauchte eben Jedermann ein wehrhaftes Heim.

Während die großen Stifte des Landes ihre romanischen Basiliken meist nach Bränden oder sonstigen Unfällen zu gothischen Münstern umbauten, erstanden vom Grunde aus zahlreiche Stadt- und Landkirchen gothischen Stils. Es entstanden theils neu theils als Umbauten schon bestandener Burgen der Pragstein, Wernstein, Schwertberg, Oberwallsee, Weinberg, Reichenstein, Ottensheim, Rannariedl, Neuhaus, Leonstein, Lobenstein, Pürnstein, Vichtenstein, die Schaumburg, Werfenstein, Scharnstein u. s. w. In die gleiche Periode fallen die schönen Stadtbefestigungen von Freistadt, Schärding, Wels, Enns, nebst den in dieselben eingefügten Stadtburgen, sowie die leider nur mehr spärlichen Schöpfungen bürgerlicher Bauweise, wie z. B. das Haus in Freistadt Waaggasse Nr. 142; in Wels Stadtplatz Nr. 24; in Steyr Kirchengasse Nr. 16, Stadtplatz Nr. 32 u. s. w.

Wenn — dem Wege entsprechend, den der gothische Stil genommen hat — schon das südwestliche Deutschland erst die entwickelte Gothik aus Frankreich übernahm, so finden wir im Südosten des Reiches und besonders im Lande ob der Enns erst die Spätgothik vorherrschend vertreten. Dank der freieren und gemüthreicheren Eigenart des österreichischen Volkes, aber auch seinem im Leben und Schaffen ganz eigenthümlichen Schönheitssinne ist die Spätgothik auf unserem Boden frei geblieben ebenso von nüchterner, pedantischer Schulmäßigkeit, wie von jenen Verirrungen des decorativen Stils, womit sich anderwärts die versiegende Gestaltungskraft zu verbergen suchte. So finden wir nicht die constructionswidrigen Verschnörkelungen des Netzgewölbes, das wulstige rohe Laubwerk und die dürren Baumäste an Stelle von Stäben und Säulchen, wenn auch selbstverständlich die flacheren Wölbungen, die überquer gestellten Streben, das überwuchernde Stabwerk und die Spiralwindungen der Dienste, aber mitunter auch der freitragenden Säulen zu typischen Merkmalen unserer Gothik gehören. Die Polychromie fand vielfache Anwendung und ging in Oberösterreich gern vom Innern der Bauten auch auf deren Äußeres über, wie die bunten Friese und Fenstereinfassungen an den Kirchen zu Altenburg, Braunau, Weißenbach u. s. w. beweisen.

So wie die ganze Gothik überhaupt die That des der kirchlichen Schule entwachsenen Laienthums bedeutet, so machten auch die Bauhütten der großen Dome den Anfang zu jenen festen Verbänden der Bauleute, welche Constructionen und Formen zünftig hüteten und handhabten, wenn auch dabei das Individuum eine gewisse Selbständigkeit behielt. Es wäre Gegenstand einer fachmännischen Untersuchung, den Einfluß der Regensburger und der Wiener Bauhütte auf die Bauthätigkeit Oberösterreichs zu ermitteln; sicher aber ist dieselbe auch reich an ganz autochthonen Elementen, welche mit jener gesunden Kraft verarbeitet wurden, die ebensosehr in der Subtilitäten abholden Stammesart, als auch in der Beschaffenheit des verfügbaren Steinmaterialcs, Granit und Nagelflue, ihre Erklärung findet.

Unsere Gotteshäuser sind meist Hallenkirchen ohne Querhaus, und es ist eine Eigenthümlichkeit der Kirchen Oberösterreichs, daß die meisten derselben zweischiffig sind, daher die schlanken Säulen in der Mittellinie aufschießen. Der Chor ist meist aus dem Achteck gebildet und sehen wir oft seine Axe gegen jene des Langhauses einen merkbaren Winkel einschließen, angeblich ein mystisches Symbol für die Neigung des Hauptes des Gekreuzigten. Der Thurm ist gewöhnlich der Westseite vorgebaut und mit einem Walmdache gedeckt, während ein hohes und steiles Satteldach sich auch bei mehreren Schiffen über das ganze Langhaus breitet. Selbst bei jenen größeren Kirchenbauten, bei welchen der Thurm auf einer der Langseiten, meist die nördliche, angeordnet ist, haben wir es immer nur mit Einem Thurme zu thun.

Eine Eigenthümlichkeit des Innviertels bilden die aus dem Viereck ins Achteck übergehenden Thürme, eine Bauweise, welche dort auch die Renaissance beibehielt. Allenthalben hat die Barock- und Rococozeit die meisten Kirchthürme mit ihren gebauchten Kuppeln bedacht, ohne indeß das mittelalterliche Kirchendach zu modificiren. Außer Taufbecken und Kanzeln waren die, meist auf der Evangelienseite angebrachten, in Stein gearbeiteten Sacramentshäuser, ehemals zur Aufbewahrung des Allerheiligsten bestimmt, ein besonders geeigneter Vorwurf für decorative Conceptionen. Die zierlichsten derselben sind jene zu Lorch, Steyr und Gampern.

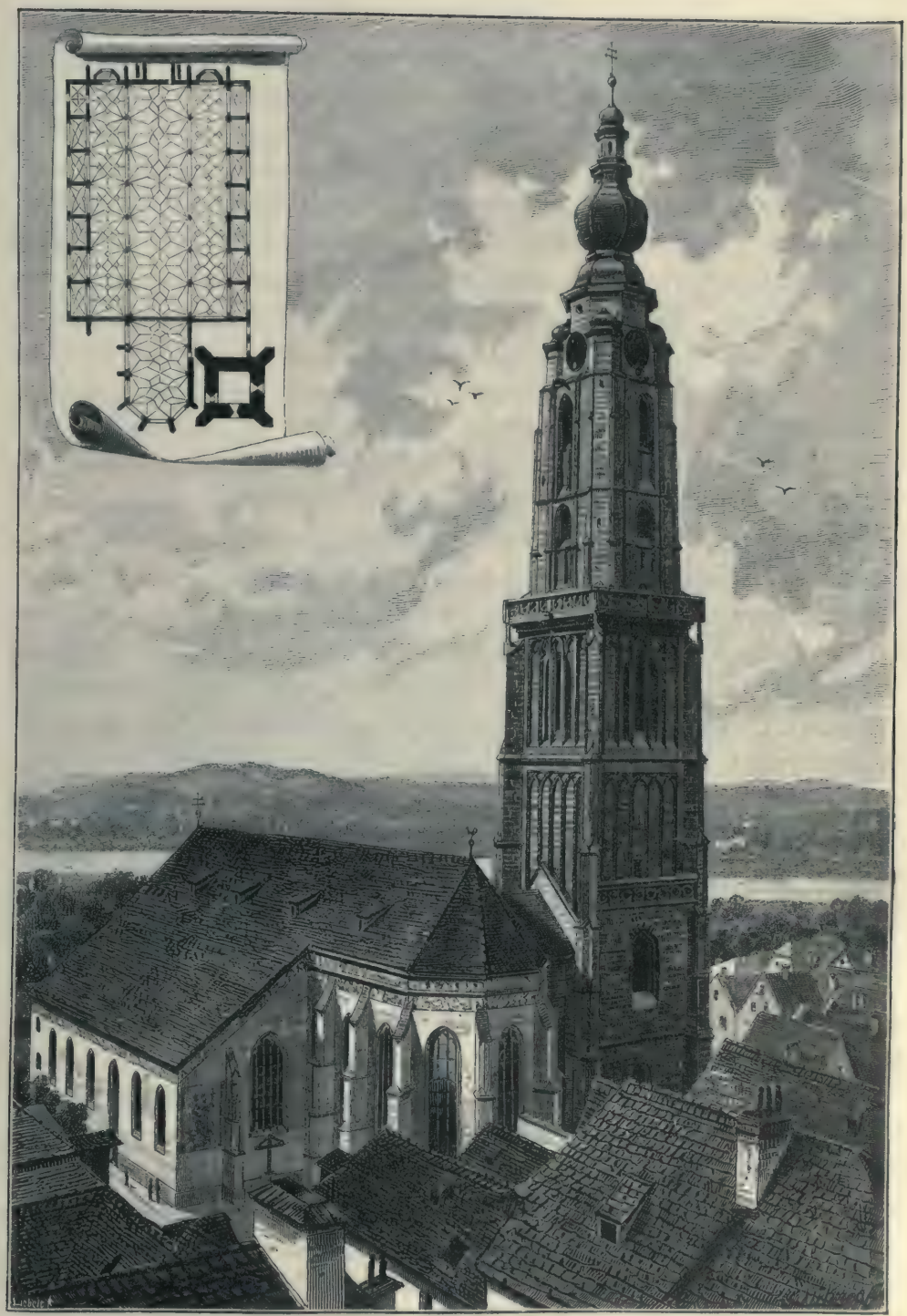
Oberösterreich ist überhaupt reich an schönen Kirchenbauten dieser Epoche. Nebst der lebensvollen, äußerste Wandreduction zeigenden Pfarrkirche in Steyr, der köstlichen Margarethenkapelle, der einfachen, aber ebenso edlen als großräumigen Pfarrkirche zu Mondsee und der originell gedachten Spitalskirche zu Braunau gibt es noch überaus viele Landkirchen, welche theils durch Anlage theils durch Ausbildung der Formen geradezu hochinteressant zu nennen sind. So z. B. die Pfarrkirche zu Puchenau, Königswiesen, Pabneukirchen, Pischelsdorf, Engelhartszell, Oberschauerberg, Eferding, Vöcklamarkt, Gampern, Hallstatt, Laakirchen, Wartberg, Kematen u. s. w.

Mit der Pfarrkirche in Steyr ringt um den Preis der Schönheit jene zu Braunau und trägt vielleicht, Dank ihrem Thurme, über die erstere den Sieg davon.

Mit dem Anbruche des XV. Jahrhunderts war Braunau zu großer Wohlhabenheit erblüht und seine Bürgerschaft faßte den Entschluß, ein ihrer würdiges Gotteshaus zu Ehren des heiligen Stefan zu bauen. 1439 wurde der Grund zur heutigen Pfarrkirche gelegt, deren Bau zwar 1466 vollendet war, 1485 jedoch einstürzte und erneuert aufgeführt werden mußte. Eine Marmortafel bewahrt uns den Namen eines Baumeisters der Stefanskirche: Stefan Krumenawer. Mit dem Thurme, dem höchsten im Lande ob der Enns, wurde erst 1492 begonnen, doch blieb seine Spitze unvollendet, daher sie die Barockzeit mit einer kupfernen Kuppel abschloß. In Hausteinen und Ziegeln gebaut und in großen Maßverhältnissen angelegt, ist der Braunauer Münster eine dreischiffige Hallenkirche; dadurch, daß die Fensterwand nicht an die innere, sondern an die äußere Flucht der Strebepfeiler verlegt wurde, ergab sich zu beiden Seiten des Langhauses eine Reihe von Kapellen, welche nur durch zwei Seiteneingänge unterbrochen ist; so sehr das Innere an Weite und Bedeutung gewann, verlor allerdings das Äußere durch die glatte Flucht der Seitenmauern und das maßlos breite Dach. Die Façade zieren schöne Rosen und eine kraftvolle Vorhalle; die ohne Laubwerk mit Köpfen und Spruchbändern decorirten Capitäle sind eine erwähnenswerthe Eigenheit, während die monolithe Kanzel und der schön geschnitzte sogenannte Bäckeraltar von der splendiden ursprünglichen Einrichtung zeugen. Der auf die Nordseite des Presbyteriums verlegte Thurm baut sich auf quadratischem Grundplane in acht Stockwerken auf, durch kräftiges Maßwerk belebt und zweimal durch Galerien abgeschlossen, bis zu einer Höhe von 300 Fuß. Ganz mit Salzburger Nagelflue in trefflicher Bearbeitung verkleidet, erhebt sich der Thurm, eine dunkle gigantische Masse, ehrwürdig und dräuend zugleich, über der alten mauerumgürteten Grenzstadt am Inn.

Wenn „Seelgeräthe“ und „Ablaß“ die Mittel zum Kirchenbaue lieferten, so wußte wieder der Adel Materialien und Frohndienste für den Bau seiner Burgen den Unterthanen abzufordern; es geschah auch, daß Glücksritter, wie die Zeller und Losensteiner, eine Schar niederen Volkes zusammenfingen und sie zur Errichtung einer Raubveste preßten; nur die im Burgbau erfahrenen Bau- und Werkmeister mußten verpflegt und belohnt werden.

Die größtmögliche passive Widerstandskraft bildet den leitenden Gedanken der Anlage, daher die Wahl der Burgstelle entweder dort, wo Gewässer das Außenfeld ungangbar machen, oder auf Höhen, meist felsigen Rückfallkuppen, welche, durch einen Einschnitt vom Gebirgsstocke getrennt, dem Angriffe nur eine schmale Front bieten. Die Vesten für den Raub legte man gerne in versteckten Schluchten an, so z. B. Tannberg, Lichtenhaag, Windegg u. s. w. Das Materiale ist meist auf der Baustelle gewonnen; wir finden theils Bruchsteingemäuer theils Quaderbau, nirgends in Oberösterreich Backstein



Die Pfarrkirche in Braunau.

oder Fachwerksbau. Die Anlage schmiegt sich dem Terrain an und folgt allen Abstufungen und Windungen der Burgstelle, daher die Unregelmäßigkeit des Grundrisses und die Mannigfaltigkeit und Kühnheit des Aufbaues. Je nach Beschaffenheit der Burgstelle läuft die „Zingelmauer" entweder rings um die Burg oder legt sich ihr, falls diese zum Theile sturmfrei war, nur auf der Angriffsseite vor, daher der „Zwinger" einen Ring oder einen Vorhof bildet. Letzterer ist für die oberösterreichischen Burgen typischer. Im Zwinger befinden sich die Wirthschaftsgebäude, die „Vorburg", welche bei großen Herrenburgen, wie z. B. in Neuhaus, in zwei Abschnitte, den „Vieh-" und den „Reithof" zerfällt. Am alten Gebrauche festhaltend, welcher für verschiedene Wohn- und Dienstzwecke besondere Gebäude herstellte, erscheint auch die Hauptburg als eine Gruppe mehrerer wehrhafter Bauten, theils freistehend, theils an die mit Zinnen, Wehrgängen und Thürmen versehene „Burgmauer" angelehnt. Eine besondere Befestigung hat oft das Thor mit einer Zugbrücke, den „Barbakan", wie er in Pürnstein und Weinberg ausnahmsweise gut erhalten ist. Das eigentliche Hauptwerk der ganzen Fortification und oft deren ältester Theil ist der große Thurm der „Bergfried", zugleich Reduit, Warte und Schirm der Burg gegen das Angriffsfeld, wenn dieses den inneren Burgraum dominirt; breiten, überhöhenden Berglehnen sehen wir eine massive „Bergfriedmauer" mit Thürmen entgegengestellt, wie in Wildenstein und Schaunberg. Der oft bis 90 Fuß hohe, Alles überragende Bergfried, bald vier- bald fünfeckig — die Capitale gegen den Angriff gewendet — wie in Neuhaus, Vichtenstein, Wernstein u. s. w., bald rund, wie in Falkenstein, Wildberg und Klamm, ist mit Bogenfriesen, Maschikulis und Pechnasen ausgestattet und meist mit einem Walm- oder Zeltdache gedeckt. Das mehrstöckige Herren- oder Ritterhaus, der „Palas", hat stattlichere Thüren und Fenster, kühne und zierliche Erker, die Hausbreite überquerende, meist abgewalmte Grabendächer. Er enthält im ersten oder zweiten Stocke den „Rittersaal", das Prunkgemach, an welches sich die übrigen Zimmer, „Kemenaten" und „Gadem" anschließen, ferner die Burgkapelle, bald als förmliche Kapelle, wie in Oberwallsee, oder als Erkerkapelle, wie in Klamm.

Der ärmere Adel besaß nur „Burgstalle", welche aus einem Bergfried mit Ringmauer bestanden. Lobenstein ist dafür ein interessantes Beispiel.

Wir führen Klamm im Bilde vor als eine erhaltene, wir möchten sagen als eine lebende Burg, bewohnt seit bald vierthalb Jahrhunderten von dem gräflichen Geschlechte, das sich nach ihr nennt. Schon 1125 erscheint urkundlich der Name und 1209 ist Klamm eine Grafschaft, demnach auch eine ansehnliche Veste. 1524 geht Klamm von den Hardegg auf die Perger über, welche dann den Namen Clam führten. Hans Gottfried Perger (1598 bis 1673) verwendete sein erheiratetes großes Vermögen, um der Ahnenburg neue Zubauten anzugliedern und sie mit jenen Holzgetäfeln, Öfen und Einrichtungsstücken

zu schmücken, an welchen wir eine vornehme Renaissance erkennen. Der Pietät und kunstsinnigen Fürsorge der Familie Clam-Martinitz ist die Erhaltung dieser schönen Reliquie des Mittelalters zu danken, welche mit baugeschichtlichem Interesse auch einen ungewöhnlichen malerischen Effect verbindet. Durchschreitet man den Engpaß, so verschieben sich nämlich die kühnen Umrisse der senkrecht über dem rauschenden Wildbache aufragenden Burg zu den wirkungsvollsten Bildern. Das Kegeldach des Bergfriedes aber, das über waldige Kuppen weit ins Donauthal hinüberschaut, ist zum Wahrzeichen des Machlandes geworden.

Die Burg Klamm.

Die bürgerliche Baukunst lag in den Händen der zünftigen Meister. Welchen regen Antheil an der baulichen Entwicklung der Landeshauptstadt Maximilian I. nahm, beweist eine schriftliche Rüge, welche dieser Kaiser aus Gmunden Anno 1506 einem ehrsamen Rathe ob der schlechten Bauweise und des gleichen Zustandes der Linzer Häuser ertheilte. Das bürgerliche Haus Oberösterreichs aus dem Mittelalter erhält seine Charakteristik durch das überraschend hohe und steile Dach, welches bis zur Gleiche der ersten Abbindung durch eine mehr oder weniger von Fenstern durchbrochene Giebelmauer abgeschlossen, darüber jedoch abgewalmt ist. Die reiche Giebelbildung Deutschlands ist bei uns unterblieben und erst in der Barockzeit theilweise aufgetreten. Die Façade kennzeichnet sich durch

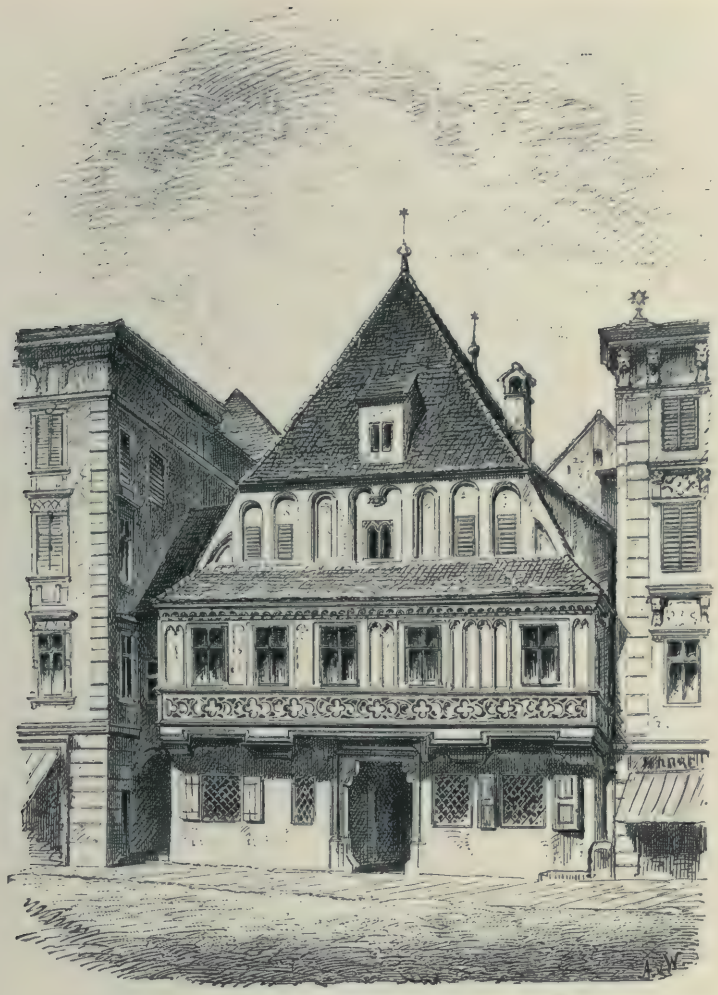
die geringen Stockwerkshöhen, die spitzbogige tiefgekehlte Pforte und die dichtgedrängten Fenster mit geradem Sturze, endlich durch breite Erkerausbauten auf vorkragenden Segmentbögen mit einem an die zurückgesetzte Giebelmauer aufragenden Vordache. Im Übrigen war der Aufbau sehr mannigfaltig und nicht durch Symmetrie gebunden, wodurch diesen Bauten, wie sie unseren alten Städten, namentlich Steyr, noch heute ihr eigenthümliches Gepräge verleihen, eine malerische Wirkung innewohnt, der gegenüber man den modernen Stadtregulirungen ungerne Fortschritte wünscht. Die innere Raumdisposition entwickelt sich aus einem breiten gewölbten Flur; eine schmale steile Treppe führt zu dem meist auf Tragsteinen gebauten und überwölbten „Laubengang", der den Zugang zu den Wohnräumen vermittelt. Auf schmalem, aber tiefem Grundplane angelegt, dicht aneinandergereiht, stießen die Häuser mit ihrer Trauflinie oft ganz zusammen; es entwickelte sich daraus das Grabendach mit der gemeinschaftlichen „Zwuselrinne", welche, nach der Gassenseite weit vorragend, das Traufwasser zweier Häuser ableitet — eine Construction, welche, zur Überdeckung auch großer Gebäude verwendet, sehr lange ihre Herrschaft behauptete.

Recht charakteristisch ist das bildlich vorgeführte Haus, Stadtplatz Nr. 8, in Steyr, das sogenannte „Bummerlhaus", sowie der Hof des benachbarten „Apothekerhauses" ebendaselbst — Objecte, welche um so werthvoller erscheinen, als die „Stadterweiterungen" im Begriffe stehen, die schönen Befestigungen und vielfach auch die alten Häuser von Wels, Schärding und Freistadt, damit aber auch das immer seltenere Städtebild des Mittelalters und der Frührenaissance zu verschlingen; ja selbst der schöne Stadtthurm von Enns war eine zeitlang in Gefahr, der Förderung des Verkehres zum Opfer zu fallen.

Plastik und Malerei.

Gleichwie in Ansehung der Architektur haben wir es auch bezüglich der Plastik und Malerei während des ganzen Mittelalters mit einer von Westen kommenden Anregung und Befruchtung zu thun, ebenso wie in der Periode der Renaissance und ihrer Weiterentwicklung mit einer solchen aus dem Süden, bis endlich die Neuzeit das merkwürdige Product sich kreuzender und ergänzender Strömungen darstellt.

Die großen Stätten des Kirchenlebens und der kirchlichen Kunst im benachbarten Baierlande, zugleich die hierarchisch vorgesetzten Bischofsitze Passau und Salzburg übten ebensosehr ihren bestimmenden Einfluß auf die künstlerische Thätigkeit im Lande ob der Enns vom XI. bis zum XV. Jahrhundert, wie die rheinische, die fränkische und die baierische Schule auf unsere bildende Kunst des XV. und XVI. Jahrhunderts. Die Früchte zeitigten östlich des Hausrucks allerdings mit der gleichen Verspätung, mit der wir die Architektur Oberösterreichs die Erfahrungen des westlichen und südlichen Deutschlands anwenden sahen. Ist auch eine locale Eigenart an den ältesten Denkmalen unserer Kunst schwer zu



Das Bummerlhaus in Steyr.

erkennen, so kann doch eine gewisse Rückwirkung des volksthümlichen Typus, der Tracht, des frohen Farbensinnes auf die zwar in der Fremde gebildeten, aber in Österreich wirkenden Meister nicht ganz bestritten werden.

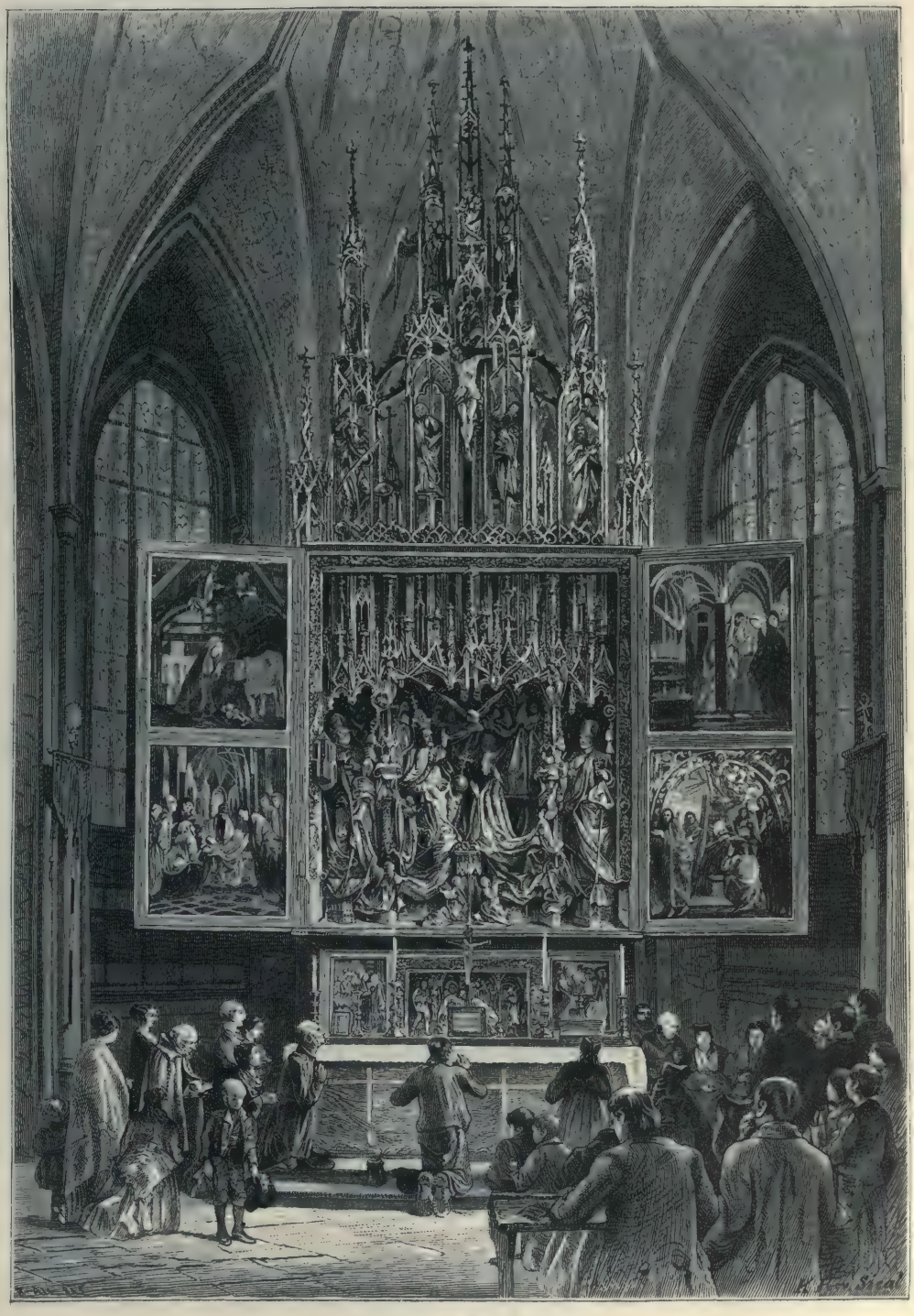
Ein Bildwerk, welches schon dadurch besondere Weihe erhält, daß es dem frommen Glauben mit reichen Gnaden ausgestattet gilt, ist das älteste Denkmal christlicher Kunst im Lande; wir meinen das wunderthätige Muttergottesbild der Wallfahrtskirche zu Adelwang: die Schmerzensmutter mit dem Leichname Jesu auf dem Schoße. Nach uralter Überlieferung ist der in der Kunst des Steingusses wohlerfahrene heilige Thiemo, Erzbischof von Salzburg, der Verfertiger dieses ehrwürdigen Bildwerkes. Nach Pachmayr hätte der heilige Thiemo dem Abte Alram I. von Kremsmünster (1093 bis 1121) die Statue zum

Geschenke gemacht. Keinesfalls scheint Thiemos Gabe erst die Anregung zur Übung der Bildhauerkunst im alten Stifte an der Krems gegeben zu haben, vielmehr eher eine sinnige Anerkennung ihrer Pflege gewesen zu sein. Wissen wir ja, daß die Mönche von Kremsmünster ihrem Abte Ehrenbert, sowie dem Bischofe Engelbert von Passau (1045 bis 1065) ein prachtvolles Denkmal setzten.

Zu den nächstältesten Repräsentanten unserer Bildhauerei zählen jene beiden polychromen Holzstatuen des heiligen Florian aus dem XIII. Jahrhundert, welche den einstigen Münster des Stiftes zierten. Die Gestalten sind derb und bausbackig, ausdruckslos und steif wie die Gewandung. Dasselbe Stift besitzt auch in seiner Kunstsammlung eine polychrome Statue der heiligen Jungfrau mit dem Jesukinde aus gebranntem Thon, wohl von handwerksmäßiger Ausführung, aber hochinteressant als Reliquie der Modellirkunst unserer alten Töpfer.

Hatte man sich in der ersten Zeit mit einzelnen farbigen Holzstatuen und mit gemalten Schreinen nach Art der griechischen Triptycha begnügt, so gab die Einführung der Flügelaltäre in der gothischen Epoche eine bedeutungsvolle Anregung der Bildhauerei, welche an dem großen geschnitzten Mittelbilde, den beiderseitigen beweglichen Flügeln und an der kühn aufstrebenden Bekrönung von Statuen, Baldachinen und Fialen bis hinauf zum Gewölbe eine Fülle der lohnendsten Aufgaben finden mußte. Ein solcher Altar ist denn auch die bedeutendste Leistung der mittelalterlichen Kunst im Lande ob der Enns und vielleicht in Österreich überhaupt. Wir meinen den populär gewordenen Altar zu St. Wolfgang, jenes herrliche Schnitzwerk, welches aus dem mystischen Halbdunkel des Gotteshauses in farbiger, goldschimmernder Verklärung uns entgegentritt, um uns gefangen zu nehmen und uns einen Eindruck für das Leben mitzugeben. Abt Benedict von Mondsee bestellte den Altar, welchen Meister Michael Pacher von Brunneken, Schnitzer und Maler, 1481 vollendete.

Dem Marien-Cultus entsprechend ist der Gegenstand des Hauptbildes im Schreine die Aufnahme der heiligen Jungfrau als Himmelskönigin durch Christum. Die Gebenedeite, die alles Irdische abgestreift hat und mit ewiger Schöne begnadet betend vor ihrem göttlichen Sohne kniet, sie hört nurmehr das letzte Segenswort, das der auf dem Throne sitzende Heiland voll Milde und Weihe mit erhobener Rechten zu ihr spricht. Während über beiden die Taube des heiligen Geistes ihre Fittiche breitet, umgeben sie Engel, welche die langen und faltenreichen Mäntel Christi und Mariä tragen, Psalmen singen und in Posaunen stoßen oder den Teppich hinter den Thronen halten, gewärtig, daß die Gekrönte den noch unbesetzten Platz einnimmt. Durch Pfeilerbündeln von dem Himmelsdome getrennt sehen wir noch innerhalb des Schreines den heiligen Wolfgang mit dem Modelle der Kirche und rechts den heiligen Benedictus im Ordenskleide, außerhalb des Rahmens aber stehen auf



Der Hochaltar zu St. Wolfgang.

Consolen die ritterlichen Gestalten des heiligen Georg und Florian. Während das Predell, auf dem der Schrein ruht, die Anbetung der Könige schildert, sehen wir in die kunstvolle Architektur der Bekrönung, die gleichsam die reich verschlungenen Baldachine des Schreines zu fünf vielgliedrigen, duftigen Spitzthürmchen fortbildet, den Gekreuzigten, zu oberst Gott Vater, Heiligen- und Engelsgestalten eingefügt. Die verschließbaren Flügel zeigen Gemälde, auf welche später zurückgekommen wird.

Bewunderungswürdig an diesem Altarwerke ist der große Zug, der in der statuarischen klaren und ruhigen Conception liegt, die Tiefe und Reinheit der Empfindung, der geradezu packende Gegensatz zwischen der idealen Verklärung der himmlischen Gestalten und der Individualität und Naturwahrheit der beiden durchaus menschlich gedachten Heiligen; bewunderungswürdig endlich die Kunst unseres vaterländischen Meisters, bei sorgfältigster Durchführung in Form und Farbe bis in das kleinste Detail, doch jede materielle Wirkung abzuhalten und den idealen Eindruck seines Kunstwerkes zu sichern.

Außer diesem Altare rühmt sich Oberösterreich noch vieler anderer solcher Denkmale der mittelalterlichen Kunst, an welchen sich Architektur, Sculptur und Malerei in einer vielleicht nicht mehr wiederkehrenden Weise vereinigten. In erster Linie ist des Altares zu Käfermarkt zu gedenken, des bedeutendsten Rivalen des Pacher'schen Werkes, diesem vielleicht durch Reichthum der Architektur, unerschöpfliche Phantasie und treuen Fleiß überlegen, aber an Bedeutsamkeit, Frömmigkeit und Vollendung der Vorstellung entschieden nachstehend. Wir bringen eine Seitenfigur desselben, den heiligen Georg, im Bilde, weil dieser fast überall wiederkehrende himmlische Ritter so recht jenem Ideale entspricht, wie es aus den höfischen Gedichten des späten Mittelalters herausklingt. Die schönen Altäre mit bemerkenswerthen Bildhauerwerken zu Pesenbach (1499), Rauchenedt, Waldburg (1517), Gampern und Hallstatt (erstes Viertel des XVI. Jahrhunderts) können hier nur angeführt werden, so sehr sie auch ein näheres Verweilen verdienen würden. Die Kunstsammlungen der Stifte und das Linzer Museum enthalten eine große Zahl mittelalterlicher Schnitzwerke, welche deutlich als Theile ehemaliger Altäre zu erkennen sind und wahrscheinlich der tyrannischen Herrschaft der Renaissance ihre Entfernung aus Stifts- und Landkirchen zuzuschreiben haben.

Eine besondere Aufgabe fand die Sculptur an den zumeist in rothem Steine gehauenen Sarkophagen, auf welchen die Verstorbenen bald in voller Rüstung und ritterlicher Kraft, bald als modernde, von Fröschen und Würmern verzehrte Cadaver erscheinen. Hierher gehören vorzugsweise die Grabmonumente Wernhards von Schaunberg und seiner Gemalin Hedwig in der Wilheringer Stiftskirche, die Gräber der Polheimer in der Pfarrkirche zu Wels und Ober-Thalheim, jene der Schärffenberger in der Laurenzikirche zu Lorch u. s. w.

Sowie die Architektur und die Plastik nicht nur im Dienste der Kirche standen, sondern auch von Geistlichen geübt wurden, müssen wir die ersten Werke der Malerei in unseren Klöstern suchen. Es sind die mühevollen Leistungen der Miniaturmalerei, dieser echt mönchischen Kunst, welche so recht die Geduld, die Liebe, die Entsagung, aber auch die in diesen Tugenden gefundene Zufriedenheit jener frommen Brüder spiegelt, welche oft ein ganzes Menschenleben der Illuminirung eines Codex widmeten. Fast in allen Klöstern des Landes bestanden Maler- und Schreibschulen, und müssen wir, nebst den vielen Künstlern in Kremsmünster unter Abt Adalram (1093 bis 1121) den Mönch Liutold in Mondsee, sowie die Brüder Gottschalk und Haimo in Lambach erwähnen, welche letzteren wohl die bedeutendsten Miniaturmaler zu nennen sind. Aber auch im XIII., XIV. und XV. Jahrhundert fand die Miniaturmalerei fortwährend Pflege in den Stiften Oberösterreichs, und die Annalen von St. Florian nennen noch die dortigen Chorherren Heinrich von Marbach (1306), Heinrich von Ihlinge (1320) und Friedrich Tobler (1350), während der gelehrte Benedictiner von Mondsee Leonhard Schilling sich als Maler überhaupt großen Rufes erfreute.

St. Georg, Holzfigur vom Hochaltar in Käfermarkt.

Die zahlreichen, in unseren Klosterbibliotheken aufbewahrten Missalien, Breviere, Diurnalien, Psalterien, Legenden, Decretalbücher und wie sie alle heißen mögen, jene Ungethüme von Folianten mit den Holzeinbänden, den schweren Ecken und Schließen, dem sorgfältig geschriebenen Texte und den in Gold und Farbe prangenden Miniaturen geben ein glänzendes Zeugniß der stilistischen und technischen Vollendung, welche diese edle Kleinmalerei im Lande ob der Enns erlangt hat. An ihren Vollbildern und Initialen findet sich der ganze Schmuck romanischer verschlungener Riemenwerke oder das bald strenge, bald naturalistische Blattwerk des Übergangsstiles, wenn nicht schon die verzweigten Ranken und phantastischen Thiergestalten der Gothik. Figuren und Act im X. und XI. Jahrhunderte wohl nicht frei von Verzeichnungen, zeigen feine Züge, reiche Gewänder, aber

jene Lebloſigkeit, hinter welcher der Liebhaber Würde und Maß ſehen will, bis der individualiſirende Realismus auch auf das Pergament einzieht und die letzten Miniatoren ganz unter ſeiner Herrſchaft malen. Uns muthen beſonders jene von der Bauchung eines bunten Buchſtabens umſchlungenen Mönchsgeſtalten an, welche, den Blick zum Himmel gewendet und wie eine Inſpiration abwartend, vor einem Schreibpulte und einem gewaltigen Folianten ſitzen, das Schreibrohr in der Rechten, das Raſur- oder Schabmeſſer in der Linken, — Geſtalten, in welchen ſich offenbar die Künſtler ſelbſt ſchilderten. Unverkennbar klingen die oberöſterreichiſchen Miniaturen an die weit verbreitete Kunſtübung Baierns an, wie denn die Abhängigkeit von Paſſau kein anderes Verhältniß ermöglicht hätte.

Das hier reproducirte Initiale gehört einer in Kremsmünſter um 1300 geſchriebenen heiligen Schrift an und ſchildert Petri Brief an die kleinaſiatiſchen Juden-Chriſten mit wahrhaft kindlicher Naivität.

Enge verknüpft mit dem kirchlichen Leben wie die Miniatur beginnt im Lande ob der Enns in früher Zeit die Glasmalerei ihr buntes Farbenſpiel an die Fenſter zu zaubern, zugleich die andächtige Abgeſchloſſenheit des Innenraumes fördernd. Sie blühte im Stifte Kremsmünſter. Unter dem Abte Friedrich von Eich (1273 bis 1335), der den gothiſchen Bau vollendete, ſchmückte Frater Hertwik, Cuſtos der Stiftskirche, die Fenſter derſelben mit Glasgemälden (vitris pulchris), ſowie Meiſter Wolfhart — Glaſer und Maler — ein Zögling von St. Florian, dieſe Stiftskirche unter Heinrich II. (1313 bis 1321) mit bunten Glasfenſtern verſah.

Leider haben ſich von der damals ebenſo verbreiteten wie berühmt gewordenen Kunſt der Glasmalerei unſerer Vorfahren nur verhältnißmäßig wenige Reſte erhalten. An Ort und Stelle, nämlich in den urſprünglichen Fenſtern, kennen wir eigentlich nur jene prächtigen Glasgemälde des Laienbruders Hertwik aus den Jahren 1273 bis 1315, welche drei Chorfenſter der Pfarrkirche in Wels ausfüllen. Sie enthalten 81 figürliche Darſtellungen: die vier Evangeliſten, Bilder aus der Leidensgeſchichte, ſolche aus dem alten und neuen Teſtamente. Die Compoſition iſt ſtiliſtiſch ſtrenge, die Maſſenvertheilung eine glückliche, was weſentlich mit dem relativ kleinen Maßſtabe der Figuren zuſammenhängt; das Colorit iſt zwar im Ganzen tief, aber doch überaus feurig. Sonſt ſind uns nur Überreſte, Bruchſtücke oder in neuerer Zeit wieder eingeſetzte Glasgemälde bekannt; ſo in Peſenbach, Lorch, Steyr u. ſ. w. hat ja allenthalben die Renaiſſance die bunten Gläſer beſeitigt, um größere Lichtmengen in die Räume fließen zu machen. Dagegen hat die Pietät des Stiftes St. Florian die übrig gebliebenen größeren Theile der in der Reformationszeit zerſtörten Fenſter aus der Peſenbacher Kirche in ſeine Kunſtſammlung gerettet und zu drei großen Fenſtern vereinigt, von denen uns jenes mit dem Erlöſer beſonders intereſſant ſcheint. Alle drei Fenſter ſind in Zeichnung und Manier von den Werken Hertwiks weſentlich

Initial P aus einer Bibel (um 1300 entstanden).

verschieden, die Farben, unter welchen das Grün ungewöhnlich vertreten ist, kräftig und voll. Jedenfalls haben wir es mit einem Werke der Florianerschule, und zwar aus dem Jahre 1486 zu thun.

Das einzige dem Verfasser bekannte Wandgemälde der romanischen Kunstepoche sind die Fresken im Läuthause der Lambacher Stiftskirche, welches, den ersten Stock beider Thürme und den Zwischenraum umfassend, ursprünglich einen gegen das Kirchenschiff offenen, gewölbten Chor bildete. Die lebensgroßen Fresken in den drei Kuppeln haben die Legende der drei Weisen zum Gegenstande. Die Zeichnung ist ziemlich correct, die Muttergottes erinnert an byzantinische Vorstellungen, der Faltenwurf ist sehr einfach, das Incarnat durchaus gelblich, die vorkommenden Farben sind eintönig; Alles ist hart gezeichnet und nur wie versuchsweise schattirt. Sonst kennen wir nur decorative Wandmalereien in der Krypta zu St. Florian, sowie in der Schloßkapelle zu Spilberg. Erst in spätgothischer Zeit schmückten sich die Stifte und die Kirchen mit Wandgemälden; so wissen wir, hat Wolfgang Widmer in Kremsmünster (1488 bis 1500) im Innern der Kirche Wandgemälde anbringen lassen, deren Spuren 1877 bei der Renovirung des Annenaltares zu Tage getreten sind; Propst Kaspar II. von St. Florian (1467 bis 1481) hat in und an der Kirche, im Kreuzgange, im alten Chor, in der Prälatur u. s. w. Wandgemälde ausführen lassen. Zu Engelszell sind die anscheinend einem ehemaligen Kreuzgange angehörenden Wandgemälde noch theilweise erhalten; in voller Frische aber erfreuen uns die schönen, warmfarbigen Fresken ober der südlichen Pforte der Frauenkirche in Freistadt und der Pfarrkirche in Hallstatt, sowie, allerdings bei geringerem Kunstwerthe, auch die Malereien in mehreren Grabkapellen und Beinhäusern. Unter letzteren ist das Beinhaus zu Pischelsdorf (1442) erwähnenswerth, dessen drei Wandfresken den segnenden, den fürbittenden und den richtenden Heiland darstellen.

Die Tafelmalerei, die schon längere Zeit einzelne Heiligenbilder und den äußeren Schmuck der Altarschreine bestritten hatte, konnte auch erst mit dem Eintritte der

realistischen Richtung und dem Ersatze der durstigen Tempera durch die saftige Ölfarbe Bedeutendes schaffen.

Als Bahnbrecher sehen wir auch auf dem Gebiete der Farben Michael Pacher mit seiner menschlich wahren Auffassung, seinen den Goldgrund verdrängenden Landschaften und Architekturen, sicher und schön in der Zeichnung, satt und leuchtend im Tone. Von seiner Hand sind die vier Bilder auf der Innenseite des ersten Flügelpaares vom Altare zu St. Wolfgang, und zwar die Geburt Christi, die Beschneidung, die Vorstellung im Tempel, der Tod Mariä. Die Klarheit und Einfachheit der Conception, die wir seiner Plastik nachrühmten, zeigt Pacher auch in diesen Bildern, deren Gestalten bei aller Individualität auch ausgeprägte nationale Elemente zeigen; Technik und Colorit, Vorliebe für helle, schillernde Stoffe, Costüme und Naturtreue zeigen die ältere schwäbische Schule, ja sogar den Einfluß Eycks, während die vorzügliche Modellirung, die Bildung des durchaus nicht knitterigen Faltenwurfes, sowie die tiefe, warme und vorzüglich gestimmte Farbe mit braunen Localtönen den Beweis liefern, daß der Künstler die Werke der Venetianer gekannt haben muß. Die acht Bilder, welche sich bei geschlossenen inneren Flügeln zeigen, sind tüchtige Leistungen, jedoch eines anderen, anscheinend der fränkischen Schule angehörenden Malers, während die äußere Seite des zweiten Flügelpaares, sowie die Rückseite des Schreines abermals eine andere, erstere sogar eine schwache Hand bekunden. So dürften denn wenigstens drei Maler Pacher beigestanden haben.

Dieser Meister scheint indeß im Lande Schule gemacht zu haben; denn an seine Altarflügel zu St. Wolfgang gemahnen lebhaft die von einer Chorbrüstung stammenden Bilder zu Adelwang, die jetzt zu einem Blatt vereinigten Altarflügel zu Wartberg an der Krems und andere in den Kunstsammlungen der Stifte aufbewahrte wenn auch mitunter die Unsicherheit des Kunstjüngers verrathende Gemälde.

Renaissance.

Architektur.

In keinem anderen deutschen Lande sollte die großartige religiös-politische Bewegung der Reformation so intensiv alle Schichten der Bevölkerung aufwühlen, so blutige hartnäckige Kämpfe hervorrufen, so recht und schlecht den Charakter des socialen Krieges annehmen als in Oberösterreich. Die oberösterreichischen Stände wußten von der ursprünglich auch gegen sie gerichteten bäuerlichen Bewegung der Jahre 1594 und 1625 Nutzen zu ziehen und waren eine politische Macht geworden, in demselben Maße als den anderen Kreisen jede Bedeutung versagt bleiben mußte.

Konnte sich unter so bewegten Zeitläuften irgend eine Bau- oder Kunstthätigkeit im Lande überhaupt regen, so war wohl nur der ständische Adel befähigt, eine solche zu

entfalten, und in der That findet seine Präponderanz beredten Ausdruck in dem Baue des Landhauses zu Linz, in bedeutenden Umbauten alter Burgen, sowie auch in neuen Schloßanlagen, — jene Stätten, wo die evangelische Lehre zuerst Wurzel gefaßt, die vielen Fäden mit den Emporien des neu erwachten Geistes im Reiche gesponnen wurden, der Adel sich seiner ertrotzten Vorrechte in herrischer Behaglichkeit freute und bald Versammlungen tagten, bald kriegerischer Widerstand veranstaltet wurde.

Das Landhaus, dessen nördliches Portal im Artikel über Landesgeschichte reproducirt wurde, zum Theile ein ehemaliges Minoritenkloster, ist allerdings das Product vielfältiger und bis zum Anfange unseres Jahrhunderts fast ununterbrochener Bauthätigkeit. Die uns interessirende Partie gehört indessen dem umfassenden Neubaue der Jahre 1578 bis 1580 an, mit welchem die Welschtiroler Meister Christof und Hans Canaval betraut wurden. Dieser Umstand erklärt die vielen Anklänge an die italienische Renaissance, welche uns an dem Portale und den Thüren des Hauptgeschosses, endlich im großen Ständesaale anmuthen.

Die Umbauten alter Burgen behielten die mittelalterliche Anlage bei, welche sie nur dem Ertrage und der Wirkung der neuen Waffen entsprechend erweiterten. Die Neubauten adeliger Sitze waren zwar ebenfalls den alten Kriegsburgen mit Thurm, Vorburg und Palas ähnlich, doch gestaltete sich der Umriß immer regelmäßiger, ja manchmal war der Grundplan ein bastionirtes Vier- oder Fünfeck, dessen Eckbastionen einen thurmartigen Aufzug erhielten, so z. B. bei dem Schlosse Greinburg. Es waren Wehrbauten noch in des Wortes vollster Bedeutung, wenn auch ihr Ernst von den lieblichen Formen der Renaissance gemildert erscheint; waren ja ihre Bauherren selbst noch ein in die neue Ordnung der Dinge herüberreichendes Stück Mittelalter, eine letzte Auflehnung individueller Selbständigkeit gegen die staatliche Gewalt.

Das oberösterreichische Schloß des XVI. und XVII. Jahrhunderts, weitläufig und vielgliedrig, stets mehrstöckig, von kräftiger Einfachheit, erzielt seine künstlerische Wirkung nur durch die Gruppirung der Massen, durch die malerische Silhouette, durch seine die hohen Dachungen überragenden Thürme. Die Mauerflächen sind flach und schmucklos, nur an den Ecken gequadert und von einem einfachen Gesimse gekrönt, die Fenster von einem glatten Gewände umrahmt; nur Rittersäle oder Schloßkapellen werden mit einfachen oder durch eine Mittelsäule halbtheilten Bogenfenstern ausgezeichnet. So in Greinburg, Rannariedl, Aistersheim u. s. w. Die ganze äußere Zier beschränkt sich auf die meist rusticirende Architektur der Portale und die oft in dieselbe einbezogenen Wappen der Schloßherren. Das Portal des Schlosses Württing verdient besondere Erwähnung.

Mußten Maurer und Steinmetz nur an die Herstellung eines soliden, aber einfachen Nutzbaues denken, so durfte wieder der Zimmermeister nicht blos an den vielfach

verstrebten Dachstühlen seine Kunstfertigkeit beweisen, vielmehr Kühnheit und Reichthum in der Formung der Thurmhelme bethätigen, und in der That sind diese weit in das Land hineinschauenden stolzen Zimmerwerke das eigentliche Wahrzeichen unserer heimischen Schlösser. Ihre typische Form ist die sogenannte Birne oder Zwiebel: eine üppige Bauchung über einer mäßigen Einschnürung, die, kräftig aufschnellend, sich zum Halse verjüngt, aus welchem die durchbrochene Laterne hervorwächst; ihr abermals birnförmig geschwungenes Dach endet mit einer Wetterfahne oder einem Wappenthier. Entgegen den kärglich profilirten Thurmkuppeln Niederösterreichs und jenen förmlich überquellenden Baierns halten die Constructionen Oberösterreichs eine glückliche Mitte in Maßverhältniß und Lineament ein. Aber nicht nur die eigentlichen Thürme, sondern auch Kapellen, Erker, Bodenfenster und Vordächer erhalten Helme, so daß ein förmlicher Wald großer und kleiner Thürme, schön geformter Rauchfänge, zierlicher Wetterfahnen und leuchtender Knäufe vom Schlosse aufstrebt, die kräftigen Massen des Baues in einen duftigen Ausklang auflöst.

Von den noch erhaltenen Schloßbauten ist Puchheim bei der Westbahnstation Attnang, Dank seiner weitläufigen Anlage und seiner schönen Silhouette, besonders erwähnenswerth.

Das Herrenhaus umschloß den gebräuchlichen Arcadenhof mit seinen gedrückten Proportionen, aber dem fein gefühlten Ornamente; jener anmuthenden Verbindung deutschen Wesens und italienischer Formenwelt, die bei allen unseren Renaissancebauten wiederkehrt und uns berechtigen könnte — wären wir weniger bescheiden — von einer speciellen österreichischen Renaissance zu sprechen. Würdig an die Seite des bei Niederösterreich besprochenen Schloßhofes zu Schalaburg ist jener zu Hartheim mit seiner farbenheiteren Fresko-Decoration zu stellen.

Im Innern jener außen einfachen und noch für die Vertheidigung erdachten Schlösser entfaltete sich eigentlich die Renaissance an den köstlichen Schreiner-, Schnitzer-, Hafner- und Schlosserarbeiten, wodurch die Wohnräume ihre stilvolle Ausstattung erfuhren, so wie an dem ganzen stets anwachsenden Hausrathe, von dem allerdings nur wenige ehrwürdige Reliquien uns überkommen sind.

Besonders schön sind die Interieurs der Schlösser Weinberg, Hartheim, Eferding, Württing und Puchheim vermöge der in edelster Renaissance gehaltenen, reich eingelegten Holzgetäfel, ihrer gigantischen Majolikaöfen mit den wimmelnden bunten Bildwerken, ihrer zierlich geschmiedeten Gitter und prächtigen Thürbeschläge — noch zu wenig gewürdigte Denkmale des heimatlichen Kunstgewerbes. Wenn auch Wälsche für Stuccaturarbeiten und mitunter für die Malerei berufen waren, alles was aus Holz, Thon und Eisen besteht, ist aus der Hand heimischer Werkleute hervorgegangen; waren ja damals die Schreiner

Schloß Puchheim.

und Schnitzer von Linz und Wels, die Schmiede und Schlosser von Steyr, die keramischen Anstalten von Gmunden und Vöcklabruck rühmlich bekannt.

Die Kirche, deren Bauthätigkeit während des Mittelalters den Bedarf mehr als gedeckt hatte, was sollte und konnte sie während der Reformationszeit in künstlerischer Beziehung leisten?

Die Lehre Luthers war in die Klöster gedrungen; Mönche und Nonnen, ihrer Fesseln überdrüssig, verließen zahlreich ihre Zellen, um weltlich zu leben und zu genießen. Die Klöster, welche nicht ganz zu Grunde gingen, wie jene zu Pulgarn, Traunkirchen, Schlierbach und Steyr, verödeten auf lange Zeit oder wurden zum Schauplatze der Zuchtlosigkeit ihrer Insassen, wenn nicht ein Raub der stürmenden Bauern. Die Landkirchen, vielfach ihrer katholischen Seelsorger beraubt und den herbeigerufenen Prädicanten überlassen, fristeten nur kümmerlich ihren Bestand. Wir sehen daher die kirchliche Kunst auf die Ausschmückung der älteren Gotteshäuser im neuen Stile, wie etwa zu Schlägl und Braunau, oder auf vereinzelte Werke der Kleinkunst: Altäre, Grabdenkmale und Epitaphien beschränkt, an welchen wir allerdings schöne Renaissanceformen bemerken. Als vereinzelte Ausnahme eines kirchlichen Neubaues und zugleich als interessantes Beispiel localer Stilverspätung erscheint die Pfarrkirche von Waldhausen am Sarming. Dieses Werk des Meisters Hiob Eder aus dem ersten Decennium des XVII. Jahrhunderts ist noch ein streng-gothischer Bau, nur Sängerempore und Portale entwickeln sich in keuschen, aber eleganten Renaissanceformen mit reicher Metall-Ornamentik. Erwägt man den sonstigen Gang der Architektur, so könnten die Jahreszahlen an der Waldhausener Kirche, 1610 und 1612, zur Annahme eines Archaismus verleiten; die Zeit ging im abgelegenen Sarmingthale gar langsamen Schrittes.

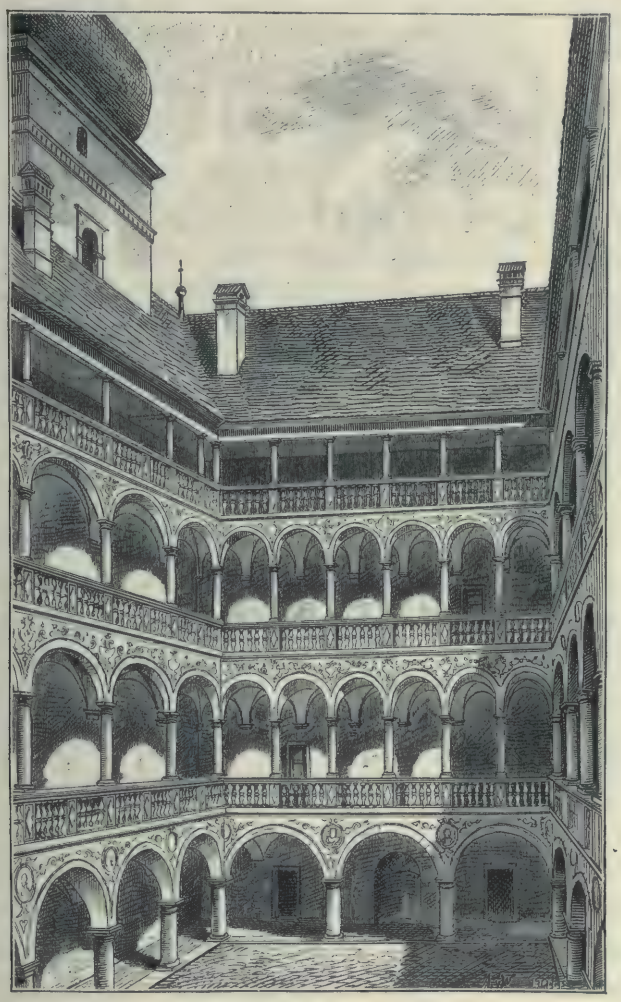
Die gothischen Münster des Mittelalters blieben unangetastet stehen, die erste Brandung der Renaissance vermochte ihren ernsten Bau nicht zu berühren, erst die mächtige Flut des Barocco sollte die Gothik in ihrer üppigen Umarmung begraben.

Der Bürgerstand, abwechselnd durch den Landesfürsten, die Standesherren und Bauern dienstbar gemacht, hatte am meisten unter den beständigen religiösen und politischen Stürmen jener Zeit zu leiden, daher wir auch nur in jenen Städten Spuren einer Bauthätigkeit der Renaissanceperiode finden, deren kräftiges Gemeinwesen, Gewerbefleiß und Handel der Ungunst der Zeit zu trotzen vermochten.

Es möge hier nur der 1569 bis 1584 angelegte Friedhof von Steyr, die alte Befestigung dieser Stadt und namentlich das Gleinkerthor, endlich das ehemalige Kornhaus vom Jahre 1612, alle drei Objecte mit originell und effectvoll behandelten Sgraffiti angeführt werden. Das letzterwähnte Gebäude erhält durch seine ungewöhnlichen Verhältnisse, seinen Doppelgiebel mit dem mächtigen Wasserspeier, die zierlichen ornamentalen

Umrahmungen der Fenster, endlich durch das gedrungene kräftige Portal ein ganz eigenartiges Gepräge.

Was sonst an und in bürgerlichen Bauten des Erzherzogthums als Werk der ersten Renaissance zu agnosciren ist, beschränkt sich auf Brunnen, Hausglocken, Gitter, Gedenktafeln u. s. w., dagegen läßt eine aufmerksame Forschung auch an einzelnen älteren Bauernhöfen Spuren des neuen Stiles erkennen.



Der Schloßhof zu Hartheim.

Hatten wir es in der gothischen Periode mit Werkmeistern und Bauhütten in zünftiger Einschränkung zu thun, so bringt uns die Renaissance fahrende und wandernde Baumeister, welche „Risse“ und Modelle bieten und — falls sie aus der Fremde kommen — einen ganzen Troß von Handwerkern, Steinmetzen, Stuccateuren u. s. w. nachziehen. Die Trennung zwischen Kunst und Handwerk war angebahnt.

Nach langen Kämpfen war der Widerstand der Stände gebrochen, der übermüthige Bauer niedergeworfen, der Protestantismus ausgerottet und die katholische Kirche feierte einen Sieg, wie kaum anderer Orten. Da die Wunden vernarbt waren, welche Reformation und Gegenreformation dem Lande geschlagen hatten, erfreute sich dieses endlich einer, nur durch die Episode des spanischen Erbfolgekrieges 1704 unterbrochenen Epoche des Friedens, des Gedeihens, des Aufblühens — heller warmer Sonnenschein nach düsterem, frostigem Unwetter, der alle schlummernden Kräfte zu reichem Schaffen weckt. Diese dem künstlerischen Wirken günstige Atmosphäre, der Triumph des Katholicismus, der neue und großartigere Stätten

für den Cultus und das kirchliche Leben bedingte, endlich der beherrschende Einfluß Italiens und der Schule eines Bernini und Borromini, — diese Factoren ließen für Oberösterreich mit dem Barocco die wahrhaft classische Epoche seiner Architektur anbrechen. Breiter, volltöniger hat sich noch kein künstlerischer Strom in ein Land ergossen, hat ihm so ausgesprochen seine besondere Signatur gegeben als das Barocco, das Barocco im Dienste der katholischen Kirche.

Wohl ziemlich entfernt von apostolischer Einfachheit entwickelte sich in den wiederaufblühenden Stiften und Klöstern — wie in der Residenz siegreicher Monarchen — ein großes, ein schönes Leben, der Pflege und dem Genusse von Kunst und Wissenschaft gewidmet, ähnlich dem Pulsschlage des sinnverwandten Italiens. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man von einem medicäischen Zeitalter in unseren Stiften spricht. Wir sehen vornehme, kunstsinnige Äbte, Architekten Bildhauer und Maler aus Italien sowie aus der Heimat berufen, die kühnen Träume ihrer ungezügelten Phantasie mit bewunderungswürdiger Munificenz verkörpern; wir sehen die Künstler im Kreise ihrer Gönner als ausgezeichnete Gäste in jenen Stiften ein wahres Heim finden, in welchen sie mit behaglicher Muße und unter sinniger Anregung freudig und fruchtbar schaffen. So lebten und wirkten die Carlone, Prandauer, Halbax, Altomonte u. s. w.

Ein Zug froher Weltlichkeit liegt über alle Gebilde jener Zeit, und fast möchte man meinen, als ob gerade in den Mauern der dem frommen Leben geweihten Klöster diese Weltlichkeit mehr als eine Versöhnung mit der christlichen Entsagung und Weltverachtung, einen Sieg über dieselbe auf künstlerischem Gebiete gefeiert hätte. Ja es könnte scheinen, als ob selbst der christliche Glaube sich auf Geheiß der Künstler mit der antiken Mythologie verbunden hätte, wenn wir im herrlichen Kaisersaale zu St. Florian aufwärts blicken zu der farbenheiteren Decke, der Apotheose unserer Siege über den Halbmond, und Gott den Blitz in der Hand unverkennbar in der Gestalt Jupiters sehen, an dessen Seite nur Ganymed oder Hebe fehlen. Die ganze Schar der Engel, ihrer mittelalterlichen Vergeistigung und Geschlechtslosigkeit müde, verwandelt sich in Legionen schöner irdischer Knaben und Mädchen, und kaum ein Altar findet sich, auf dem nicht in Marmor oder auf Leinwand eine schöne Frauengestalt thronte, gleichgiltig, welche Heilige oder Büßerin ihr den Namen leihen mußte.

Die architektonische Type jener Zeit ist das um einen Dom gruppirte Stift, eben so sehr charakteristisch für die Bedeutung und den Sinn der kirchlichen Bauherren als auch besonders günstig für die Ausgestaltung des Barocco mit seiner grandiosen Plananlage, seiner kühnen Raumbildung und seiner opulenten Decoration.

Es erfuhren theils Neu-, theils Umbauten die Stifte: St. Florian, Baumgartenberg, Waldhausen, Schlägl, Reichersberg, Ranshofen, Lambach, Schlierbach, Spital am

Das alte Kornhaus in Steyr.

Pyhrn, Kremsmünster, Garsten, Gleink. Es entstanden neu: der alte Dom, die St. Josef- und Alumnatskirche in Linz, die Pfarrkirchen in Rohrbach, Kallham, Ried, Gaspoldshofen, Hofkirchen, Ober-Thalheim, die Wallfahrtskirchen Stadl-Baura bei Lambach und Christkindl bei Steyr, die Kapuziner- und St. Josefs-Kirche in Steyr u. s. w., nur um der künstlerisch hervorragendsten zu gedenken, von jenen vielen Landkirchen nicht zu sprechen, die, obzwar unansehnlich, immerhin Hervorbringungen jener bauluſtigen Zeit waren, sowie von den theilweisen Umbauten gothischer Kirchen, deren mittelalterlich finsteren Ernst der heitere Geist des neuen Stiles nicht duldete und wohl oder übel mit italienischen Säulenordnungen, Stuccaturen oder Fresken verhüllte.

Diese Kirchen sind einschiffige Gewölbebauten mit Seitenkapellen in den Zwischenräumen der Widerlagspfeiler und einer mehr oder minder entwickelten Kuppel über der

Vierung — eine Bauweise, welche von Italien aus bei uns Eingang fand, daher sie noch heutigen Tages im Volksmunde die italienische genannt wird. Die Verhältnisse sind meist glücklich getroffen, die Construction — Pfeilermassen, Hauptgesimse und Gewölbegurten — klar ausgeprägt, das Ornament üppig im Innern, nach außen auf weise Einfachheit beschränkt. An der Entwicklung der Thürme empfinden wir allerdings, daß der Geist des Südens dort, wo er selbständig walten durfte, dem ererbten deutschen Sinn für den kühnen Thurmbau weit zurückstand.

Eine Ausnahme von der Regel bilden einzelne Centralanlagen, unter welchen die am rechten Traunufer bei Lambach gelegene Wallfahrtskirche Baura, sowohl durch Originalität als Schönheit hervorragt. Vom Abte Maximilian Pegel aus Dankbarkeit für die Verschonung Lambachs von der Pest 1714 begonnen und 1725 vollendet, ist sie ein Werk des Architekten Johann Brunner und dadurch merkwürdig, daß an und in ihr zu Ehren der Allerheiligsten Dreifaltigkeit alles dreifach erscheint. Sie hat 3 Thürme mit 3 Glocken, 3 Sakristeien, 3 Thore, 3 Fenster, 3 Musikchöre, 3 Altäre, kostete 333.333 fl. und wurde der Rest des Voranschlages an 333 Arme vertheilt. Um den runden Kuppelbau vertheilen sich die Annexe vollkommen symmetrisch, wie sich überhaupt die ganze Architektur nach den drei Axen symmetrisch entwickelt; die Aufgabe, welche sich der Baumeister gestellt hat, ist indeß in Maß und Form so glücklich gelöst, daß die durchgeführte Dreiheit nirgends aufgedrungen, vielmehr organisch nothwendig erscheint.

Die bedeutendste Schöpfung des Baroco bleibt aber vermöge der Großartigkeit der Anlage und Einheit des Stiles das Chorherrenstift St. Florian, dessen Ansicht aus Südwest unser Bild veranschaulicht. Die großen Um- und Neubauten in Kremsmünster und Garsten scheinen den Prälaten David angeregt zu haben, Kirche und Stiftsgebäude größer und prächtiger neu erstehen zu machen. Unter Leitung des Mailänders Carlo Antonio Carlone, zuvor in Wien und Garsten beschäftigt, begann 1686 der Neubau der Stiftskirche, welchen nach Carlones Tod 1708 Architekt Jakob Prandauer aus St. Pölten fortsetzte und unter Abt Kröll 1715 zu Ende führte. Von der Südseite der zweithürmigen, in gigantischen Maßverhältnissen gehaltenen Stiftskirche verbreitet sich das weitläufige Rechteck des Stiftsgebäudes, dessen Massen durch den Blaserthurm, den Kaisersaal und den Bibliotheksbau auch eine äußere Unterbrechung erfahren. Auch zu dem unter den Äbten Kröll und Födermayer ausgeführten Stiftsgebäude hatte Carlone den Entwurf gemacht; sein Nachfolger Prandauer folgte aber nicht sclavisch dem vorgezeichneten Plane, sondern entwickelte namentlich die Hauptpartien des Gebäudes nach eigenen Impulsen, wie er denn 1717 „neue Klosterrisse" vorlegte und namentlich das Blaserthor sogleich umcomponirte. Mitten unter der Ausführung seines eigensten gewaltigen Werkes, des imposanten und prächtigen Kaisersaales, ereilte ihn der Tod, 1725. Die Vollendung des

Das Stift St. Florian.

Bibliothekſaales, 1745, war die That des Baumeiſters Gotthart Hayberger aus Steyr, womit die Bauthätigkeit zu St. Florian im Allgemeinen abgeſchloſſen war.

Wir verweiſen auf die Abbildung des Deckengemäldes, ſowie der berühmten Orgel in der Abhandlung über Muſik, aus welch letzterem Bilde auch die pompöſe Haltung der Stiftskirche erſichtlich iſt. Das ganze Gebäude athmet Größe, Klarheit, Ruhe, bei Reichthum und Zierlichkeit des Details. Geradezu überwältigend iſt die unerſchöpfliche Aufeinanderfolge reichſter und üppigſter Effecte der Architektur und Decoration, welche die Enfilade der Kaiſerzimmer bietet.

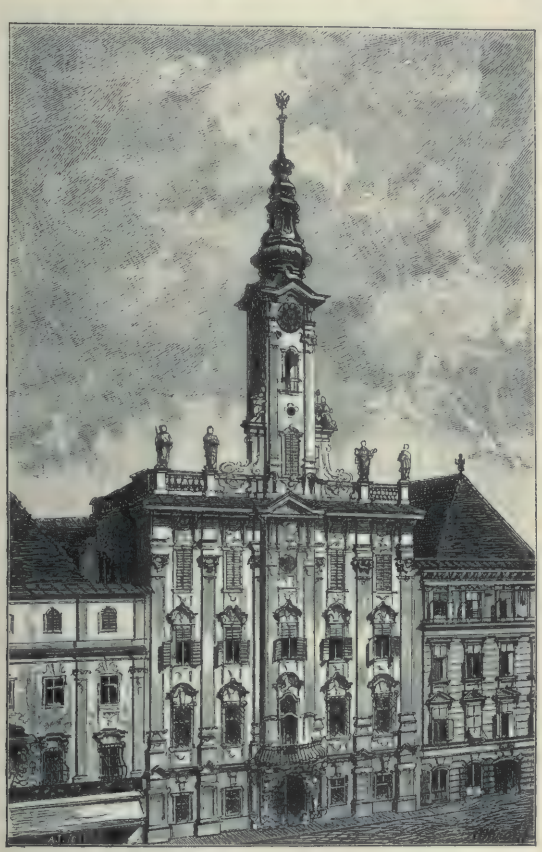
Der Adel, nicht mehr trotzig und kampfluſtig, weicher und üppiger in ſeinen Sitten, hatte ſeine Burgen verlaſſen, welche ungeachtet der vielfachen Umbauten der Renaiſſance dennoch den ſteigenden Anforderungen des Luxus nicht mehr entſprachen. Man zog es vor, in ebeneren, offeneren Gegenden oder in Städten zu wohnen, ſtatt in abgeſchloſſener, unerſteiglicher Wildniß zu niſten. In der Nähe der abgebrochenen Burg Volkerstorf baut Graf Werner Tſcherclas von Tilly 1633 das prächtige Schloß Tillysburg. An Stelle des alten Schloſſes Aurolzmünſter erhebt ſich 1700 mitten in einem von Gartenanlagen und Waſſerkünſten umgebenen Weiher ein Palaſt von vornehmer, faſt ſtrenger Architektur der Grafen von Wahl. Gleichwie die alte Waſſerburg Bernau, das Schloß Wagrein u. ſ. w. erhält die Styraburg zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts durch einen großartigen Umbau des Fürſten Franz Anton und des Grafen Joſef Dominik von Lamberg ihr jetziges Ausſehen.

Die neuen Schloßanlagen haben nunmehr einen ganz regelmäßigen geſchloſſenen Grundriß, kuppelartig gedeckte Thürme, regelrechte Façaden und Höfe, breite, freie Stiegen und Gänge, ſymmetriſche und hellräumige Gemächer.

Die Stadthäuſer, manchmal mit Eckthürmchen geſchmückt, um wieder mehr ſymboliſch anzuzeigen, daß ihr Beſitzer dem Adel oder dem Patriziat angehöre, ahmen allerdings die Façaden Italiens nach und zeigen das Element des monumentalen Barocco, das Pilaſter, in einer ganz eigenthümlichen, faſt befremdlichen Eigenart; das heißt die vielſtöckige Façade iſt nicht etwa in mehrere Säulenſtellungen abgetheilt, ſondern es reichen die koloſſalen Pilaſter von dem ruſticirenden Erdgeſchoß durch alle Stockwerke bis zum Hauptgeſimſe empor, die aufeinander geſtellten Fenſter einſchließend. Das oberſte Geſchoß bildet zumeiſt ein die Schöpfe des Grabendaches abſchließendes und verbindendes Blindwerk, durch deſſen gefälſchte Fenſter oft die Zwuſelrinnen das Waſſer in die breiten Keſſel der Ablaufröhren ſpeien. In dieſen Façaden liegt ein großer, ein kräftiger Zug und eine Zeile derſelben verleiht den Gaſſen und Plätzen vieler Städte Oberöſterreichs ein faſt monumentales Gepräge.

So war denn das Barocco allerdings fremd in das Land eingezogen, aber durch Männer wie Prandauer, Brunner u. ſ. w. einheimiſch gemacht, faßte der verſetzte Baum

bei uns Wurzeln und trieb dann seine neuen ungezählten Schößlinge, an denen wir die gesunde Nahrung der mütterlichen Erde erkennen. Unsere landsmännischen Künstler wußten in der That die erhaltenen Impulse selbständig zu verarbeiten und die wälsche Kunst blieb für sie eben nur die große Schule, welche den Geist von seiner überkommenen zünftigen Einengung befreite, weiter und größer denken, wärmer und schöner empfinden lehrte.



Das Rathhaus zu Steyr.

Dem kraftstrotzenden Barocco folgt das schwächlichere, aber doch so unendlich graziöse, phantasievolle Rococo, — wieder ein treuer Spiegel des Lebens, welches ja in allen seinen Äußerungen zarter, zierlicher und verschnörkelter geworden war. Sowie aber diese Richtung des öffentlichen Geistes dem fürstlichen Absolutismus zu statten kam, so sind auch die Impulse desselben von nun an bestimmend für das politische, das sociale und künstlerische Leben.

Maria Theresias Fürsorge für den Bauernstand gab zur Entstehung zahlreicher bäuerlicher Bauten, jener stattlichen, oft architektonisch geschmückten Maierhöfe Anstoß, welche, in die grünenden Saaten eingestreut, noch heutigen Tages das Wahrzeichen des oberösterreichischen Geländes bilden. Aber auch innerhalb der in den fürstlichen Schutz genommenen Städte entstanden schmucke Neubauten, Rath- und Privathäuser, während für die Industrie und die neuen staatlichen Institutionen palastartige Stätten geschaffen wurden. Schöne Vertreter dieser Bauthätigkeit sind die Privathäuser in Obernberg Marktplatz Nr. 38, in Wels Stadtplatz Nr. 36, 40 und 52, dann Vorstadtplatz Nr. 12, in Steyr Enge Gasse Nr. 5 und 15, Kirchengasse Nr. 4, endlich die Rathhäuser in Wels, Steyr, Schwannenstadt und Grieskirchen.

Es sind das jene lebendigen, reich verzierten Façaden, bei denen das Pilaster als decoratives Motiv meist gänzlich verschwindet und die Fenster mit ihrer capriziösen Einrahmung und Verdachung den Ausgangspunkt der Decoration bilden, welche mitunter

fast die ganze Fläche mit schwungvollen, zierlichen Schnörkeln bedeckt. Mit Vorliebe wurden solche Façaden auch mit Fresken in reicher Stuckumrahmung geschmückt.

Ganz besonders ist das hier abgebildete, durch Anton Mayrhofer gebaute, 1778 vollendete Rathhaus in Steyr erwähnenswerth, aus dessen noch constructiv gegliederter, kräftiger Façade ein schlanker, überaus schön entwickelter Thurm hervorwächst.

Kirche und Adel treten jetzt weniger hervor, denn abermals hatten beide in der früheren Periode ihre Baulust befriedigt, eigentlich erschöpft; war ja die Bauthätigkeit quantitativ und qualitativ weit über das Bedürfniß und mitunter auch über die Mittel hinausgegangen. Was jetzt geschaffen wurde, war mehr einer ausnahmsweisen Veranlassung entsprungen und fast nur die Ausstattung von Kirchen, sowie eine Reihe hübscher Interieurs einzelner Stifte oder adeliger Sitze sind die Ergebnisse des Rococo. Eine glänzende Ausnahme bilden die vom Linzer Architekten Johann Haslinger 1733 bis 1741 gebaute Stiftskirche von Wilhering, sowie das Schloß Neu-Wartenburg bei Vöcklabruck, angeblich ein Werk Fischers von Erlach des Jüngeren aus dem Jahre 1731, beide wahrhaft Perlen jenes heiter spielenden Stils zu nennen. Sonst wären noch die Kirche und die Gemächer im ehemaligen Kloster Engelszell, erstere eine Nachbildung der Mutterkirche zu Wilhering, die ehemalige Stiftskirche in Suben, endlich einige Zimmer in Raushofen und Schlierbach zu erwähnen.

Waren Lust und Mittel zur Übung der Kunst erschöpft, der natürliche Schaffensdrang erloschen, so sollten die überstürzten Maßregeln Josefs II. und mehr noch die Willkür seiner Organe eine ernste Gefahr für alle bestehenden Werke der Kunst mit sich bringen. Dem Eifer der Klosteraufhebungs-Commission fielen 1782 bis 1788 nebst kleineren Klöstern die Abteien Gleink, Garsten und Mondsee, die Stifte Baumgartenberg, Waldhausen, Engelszell und Suben zum Opfer. Die Gebäude wurden zu Gefangenhäusern oder Miethwohnungen verwendet oder aber gänzlich dem Verfalle überlassen, während ihre Kunstschätze durch unverständige Zerstörungslust verschleudert oder vernichtet wurden.

Jener verblassende Nachhall des Rococo oder sagen wir richtiger der Vorbote des Classicismus, dem im eigentlichen Sinne der Name „Zopf" zukommt, ist in Oberösterreich nur an einzelnen Gebäuden, dann an Einrichtungsstücken und Öfen, wie es auf Vöcklabrucker Musterblättern heißt: „nach der neuesten Antikform" vertreten. Von bedeutenderen Bauten dieser Epoche ist uns nur der ständische Redoutensaal in Linz (1773) und das Schloß Cell (1785) bei Riedau bekannt. Einer für Oberösterreich ausnahmsweisen Façadendecoration aus dem XVII. Jahrhundert, der al fresco gemalten Architektur einiger Häuser im Markte St. Wolfgang sei auch gedacht. Die bunten Ornamente auf den Häusern von Goisern aus dem XVII. und XVIII. Jahrhundert geben dem kleinen Orte einen anmuthenden Localton.

Plastik und Malerei.

Oberösterreich zeigte sich wenig empfänglich für die Renaissance, denn einerseits fanden sich die italienischen Künstler des XVI. Jahrhunderts nur an den großen Höfen ein, wo ihnen lucrative Aufgaben winkten, und anderseits sträubte sich wieder die Treue an dem Althergebrachten gegen eine Richtung, die doch ein Jahrhundert später unserem Wesen den lebendigsten Ausdruck leihen sollte.

So wie sich die Architektur nur zaghaft der Renaissance anbequemte, so sehen wir auch zunächst die Plastik nur innerhalb enggezogener Schranken der neuen Schule folgen. Ihre Leistungen beschränken sich auf einzelne Altäre, Grabdenkmäler, Epitaphien, Taufsteine und Arbeiten in Metall und Elfenbein. Von den Altären sind erwähnenswerth jener in der Taufkapelle der Pfarrkirche zu Altmünster, jener der jetzigen Pfarrkirche zu Mondsee, endlich der schöne Hochaltar in der Pfarrkirche zu Grünau — ein wahrhaft bedeutendes Werk des Johann Peysser, des „nordischen Phidias", welches von 1531 bis 1713 eine Zierde der Stiftskirche zu Kremsmünster bildete, jedoch dem Marmor der Italiener weichen mußte. Grabdenkmale betreffend sei hingewiesen auf die der Losensteiner in der Pfarrkirche zu Garsten, schöne von Pyramiden und Statuen überragte Sarkophage, ferner auf die mit lebensgroßen Figuren und reicher architektonischer Umrahmung ausgestatteten Starhemberg'schen Grabdenkmale in der Kirche zu Hellmonsödt. An Epitaphien aus der Frührenaissance sind die Kirchen und Friedhöfe Oberösterreichs ziemlich reich, besonders athmen jene zu Ottensheim, Eferding und Lorch in ihrem figürlichen wie ornamentalen Schmucke den edelsten Geist des Stiles.

Die Malerei hat in jener Zeit nicht einen bedeutenden Künstler in unserem Lande erweckt und auch keine Spur ihres Waltens überhaupt hinterlassen. Selbst das von Rudolf II. 1604 neugebaute und von diesem kunstliebenden Kaiser reich ausgestattete Schloß Linz büßte im Laufe der Zeiten seinen ganzen Schmuck ein. Wir wissen nur, daß Bilder aus Passau und Italien bestellt und solche auch auf den Linzer Märkten ausgeboten und gekauft wurden. Erst mit dem Wiederaufleben des katholischen Geistes in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts lösen sich die Fesseln, welche die Kunstübung bis dahin unterbunden hatten, und ein ebenso großartiges als frohes Schaffen regt sich allenthalben im Lande.

Die grandiose Architektur der Barockzeit forderte den Schwesterkünsten monumentale Leistungen ab, denn groß in Maß und Gedanken mußte die plastische oder farbige Zier jener gigantischen Gotteshäuser, Säle und Vestibule sein. So wie aber das malerische Element die Kunstbegriffe jener Zeit überhaupt beherrscht, sehen wir auch die Malerei geradezu zur Führerin der anderen Künste werden.

Die Plastik, nur zum Theile selbständig, blieb dienstbar der pompösen Architektur und bildete sich vorwiegend zur Decorationskunst aus. Mehr als die anderen Künste der Herrschaft der Italiener unterworfen, gerieth sie bald in den Manierismus der Bernini überbietenden Meister, mit den förmlich gewundenen Stellungen, der wulstigen, wuchernden Gewandung, der zwar geschickten aber übertriebenen Effecthascherei.

Unter den Bildhauern haben wir zunächst einen Ahnen der Rieder Künstlerfamilie der Schwanthaler, Thomas, zu nennen, welchen Kaiser Ferdinand III. wegen eines für die Schatzkammer gelieferten Kunstwerkes durch einen eigenen Wappenbrief auszeichnete. Ein Autodidakt, der durch verständige Modellirung und technische Fertigkeit hervorragt, wirkte er um 1626 bis 1697. Wir nehmen auch Johann Peter, Franz, Franz Jakob, Johann und Peter Schwanthaler für Oberösterreich in Anspruch. Ein Sohn Johann Peters, Franz, verließ das väterliche Haus zu Ried, um sich mit seinen Angehörigen 1785 bleibend in München niederzulassen, wo die Schwanthaler mit dem großen baierischen Hofbildhauer Ludwig ihren Namen unsterblich machten. Oberösterreich aber und besonders Ried, wo das Stammhaus der Schwanthaler pietätvoll erhalten wird, ist stolz darauf, die Wiege eines so gottbegnadeten Geschlechtes zu sein.

An die Italiener Boni, Daria, Carlone u. s. w. knüpfte eine Reihe Oberösterreicher an, unter denen Leonhard Sattler gewiß der bedeutendste Künstler zu nennen ist. Er kam schon vor 1711 nach St. Florian, woselbst man an die Ausführung des prächtigen, figurenreichen Blaserthores dachte. Dieses Portal war sein erstes Werk, worauf er bis an sein Lebensende, 1744, im Dienste des Stiftes verblieb. Er arbeitete sowohl in Stein als in Holz und Elfenbein, und seine Statuen, Trophäen und Prunkmöbel, welche noch heute Façade, Stiegen und Innenräume zu St. Florian zieren, sprechen ebensosehr für seinen kräftigen und gesunden Formensinn als für sein vielseitiges und schöpferisches Decorationstalent.

Neben Sattler, wenn auch weniger bedeutend und mehr auf handwerksmäßigem Gebiete thätig, läuft eine Reihe von Namen in der Baugeschichte der oberösterreichischen Stifte einher, von denen wir nur Meinrad Guggenbichler (1670), Jakob Auer (1695) und Franz Holzinger (1720) anführen wollen. Dem Letzten ist es gelungen, die Italiener auf einem Felde zu beerben, auf welchem sie längere Zeit über die Alleinherrschaft behauptet hatten, in den Arbeiten in Gyps und Marmorstaub. Holzingers figurale und ornamentale Stuccaturen geben den Leistungen eines Carlone, Maderni, Castelli und Anderer nichts nach, und wer die grandiosen Säulen, die von Figuren, Fruchtzöpfen und Cartouchen strotzenden Decken, das in feingefühlter Zeichnung sich ergehende Flachornament in den Thür- und Fensterleibungen zu St. Florian ansieht, muß mit Genugthuung diesen heimatlichen Meister bewundern.

Der als Probe der Bildhauerei aus der Barockzeit hier wiedergegebene allerliebste weibliche Engel, der in schönem Act einen Bildrahmen stützt, stammt aus einem Altar der St. Josefs-Kirche in Linz, deren statuarischer Schmuck ein gemeinschaftliches Werk Carlones und des Karmeliterbruders Martinian ist.

Engelfigur aus der Josefs- (Karmeliter-) Kirche in Linz.

Die Zeit einer quantitativ sowie qualitativ so bedeutsamen Bauthätigkeit mußte auch das Kunsthandwerk im weitesten Sinne zu einer bis dahin noch ungeahnten Blüte bringen; denn Tischler, Schreiner, Vergolder, Schlosser, Uhrmacher, Gold- und Silberschmiede, Tapezierer und Textilkünstler mußten die grandiosen Prunkräume einrichten, zur Stätte eines prachtliebenden und behaglichen Lebens gestalten. Diese Gewerbe hatten

umso größere Aufgaben zu lösen, als der Barockstil einerseits seine Effecte wesentlich auf die decorativen Künste basirt, anderseits aber der Decoration in Holz, Metall oder Stoff die ganze Monumentalität seines Geistes aufprägt. Die Stifte und Schlösser Oberösterreichs, besonders aber die ersteren und darunter wieder St. Florian, Kremsmünster und Schlierbach sind mit wahren Schätzen des damaligen Kunstgewerbes angefüllt.

Interessant ist es, daß das von unseren heimatlichen Meistern gehandhabte Kunstgewerbe noch bis tief in das XVIII. Jahrhundert die alten Traditionen in Form und Technik treu bewahrt hat, so daß man stets versucht ist, namentlich die Arbeiten von Schreinern und Schlossern für viel älteren Datums zu halten. Dieses Festhalten an der Tradition seitens des Handwerkes hat manches Goldkorn der alten tüchtigen Übung mit in die Gegenwart herüber gerettet, und wer für diese Dinge Sinn hat, kann sich heute noch an unbeeinflußten Leistungen der Dorfschmiede oder bäuerlichen Zimmerleute erfreuen.

Die Freskomalerei verdrängt allmälig die in Wände und Plafonds eingesetzten Gemälde auf Leinwand, Dank ihrer größeren Eignung, über gewölbte oder gebrochene Flächen ihre heitere Fülle auszubreiten. Die religiöse Apotheose, die mythologische oder allegorische Darstellung beherrscht ausschließlich das Feld, während geniale Unbefangenheit und große Routine die Ausführung kennzeichnen.

Von wesentlicher Bedeutung scheint es, daß unsere Maler der Barockzeit nicht Nachtreter der herbeigerufenen Italiener waren, wie allenfalls ihre meißelnden und bauenden Genossen; unsere einheimischen Maler, welche selbst monumentale Werke meist auf Leinwand malten, hatten vielmehr ihre Schöpfungen hinter sich, als die der Freskomalerei besser kundigen Italiener ins Land einzogen und dieses dann auch mit ihren Altarbildern überschwemmten. Es kann nur von einem mittelbaren Einflusse der italienischen Künstler auf unsere Maler der Barockzeit die Rede sein; wissen wir ja, daß nur Reselfeld in Venedig bei Karl Loth gebildet wurde.

Clemens Peitler, der die Pfarrkirche seiner Heimat Ebelsberg, die Kapuzinerkirche in Linz und das Kloster Wilhering mit recht tüchtigen Bildern schmückte, und die vier Brüder Grabenberger aus Linz, welche sich in den Stiftskirchen zu Garsten und Kremsmünster mit Erfolg auch in der Freskomalerei versuchten, eröffnen in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts die stattliche Reihe jener Maler, die durch Geburt und Wirken dem Lande angehören. Zu den Heroen der Palette zählen wir aber: Reselfeld, Halbax, die beiden Altomonte und den Kremser Schmidt.

Karl von Reselfeld, mit Unterstützung des Freiherrn von Riesenfeld in Italien ausgebildet, begann 1684 seine künstlerische Thätigkeit im Lande. Abt Anselm Angerer von Garsten bewog ihn, in die Dienste des Klosters zu treten, wo er 51 Jahre lebte und sowohl für das Stift als auch für Kremsmünster, Schlierbach, St. Florian, Admont und

zahlreiche Kirchen Oberösterreichs malte. Seine Bilder zeigen ein bedeutendes und geschultes Talent; Composition und Linienführung sind ernst und correct, doch scheint uns sein Colorit und namentlich die Undurchsichtigkeit der Schatten wenig erquicklich. Allerdings haben seine Bilder bereits sehr gelitten.

Michael Halbax, der unter den deutschen Künstlern seiner Zeit einen hervorragenden Platz einnimmt und von Karl VI. hoch geschätzt war, kommt 1693 oder 1694 nach St. Florian, wo er bis an sein Lebensende 1711 fortgesetzt sowohl an Altarbildern als besonders an Decken- und Wandgemälden meist auf Leinwand arbeitet. Hatte Reselfeld vorwiegend religiöse Vorwürfe behandelt, so sehen wir Halbax historisch-allegorische Stoffe ausbilden und hierbei Reichthum an Ideen, vollendete, etwas üppige Zeichnung und stimmungsvolle Farbengebung bethätigen.

Die beiden Altomonte (eigentlich Hohenberg), der Vater Martin und der Sohn Bartholomäus, gehören durch ein Menschenalter künstlerischer Thätigkeit, Bartholomäus insbesondere auch durch das Grab Oberösterreich an. Ein Schüler des J. B. Bacizo und in Warschau und Wien bereits rühmlich bekannt, tritt Martin, 1719, in Oberösterreich auf, wo er in St. Florian, Wilhering, Lambach, Kremsmünster und Linz thätig ist. Bartholomäus, der von 1722 an Vieles mit seinem Vater gemeinschaftlich malt, setzt dessen große Aufgaben fort und weiht durch mehr als 69 Jahre den Stiften und Kirchen des Landes seinen Pinsel, bis er am Abend seines Lebens nach St. Florian zurückkehrt und hier, wo er jung gewesen und eine Lebensgefährtin gefunden, als neunzigjähriger Greis, 1783, stirbt. Dieses Künstlerpaar ist schon vermöge seiner ungeheueren Fruchtbarkeit geradezu phänomenal zu nennen; denn uns selbst sind 230 Altomontesche Bilder (Ölgemälde und Fresken) in Oberösterreich bekannt, wovon 130 auf den Sohn entfallen, von den vielen Skizzen und Zeichnungen der Künstler und den ungezählten sogenannten Fastenbildern abgesehen, welche dieselben sicherlich von ihren Gehilfen ausführen ließen. Wie es bei einer solchen Massenproduction nicht anders sein kann, sind die Arbeiten der Altomontes von sehr verschiedenem Werthe; dort, wo nicht die Hast des Gewinnes oder die Geringschätzung der Bestellung den Ausschlag gab, sind sie groß und schön gedacht, in der Zeichnung sehr selbständig, im Colorit effectvoll. Martin vertritt eine energischere Linienführung und ein derberes Colorit, während Bartholomäus sich mit Vorliebe in das Spiel der Verkürzungen und der weiten Durchblicke ergeht, sowie auch in seinem Streben nach zarter Stimmung mitunter in Schwächlichkeit und Bläße verfällt. Der jüngere Altomonte ist aber auch schon von jenem Manierismus angekränkelt, welcher den Act sowie die Stimmung um die Wahrheit und damit auch um die Wirkung bringt.

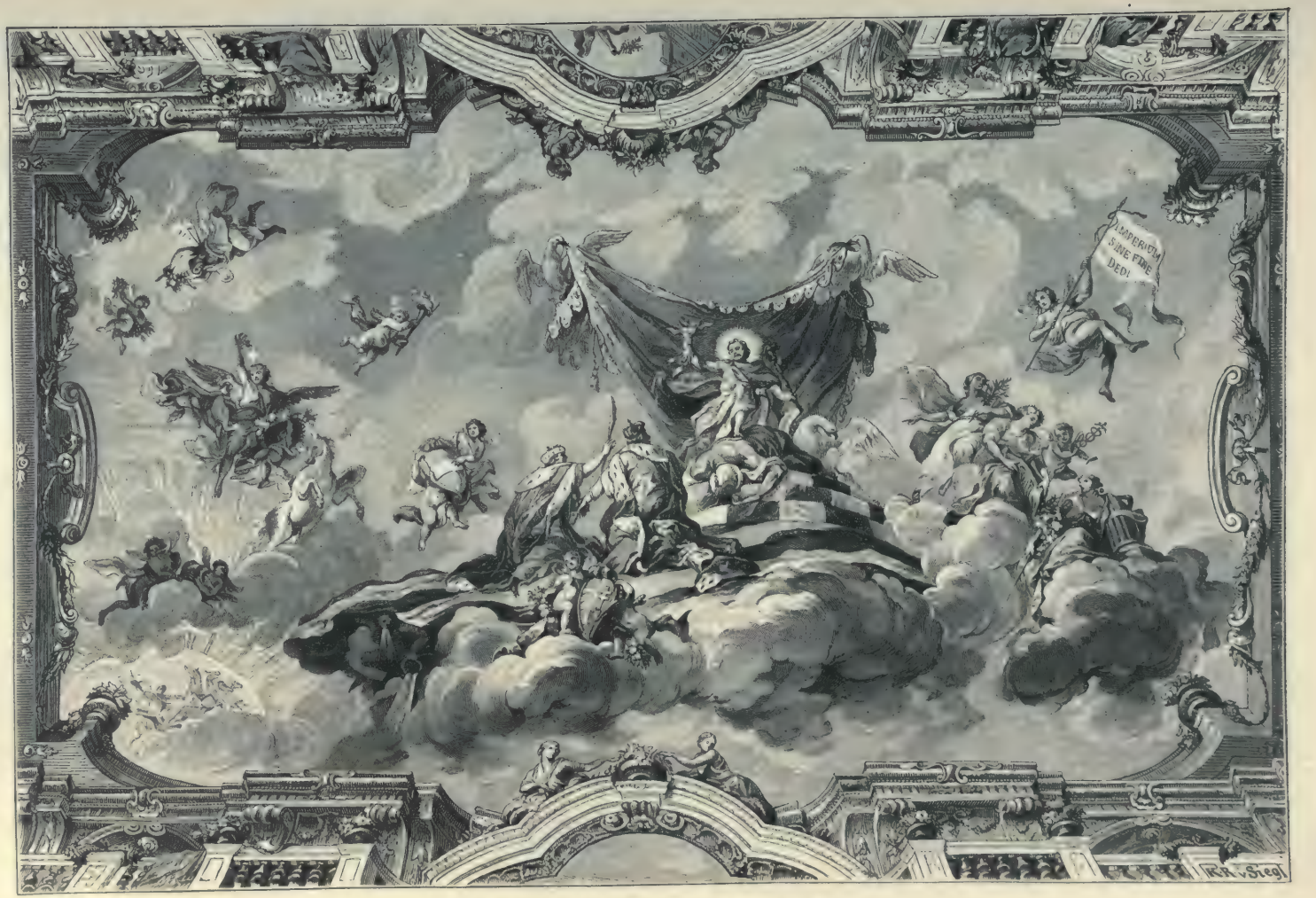
Eine ganz merkwürdige Erscheinung ist der schon bei Niederösterreich erwähnte Johann Martin Schmidt, in der Künstlerwelt unter dem Namen „Kremser Schmidt“

bekannt, der in den Jahren 1770 bis 1801 eine ansehnliche Anzahl meist Altarbilder für die Stifts- und Pfarrkirchen Oberösterreichs geschaffen hat. Der letzte Träger einer mehr und mehr verdorrenden Kunst, allerdings auch im Anempfinden gewandt, bewegt er sich am liebsten in der Stimmung Rembrandts; tiefe und bräunliche Töne, aus denen sich milde Lichter abheben, beherrschen die Bildfläche. Die Zeichnung ist vortrefflich und auf Naturstudium gefußt, der Ausdruck packend, der Realismus durch eine gewisse Verklärung gemildert, der Schmerz seiner Gekreuzigten und seiner Märtyrer maßvoll und edel.

Nebst diesen hervorragenden Meistern arbeiteten in Oberösterreich noch zahlreiche heimische Künstler, wie die Kirchen- und Historienmaler Andreas Karl Steeger, Philipp Rhuckenbauer, Wolfgang Andreas Heindl, Bernhard Schmied, der „Gmundner Schmied", der Stilllebenmaler Franz Burgauer, die Porträtisten Maria Katharina Gürtler und deren Gemal Franz Xaver u. s. w., welche sämmtlich tüchtige Jünger der Palette genannt werden dürfen und einen ehrenvollen Platz behaupten neben den ins Land gerufenen Fremden, wie die Münchener: Wolf, Rumpp, Steidl, Degler, die Niederländer: Hamilton und Bosschaert, die Italiener: Franzia, Tassi, Ghislandi, Sconzani, Ruffini u. s. w.

Als Vertreter des allegorischen Fresko und als Type der Malerei jener Zeit bringen wir im Bilde das Deckengemälde des Kaisersaales im Stifte St. Florian, ein gemeinschaftliches Werk beider Altomonte, insoferne als Martin „delineavit", und Bartholomäus „pinxit". — Innerhalb des von üppiger Architektur — einem Beiwerke Sconzanis — eingerahmten Raumes sehen wir in der Mitte Gott Jupiter auf einem Throne sitzen, die Leiche eines Türken zu seinen Füßen, Austria und Hungaria ihm ihre Siegespalmen wie zum Opfer darreichend; rechts schwebt ein Genius mit einer Fahne, auf welcher geschrieben steht „Imperium sine fine dedi"; Kunst und Wissenschaft, Handel und Ackerbau schicken sich an, den von der Türkenherrschaft befreiten Ländern ihre Segnungen auszutheilen; links triumphirt der Genius des Lichtes und streut der Siegesgöttin Kränze. In vier Füllungen der Architektur erscheint auf der Nordseite Karl VI. im Triumphwagen, auf der Südseite wirft Fama den Völkern Österreichs Lorbeern zu, im Osten heften Siebenbürger und Serben türkische Waffen und Feldzeichen an einen Palmenbaum; im Westen schließt Bellona den Kriegstempel. Gefangene Türken, Kriegstrophäen und sonstige Symbole des christlichen Sieges über den Halbmond gliedern sich der Darstellung und der Architektur an.

Die graphischen Künste haben zu Ende des XVII. Jahrhunderts auch in Oberösterreich die erste Würdigung gefunden. Der Benedictiner aus Kremsmünster Ildefons Schnepf (1649 bis 1722), ein geradezu genialer Federzeichner, begründete die Kupferstichsammlung im Stifte und machte nebst Clemens Peitler und Georg Vischer den Anfang zur Vervielfältigung mittelst des Kupferstiches im Lande.



Mittelbild vom Plafond im Kaisersaal des Stiftes St. Florian.

So sehen wir denn in der großen Zeit, welche das Vorurtheil der Enkel mit dem einmal angenommenen Namen „barock" bedacht hat, alle geistigen Kräfte sich regen, die kühnsten und reichsten Schöpfungen der Kunst entstehen, eine Epoche reifen und Frucht tragen, welche wahrscheinlich für immer unerreichbar bleiben dürfte.

Doch der üppigen Festesstimmung mußte die Ernüchterung, der nothwendige Rückgang folgen, da ein „Vorwärts" nicht mehr möglich war. Die frostige Luft der Josefinischen Zeit, der gelehrte Classicismus und das akademische Treiben, so wie sie die Architektur in den Bann der starren Linien zwangen und aller Bewegung, ihrer Kraft und ihrer Reize entkleideten, sie machten den lebenswarmen Himmel, die großen Allegorien, die fröhlichen Scenen für immer erblassen. Es folgte ihnen die archäologische Forschung, die Begeisterung für eine unverstandene Antike, das sterile Anklammern an den classischen Canon.

Die Neuzeit.

Nach den französischen Kriegen, welche den Feind dreimal nach Oberösterreich führten, bedurfte das Land längere Zeit, um sich von den Folgen jener wechselvollen Kämpfe, aber auch von denjenigen des Staatsbankerottes vom Jahre 1811 zu erholen. Der Friede, der nun folgte, war die ganze erste Hälfte unseres Jahrhundertes über ein Friede mit recht spießbürgerlichem Zuschnitt, ein cultureller Stillstand, die Herrschaft eines der Entwicklung der Kunst nicht gedeihlichen Bureaukratismus, und fast ist es ein Glück zu nennen, daß diese Zeit so sehr an Sparsamkeit gewiesen war, denn auch mit reichen Mitteln hätte sie kaum etwas anzufangen gewußt. Die Provinzen blieben naturgemäß noch hinter der Residenz zurück, und namentlich Oberösterreich ist, bis auf vereinzelte und unbedeutende Objecte, durch kein weiteres Denkmal jener unerquicklichen Epoche verunziert worden.

Man findet wohl schwer eine mildere Ausdrucksweise, wenn man sich die beiden Richtungen vergegenwärtigt, welche die architektonischen Versuche der vormärzlichen Zeit vertreten: einerseits den aus dem vorigen Jahrhundert überkommenen, sich immer mehr verflachenden Classicismus, und anderseits jene seit dem Erwachen des nationalen Bewußtseins entstandene Romantik, die eben so sehr an Unverständniß des Mittelalters als an ungesunder Sentimentalität krankte.

Die immer und immer wieder auf das Motiv des Tempels, und sei es auch mit hölzernen Säulen, zurückkehrende antikisirende Architektur hat in der Trinkhalle und im Theatergebäude von Ischl ein Muster ihrer Ödigkeit hinterlassen, während manche Kapelle mit Spitzbogenfenstern, rothen, blauen und gelben Gläsern, wie etwa die Jesuitenkirche am Freinberge bei Linz, uns belehren, wie unsere Väter gothisch zu bauen vermeinten.

Die bildende Kunst litt nicht weniger als die Architektur unter der allgemeinen Schwunglosigkeit des Daseins und der Hohlheit des gelehrten Kothurns. An die Stelle des Naturstudiums und der Schule einzelner Meister war der akademische Unterricht, das prämiirte Schulpensum getreten. Maler und Bildhauer, welche Oberösterreich aus der Zeit der Kaiser Franz und Ferdinand aufzuweisen hat, sind fast sämmtlich Treibhauspflanzen der Wiener Akademie.

Glasgemälde von Franz Pausinger (Vater) im Museum zu Linz.

Zu den bedeutendsten Jüngern dieser Anstalt zählt der k. k. Hofbildhauer Leopold Kiesling (1770 bis 1827), dessen der griechischen Mythologie entlehnte Werke sich meist im Belvedere zu Wien befinden, während in seinem Heimatlande Oberösterreich uns nur die Büste des Erzherzogs Karl im Stifte St. Florian bekannt ist. Ihm gebührt unbestritten das Verdienst, die inländischen Marmorbrüche für den Gebrauch der heimischen Kunst erschlossen zu haben. Ferner nennen wir Franz Schneider (gestorben 1847), der, von dem Linzer Bildhauer Franz Liebert unterstützt, in Linz, Urfahr, Wilhering, Gramatstetten u. s. w. religiöse Vorwürfe behandelte; eines seiner bekannteren Werke ist die Kolossalstatue „die Religion" als Brunnenfigur im Klosterhofe zu Wilhering. — Von den Malern zehren die beiden Hitzenthaler auf ihren vielen Altarblättern noch von dem Schimmer des vorigen Jahrhunderts, in dessen letzten Decennien Vater und Sohn ihre Künstlerlaufbahn begonnen hatten. Anton Hitzenthaler gab Franz Stirnbrand, der sich zu einem tüchtigen Porträtisten ausbildete (gestorben 1882), den ersten Unterricht. Josef Abel (1756 bis 1818) war einer der begabtesten Schüler Fügers, dessen Pinsel sich fast ausschließlich der antiken Mythologie, der griechischen und römischen Geschichte widmete; die Pfarrkirche von Aschach besitzt ein Altarbild von seiner Hand. Studium und ein allerdings von den Anschauungen der Zeit befangenes Compositionstalent ist diesem Künstler nicht abzusprechen. Dagegen sind Johann Kastner, Johann Reiter, Paul Malzner, Josef Sutter Akademiker der trockensten Observanz. Eine wohlthuende Ausnahme bildet der Autodidakt

Martin Kestler (1784 bis 1852), ursprünglich Nagelschmiedgeselle in Gmunden, der in der Manier Denners malte und ein treffendes, gesundes Genre betrieb.

Wahren Dank muß die Künstlerwelt Franz Pausinger (1794 bis 1850) wissen, der zu Frankenburg lebend, unter den Ersten zählt, welche sich um die Wiederbelebung der Glasmalerei verdient machten. Wenn auch in den Farben noch nicht kräftig genug, sind seine gemalten Fenster in den Pfarrkirchen zu Frankenburg, Wels und Schwertberg, nicht minder seine im Museum zu Linz aufbewahrten Glasgemälde von vornehmer Zeichnung und wohl dürftiger aber harmonischer Stimmung.

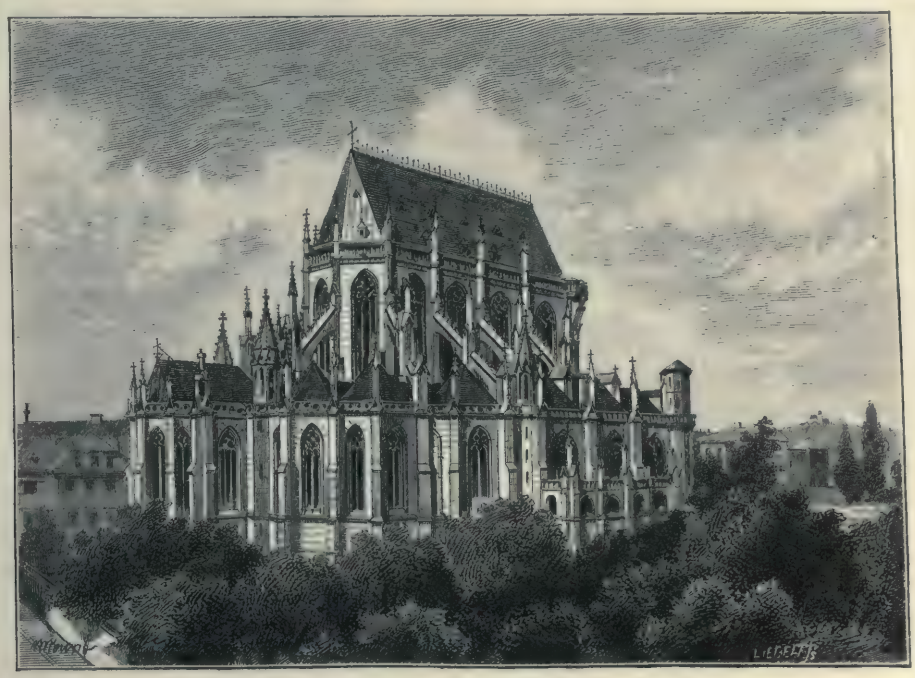
Die bildende Kunst hatte im großen Ganzen jeden Bezug mit dem Volksthume eingebüßt, sie war eine todte Kunst, todt wie die antiken Schemen, welche sie meißelte oder malte. Bald sollte sie aber zu neuem Leben erwachen. Denn wie so vieles Andere gesundete, so fand unser Volk an dem unversieglichen Borne seines eigenen Naturempfindens und seines reichen Gemüthlebens auch die richtigen Pfade für die Thätigkeit einer verjüngten Kunst. Wenn auch die Lage Oberösterreichs mitten zwischen den beiden Centren für Kunst und Künstler, Wien und München, eigentlich eine unvortheilhafte zu nennen ist und die Anziehungskraft eben dieser beiden Centren ihm manche Kraft entzog, so sehen wir doch mit Freude, wie selbst die in die Ferne gezogenen Künstler Oberösterreichs diesem insoferne die Treue halten, als sie in den mitgebrachten Eindrücken den bestimmenden Impuls zu ihrem Schaffen finden, als sie gerne in das grüne, berge- und seenreiche Heimatland zurückkehren, um neue Kraft und neue Anregung zu finden; als sie dieses endlich mit manchem kostbaren Werke ihrer in der Fremde vervollkommneten Kunst bedenken, welches im öffentlichen oder Privatbesitze die schönen, Künstler und Heimat verbindenden Ketten bildet. Eine stattliche Künstlerschar ist aber im schönen Oberland geblieben und wirkt und schafft am heimatlichen Herde.

Auf die Entwicklung der Kunst und besonders der Architektur im Lande hat ein Mann bestimmenden Einfluß genommen, der gewiß eine der denkwürdigsten Erscheinungen unserer Zeit bleiben wird, — wir meinen den Bischof Franz Josef Rudigier. Durch 32 Jahre unentwegt seinem religiösen Ideale zustrebend, hat er der kirchlichen Kunst die kräftigsten Impulse gegeben und das Land zu jenem großartigen Baue zu bestimmen gewußt, der den kühnsten Gedanken des Mittelalters ebenbürtig an die Seite zu stellen ist. Die Schönheit der Natur, namentlich des Salzkammergutes, war ebenfalls ein das künstlerische Schaffen in Oberösterreich mittelbar fördernder Factor; denn von den Reizen dieses gesegneten Erdenwinkels angezogen, siedelten sich dort in rascher Aufeinanderfolge reiche und kunstliebende Familien an, welche ihre neuen Sitze mit allen Gaben der Kunst zu schmücken bedacht waren. Aber auch der traditionelle Sinn für künstlerisches Schaffen, namentlich für die Bildschnitzerei in Holz, der in Oberösterreich, wie in Tirol und

Baiern, sich in den stillen Alpenthälern in gesunder Urwüchsigkeit erhält, läßt manche tüchtige Künstler erstehen und belebt mit dem Hauche volksthümlicher Frische die verwandten Gewerbe.

Architektur.

Als am 8. September 1854 Pius IX. das Dogma der unbefleckten Empfängniß Mariä proclamirt hatte, beschloß Bischof Rudigier seiner Verehrung für die Gottesmutter durch die Gründung eines großartigen Domes „zur unbefleckten Empfängniß



Der Maria Empfängniß-Dom in Linz.

Mariä" erhabenen Ausdruck zu leihen. Dieser Dom, mit dem der fromme Gründer zugleich das Heimatland mit einem monumentalen Baue im vollsten Sinne des Wortes beschenken wollte, sollte nur durch milde Gaben von Arm und Reich, von Hoch und Nieder, durch „Marienpfennige" entstehen. Der Plan für die Sicherstellung und Ausführung seines Vorhabens, sowie die Geduld und die Ruhe, mit welcher der greise Bischof den Zeitpunkt für die Durchführung desselben abwartete, sprechen ebensosehr für seine Weisheit als für seine Zuversicht, daß ihm das gelingen werde, was von nun an sein Leben erfüllte. Nach dreißig Jahren der Sammlung hat der Dombaufond 1,935.571 Gulden erreicht. 1858 folgte der Kölner Dombau-Werkmeister Vincenz Statz seiner Berufung nach Linz, um den Bauplan festzustellen, und am 1. Mai 1862 wurde der Grundstein zu dem Baue gelegt,

dessen Leitung Architekt Otto Schirmer übernahm. Während schon 1864 die Fundamente für den ganzen Dom fertiggestellt wurden, ist gegenwärtig die Krypta und der Hochbau des Altarhauses bis zum Querschiffe vollendet, die Votivkapelle auch eingerichtet.

Der in Granit, Kalk-, Sandstein und Ziegel gebaute Dom ist in Kreuzform angelegt, der Länge und Quere nach dreischiffig, das Presbyterium außerdem von einem Kapellenkranze umgeben, dessen Fortsetzung bis zu den Querarmen noch je ein Seitenschiff bildet. Der die Abseiten mächtig überragende Hochbau ruht auf 28 stämmigen Säulen und ist durch hohe, mit Glasgemälden ausgestattete Fenster durchbrochen. Der aus vier Stockwerken und einem spitzen Helme bestehende Thurm ist in die Mitte der Façade verlegt, wird den Haupteingang enthalten und eine Höhe von 410 Fuß erreichen, demnach nur 28 Fuß niederer ausfallen als der Stefansthurm in Wien. Die Höhe des Thurmes entspricht, der alten Bauregel gemäß, genau der ganzen Länge des Domes, welche vom Haupteingange bis zur Apsis der Votivkapelle auch 410 Fuß beträgt. Der Länge nach übertrifft der Linzer Dom die Wiener Kathedrale vermöge der Entwicklung seiner Nebenbauten. Wenn auch das Vorbild des Kölner Domes vielleicht das Detail den Maßstab des Baues theilweise überschreiten ließ und die Einrichtung etwas nüchtern gedacht erscheint, ist der Linzer Dom nach Anlage, Entwicklung und Ausführung ein ebenso großartiges als vollendetes Werk und wird sich Oberösterreich zum Schlusse dieses Jahrhunderts eines Gotteshauses rühmen, welches wohl an die Seite der schönsten Dome der Monarchie und Deutschlands gestellt werden darf.

Vom Linzer Dombaue ging, gleichsam strahlenförmig, ein nachweisbarer Einfluß auf den Kirchenbau im Lande überhaupt aus. Der mächtige Eindruck, welchen Pfarrer und Gläubige bei ihrer Anwesenheit in Linz von dem grandiosen Gotteshause mitnahmen, der aufmunternde Zuspruch des für die Gothik schwärmenden Bischofs Rudigier, endlich das Entgegenkommen des Dombaumeisters Otto Schirmer brachte es mit sich, daß allenthalben im Lande Restaurirungen und Neubauten gothischen Stiles durch diesen tüchtigen Architekten entstanden. Wir nennen als Beispiel die restaurirten und vielfach auch baulich ergänzten Kirchen zu Freistadt, Leonfelden, Adlwang, dann die vom Grund aus neuen Kirchen der Kreuzschwestern in Linz, die katholische Kirche in Bad Hall, jene zu Hart, zu Vichtenstein, zu Mauerkirchen u. s. w. Die Bauten Schirmers sind gediegene und vornehme Werke, bei welchen sich dieser Künstler sowohl in der Bestimmung der Raumverhältnisse als in der stilvollen Behandlung des Details bewährte, obgleich er den Dachungen die mittelalterliche Steile vorenthielt.

Aber auch unser Altmeister der Gothik, Friedrich Schmidt, steht im Begriffe in Oberösterreich thätig zu werden; er baut den Thurm der schönen Stadtpfarrkirche in Steyr aus, welcher 1876 abbrannte und provisorisch mit einem Zeltdache bedeckt war.

Der Ausbau soll den Thurm mit einer steinernen Spitze bekrönen. Die Braunauer haben sich bereits mit demselben Gedanken bezüglich ihres ehrwürdigen Thurmes getragen, und auch für die Innstadt hat Schmidt ein Project zum Ausbau des Thurmes und zur Neuausstattung der Kirche im gothischen Stile entworfen.

Überhaupt zeigt sich im Lande ein reger Eifer des Clerus, aber auch eine beispiellose Opferwilligkeit der Gemeinden für Erhaltung und Restaurirung kirchlicher Bauten. Es wäre nur wünschenswerth, wenn hierbei weniger Puritanismus getrieben würde. Denn nur zu leicht ist einer Kirche jene malerische Wirkung, welche die in und durcheinander greifenden Thaten verschiedener Zeiten erzeugen, die weihevolle Ehrwürdigkeit genommen, die eben in dieser historischen Kette liegt. Man verbannt gerne „zopfige" Altäre, Kanzeln, Chor- und Beichtstühle, die doch in ihren üppig strotzenden Formen so effectvoll gegen die schlanken aufstrebenden Glieder des gothischen Baues contrastiren, mitunter auch wirklichen Kunstwerth besitzen, und ersetzt sie durch „stilgerechte" Gebilde oft recht kläglicher Art. Auch hat das unberechtigte Schlagwort, daß die romanische Kunst die eigentlich christliche sei, zu den dilettantenhaftesten Versuchen in diesem so schwer zu gebrauchenden Stile Anlaß gegeben. Dagegen — und es sei dies ausdrücklich hervorgehoben — wird in Oberösterreich eine erfreuliche Pietät allen Cultusstätten gewidmet und ist dieser sowie dem besonderen Verständnisse vieler Mitglieder der Geistlichkeit die liebevolle Erhaltung einer ganzen Reihe von Kunstwerken, aber auch die würdige Renovirung vieler Kirchen und Kapellen zu verdanken. So ist z. B. die Pfarrkirche von Ischl mit tüchtigen Fresken aus der Lebensgeschichte des heiligen Nikolaus von G. Mader aus Innsbruck ausgestattet worden, während die Klosterkirche zu Gleink ihren alten künstlerischen Schmuck, in sachkundigster Weise verjüngt, wieder erhalten hat.

Mit der 1858 bis 1860 ausgebauten Elisabeth-Westbahn, welche zu zahlreichen und bedeutenden Hochbauten Anlaß gab, zog jener eigenthümlich behandelte maurische Stil von Wien aus nach Oberösterreich, welcher in den Fünfziger-Jahren für militärische und sonstige öffentliche Bauten eine ephemere Beliebtheit gefunden hatte. Öffentliche Gebäude, wie das Landesgericht und das Hauptzollamt in Linz, die Landesirrenanstalt bei Niedernhart, das Kurhaus in Hall, die Kasernen in Wels und Enns u. s. w. hätten die Gelegenheit geboten, wenn auch keine Pracht-, so doch nicht ganz talentlose Bauten aufzuführen.

Um so erfreulicher ist es, daß mit dem Baue des neuen Landesmuseums in Linz, dieser Centralstätte für wissenschaftliche und künstlerische Bestrebungen des Landes, ein ebenso originelles als monumentales Werk im Werden ist. Der Raummangel in der provisorischen Unterbringung des 1843 gegründeten Museums Francisco-Carolinum hatte schon 1874 den Entschluß zu einem Neubau reifen lassen, worauf 1877 eine erste

und 1882 eine zweite Concurrenz für die Monarchie und Deutschland eingeleitet wurde. Der Ausspruch des Baucomités sowie nicht minder die öffentliche Meinung bezeichnete das Project von Bruno Schmitz, Architekten in Düsseldorf, mit Recht als das gelungenste, welches denn auch definitive Annahme fand. Die Mittel zu dem auf 135.000 Gulden veranschlagten Bau flossen vom Staate, vom Lande und zum größten Theile von Sammlungen in Oberösterreich ein, während die Stadt Linz den Baugrund in der Kaplanhofstraße schenkungsweise überließ. Der im Mai 1884 begonnene Bau kam im Herbste 1885 unter Dach, wurde 1886 von außen vollendet und soll 1887 innen ausgefertigt, 1888 aber bezogen werden. Das Gebäude gruppirt sich um einen Centralhof, dessen säulengetragene Arcaden die grandiose Treppe einschließen, über welche sich eine lichtspendende Glaskuppel wölbt. Der erste Stock enthält den bildergeschmückten, mit reicher Decke versehenen Repräsentationssaal. Der zweite Stock ist mit Rücksicht auf die Unterbringung der Landesgalerie durchwegs auf Oberlicht berechnet. Der Aufriß zeigt über dem rusticirenden Erdgeschosse Ziegelrohbau für den Mauergrund und constructive Glieder von Putz und verschiedener Steingattung. Die Bewältigung der fensterlosen Mauerfläche des zweiten Stockwerkes ist durch einen, die Hauptmomente der Landesgeschichte schildernden Fries nach Entwürfen und Modellen des Professors Melchior zur Straßen in Leipzig versucht worden. Diese kolossale Attika, deren leider etwas unselbständig behandelte Basreliefs über Menschengröße messen, ist ein künstlerisches Wagniß zu nennen. Das Gebäude hat dagegen durch die starke Zurücksetzung der einzelnen Stockwerke einen ebenso ungewohnten als vortheilhaften Rhythmus, so wie auch die Betonung der Mitte und der Ecken eine klare und gelungene ist. Gleichwie in der Grundrißdisposition und in der Gestaltung des Aufbaues erkennen wir auch an dem meist Motive der deutschen Renaissance selbständig verarbeitenden, aber auch von der Antike, sowie vom Barocco naschenden Detail einen ebenso individuellen als phantasiereichen Geist.

Die Zunahme der städtischen Bevölkerung sowie das Streben nach sicherer Capitalsanlage haben in den letzten Jahren in Linz, Wels und Steyr, besonders aber in der Landeshauptstadt eine sehr rege Bauthätigkeit hervorgerufen, an welcher sich die Architekten Gyri, Krakowitzer, Scheck, Zeblinger u. s. w. ehrenvoll betheiligten. Die gewöhnlichen, bereits ganze Stadtviertel einnehmenden neuen Wohn- und Zinshäuser — vielfach nur ein- oder zweistöckig — erhalten ihre Charakteristik durch die schmalen und hohen Pforten, die wuchtigen Fensterverdachungen, die unverhältnißmäßig starken und ausladenden Gesimse, mit deren eintöniger Linie aufwärts Alles zu Ende ist; griechische Renaissanceformen beherrschen die in Putz und Cementguß ausgeführten Façaden. Sporadisch machen sich Versuche in deutscher Renaissance mit „purificirten" Formen bemerkbar, um doch dieses neueste Experiment in Oberösterreich nicht vermissen zu lassen.

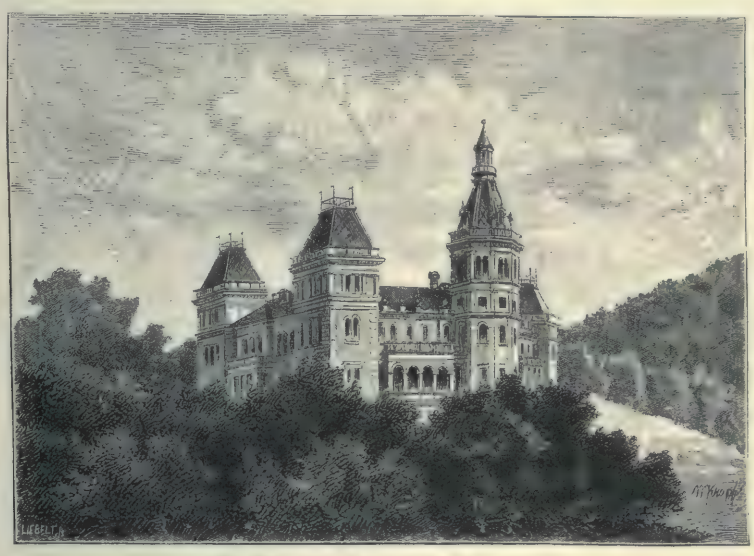
Das Museum Francisco-Carolinum in Linz.

Die Villenbauten, welche vorwiegend im Salzkammergute während der letzten Decennien entstanden, riefen eine Reihe Wiener Künstler herbei, welche dort an den blauen Seen oder in grüner Waldlandschaft mit mehr oder weniger Glück die architektonische Musterkarte der Hauptstadt in ländlicher Auflage wieder entrollten. Der Reiz, der überhaupt in der Conception eines wohnlichen und zierlichen Sommersitzes liegt, vielleicht aber mehr noch die ungewöhnliche Stimmung, welche Lage und Umgebung erzeugen — und wäre auch nur der erste Gedanke unter ihrem Zeichen entstanden — mögen unsere Villen zu glücklichen Geisteskindern der Wiener Koryphäen gemacht haben. Die Villa Wisgrill in Gmunden von Ferstl, die Villa Baulick in Seewalchen von Feldschreck und König, die Villa Lanna in Gmunden von Dietz, die Villa Panczuliczeff in Traunkirchen von Hansen, die Villa Wasserburger in Ischl vom gleichnamigen Hofsteinmetzmeister, die Villa Schmidt am Attersee von Zinner, die Villa Uhl am Mondsee von Stattler u. s. w. sind Objecte, deren gewandte Anlage, comfortable Interieurs, schattige Veranden und Annexe sie als reizende Villentypen kennzeichnen.

Wenn auch die Bescheidenheit der fürstlichen Eigenthümer sie noch in die Reihe der Villen gerechnet wissen will, ragen zwei schloßartige Herrensitze am schönen Traunsee durch geradezu splendide Haltung und reiche, kunstvolle Ausstattung hervor. Es sind dies die Villa „Maria Theresia" (Herzog von Württemberg) und „Hannover" (Herzog von Cumberland). Erstere, ein Werk Heinrich Adams, in französischer Renaissance auf einer weithin dominirenden Höhe zwischen Gmunden und Altmünster gelegen, erhebt sich grau und roth im unregelmäßigen Fünfecke mit massigen Pavillons und einem kühnen polygonen Thurme. Der Speisesaal, die Empfangs- und Wohnräume sind mit schönen Getäfeln oder kostbaren Stoffen ausgelegt, mit monumentalen Kaminen und Öfen versehen und mit wahren Schätzen an Kunstwerken, prächtigen Möbeln, Gobelins u. s. w. angefüllt. Unser Bild bringt die Ansicht dieses Schlosses von der Altmünsterer Seite.

Die Villa „Hannover", dermalen noch unvollendet, ein ernster gothischer Stein- und Fachwerkbau von interessanter Gruppirung, sieht oberhalb des Krotenteiches, am rechten Traunufer, aus buschigen Baumkronen hervor. Sowie der kunstsinnige Eigenthümer der Villa „Maria Theresia" an der Ausfertigung seines schönen Sommerschlosses mitgewirkt hat, so fand auch Architekt Schorbach aus Hannover an seinem erlauchten Bauherrn einen feinen Kenner der Gothik, der den Bau anregend und abwägend zu beeinflussen wußte. Die Eingangshalle, die Stiege und der gemeinschaftliche Saal, letzterer mit schöner Holzdecke nach dem Motive eines sichtbaren Dachstuhles, sind tüchtige gediegene Leistungen; die Wohnräume aber sind kostbare Decorationsstücke theils gothischen, theils Renaissance-Stiles; Holzgetäfel und Öfen, Schmied- und Schlosserarbeiten sind indeß sämmtlich in Hannover ausgeführt worden.

So sehen wir denn die Baukunst auch im Lande ob der Enns, trotz einzelner Schatten Großes und Schönes schaffen und manch kostbares Blatt in den künstlerischen Kranz der Monarchie flechten. Daß sie auch hier tastet und versucht, bald zu diesem bald zu jenem Stile greift, auch dort, wo Vorbild und Tradition ihre Bahnen vorzuzeichnen scheinen, kann uns nicht Wunder nehmen, da ja diese Klage die ganze große Welt ebenso wie das einzelne Land trifft. So wie wir aber gesehen, daß Oberösterreich, wenn auch bedächtig, doch jeder Kunstbewegung gefolgt ist, dürfte es auch angesichts der in Wien wiedererwachenden Schule des großen Fischer von Erlach, die Werke seiner Prandauer



Die Villa „Maria Theresia" in Gmunden.

und Brunner zum Vorbilde nehmen. Das im Lande heimische Kunstgewerbe wird durch eben diese Richtung Gelegenheit zu neuer fruchtbringender Entfaltung, die Eigenart unseres Stammes aber die ihr eigenthümlichste Erscheinungsform wiederfinden.

Plastik und Malerei.

Die bildende Kunst der Gegenwart mußte sich zum großen Theile den auswärtigen Kunstmärkten zuwenden, weil das Land nicht Aufgaben genug findet für alle seine Kinder, die ein edler Schaffensdrang der Kunst zuführt. Denn, von den Unternehmungen der Architektur getrennt oder doch nicht mehr in jenem innigen Zusammenhange wie im vorigen Jahrhundert, vermochten selbst die nachhaltigen Impulse, welche der Kirchenbau erhielt, keine irgendwie bedeutende Thätigkeit der bildenden Künste im Lande und für das Land zu wecken; bei Restaurationen und Neubauten werden keine Altarbilder mehr verlangt; der Kreuzweg ist meist durch Wiener oder Münchener Öldrucke bestellt und

für den statuarischen Schmuck müssen die aus Paris versendeten Thongestalten der Muttergottes von Lourdes oder die einheimischen handwerksmäßigen Schnitzereien sorgen. Nur die Glasmalerei hat sich abermals im Dienste der Kirche zu gewissen Leistungen emporgehoben.

Oberösterreich ist in der Kunst der Palette durch eine Reihe Namen vertreten, welche in der Künstlerwelt überhaupt von rühmlichem Klange sind. Die Malerei war eben die willigere Vermittlerin aller dem Zauber der Natur oder dem Volksleben abgelauschten Bilder. Die Sculptur, welche ausnahmslos im Lande bleibt, nimmt in Folge der eigenthümlichen Aufgaben, welche ihr zu Theil werden: kleine religiöse Darstellungen, Altarschnitzereien, Decoration von Kunstmöbeln, Thiergruppen und dergleichen, einen mehr gewerbsmäßigen Charakter an.

Die Sculptur ist wohl nicht im Sinne der großen Kunst, aber doch recht würdig vertreten durch Rint, Greil und Sattler. Johann Rint, k. k. Hofbildschnitzer, hat den Hochaltar zu Käfermarkt restaurirt und zahlreiche tüchtige Arbeiten für Kirchen und profane Zwecke geliefert; ein versprechendes Talent wurde mit seinem Sohne Josef verfrüht begraben. Ein ideal angelegter Künstler ist Josef Sattler in Linz, dessen „Schutzengel" wir im Bilde vorführen. Der Thierwelt und der kunstgewerblichen Plastik hat sich der mit der Leitung der Fachschule in Ebensee betraute Johann Greil, ein Bruder des Malers, erfolgreich gewidmet.

Eine Reihe mehr handwerksmäßiger Bildhauer, Engelbert Westreicher, Franz Oberhuber und Johann Untersberger, haben den decorativen und figuralen Schmuck vieler Kirchen des Landes bestritten. Ein Autodidakt, der Schreiner und Bildhauer Kepplinger in Ottensheim, hat schon an mehreren gothischen Altarwerken künstlerische Inspiration und tüchtige Technik bewiesen.

Wien gehört die Maler-Trias Obermüllner, Greil und Pausinger, wenn auch letzterer dermalen in Salzburg lebt, — Künstler, die sich auch durch ihre Mitwirkung bei dem vorliegenden Werke selbst vorführen. Der Landschaftsmaler Adolf Obermüllner, dessen schon bei der Wiener Kunst gedacht wurde, bildete sich in Wien unter Steinfeld und in München unter Zimmermann aus, ließ sich 1860 in Wien nieder und entfaltete eine fruchtbare Thätigkeit, welche eine stetige Entwickelung erkennen läßt. „Der Attersee", „das Etschthal bei Meran", „der Achensee in Tirol", das Stilfserjoch und der Ortler", „das Naßfeld bei Gastein", „Hammerschmiede in Steiermark" „Bilder über die österreichische Nordpolexpedition" sind, nebst vielen anderen, populär gewordene Werke dieses Künstlers. Wir finden in allen seinen Landschaften tiefe Naturempfindung, schlichte und wahre Darstellung, wohl einen lyrischen Zug, aber nicht jene effectsüchtige Stimmungsmalerei, welche durch ihre Absichtlichkeit oft das Ziel verfehlt. Dermalen arbeitet Obermüllner an zwei großen

Bildern für das Museum in Linz. Wenn Obermüllner die Poesie unserer heimatlichen Berglandschaften mit ihren schneebedeckten Riesen, ihren grünen Thälern und lieblichen Dörfern malt, so führt uns Alois Greil, ein Schüler Rubens als vorzüglicher Aquarellist Scenen aus dem kleinstädtischen und bäuerlichen Leben mit ebenso köstlichem Humor als treffender Charakteristik vor. Seine Bilder, wie „der entweihte Stammtisch", „das Ritterschauspiel", „der verregnete Festmorgen", „die Schulprüfung", lassen den scharfen Beobachter der Menschen und den heiteren, man möchte sagen, wohlwollenden Darsteller ihrer Schwächen erkennen. Auch seine Soldatenbilder aus dem siebenjährigen Kriege und seine Illustrationen sind gesucht. Franz von Pausinger, ein Sohn des gleichnamigen Glasmalers, hat vorzugsweise die unseren Alpen angehörende Thierwelt, sowie die Jagd auf dieselbe zum Gegenstande seiner namentlich in der Zeichnung und naturhistorischen Treue unübertroffenen Darstellungen gemacht. Von den kunstliebenden Waidmännern vielfach beschäftigt, hat Pausinger durch seine Bilder „Abtrieb von der Alpe", „Verendender Hirsch im Wasser", „Motiv am Attersee" seinen Namen begründet; doch sind auch seine Cartons zur Orientreise unseres Kronprinzen bald beliebt geworden. Kein leuchtendes Gestirn, wohl aber ein frisches gesundes Talent haben wir an Hugo Ströhl, gegenwärtig Lehrer und Zeichner für Kunstgewerbe in Wien, anzuführen, von dessen vielen Arbeiten im Illustrationsfache die bekannten „Silhouetten zu den oberösterreichischen Schnadahüpfeln (Schwoarzkerschäln)" mit Recht vielen Sympathien begegneten.

Schutzengel, Holzstatuette von Sattler in Linz.

München hat an oberösterreichischen Malern Kronberger, Munsch und Wengler aufgenommen. Kronberger zählt zu den tüchtigsten Malern im Genre. Seine bekannteren

Bilder sind: „Arme reisende Handwerksburschen", „Der Komet", „Die Tante kommt", endlich „Überwiesen", eine lebensvolle Scene aus der Zeit der Patrimonialgerichte. Ein besonderes Gebiet Kronbergers sind die winterlichen Scenen, in welchen Dorfgestalten, Schulkinder oder Landstreicher in wahrhaft erheiternden Situationen erscheinen und der Schnee liegend, fallend und stöbernd coloristisch vortrefflich behandelt ist. Über Kronbergers Schilderungen liegt ein eigenthümlicher freundlicher Zug; alles ist Wahrheit und doch ist die Wirklichkeit ihrer zu häßlichen und zu finsteren Seiten entkleidet. Eines der jüngsten Werke Kronbergers ist dessen hier reproducirtes Bild „An der Thorwache". Der ehemalige in der Münchener Akademie zum Historienmaler gebildete Josef Munsch betrat mit seinem Bilde „Verkündigung des Todesurtheiles an Konradin von Schwaben und Friedrich von Baden", sowie mit dem großen Carton „Rudolf von Habsburg bei der Leiche Ottokars von Böhmen" eine Richtung, welche er später verließ, um sich mit Vorliebe in Rococo-Scenen, wie sein „Concert", seine „Werber" u. s. w. zu bewegen. Weniger harmlos und liebenswürdig als Greil und Kronberger, aber gewiß ebenso innig ist Wengler, der vordem in Wien und München gelebt hat und sich bereits zum zweitenmale in Amerika befindet. Von seinen beliebten Bildern hat besonders „die Spinnstube" nachhaltiges Aufsehen erregt. Seiner Wahlverwandtschaft mit der französischen Richtung entsprechend hat Karl Kahler außer in München vorzugsweise in Paris studirt. Von seinen, meist auf originelle Effecte abzielenden Werken besitzt die Linzer Landesgalerie an seiner „Königin der Saison", einer Theaterscene mit Gas- und Kerzenlicht, eine charakteristische Probe.

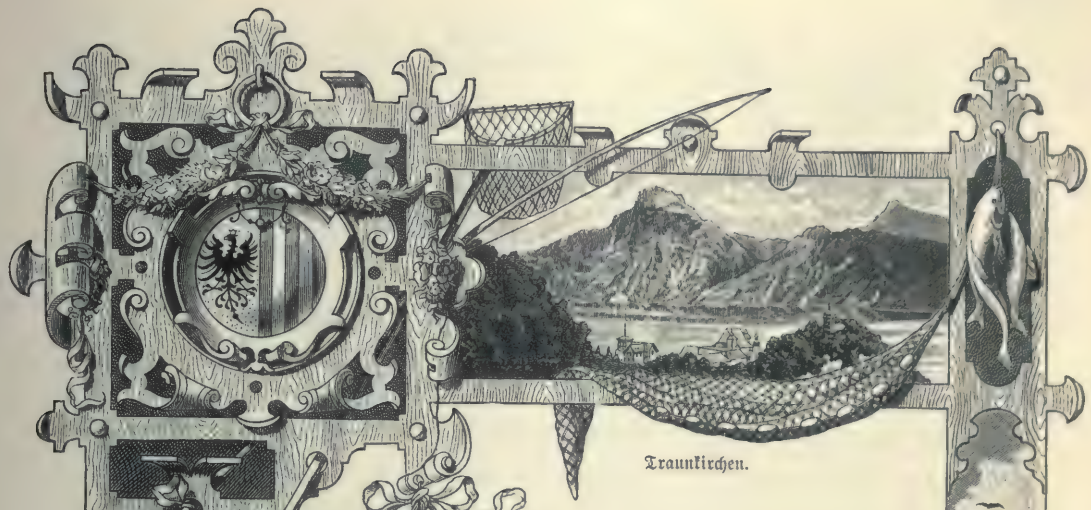
Unter den in der Heimat gebliebenen Künstlern erfreute Leopold Zinnögger mit seinen sattfarbigen Blumenidyllen, Felix Pollinger mit seinen niederländischen Geist athmenden Stillleben, während wir an Frau Auegg-Dilg eine feinfühlige Aquarellistin im Porträtfache besaßen.

Der in Linz lebende Josef Maria Kaiser, Custos des Museums, ist ein Meister der Bleistiftzeichnung. Nebst hervorragenden Bildern, wie „Traunkirchen", „der Langbathsee", „Schloß Niederwallsee", und vielen anderen, sowie einer Reihe der Öffentlichkeit versagter Mappen hat Kaiser zahlreiche Diplome und Adressen verfertigt, durch deren künstlerische Ausstattung er sich auch in diesem Fache der Kleinmalerei bewährte. Überdies sind seine chromographischen Bilder von Kremsmünster und Linz in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts die Frucht gewissenhafter historisch-topographischer Studien. Als Landschaftsmaler und zugleich Antiquitätensammler ist Karl Blumauer geschätzt, während Anton Stern durch gelungene Restaurirung alter Bilder und Fresken sich verdient macht und der kürzlich verstorbene Wilhelm Götz in Gmunden die Glasmalerei mit löblichem Erfolge betrieb. Kein Berufskünstler aber ein Dilettant in der besten Bedeutung des Wortes ist Dr. Johann Schauer, Advokat in Wels, der sich bereits bei der zweiten

Karl Kronberger: „An der Thorwache“.

internationalen Kunstausstellung in Wien 1870 durch mehrere Bilder: „Motiv aus der Gegend von Steyr", „Motiv vom Rasberg", „Am Almsee" bemerkbar machte und seither treffliche landschaftliche Studien gesammelt, sowie sich auch erfolgreich an der Illustrirung Oberösterreichs im vorliegenden Werke betheiligt hat.

Indem hiermit das Bild der Kunstthätigkeit Oberösterreichs abgeschlossen sein dürfte meinen wir auch den Beweis erbracht zu haben, daß Oberösterreich nicht zum geringen Theile zu dem künstlerischen Ruhme des Gesammtvaterlandes beigetragen und daß die kräftige und zähe, aber doch so unendlich empfängliche und gemüthvolle Eigenart seines Volkes in dem großen Buche der Kunst einen treuen, zu stolzem Selbstgefühle berechtigenden Spiegel gefunden hat.



Traunkirchen.

Volkswirthschaftliches Leben in Oberösterreich.

Allgemeine Charakteristik.

Oberösterreich zeigt eine große Mannigfaltigkeit der natürlichen Hilfsquellen und eine bedeutende Entfaltung der verschiedensten Erwerbszweige, aber seine Volkswirthschaft bietet doch ein wesentlich anderes Bild dar, als wir es in Niederösterreich mit der dominirenden Reichshauptstadt Wien gefunden haben. In entschiedenster Weise herrscht hier die Land- und Forstwirthschaft vor und gewährt noch heute mehr als der Hälfte der Bevölkerung — über 400.000 Personen — Nahrung und Unterhalt. Und wie hoch entwickelt ist die Bodenpflege, wie reich und vielgestaltig sind die landwirthschaftlichen Bodenbenützungsarten, wie breitgedehnt die Ährenfelder der Ebene, wie kühn hinanklimmend die

Saatflur selbst noch im rauhen Gebirge! Dazwischen die fischreichen Seen und darüber, den Horizont dunkel begrenzend, mächtige Forste mit dem trefflichsten Werkholz und reichem Wildstand: fürwahr, wir begreifen die enthusiastische Bezeichnung Oberösterreichs als eines großen Gartens, eine Vorstellung, zu welcher die vielen stattlichen Bauernhöfe, die meist in stolzer Einsamkeit durch das ganze Land zerstreut liegen, gewiß nicht wenig beigetragen haben. Das obderennsische Gebiet ist überhaupt das klassische Land der geschlossenen Bauerngüter, die, gewöhnlich von mittlerem Umfange, nicht selten wahren Herrschaften gleichen; Zwergbesitz hingegen ist wenig vorhanden, Großgrundbesitz fast unbekannt, selbst der Wald, der das Land so herrlich krönt, befindet sich vorwiegend im bäuerlichen Eigenthum. So ist die Grundlage gegeben für einen kräftigen Bauernstand, der sicher und selbstbewußt auf dem ererbten Grunde fußt.

Minder entwickelt ist die industrielle und gewerbliche Thätigkeit, sowie das Berg- und Hüttenwesen des Kronlandes, doch fehlt es auch hier nicht an hervorragenden Erscheinungen. So vor Allem das großartige Salinenwesen im Salzkammergut und die Braunkohlenförderung im Gebiete des Hausruck- und Kobernauser-Waldes, sodann die von altersher hochberühmte Kleineisenindustrie mit der Stadt Steyr als gewerblichem Centrum, endlich, von kleineren Hausindustrien zu schweigen, die jugendlich emporstrebende Fabriksindustrie, die, von der Landeshauptstadt Linz ihren Ausgangspunkt nehmend, sich immer massiger an den natürlichen Wasserläufen niederläßt und Producte jeder Art, Baumwollgarne, Webwaaren, Maschinen, Nahrungs- und Genußmittel, Chemikalien u. s. w. für den Kronlands- und auswärtigen Bedarf herstellt. Auch der Handel, zur Zeit noch weniger bedeutend, nimmt rasch zu und der Verkehr der Fremden, schon jetzt von großem Belang, aber noch weit mehr steigerungsfähig, verspricht eine immer ergiebigere Einnahmequelle für das mit Naturschönheiten so überreich begnadete Erzherzogthum zu werden.

Landwirthschaft und Viehzucht.

Sowie Oberösterreich alle landschaftlichen Schönheiten vereint, von den schneebedeckten Alpen, den steilwandigen Berggebieten und sanftwelligen Hügelketten bis zur flachen, weitausgebreiteten Ebene, der „Welser Heide", so zeigt es auch landwirthschaftlich die mannigfaltigsten Bilder. Tiefgrüne, grasreiche Wiesen unterbrechen die goldig wogenden, schwernickenden Getreidefelder zur Sommerszeit; ein weites Meer von duftigen Obstbaumblüten breitet sich im Frühling über die Landschaft, im Herbste klettern die zierlichen Hopfenreben an ihren schlanken Stangen empor, und kleine Gruppen buntfarbiger Rinder, großer dichtwolliger Schafe weiden um die aus grünem Rahmen herausleuchtenden Bauernhöfe. Überall aber und allerorts ist jedes Fleckchen Erde einer emsigen, fruchtbringenden Cultur geweiht.

Wenn trotzdem von der Gesammtfläche des Landes über acht Procent als unproductiv erscheinen, so ist das zum weitaus größten Theile (mit 60.180 Hektar) den felsigen oder schnee- und eisbedeckten Strecken in den Hochalpen zuzuschreiben, welche die Natur unwiderruflich jeder Cultur entzogen hat. Abgesehen von den örtlich nicht sehr ausgedehnten Höheneinflüssen, welche sowohl im Alpengebiete als im hercynischen Berggebiete zwingend hervortreten, ist das Klima ein dem Gedeihen der meisten Culturpflanzen — Wein und Tabak ausgenommen — sehr günstiges und gewährt dem wirthschaftlichen Betriebe möglichst freien Spielraum; die glückliche Vertheilung von Wärme und Niederschlag fördert ungemein die Vegetation und Fruchtbarkeit, so daß eine allgemeine und ausgedehntere Strecken treffende Mißernte zu den Seltenheiten gehört.

Wohl zumeist mit Rücksicht auf die klimatischen Eigenthümlichkeiten des Landes bleibt auch in Oberösterreich, wo die landwirthschaftlich benutzte Area (697.476 Hektar) 58 Procent der gesammten Bodenfläche einnimmt, der Bauer fest und unverbrüchlich bei der alten, vielbewährten Dreifelderwirthschaft, in deren Rahmen er allerdings je nach dem Zwange der geänderten Verhältnisse und den Forderungen der fortschrittlichen Entwicklung die nothwendigsten und wichtigsten Modificationen anbringt. Die Reihenfolge der Schläge ist ungemein mannigfaltig und bewegt sich in weiten Extremen, ändert aber nichts an dem Fundamente der Dreifelderwirthschaft und wird nur bestimmt durch die Bodenbeschaffenheit nach Güte und Lage, sowie durch den localen Einfluß des Klimas. Namentlich ist der Unterschied jetzt mehr ausgeglichen, welcher früher in der Behandlung der Brache bestand; denn mit dem steigenden Werthe der Viehzuchtsproducte trat die Nutzung des Ackers als Futterland in den Vordergrund und allerorts wird nun die Hälfte bis zu zwei Drittel der Brache mit Rothklee und Hackfrüchten und weiter mit Futtergemenge, Flachs, Hanf u. s. w. bebaut.

Den alpinen Verhältnissen wird, soweit dieselben reichen, in den Bezirken Weyer, Ischl, Mondsee und Windischgarsten durch die Egartenwirthschaft, das ist ein von zwei- bis dreijährigem natürlichen Grasbestand unterbrochener Getreidebau entsprochen. Die Bezirke Mauerkirchen und Raab im Innkreise, sowie Freistadt, Haslach und Grein im Mühlviertel haben in ihren waldigen oder bergigen Theilen eine besondere Vierfelderwirthschaft mit einem Drittel bis einem Viertel reiner Brache, während der Rest als Drischweide benützt wird.

Die Cultur des Getreides, welche auf 64 Procent der Ackerfläche (272.415 Hektar) betrieben wird, und die Bearbeitung des Bodens darf man mit Recht als eine äußerst fleißige und zweckentsprechende bezeichnen, und wenn auch noch häufig genug der alte hölzerne Pflug durch die Furchen zieht, hat selbst dieser manche lobenswerthe Eigenschaften. Überdies weicht er immer mehr dem eisernen Pfluge, dessen Körper, nach dem Hohenheimer

Modell geformt, auf zweiräderigem Vordergestell ruht. Die Aussaat geschieht mit der Hand und sind Säemaschinen verhältnißmäßig selten, woran wohl das meist unebene Terrain die Schuld trägt, wie auch die in weiten Districten herrschende Gepflogenheit, die Felder zu vier bis fünf Furchen breiten Beeten zusammenzulegen. Der Drusch erfolgt zum größten Theile mittels Maschinen, die schon nach Tausenden zählen, während die in Verwendung befindlichen Dampfdreschmaschinen auch schon über zweihundert ausmachen.

Unter den Handelspflanzen ist es der Flachs, welcher in früheren Jahren besonders im Mühlviertel zu einiger Bedeutung gelangte; im Allgemeinen ist aber seine Cultur im Abnehmen begriffen, da die Leinwand auch im häuslichen Verbrauche mehr und mehr von den Baumwollenproducten verdrängt wird. Die vollen Truhen und Kasten mit selbst gewobenem Leinenzeug, der Stolz der bäuerlichen Hausfrau, sind zusammengeschmolzen oder verschwunden; sehr wenig „Haar", wie der Flachs im Volksmunde heißt, wird im Hause versponnen; nicht mehr schnurrt das geschäftige Spinnrad und nicht mehr sammeln sich um die voll aufgesteckten Rocken die Mädel und Buben zum traulichen erzählenden Geplauder in der warmen Stube; auch die nach altväterlicher Weise übliche Betheilung der Dienstleute mit Leinwand hat aufgehört und mehr und mehr wandert der halbzubereitete Brech- oder Schwingflachs in die fabriksmäßig betriebenen Spinnereien. Im nördlichsten Winkel des Mühlviertels hat sich jedoch auch die Leinenweberei erhalten, und in mancher Hütte begleitet der klappernde Webstuhl das harte Lied von Elend und Entbehrung.

Eine ganz eigenthümliche, allerdings nur auf einen kleinen District am linken Donauufer um Steyregg, Mauthausen, Perg und Prägarten beschränkte und daselbst eine Fläche von circa 400 Hektar umfassende Cultur ist die der Weberkarde, welche aus den Saatbeeten im August nach Korn oder Futter ausgepflanzt und im nächsten Jahre in drei „Lesen" geerntet wird. Die erste Lese gibt die größten, aber mindestwerthigen, die zweite hingegen die meisten und gleichzeitig besten Köpfe. In guten Jahren, bei Erträgen von 120 bis 150 Tausend und noch mehr Köpfen per Hektar und bei Preisen von 1 Gulden 20 Kreuzer bis 2 Gulden für das Tausend steigt das Erträgniß eines solchen Feldes hoch über die beste Weizenernte. Die Karde verlangt jedoch fleißige und sorgfältige Bearbeitung, sonst leidet nicht nur der Ertrag, sondern es verunkrautet auch das Feld ganz jämmerlich. Der erste Versuch mit dem Anbau dieser Pflanze soll in den Jahren 1815 bis 1820 in St. Georgen an der Gusen, einem kleinen Markte bei Steyregg, gemacht worden sein, und eine in Linz bestandene Tuchfabrik war der einzige Abnehmer. Heute finden die oberösterreichischen Karden in der erzeugten Menge von 48.000 bis 60.000 Tausend ihrer guten Qualität halber leichten Absatz nach Mähren, Böhmen und auch Deutschland.

Ein Schmerzens- und Freudenkind Oberösterreichs, je nach dem Laufe der Zeiten, ist der Hopfenbau. Bald himmelhoch jauchzend, wenn die Preise steigen, die Waare

gesucht ist — bald zu Tode betrübt, wenn sie fallen und sich Niemand um all die schönen Vorräthe kümmern will, hat der Hopfenbauer noch ein gutes Stück Sorge über das gewöhnliche Maß hinaus. Die zahlreichsten und größten, fleißig und rationell bearbeiteten Hopfenanlagen finden sich im Mühlviertel (circa 478 Hektar) und herüber der Donau im Schwanenstädter Bezirk mit einem kleinen Antheil von Uttendorf im Braunauer Bezirk (179 Hektar). Als vorzüglichster Hopfen gilt der aus den Bezirken Neufelden und Lambach des oberen Mühlviertels, und mit aller Energie suchen die Hopfenbauern ihrer Waare eine würdige Stellung auf dem Weltmarkte zu erringen. Sie alle glauben redlich an die Mähr von jenem im Hopfensack vergessenen Mühlviertler Taschenfeitel, welchen ein unpatriotischer Bräuer beim Bezug von „echtem Saazer Hopfen" mit Beschämung wiederfand. Die Qualität des oberösterreichischen Hopfens ist aber auch in Wahrheit eine ganz vorzügliche, der Kenner merkt es wohl an dem herrlichen würzigen Dufte, der ganze Ortschaften durchzieht, wenn zur Zeit der Ernte Haus für Haus, Alt und Jung beschäftigt ist, die reichen Dolden von den heimgebrachten Reben zu pflücken. Gänge, Vorhaus, Stuben und Dachräume sieht man angefüllt mit der auf leichten luftigen Rahmen zum Trocknen ausgebreiteten Ernte und selten, sehr selten begegnet man jenem verdächtigen Knoblauchgeruch, welcher den schlechten Hopfen verrätherisch begleitet. Darum kann auch der oberösterreichische Hopfenpflanzer muthig den Kampf mit den böhmischen und baierischen Matadoren aufnehmen für sein, alljährlich etwa 4.000 bis 5.000 Metercentner betragendes Product.

Weniger angefochten wird die Hochwerthigkeit des in Oberösterreich gebauten Krautes, das zu Hunderttausenden blaßgrüner, eisenharter Köpfe in die weite Welt wandert, donauabwärts nach Wien und in entgegengesetzter Richtung über Wels nach Deutschland und Frankreich. Das Aussetzen der im Mistbeete und im Freien gezogenen Pflanzen geschieht auf Parcellen, welche Jahre hindurch diesem Zwecke gewidmet bleiben und mit Rücksicht auf die fleißige Bearbeitung, die mehrmalige flüssige Düngung und die im Herbste sehr nothwendige Überwachung möglichst nahe beim Hause liegen. Mehr als 4.500 Hektar sind in solcher Weise bepflanzt und mögen geringe geschätzt mit 6.000 bis 7.000 gut entwickelten Pflanzen per Hektar bei 30 Millionen Köpfe geben, die noch häufig zu 60 Stück als Schock und zu 12 Schock als Pfund gerechnet werden. Gewaltige Mengen werden in großen Bottichen eingetreten und gesäuert und dienen bis spät in den Sommer hinein als fast ausschließliches Gemüse für den Bauer und seine Hausleute. Als vorzüglichste Waare gilt das Aschacher Kraut.

Der Wein ist allerdings dem Oberösterreicher versagt, allein sein aus den dazu passendsten Äpfel- und Birnensorten erzeugter „Most" bietet ihm reichlichen und vielbeliebten Ersatz. Wenn die Blüten das halten, was sie im Frühjahre versprechen, dann ist

auch die Arbeit des Mostens keine geringe; die Nachfrage um Fässer steigt ins unglaubliche, die Bahnen ebenso wie die Donauschiffe laden Tausende von Centnern frischen Obstes zum Verführen nach Deutschland oder Ungarn, während nicht wenige Bauern daheim auf ihrem Hofe 400 bis 500 Hektoliter Most pressen und einlagern. Allerdings sind die Obstjahre ungleich vertheilt und manchmal geht es schon recht knapp mit den vorhandenen Vorräthen; — betrübten Herzens sieht der Hausvater auf die letzten vollen Fässer, immer energischer greift er zum mehrenden Wasserkrug, denn nur mit Unlust denkt er an die kostspieligen und dabei so ungenügenden Surrogate, an Bier und Schnaps. Allein meist hat der liebe Gott ein Einsehen und sorgt für ein fröhliches Gedeihen des Obstes und dankbar füllt der Bauer wieder Faß um Faß mit dem geliebten Saft — mit schwachem für die nächste Zeit, mit stärkerem für die unsichere Zukunft. Auch hier haben praktische Quetschmühlen und transportable Schraubenpressen weit und breit schon die alten unbehilflichen und schwerfälligen Geräthe, den halbkreisförmigen Trog mit der langsam vor- und rückwärtsrollenden mächtigen Steinscheibe und die massiven, aus den dicksten Holzstämmen gezimmerten Pressen verdrängt. In guten Obstjahren rechnet man bei 600.000 Metercentner Kern- und bei 70.000 Metercentner Steinobst als Gesammtertrag.

Der landwirthschaftliche Besitz ist in Oberösterreich ganz charakteristisch fast durchgehends ein rein bäuerlicher und findet sich eigentlicher herrschaftlicher Großgrundbesitz nur in sehr geringem Maße. Wenige Besitzungen (circa 0·3 Procent) haben eine Größe von mehr als 115 Hektar; darunter sind aber wieder zahlreiche bäuerliche Güter und außerdem entfällt fast die Hälfte auf das Alpengebiet mit seinen ausgedehnten Weideflächen. Selbst die Stifte haben keinen hervorragenden Wirthschaftscomplex und beschränkt sich ein solcher nur auf den Wald. Anderseits ist auch die Zersplitterung des Bodens keine übermäßige; es entfallen im Gesammtdurchschnitt noch immer 8·6 Hektar auf einen Besitz und sind überhaupt nur 35.411 Besitze unter 0·78 Hektar, das ist unter 1 Joch. Den landwirthschaftlichen Charakter geben aber hauptsächlich die 49.775 kleineren und mittleren Anwesen von 2·8 bis 28 Hektar, das ist 5 bis 50 Joch, und die großen Bauernwirthschaften mit ihren durchschnittlich wohl arrondirten Grundstücken. Diese Bauernhöfe sind häufig recht stattliche Gebäude mit großen Wohn- und Wirthschaftsräumen, von denen allerdings die ersteren weniger zum Wohnen als zum Aufbewahren von Victualien, Flachs, Obst und dergleichen benützt werden. Sie bilden meist ein geschlossenes gleichseitiges Viereck und birgt der so entstehende Hof das eigentliche Centrum der gesammten Wirthschaft. Die Thüren der Eß- und Gesindestuben, der Stallungen, des Schuppens und der Scheunen öffnen sich auf das, den Hof auf zwei, auch drei Seiten umrahmende, oft bis zu einem Meter hohe Trottoir; Pflüge und Eggen lehnen an den Wänden, Werkzeuge werden hier aufbewahrt, hergerichtet und reparirt; das meist sperrweit offene Scheunenthor zeigt die

in der Tenne stehenden Wagen oder sonstigen Geräthe, welche im Schuppen oder Schupfen nicht Platz finden, und die an dem Kuhstall liegende Seite birgt die gewöhnlich leider im verzweifelten Zustande des Ersaufens befindliche Düngerstätte. Die sickernde Jauche aber beansprucht meistentheils den ganzen Raum, bis sie mit Benützung irgend eines natürlichen Ablaufes außerhalb des Hofes je nach Gelegenheit sich nützlich oder schädlich erweiset. In den meisten dieser Bauernhöfe befindet sich fließendes Wasser, welches oft ziemlich weit

Das Innere eines Bauernhofes.

hergeleitet oder sogar mittels eigenthümlicher Hebeapparate, der sogenannten hydraulischen Widder, aus der Thalsohle emporgehoben wird. Die Verwendung der hydraulischen Widder ist in Oberösterreich sehr verbreitet; man findet hier über 900 in Thätigkeit, während beispielsweise in Salzburg und Niederösterreich nur vier bis fünf Stück aufgestellt sind.

Den bisher geschilderten landwirthschaftlichen Verhältnissen entspricht auch der viehwirthschaftliche, im ganzen Lande ziemlich allerorts die gleichen Interessen verfolgende Betrieb. Das Alpengebiet macht wohl eine Ausnahme, ist aber von verhältnißmäßig geringem Umfange und in Bezug auf seine natürlichen Eigenthümlichkeiten in der Viehwirthschaft so gleichartig mit den angrenzenden großen Gebieten Salzburgs und Steiermarks, daß die Schilderung derselben mit jener der genannten Länder zusammenfällt.

Nach der letzten Zählung (1880) besitzt Oberösterreich 56.758 Pferde, 555.155 Rinder, 80.139 Schafe, 24.250 Ziegen und 197.414 Schweine, und diese absolut reiche Viehhaltung entwickelt sich auch größtentheils zu züchterisch werthvollen oder productiv nutzbringenden Beständen. Insbesondere ist es die Pferde- und Rinderhaltung, welche zum Wohlstand des Landes in hervorragendem Maße beiträgt.

Das Gebiet zwischen der Traun und der Enns zeigt uns das mächtige, schwere Pinzgauer Pferd, welches, der norischen oder Alpenrace angehörend, in seinen massigen Formen ein unübertreffliches Zugthier liefert, das, wenn auch langsam und bedächtig, doch verläßlich und gutmüthig die ungeheuersten Lasten zu befördern im Stande ist; der Stolz aller Besitzer von schwerem Fuhrwerk ist ein Viergespann von Pinzgauer Hengsten, scheckig oder getigert und mit blank geputzten messingenen Zieraten reich geschmücktem Geschirr. Ein derartiges Gespann kostet nicht selten 3.000 bis 4.000 Gulden. Das elegante Kutschenpferd, auch der flinke Traber findet seine Zucht und Pflege im Innviertel, woselbst meist englisches Halbblut, sogenannte Anglo-Normanen als Vaterpferde thätig sind. Beide Zuchtrichtungen werden von Seite des Staates auf das kräftigste unterstützt und liefern werthvolle Producte, für welche das benachbarte Baiern in ausgedehntestem Maße als Abnehmer von Jungpferden auftritt.

Zahlreicher als die Pferdeschläge sind die Rinderracen Oberösterreichs, deren verschiedenartige Typen zur Herbstzeit, wenn ein Theil des Viehstandes auf den Stoppeln oder Wiesen sichtbar wird, ein gar wechselndes Bild gewähren. Obwohl in kleinen Gruppen zerstreut, wie sie eben der einzelne Besitz liefert, da eine Gesammt- oder gemeindeweise Weide durchaus nicht üblich ist, erkennt man doch an den weidenden Thieren sofort den Racencharakter des betreffenden Landstriches. — Da sieht man in den südlich gegen Steiermark gelegenen Bezirken Weyer, Steyr und zum Theile Windischgarsten das graue Mürzthaler Vieh und in den an Salzburg grenzenden Gebieten Ischl, Mondsee, Gmunden und weiter in Frankenmarkt, Vöklabruck, Schwanenstadt und Lambach das braunrothe, mit weißen Abzeichen am Rücken und Ellbogen versehene, durch seinen Milchreichthum rühmlichst bekannte und gesuchte Pinzgauer Vieh — beide Typen direct mit ihrer Heimat in Verbindung stehend. Ein Theil des Traunviertels, hauptsächlich in den Bezirken Neuhofen, St. Florian und Kremsmünster, erfreut sich an der Haltung und Zucht der tief aus dem südlichen Steiermark und Kärnten stammenden zart lichtgelben, seidenhaarigen Mariahofer oder Lavantthaler Thiere mit feiner geschmeidiger Haut und wachsfarbenen, fast durchscheinenden Hörnern und Klauen. Im Mühlviertel fesselt das Auge das hellroth und weißscheckige „Kampete"-Vieh, das aus dem oberen Ennsthale in Steiermark stammend frisch und munter die neue Heimat belebt und sich im Innviertel mit den von Süden heraufdrängenden Pinzgauern zu den Innviertler Schecken verkreuzt.

Aber auch eine eigene Race besitzt Oberösterreich, deren ursprüngliche Heimat bisher nicht festzustellen war und welche man daher als einheimisch betrachtet. Es sind dies die in den Bezirken Engelszell und Peuerbach und auch noch in Haag gezüchteten, einst sehr beliebten weiß und schwarz gefleckten Welserschecken. Sie standen in dem für rationelle Züchter allerdings nicht verlockenden Rufe der äußersten Genügsamkeit in Bezug auf Güte und Menge des Futters, welche Eigenschaft in unvernünftiger Ausnutzung aber auch sichtlich an dem Verkümmern der Race und dem Rückgange des Absatzes Schuld trägt. Es ist fast unglaublich, bis zu welchem Minimum an Körperdimensionen sich Thiere dieses Typus vorfinden. Ihre Anzahl beträgt nach verläßlichen Schätzungen kaum mehr 50.000 bis 60.000 Stück oder etwa 10 Procent des gesammten Rinderstandes, obwohl nicht geläugnet werden soll, daß die Kühe verhältnißmäßig viel, wenn auch fettarme Milch geben und ganz vorzügliches, entwicklungsfähiges Ochsenmateriale zu liefern vermögen. Und auf diese beiden Producte — auf Milch und Fleisch — richtet sich das Hauptaugenmerk unserer Viehhaltung.

Marktgeherin mit Milch.

In den Durchschnittsziffern der amtlichen Statistik drückt sich diese Thatsache so aus, daß circa 303 Millionen Liter Milch jährlich ermolken und davon rund 145 Millionen als solche im Lande selbst verzehrt werden, während der Rest theils zur Butter-, Schmalz- und Käse-Erzeugung dient, theils nach allen Richtungen versendet wird und beispielsweise drei Millionen Liter nach Wien gelangen. Soweit nur immer die Entfernung es gestattet, trachtet man die Milch in die „Stadt" zu bringen, zu welchem Zwecke allgemein kleine leichte Handwägelchen im Gebrauche sind, welche von einer robusten, sauber gekleideten Kuhdirne, die speciell den Titel „Marktgeherin" führt, gezogen werden — über Berg und Thal, auf staubiger, endloser Landstraße, auf grundlosen Feldwegen, zur Winters- und Sommerszeit! In der „Stadt" wird zuerst von Haus zu Haus der Kundenkreis bedient, dann in ziemlich willkürlicher Aufstellung auf der Gasse ein kleiner Gemüsehandel

absolvirt und erst gegen Mittag wieder heimwärts gefuhrwerkt zu der meist sehr verwickelten Rechnungslegung.

In Bezug auf die Fleischproduction gelangen jährlich ungefähr 20.000 wohlgefütterte und gemästete Ochsen von vorzüglicher Qualität und circa 18.000 bis 19.000 Kälber zur Abfuhr, jetzt meist nach Wien, früher aber größtentheils nach Deutschland und Frankreich. Der Einkauf dieser Thiere geschieht von den Händlern direct im Stalle, während für den Ankauf von Kühen, Zugochsen und Jungvieh die Märkte dienen. Die bedeutendsten derselben finden zu Timmelkam und Mondsee im Hausruckkreise, nahe an der Salzburger Grenze statt, woselbst oft 2.000 bis 3.000 Stück Rinder aufgetrieben werden. Diese Märkte bieten ein farbenreiches Bild voll Leben und Bewegung. Inmitten der herrlichsten Gegend, umragt von den mächtigen Vorbergen der Alpen, lagern die zahllosen, regelmäßig in weiß und braun gezeichneten Pinzgauer Thiere, aufmerksam besichtigt und geprüft von den bedächtig umherschreitenden Landleuten; dazwischen die schreienden, heftig gestikulirenden Händler, die jedes neue Anbot oder jeden gewährten Nachlaß mit dem üblichen Handschlag begleiten — ein Gewoge von Menschen und Thieren und darüber ein blauer Himmel und klares Sonnenlicht, wie es nur der Herbst in den Gebirgsländern bringt.

Wie hier, aber in bescheidenerem Maße haben die „Pinzgauer" noch in Schörfling, Schwanenstadt, Gmunden u. s. w. ihren Sammelplatz; — ebenso die „Kampeten" in Leonfelden und Rohrbach im Mühlviertel und die „Mürzthaler" in Weyer, Großramming, Arzberg u. s. w. — Wels bietet hingegen eine mehr oder weniger von Pinzgauern und Welserschecken beherrschte Mischung aller im Lande beliebten Racen und Schläge. Vereinzelt oder in ganz kleinen Partien werden auf den Rindermärkten auch Schafe und Ziegen verkauft und gekauft. Die Schafzucht ist jedoch, mit Ausnahme eines Gebietes um Weyer und Windischgarsten, von gar keiner Bedeutung und ebenso in ersichtlicher Abnahme begriffen wie die Haltung der Ziegen.

Wohl aber werden Schweine in ausgedehntem Maße gehalten und gezüchtet. Wenn die Viehzählung am Jahresschluß 1880 in Summa 197.414 Zucht-, Jung- und Mastschweine aufweist, so kann die Zahl der hierin nicht inbegriffenen Thiere, welche durch ungarische und polnische Händler im Sommer ins Land gebracht und zu Beginn des Winters für den Hausgebrauch geschlachtet wurden, immerhin mit weiteren 80.000 bis 82.000 Stück angenommen werden. Diese Schweine bringt der wandernde Händler im mageren Zustande dem Bauer auf den Hof gegen die erst später im Herbst zu leistende Zahlung oder auch mit der Bedingung, ihm sodann von je zwei übergebenen und nun herangefütterten Thieren eines als Zahlung zu überlassen.

Die Wartung und Pflege der so zahlreichen Hausthiere, zu welchen meist noch eine stattliche Anzahl von Hühnern, Enten und Gänsen kommt, nimmt die ganze Zeit der

sorgenden Hausfrau in Anspruch, in deren Verwaltung auch der Ertrag von Milch, Geflügel und Gemüse bleibt, während Ein- und Verkauf der Thiere, besonders des Großviehes, in das Ressort des Bauers gehört, welcher auch sicherlich den damit verbundenen langwierigen Unterhandlungen und dazu gehörigen zahlreichen flüssigen Stärkungen besser gewachsen ist.

Neben den im forstlichen Theile zu schildernden Wildbeständen hat Oberösterreich auch einen bemerkenswerthen Reichthum an Fischen, insbesondere in Bezug auf die Mannigfaltigkeit der kostbarsten Edelfische. Diese Fischbestände, welche allerdings die Menschen allzu beutelustig arg zu schmälern begonnen haben, bilden noch immer eine Quelle des Erwerbes für zahlreiche Fischer und der Nahrung für die Bevölkerung. Die Seen und Gebirgsbäche bergen die köstlichen Saiblinge und Forellen, die Donau mit ihren Nebenflüssen führt Huchen, Schiel, Barbe, Karpfen, Hecht, Wels, Brachsen, Schied und in besonders großer Menge den Näsling und gewöhnlichen Weißfisch.

Um dem weiteren Sinken des Fischstandes Einhalt zu thun, hat man mit richtigem Verständniß der künstlichen Fischzucht das Augenmerk zugewendet und derart eine theilweise Wiederbevölkerung der verschiedenen Gewässer in Angriff genommen. Auch bei den bäuerlichen Besitzern fand sich dafür eine rege Theilnahme, so daß in den letzten Jahren schon aus mehr als 50 Anlagen für künstliche Fischzucht die Aussetzung von jährlich eineinhalb bis zwei Millionen angebrüteter Eier und lebender Fischchen verzeichnet werden konnte. Darunter sind viele kleine Betriebe, welche in bescheidenen Apparaten nur 4.000 bis 10.000 Eier auflegen. Die älteste und größte Anstalt, welche zweifellos die fruchtbare Anregung nicht blos für Oberösterreich, sondern auch für die anderen Kronländer gab, ist die in Neukirchen bei Zipf. Sie besteht seit dem Jahre 1863 und hat nicht nur Millionen bebrüteter Eier nach allen Richtungen versendet, sondern auch die Gewässer des Gaues vielfach mit Forellen, Saiblingen und Lachsbastarden bevölkert. In ihrem gegenwärtigen Betriebe werden alljährlich 500.000 bis 700.000 befruchtete Eier in Brutapparaten aufgelegt. Mit der Bruthütte stehen die Teiche in Verbindung, welche zur Aufzucht eines Theiles der Jungfische und zur Aufbewahrung größerer Verkaufsfische dienen. In einem eigens gebauten Locale werden Äschen sowie Renken aus den Seen geräuchert und in neuester Zeit auch in Blechdosen eingelegt.

Zur Vermehrung der Reinanken oder Renken im Gmundener See, welcher allein alljährlich bei 300 bis 400 Metercentner dieser, im geräucherten Zustande als Handelsartikel sehr beliebten Fischart liefert, legen die dortigen k. k. Forstbehörden alljährlich 12 bis 14 Liter befruchtete Eier (circa 135.000 Stück) an den günstigsten Brutstellen ein. Die Vermehrung der Huchen im Flußgebiete der Donau hat hingegen der oberösterreichische Fischereiverein in Linz in die Hand genommen und in den letzten vier Jahren über

590.000 Stück lebende Fische dieser Gattung direct in die Donau, die Traun, Enns, Ager und den Inn gesetzt.

Um das Bild der gesammten landwirthschaftlichen Thätigkeit zu vervollständigen, erübrigt noch, einen Blick auf die landwirthschaftlichen Industrien zu werfen, soweit diese im Hausbetriebe vorkommen oder durch ihre Abfälle und Nebenproducte Einfluß auf die Wirthschaft nehmen. So wird Reps mit Ausnahme einer einzigen größeren Fabrik in Wels blos in kleinen Unternehmungen zu Öl gepreßt und auch die Branntweinbrennerei fast ausnahmslos nur von den Bauern betrieben. Von großem Einfluß auf die Viehhaltung und Ochsenmast sind endlich die zahlreichen kleinen Bierbrauereien, von welchen besonders das Innviertel fast in jedem Markte eine oder zwei aufweist, deren Absatz sich nur auf die nächste Umgegend beschränkt. Die großen Brauereien mästen meist selbst eine bestimmte Anzahl von Ochsen, die kleineren aber geben häufig ihre Rückstände an die Viehhalter ab oder übernehmen Thiere gegen bestimmtes Entgelt auf einen bis zwei Monate zur Fütterung, wobei sie ihre Trebern bestens verwerthen, der kleine Viehhalter aber die gewünschte Schlußmast für seine vorgefütterten Ochsen findet.

Wenn wir nun diese einzeln geschilderten Momente der land- und viehwirthschaftlichen Verhältnisse Oberösterreichs in ihren Ergebnissen zusammenfassen, so wird uns ersichtlich, daß das Land in Bezug auf seine Naturproduction in der That eine hervorragende Stelle einnimmt und auch in nicht geringem Maße Theile dieser Production an die übrigen Länder abzugeben im Stande ist.

Nach einer verläßlichen Schätzung liefert die landwirthschaftliche Production nach der Deckung des eigenen Bedarfes der Bevölkerung noch einen Gesammtüberschuß im Werthe von rund 11 Millionen Gulden. Dieser sichersten Grundlage der Wohlhabenheit verdankt somit das Land ganz wesentlich seine Stelle im Kreise des materiellen Culturlebens der Monarchie, und was es als erfreuliches Ergebniß verzeichnet, entstammt nicht nur der fleißigen und strebsamen, auch vielfach schon den fortschrittlichen Erfahrungen geneigten Thätigkeit seiner landwirthschaftlichen Bevölkerung, sondern auch der richtigen Erkenntniß, mit welcher dieselbe den culturellen Eigenthümlichkeiten des Landes und den Anforderungen der Zeit zu entsprechen und sich denselben anzuschmiegen versteht.

Forstwirthschaft und Jagd.

Oberösterreich hat sich den Wald in reichem Maße erhalten. Sein Waldstand, nach den neuesten Daten 407.773 Hektar, nimmt 34·4 Procent der Landesfläche ein, und auch außerhalb des Waldes, in den vielen bestockten Hutungen, in den wohlgepflegten Obstculturen und Feldgehölzen, in den reichen Lärchenforsten der Bergwiesen und den ehrwürdigen Linden und Rüstern der Dörfer und Höfe, verfügt das Land über einen

seltenen Reichthum an Holz und Bäumen. Überdies hat es sich jene Waldeigenthumsformen, die der Natur der Waldwirthschaft, dem Betriebe im Großen am besten entsprechen, in einem günstigen Verhältnisse bewahrt. Die Wälder, welche dem Staate und den öffentlichen Fonds (63.770 Hektar), den kirchlichen Corporationen und Anstalten (23.380 Hektar), dem privaten Großgrundbesitze (83.600 Hektar, wovon 35.740 Hektar Fideicommiß) und den Gemeinden als solchen (3.980 Hektar) angehören, betragen nahezu 43 Procent des Gesammtwaldstandes. Wenn hier die Eigenschaft der Besitzer und die rechtliche Natur der Besitzungen schon die Gewähr einer pfleglichen und nachhaltigen Wirthschaft in sich schließen, so sind es anderseits die im Allgemeinen waldfreundlichen Gesinnungen der oberösterreichischen Landwirthe, welche im bäuerlichen Walde (233.050 Hektar oder 57 Procent) eine meist gute und verständige Gebarung wahrnehmen lassen.

Der Staat und die Mehrzahl der privaten Großgüter bewirthschaften ihre Forste auf den Grundlagen eigener Vermessungen, Bestandesaufnahmen und Betriebspläne, während das Nutzungsverfahren in den anderen Forsten, wie es bei dem bedeutenden Überwiegen des Kleinwaldbesitzes füglich nicht anders sein kann, nur ein empirisches ist.

Der Hochwaldbetrieb (96 Procent) ist in Oberösterreich der herrschende. Nieder- und Mittelwaldwirthschaft haben nur unter den von der Natur gebotenen günstigen Bedingungen in den Auen der größeren Flüsse, wo dieser Betrieb auch vorzügliche Massen- und Gelderträge liefert, eine bemerkenswerthe Ausdehnung erlangt. Im Hochwalde ist der Kahlhieb mit nachfolgender Verjüngung aus der Hand, die Anzucht reiner Nadelholzbestände die Regel. In den Mengbeständen der Buche, Fichte und Tanne wird wohl auch Vorverjüngung, jedoch selten ohne künstliche Nachhilfe betrieben. Fast überall, zum Theile auch schon in den Gebirgsforsten, wo das geringe Material der Culturhiebe keine Verwerthung findet, pflegt man wiederholte Durchforstungen zu führen und die Jungwüchse zu läutern. Im kleinen, gutgehaltenen Bauernwalde folgt man den Winken der Natur: hier ist der Plenterhieb mit einer dem jeweiligen Bedarfe sich anschmiegenden, auf Freistellung des Nachwuchses bedachten Entnahme der älteren Stämme die gewöhnliche Betriebsform. Sonst findet man die Plenterung theils gesetzmäßig (105.847 Hektar Schutz- und 541 Hektar Bannwaldungen), theils freiwillig im obersten Gürtel der Hochgebirgsforste an den steilen und felsigen Hängen derselben und im Sammelgebiete der Wildbäche eingeführt. Mit jenen verderblichen, bis zur äußersten Grenze der Holzvegetation geführten Kahlschlägen, welche im Gebiete der alpinen Montanwerke eine typische Erscheinung waren, hat man heute wohl allenthalben gebrochen.

Im großen Ganzen ist die Wirthschaft, infolge der riesigen Concurrenz der Mineralkohle, auf die Erziehung von Nutzholzbeständen gerichtet. Die urwüchsigen, herrlichen Waldschöpfungen der Natur machen dem eintönigeren Bilde des uniformen modernen

Waldes Platz. Manchem Freunde einer ursprünglichen Waldlandschaft blutet das Herz darob — doch was vermag der „sonderbare Schwärmer" gegenüber dem mächtig nivellirenden Zuge der Zeit! — Emsig regt es sich dagegen überall auf dem Gebiete der Forstcultur: ausgedehnte zahlreiche und musterhaft gepflegte Pflanzschulen beschaffen nicht nur den Bedarf der inländischen Forsteien, sie liefern auch, einen Theil der Culturkosten deckend, Millionen von Fichten-, Lärchen- und Kieferpflanzen überland bis in den Süden der Monarchie.

Der Holzhandel Oberösterreichs bewegt sich hauptsächlich in drei Richtungen: nach Wien, als dem großen inländischen Holzhandel-Emporium, so ziemlich aus allen Theilen des Landes; nach Norddeutschland aus dem nach Böhmen gravitirenden Nordosten mit Vermittlung dieses Nachbarlandes; nach Baiern und Süddeutschland aus dem inneren und westlichen Oberösterreich. Der oberösterreichische Holzexport ist von 0·6 Millionen im Jahre 1870 auf 2·25 Millionen Gulden im Jahre 1878 gestiegen, seitdem auf etwa eine Million gesunken. Der Köhlerei und dem Torfstiche, diesen früher lebhaft betriebenen Nebengewerben der Waldwirthschaft, ist es ähnlich ergangen, doch haben die Lieferungen zur Holzstoff-Fabrication eine festere Tendenz bewahrt und der immer noch lebhafte Holzverkehr nach Wien erhält die vielen Wassersägen und das wackere Volk der Flößer in reger Thätigkeit.

Man hat den, unseren Forsten im Jahresdurchschnitt erfolgenden Zuwachs pro Hektar mit rund dreieinhalb Festmeter berechnet, woraus sich eine Jahresnutzung von 1,452.000 Festmeter ergäbe, die indessen thatsächlich höher ist. Dieser Anschlag ergibt für 63 Procent Feuer- und 37 Procent Nutzholz einen Werth von etwa 5 Millionen Gulden, der sich durch das Volkseinkommen aus den Nebennutzungen, einschließlich der Jagd, aus den forstlichen Nebengewerben u. s. w. auf circa 7 Millionen erhöht und in dieser Ziffer 4 bis 5 Millionen Arbeitsverdienst enthält. Der Wald ist also trotz der Ungunst der Zeitverhältnisse noch immer eine ergiebige Quelle des Volkseinkommens. Tausend und aber tausend geschäftige Hände regen sich in seinem Dienst und die Arbeit, die er bietet, ist ein Segen für das Land, weil sie nicht entnervt und zerstört, sondern kräftigt und beglückt.

Mit dem Walde und der Forstwirthschaft in inniger Verbindung, man darf sie wohl die Schwester der beiden nennen, ist die Jagd. Oberösterreich ist in jagdlicher Beziehung von der Natur ganz besonders begünstigt. Während in dem Hochgebirge, welches das Land in seinem ganzen Süden umspannt, Edelhirsch, Gemse und Auerhahn die hohe Jagd zu einer durch den Zauber der gottbegnadeten Natur besonders reizvollen gestalten, bieten das reiche Flach- und Hügelland im Innern und die Berglandschaft an der baierisch-böhmischen Grenze, dort mit der steten Abwechslung von Saatfeldern und kleineren Holzungen, hier mit dem Reichthum an Forsten, im Herzen des Landes hinwieder mit den

Der Futterstadel in Offensee.

Auen und Inseln der Donau, der Niederjagd und ihrer Verschmelzung mit der hohen die herrlichsten Bedingungen dar.

Obenan in der Pflege der hohen Jagd steht das Leibgehege Seiner Majestät des Kaisers im Salzkammergut, wo der Monarch alljährlich, eine kurze sommerliche Muße genießend, an den Stätten, die ihm durch die Erinnerung an seine Vorfahren theuer geworden, in den Revieren von Attergau, Offensee, Ebensee und Traunstein, der Jagd auf Hoch- und Gemswild obliegt. Nächst den Revieren des Kaisers erfreuen sich auch die Hochwild- und Gemsjagden des Grafen Franz Emerich Lamberg (Steyr), der alpinen Montangesellschaft (Weyer), des Fürsten Georg von Schaumburg-Lippe (Steyrling), des Herzogs Philipp von Württemberg (Stoder), nicht minder die wald- und wildreichen Reviere der Grünau eines vorzüglichen Betriebes. Außer diesen sind zunächst jene Jagdgründe zu nennen, welche an die Grenzen der kaiserlichen Jagdbarkeit sich anschließen und bis nach Steiermark hinüber Theile dieser letzteren bilden.

Ärmer an Feldwild (Hasen und Hühnern) als Niederösterreich, hält unser Land jenem unter der Enns in seinem Rehstande doch ziemlich die Wage und übertrifft es bezüglich des Edel-, Gems- und Auerwildes. Im Durchschnitte der Jahre 1874 bis 1882 wurden, um nur die Hauptwildarten zu nennen, 728 Stück Hochwild, 4.026 Rehe, 474 Gemsen, 217 Auerhähne (in den fürstlich Starhemberg'schen Revieren des Mühlviertels allein durchschnittlich 50), 6.073 Fasane, 47.153 Hasen und 31.589 Feldhühner, nebst zahlreichem anderen Wilde, insgesammt im Werthe von 126.000 Gulden geschossen. Im Jahre 1884 betrug der Werth der Wildfällung sogar 190.000 Gulden, was eine Folge des vermehrten Edel- und Rehwildabschusses war. Das Volkseinkommen aus der Jagd hat man auf Grund der Daten des letztbezeichneten Jahres auf eine halbe Million Gulden berechnet. Diese Ziffern, dem wirthschaftlichen Bilde Oberösterreichs entgegengehalten, sind ein sprechender Beweis dafür, wie wohl eine reiche materielle Cultur und ein gepflegter Wildstand nebeneinander bestehen können, ja wie der letztere eine Folgeerscheinung der ersteren und somit gewissermaßen ein nothwendiger Theil des gesammten Naturhaushaltes eines solchen Landes ist.

Vielgestaltig wie seine Jagd sind auch die Waldbilder, denen wir in den verschiedenen Gauen des Landes zwischen den Auen des mächtigen Donaustromes und dem Gletschereise des Dachsteins begegnen. Da ist vor Allem das Bergland am linken Ufer der Donau mit 30 Procent Bewaldung. Die granitischen Ausläufer des Böhmerwaldes, ein breitrückiges, ruhig geformtes Gebirge, das im Plöckenstein bis 1.375 Meter ansteigt, gewähren zunächst den Fichtenbeständen, in wechselnder Mengung mit Buchen, Tannen und Kiefern, eine geschlossene Verbreitung. Wir begegnen hier den Bildern jenes ernsten weitzügigen Hochwaldes, den der heimatliche Dichter Adalbert Stifter in seinen

Das Jagdhaus in Bodinggraben.

„Studien" verewigt hat. Unten aber auf den frischen Auböden und dem Wellsande der Donau bekleidet das saftige Grün des Niederwaldes die Ufer und Inseln. Eine Besonderheit dieses Gebietes sind seine großen Schwemmeinrichtungen, unter denen die in den Jahren 1787 bis 1789 begründete Mühlschwemme des Fürsten Adolf Schwarzenberg den ersten Rang einnimmt. Auf dieser großartigen Wasserstraße, die mittelst eines 54 Kilometer langen, das Gebirge durchsetzenden Kanals aus dem Moldaugebiete in den Zwettlbach und die große Mühl führt, gelangen noch gegenwärtig alljährlich etwa 70.000 Kubikmeter Brennholz in die Donau. Die seit 1800 bestehende Aisttrift durchmißt eine Strecke von 84 Kilometer und befördert 50.000 bis 60.000 Kubikmeter Brennholz in den großen Rechen zu Au bei Mauthausen. Eine dritte große Trift ist jene der Domäne Greinburg auf der großen Naarn und ihren Seitenbächen (54 Kilometer), welche 20.000 bis 30.000 Kubikmeter im Kaindlauer Rechen sammelt und — wie die beiden anderen — zum größten Theile nach den großen Ländplätzen Wiens verflößt.

Das fruchtbare, obstreiche Wellen- und Hügelland zwischen Traun und Enns enthält nur 16 Procent Wald. Kleine, doch wohlgepflegte Gehölze und Remisen, deren Ränder nicht selten mit Fruchtbäumen besetzt sind, legen Zeugniß ab für die gute Waldwirthschaft der Landwirthe, in deren Gemarkungen man viele vorzüglich gelungene Nadelholzculturen trifft.

Reicher an Wald (25 Procent) und großen Forsten ist das Bergland zwischen Traun und Inn, das sich im Weilhart-Lach- und Kobernauser-Forste bis 800 Meter, im Hausruck auch darüber hinaus erhebt. Fichte, Kiefer, Buche und Birke treten als herrschende, Eichen und Eschen, Ahorne und Rüstern, sowie Lärchen in den Culturen als eingesprengte Holzarten auf. Allerlei Waldgewerbe und ein reger Holzverkehr beleben diesen waldreichen Gau, dem der Reichthum an floßbaren und triftbaren Gewässern, Donau, Salzach und Inn, Ager, Mattig und mehrere Seitenbäche, sehr zu Statten kommt. Das Innviertel hatte ehemals ausgedehnte Staatswaldungen, die in den Jahren 1862 bis 1869, größtentheils nach vollzogener Ablösung, im Flächenmaße von rund 28.000 Hektar verkauft wurden und von welchen nur mehr ungefähr die Hälfte in festen Händen und guter Pflege blieb, während die andere Hälfte dieses imposanten Waldbesitzes leider der Parcellirung oder „Abschlachtung" verfallen ist.

In den Voralpen, welche die charakteristischen Formen des Sandsteines zeigen, beherrscht der Wald schon in breiteren, geschlossenen Zügen (37 Procent) die Landschaft. Fichten und Buchen von üppigem, kräftigen Wachsthum, mit Lärchen und edlen Laubhölzern gemengt, sind hier das gewöhnliche Waldbild. Die Tanne weicht unter dem Einflusse der modernen Schlagführung auch hier immer weiter zurück. Während die Betriebsformen am Rande der Alpen schon mit der Eigenart der Hochgebirgswirthschaft

Chromozinkographie von C. Angerer & Göschl. Druck der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien.

Bauer und Bäuerin aus der Gegend von Kremsmünster.

Waldbestand aus dem Hügelland mit Culturen.

verschmelzen, finden sich dieselben in einigen Revieren des nordwärts auslaufenden Hügellandes bis zu den fortgeschrittensten Principien verfeinert.

Im Süden des Landes erhebt sich der waldreiche Alpengau, dessen größere Fläche sich zwischen Höhen von 600 und 2.968 Meter (Dachstein) ausbreitet und 54 Procent Waldland einschließt. Zahlreiche Seen und mächtige Flüsse mit wohlgepflegten Fischereien, ein weitverzweigtes Geäder von Bächen steigert hier den Antheil der Gewässer zum höchsten des Landes. Die alten Floßstraßen der Enns und Steyr, der Traun und Alm, schier jede mit einer eigenen charakteristischen Form des Scheiter-, Laden- oder Langholzfloßes, der Hallstatter-, Traun- und Attersee, sie sind die Hauptvermittler des Holztransportes, den die Trift auf den vielen Seitenbächen und kleineren Seen ihnen zuführt. Fichte und Buche, die Beherrscherinnen unserer Alpen, in Mengung mit Lärchen und Tannen, treten als Bestandbildner auf; Linden und Ulmen, Eschen und Bergahorne gesellen sich ihnen an den frischen Ost- und Nordseiten, die Alpenerle in den Brüchen, die Eibe unter der Hut der alten geschlossenen Holzungen einzelner Thäler zu. Auf den Halden und Steinfeldern der Felsregion klimmt noch

die Krummföhre hinan und die dunkelgrüne Zirbe, dieses Juwel des Alpenwaldes, besäumt nicht selten noch in reichen Horsten (Hierlatzgebiet ober Hallstatt) den äußersten Gürtel des Holzwuchses.

In den Alpen dominirt der große Waldbesitz; ihm gehören ihrem größeren Flächenbestande nach die ärarischen Salzkammergutsforste und die Herrschaft Steyr, dann vollständig die Religionsfondsgüter Spital und Klaus, die Herrschaft St. Wolfgang, einzelne erst in jüngster Zeit formirte Großgüter, endlich Theile des Kremsmünster'schen Besitzes am Almsee an. Die vielen Einforstungsrechte auf Holz, Streu und Weide, die großen Schwierigkeiten der Holzbringung, sowie die Opfer und Rücksichten, welche hier dem Waldeigenthümer gegenüber der allgemeinen Wohlfahrt auferlegt sind, gestalten die Wirthschaft zu einem beständigen Kampf mit der Ungunst dieser Verhältnisse. Zu den vielen anderen Waldservituten gesellten sich in den großen Waldgebieten der Steyr und Enns auch noch die sogenannten „Holzverläße", Verträge, durch die man den benachbarten steirischen und den heimischen Eisengewerken ehemals und selbst noch bis in die Fünfziger-Jahre herein die Holznutzung eines Waldes auf unbestimmte Zeit, „auf Gefallen und Widerruf", oder auf einmalige Abstockung nach einem gewissen Turnus zu überlassen pflegte und welche manchen großen Waldbesitz gewaltig zusammenschmelzen ließen.

Den größten Forstbesitz des Landes schließt das Salzkammergut ein, ein montanistisch-administrativer Gebietsbegriff, dessen Grenzen sich allmälig durch das Holzbeschaffungsgebiet der Salinen Aussee, Hallstatt, Ischl und Ebensee herausgebildet haben. Der Grundbesitz des Staates umfaßt hier 145.560 Hektar Gesammt- und 85.650 Hektar Waldfläche, von welch letzterer 56.315 Hektar in Oberösterreich, 22.551 Hektar in Steiermark und 6.784 Hektar im Salzburgischen gelegen sind. Wie überall, wo ein großer Bergbau- und Hüttenbetrieb von der nachhaltigen Deckung des Holzbedarfes ganz und gar abhängig war, hat sich auch im Salzkammergut eine geordnete Holznutzung, noch mehr aber eine ingeniöse Einrichtung des Holztransportes schon sehr früh entwickelt. Die ältesten Forstordnungen und die ersten mit den Zwecken der heutigen Betriebseinrichtung entworfenen Holzertragsanschläge stammen aus dem XVI., eine vorzügliche Detailvermessung der Forste aus dem XVIII. Jahrhundert. Die hierauf vom Forstrathe Max von Wunderbaldinger in den Jahren 1837 bis 1856 durchgeführte Forsteinrichtung hat die Grundlagen einer späteren allgemeinen Vorschrift für die Einrichtung der österreichischen Reichsforste geschaffen, und noch heute darf dieses Werk, obschon durch neuere Betriebsregelungen überholt, in seinem kartographischen Theile als mustergiltig bezeichnet werden.

Die Triftbauten des Salzkammergutes, seine Klausen und Rechen, seine Aufzüge, Wasserriesen und Ländanstalten sind Muster der forstlich-alpinen Wasserbaukunst, die

Die Chorinsky-Klause.

man in der einschlägigen Literatur allenthalben verwerthet hat. Der mächtige Quaderdamm der Klause mitten in der majestätischen Öde des Waldgebirges, der kühne Aufbau der Holzriese, die sich schlangenartig durch Hang und Kluft und Graben windet, die einsame „Sölde" des Holzhauers am Schlagrande, dem sich die frischen Dickungen anschließen — sie alle sind ein stimmungsvolles Beiwerk unserer Alpenlandschaft. Wie viele Tausende sind nicht schon zur Chorinsky-Klause nächst Goisern gepilgert, deren Fremdenbuch einen wahren Schatz erlauchter und berühmter Namen birgt!

Unter den Erbauern seiner Triftbauwerke zählt das Salzkammergut Männer, die weit über die enge Heimat des Traunthales hinaus Geltung erlangt haben. Waldmeister Thomas Seeauer, genannt „der Alte" (gestorben 1609 im Alter von 110 Jahren), der Erbauer der Hallstatter Seeklause, war zum Bahnbrecher auf dem Gebiete der Flußschiffahrtseinrichtungen geworden; ihm verdankt man den berühmten Traunfallkanal und die Regulirung der Moldau von Budweis bis Prag. Von den Landesfürsten geadelt, lebt sein Name noch heute in der gräflichen Familie von Seeau fort. Auch auf dem Gebiete der Wildbachverbauung hat das Salzkammergut im Gosauthale verdienstliche Leistungen aus einer Zeit aufzuweisen, als die Schriften des Tiroler Hydrotechnikers Freiherrn von Aretin (1808) in dieser Rücksicht erst Bahn brachen.

Lange blieb das Salzkammergut in der Eigenart seiner Forstwirthschaft und seines auf die Salinen basirten Holznutzungs- und Transportbetriebes eine in sich abgeschlossene Welt, erst die neuere Zeit, die auch das Traunthal mit einem Schienenstrange versah, hat diese Schranken hinweggeräumt. Die Salinen gingen nun zur Kohlenfeuerung über, und dies hat wesentlich andere Bedingungen für den großen Forsthaushalt geschaffen; man ist heute auf die bestmögliche Nutzholzausbeute angewiesen, was mit sich bringt, daß man die historische Holzbringung zu Wasser allmälig einschränkt und dem Baue von Waldwegen erhöhte Aufmerksamkeit zuwendet.

Die Wirthschaft bewegt sich im Rahmen umfassend angelegter Betriebspläne. Die bedeutende Elevation und eigenthümliche Ausformung des Kalkgebirges, mitunter auch die Rücksichten für die Einforstungen, ja selbst für die Schönheit der Landschaft, zeichnen für nahezu die Hälfte der Forste den Plenterbetrieb als unabweisliche Forderung einer conservativen Wirthschaft vor. Der Werth der Leistungen an die Eingeforsteten beträgt zwei Gulden für ein Hektar Waldboden, eine Belastung, deren Höhe nur in den Salzburger und Tiroler Staatsforsten übertroffen wird. Diese Verhältnisse im Vereine mit der ausgedehnten Anwendung des Plenterbetriebes, welcher im obersten Gürtel der Waldregion mit einem Verzicht auf allen Nutzungsertrag gleichbedeutend ist, beeinträchtigen selbstverständlich den finanziellen Erfolg der Wirthschaft. Waldbaulich aber und in den Einrichtungen ihres immer noch großen Regiebetriebes genießen die Salzkammergutsforste

seit jeher den Ruf, zu den bestgehaltenen Hochgebirgsforsten Österreichs zu zählen. Der ganze obere Traungau erhält durch den Salinenbetrieb und das Waldgewerbe sein charakteristisches Gepräge. Der derbe Flößer des Salzkammergutes, der sein gelenkes Floß mit ruhigem Blicke durch die Stromschnellen der Traun leitet, der beherzte Holzhauer, welcher mit dem schwerbeladenen Handschlitten thalab über die blanke Schneebahn saust, der wettergebräunte schneidige Jäger, welcher mit dem Wilderer um sein Leben ringt,

Der künstliche See bei der Chorinsky-Klause.

wie der Treiber, der im Gemsgebirge das scheinbar unzugängliche Gewände durchklimmt — sie alle sind Gestalten, die aus dem Gau unserer „Hinterwäldler" herauswachsen als Zeugen eines tüchtigen, ursprünglichen Volksthums.

Überall prägt der Wald dem Leben und Treiben des Volkes seine frischen Zeichen auf. Der Köhler aus dem Thal der Steyr, der zähe Waldbauer aus dem Mühl- und Innviertel, der wetterharte Triftarbeiter von der böhmischen Grenze, wie der johlende Treiber von der Welserheide — es sind vielleicht weniger markige, immer aber charakteristische Volkstypen, wie sie in dieser Schärfe und Eigenart nur noch die Küsten des Meeres hervorbringen.

Salinenwesen und Bergbau.

Die Salinen des Salzkammergutes. — Das „Salzkammergut" erstreckt sich in seiner engsten ursprünglichen Begrenzung eigentlich nur auf das Thal der Traun, vom Eintritt des Flüßchens aus Steiermark nach Oberösterreich bis zu seinem Einflusse in den Traun- oder Gmundenersee; im weiteren Sinne versteht man jedoch darunter den eigentlichen Boden der Erzeugung und Bearbeitung des Salzes mit den Salzbergen und Sudhütten von Ischl, Hallstatt, Ebensee in Oberösterreich, Hallein im Salzburgischen und Aussee in Steiermark.

In diesem letzteren Sinne sei es uns gestattet, den geographischen Umfang beizubehalten, um einen der wichtigsten Erwerbszweige des genannten Gebietes im Zusammenhange schildern zu können. Schon der Name weist auf die große Bedeutung hin, welche das Salz für dieses von der Natur mit Reizen so reich ausgestattete Stück Erde besitzt. Wie die vielen in den Hochthälern vorhandenen reichen Fundstätten aus der weit hinter uns liegenden Stein- und Bronzezeit, die zahlreich geöffneten Keltengräber mit ihren Waffen und Geschmeiden aus Bronze und Gold, endlich die Spuren der Römerherrschaft in den Niederungen bezeugen, gab dieser Naturschatz schon in längstvergangenen Zeiten Anlaß zu culturell bedeutenden Ansiedlungen. Die Bedeutung aber, welche das Salz als ein für den menschlichen Haushalt, die Landwirthschaft und Industrie unentbehrlicher Artikel, sowie als reiche Finanz-Einnahmequelle dem Salzkammergut in der Gegenwart verleiht, reicht weit über dessen Grenzen hinaus, wobei nicht übersehen werden darf, daß die Salzgewinnung für das Land selbst eine der ergiebigsten Quellen des Einkommens ist, da bei derselben einerseits ein namhafter Theil der Einwohnerschaft seinen Lebensunterhalt findet und anderseits die Heilkraft der Salzsoole mit einen Anziehungspunkt für erholungsbedürftige Fremde bildet.

Das Salz findet sich an dem nördlichen Abhange der norischen und rhätischen Alpen sowie auch in den Bergen des Salzkammergutes nicht als reines Steinsalz, sondern als ein breccienartiges Gemenge von Salz, Thon, Gips, Anhydrit mit einem wechselnden Salzgehalte von 30 bis 80 Procent, als sogenanntes „Haselgebirge", in mächtigen Stöcken vor, welche, von Thon umhüllt und gegen das Eindringen von Wässern geschützt, in das Kalkgebirge der sogenannten Triasformation eingelagert sind. Diese meist hoch über die Thalsohle sich erhebenden Salzgebilde, deren ursprüngliche Wechsellagerung durch den Volum-verändernden Anhydrit und den anquellenden Thon gestört und deren unzweifelhaftes Liegendes noch bei keinem der meist sehr ausgedehnten Salzbergbaue erschlossen wurde, erscheinen entweder in mächtiger Entwickelung an der Oberfläche mit üppiger

Vegetation bedeckt, oder sie sandten, wenn auch vom Gebirge mehr oder weniger überlagert, zahlreiche Salzquellen in die Niederung der Thalsohle, so daß ihre Auffindung wohl keiner großen Schwierigkeit unterlag. Es kann daher auch nicht Wunder nehmen, wenn dieselben bereits in grauer Vorzeit und zwar zumeist in den gegenwärtig noch bestehenden berühmten Salzbergen unserer Alpen Gegenstand gewinnreicher Ausnützung wurden.

Die mitten im regenerirten Salzgebirge gemachten Funde von Bronzegegenständen, Wollkleidern, Thierhäuten, Bast von Ulmen, Holzkohle ꝛc., sowie die im Jahre 1733 zu Hallstatt, 1616 und 1753 am Dürrnberge in Hallein im Salzgebirge bis zu 200 Meter Tiefe aufgefundenen unverwesten Leichname lassen bei dem Umstande, als an solchen Fundstellen, im sogenannten Heidengebirge, ausgelaugter Thon (Laist), wie ihn der gegenwärtig übliche Verwässerungsbetrieb zurückläßt, nicht vorgefunden wurde, die Vermuthung aufkommen, daß in ältester Zeit und speciell von den Völkern der Bronzezeit eine trockene Bearbeitung des Salzgebirges stattgefunden hat, wobei der wahrscheinlich von Schächten aus trocken erhaute Salzthon erst über Tage gereinigt, oder aber ausgelaugt und die dadurch gewonnene Soole abgedampft wurde. Durch nicht zu vermeidende Wassereinbrüche in die Tagbaue, welche damals bestanden, dürfte sich jedoch daselbst mitunter eine reichere Schöpfsoole gebildet haben, welche in kleinen Kesseln zur Versiedung gelangte — ein Verfahren, welches schon in jener Zeit gewissermaßen den Übergang zur heutigen Betriebsweise der Sudsalzerzeugung annehmen läßt.

Die mit dem Jahre 375 beginnende Völkerwanderung, welche halb Europa verwüstete und die römische Cultur im Alpengebiete vernichtete, dürfte auch diesen Betrieb auf Jahrhunderte unterbrochen haben, und erst nach erfolgter Germanisirung Noricums in der Zeit Karl des Großen finden sich wieder Nachrichten über bestehende Salzsiedereien und eine Reihe von Urkunden, die älteste wohl jene des Herzogs Tassilo vom Jahre 777, bezeugen die Verleihung von Salzsiedestätten an Klöster und Abteien durch den Landesfürsten. Das Salz, ursprünglich Kirchen- und Priestergut, ging später in ein Regale der Landesfürsten über, welche ihren Besitz durch eigens aufgestellte Beamte, „Salzmaier", verwalten ließen, und mit dieser Zeit beginnt der eigentliche technische Fortschritt im Salinenwesen.

Mit der Wiederauffindung der alten Salzstätten im XIII. Jahrhundert wurde das gegenwärtige Verfahren der Salzerzeugung durch Versiedung der am Salzberge gewonnenen sudwürdigen Salzsoole in Sudpfannen regelmäßig eingeführt, und glaubt man die Wiederaufnahme und Einführung eines fortschrittlichen Betriebes der alten Salzberge dem Einflusse des bergbaukundigen am Hofe Mainhardts II. von Tirol lebenden Ritters Nikolaus von Rohrbach, welcher auch den Salzberg in Hall im Innthale 1275 entdeckte, zuschreiben zu müssen.

Von diesem Zeitpunkte an ist ein beständiger Aufschwung des Salinenbetriebes zu verzeichnen und wurde, nachdem sich aus dem Regale das Salzmonopol entwickelte, unter einer strebsamen und intelligenten Staatsverwaltung das österreichische alpine Salinenwesen durch hervorragende Fachmänner, wie von Schiller, von Panzenberger, von Plentzner, von Schwind und Anderen mehr, in relativ kurzer Zeit auf eine Höhe gebracht, daß es den gleichen Betriebszweigen anderer Staaten gleichwerthig zur Seite gestellt werden kann.

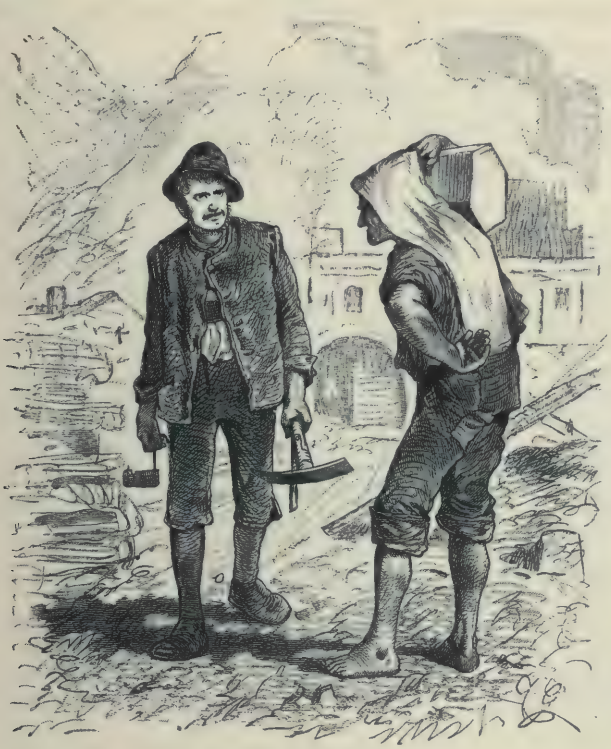
Was die Gewinnung des Salzes aus dem salzführenden Thon der Alpen anbelangt, so zerfällt dieselbe, abgesehen von der Gewinnung einer geringfügigen Menge von Stein- oder Kernsalz, in zwei getrennte Betriebszweige, nämlich in die Erzeugung sudwürdiger Salzsoole in den Salzbergbauen und in die Versiedung derselben in den sogenannten Pfannhäusern oder Sudhütten. Zum Zwecke der Soolenerzeugung leitet der Salzbergmann Wasser, in Röhrenleitungen geführt, in die im Salzgebirge künstlich hergestellten abgedämmten Hohlräume, die sogenannten „Werke" oder „Wehren", welche etagenweise neben- und in angemessenen Verticalabständen übereinander, je nach Bedarf, angelegt werden. Um ein solches bis zu seiner horizontalen Decke, dem sogenannten „Himmel", mit Wasser gefülltes Werk auch während des nach aufwärts vorschreitenden Auslaugungsprocesses stets voll zu erhalten, muß wegen der dabei eintretenden Verdichtung der sich bildenden Salzsoole fortwährend eine geringe Wassermenge, die mit dem Namen „Ätzwasser" bezeichnet wird, nachgeführt werden, bis sich allmälig das reine Wasser mit Salz gesättigt und in Soole umgewandelt hat.

Bei einem Salzgehalte von 32 Kilogramm im Hektoliter wird die Soole als sudwürdig abgelassen, und das Werk kann neuerdings mit Wasser gefüllt und zur Soolenerzeugung benützt werden. Der ausgelaugte unlösliche Thon, Gips ꝛc., „Laist" genannt, sammelt sich bei fortgesetztem Betriebe eines solchen Werkes am Boden desselben an. Die einmalige Füllung eines Werkes mit Wasser und die Auslaugung bis zur Sudwürdigkeit des letzteren nennt man „eine Wässerung".

Dadurch, daß das Wasser nicht nur nach aufwärts, sondern auch am Umfange der Werke nach auswärts seine lösende Einwirkung ausübt und daselbst namentlich den reicheren, leichter löslichen Partien des Salzgebirges nachgeht, nehmen die ursprünglich meist rund angelegten Werke, indem sie im Laufe der auf einander folgenden Wässerungen nach aufwärts rücken, allmälig bedeutende Dimensionen und unregelmäßige Formen an und bilden so jene großen unterirdischen Hohlräume, deren horizontale Decke oft in ausgedehnter Fläche von vielen tausend Quadratmetern frei ansteht und deren von den unlöslichen Bestandtheilen des Haselgebirges überdeckter Boden oft mit unzähligen flimmernden Kryställchen von Gips übersäet ist. — Sind solche Wehrräume theilweise

mit Soole gefüllt, so gleichen sie unterirdischen Salzseen, welche vermöge ihrer oft sehr bedeutenden Ausdehnung, namentlich wenn ihr Umfang durch brennende Lichter ersichtlich gemacht ist, einen überraschenden und geradezu feenhaften Anblick gewähren.

Um möglichst wenig von dem Naturschatze im Berge zurücklassen zu müssen, werden diese Werke nach einem bestimmten Systeme angelegt und muß in gewissen Höhenabständen (Etagen, Horizonten, Bergen) durch Anlage von stollenartig betriebenen Hauptstrecken (Schachtrichten) und davon abzweigenden Nebenstrecken (Kehren), sowie nach Erforderniß durch verticale oder geneigte schachtartig betriebene Schutte (Schürfe) das Salzgebirge in allen jenen Theilen, welche zunächst zur Ausbeutung gelangen sollen, vor Allem zugängig gemacht werden, um den unterirdischen Grubenräumen stets frische Luft zuführen, sowie auch die Rohrleitungen für die Zuleitung des Wassers und Ableitung der Soole anlegen zu können.



Salzarbeiter und Salzträger.

Die Anlage und Ausnützung der Werke erfolgt allmälig von oben nach unten, und es stehen, um mit der Soolelieferung nicht in Verlegenheit zu gerathen, bei jedem Salzbergbau immer eine größere Anzahl von betriebsfähigen Wehren, z. B. in Aussee an 60, in Hallstatt an 50, in Ischl und Hallein je an 20 mit zusammen an 38 Hektar freier benützbarer Gesammtfläche zur Verfügung. Die Betriebsdauer eines solchen Werkes ist von der Beschaffenheit des Gebirges und anderen Zufälligkeiten abhängig und kann z. B. in Hallstatt bei vorhandener Etagenhöhe von 30 Metern und einer erreichbaren mittleren Verätzungshöhe von 20 Metern im Durchschnitt mit 30 Jahren veranschlagt werden. Der mittlere Fassungsraum eines Werkes daselbst beträgt an 31.000 Hektoliter.

Bei der großen Anzahl von betriebsfähigen und aufgelassenen Werken ist es behufs besserer Orientirung beim Salzbergbaue Gepflogenheit, dieselben sowie die einzelnen

Horizonte und andere wichtige Grubenbaue meist mit den Namen erlauchter Persönlichkeiten, oder nach anderen hervorragenden, mit dem Salinenwesen in Beziehung stehenden Männern zu bezeichnen, welche Bezeichnungen sich daher auch bei unseren alpinen Salzbergen sehr häufig wiederholen.

Die Jahresproduction der einzelnen Salzberge an sudwürdigen Salzsoolen beträgt gegenwärtig in runden Zahlen: in Aussee 620.000, in Hallstatt 1,900.000, in Ischl 600.000, in Hallein 700.000, zusammen demnach 3,820.000 Hektoliter, wobei in gleicher Reihenfolge 85, 220, 105 und 198 Arbeiter beschäftigt sind.

Von den abseits der Verkehrslinien, meist hoch im Gebirge liegenden Salzbergbauen wird die Soole, nachdem ihr Volumen mittelst sogenannter Cimentkasten gemessen, in hölzerner oder eiserner Rohrleitung zu den Sudhütten geleitet, welche an für den Verkehr günstiger gelegenen Punkten, meist in größeren Salinenorten, oder doch in deren Nähe gelegen sind. Über den Rohrsträngen, welche gewöhnlich zu zweien oder vieren nebeneinander liegen, führt meist ein Weg, der Soolensträhn oder auch „Strähn" kurzweg genannt, welcher vermöge seines ausgeglichenen Gefälles und seiner streckenweise sehr hübschen schattigen Lage einen gerne gesuchten Spazierweg bildet. Solche Sooleleitungen führen vom Salzberg bei Altaussee zu den Sudwerken in der Kainisch in einer Länge von $1^1/_4$ Meilen, vom Hallstatter Salzberge zu der Sudhütte in der Lahn einerseits und in einer mehr als $2^3/_4$ Meilen langen Leitung zur Saline Ischl anderseits, wohin auch eine Sooleleitung vom Ischler Salzberge in Perneck führt. Von Ischl aus wird ferner auch die $2^1/_2$ Meilen entfernte Sudhütte in Ebensee und die dort befindliche Sodafabrik mit Soole versehen. Die Sooleleitung der Saline Hallein ist verhältnißmäßig kurz und beträgt nur an 1·4 Kilometer.

Ein sowohl in landschaftlicher als auch in baulicher Beziehung ganz besonders interessanter Punkt der Sooleleitungen ist der Gosauzwang, wo die Sooleleitung auf einer 38 Meter hohen und 130 Meter langen, auf sieben schlanken gemauerten Pfeilern ruhenden Überbrückung, in der Nähe der Gosaumühle am Hallstatter See, das Gosauthal übersetzt. Die von den Salzbergen abgeführte Soole wird in den Sudhütten bei ihrer Übernahme der Controle wegen nochmals gemessen. Die Gewinnung des Kochsalzes aus der Soole erfolgt in den Sudhütten in der Weise, daß in großen flachen Pfannen von rechteckiger Form, welche aus starkem Eisen- oder Stahlblech zusammengenietet sind, durch das den Pfannenboden bestreichende Feuer die Soole abgedampft wird, so daß das Wasser in Dampfwolken durch den hölzernen Dunstkamin entweicht, während das seines Lösungsmittels beraubte Salz sich in Form von kleinen Krystallen abscheidet und mittelst Krücken zeitweise aus der Pfanne gezogen, „ausgebärt" wird. Durch Nachfüllen von Soole wird die Pfanne immer nahezu gleich voll erhalten und es wird auch mit der

Feuerung und der nach je drei Stunden sich wiederholenden Entfernung des Salzes aus der Pfanne so lange fortgefahren, bis nach etwa zwei- bis dreiwöchentlichem Betriebe sich die Nothwendigkeit ergibt, die Pfanne von dem angelegten salzhaltigen Gips, dem sogenannten Pfannstein, zu reinigen und die etwa sonst noch nöthigen Reparaturen vorzunehmen. Das aus den Pfannen ausgezogene Salz bleibt entweder in losem Zustande als Blanksalz und wird, nachdem die anhaftende Mutterlauge abgetrauft ist, auf blechernen Dörrböden durch die Überhitze der Pfanne gedörrt und sodann in Säcken

Gosauzwang mit der Salzleitung.

verladen, oder es wird das Salz in hölzernen Kufen eingestampft und zu Stöckeln, „Füderln" geformt oder auch in Metallformen zu Ziegeln, „Briquettes" gepreßt und dann in Dörrkammern, durch welche die von den Sudpfannen abziehenden Verbrennungsproducte streichen, scharf abgedörrt. Unterhalb der Pfannen, die auf zahlreichen thönernen oder gußeisernen Ständern, „Stehern", aufruhen, befinden sich die je nach der Beschaffenheit des Brennmaterials entsprechend eingerichteten Feuerungsanlagen, welche entweder durch einen ziehenden Schornstein oder einen blasenden Unterwind-Ventilator die nothwendige Luftzuführung erhalten. Als Brennstoff, wozu in früherer Zeit ausschließlich Holz verwendet wurde, dient gegenwärtig, wo durch die Vervollkommnung der Communicationsmittel einerseits die Zufuhr der Kohle wesentlich erleichtert, anderseits eine vortheilhafte Verwerthung des Holzes zu Bau- und Schnittholz im Laufe der Zeit ermöglicht wurde,

bis auf geringere Mengen meist minderwerthigen Holzes und geringere Mengen von Torf ausschließlich Kohle, und zwar Wolfsegg-Traunthaler Lignitkohle.

Außer dem Speisesalz, das, wie erwähnt, als Blank-, Briquette-, gegenwärtig wohl überwiegend noch als Stöckelsalz in den Handel gelangt, werden, unter die Interessen des Monopols wahrenden Vorsichten, auch zu billigeren Preisen Salz für verschiedene Industriezweige, Soole an die neuerrichtete Ammoniaksodafabrik in Ebensee und für Badezwecke, sowie verschiedene Sudbetriebsabfälle zu Düngungszwecken abgegeben.

Der Salzhandel der oberösterreichischen Salinen erfolgte ehedem fast ausschließlich auf dem Wasserwege über Gmunden, wo sich ein Hauptverschleißamt befand, weßhalb auch zur Ermöglichung der Schiffahrt nach beiden Richtungen auf der reißenden und zeitweise sehr wenig Wasser führenden Traun nicht nur am Hallstatter See bei Steg eine eigene Stauvorrichtung, die sogenannte Stegklause, vorhanden sein mußte, um das zur Thalfahrt der Schiffe erforderliche Wasser ansammeln zu können, sondern auch zahlreiche andere Bauten an und in der Traun nothwendig waren, um das Wasser an jenem Ufer zusammenzuhalten, an welchem der Verkehr der Schiffe stattfand. Da der Salztransport gegenwärtig mittelst Eisenbahn erfolgt und auf der Kammergutstraun nur mehr stromabwärts Floße und einzelne Schiffe verkehren, sind diese Bauten größtentheils entbehrlich geworden. Nur von Ebensee aus geht noch ein kleiner Theil des Salzes auf dem Traunsee nach Gmunden und von da nach verschiedenen Handelsplätzen an der Donau. Die Salinen Hallein und Aussee versenden ihr Salz ausschließlich als Bahnfracht.

Die durchschnittliche Jahresproduction an Sudsalz beträgt bei der Saline Aussee mit 320 Arbeitern und 5 Pfannen 170.000, bei der Saline Hallstatt mit 80 Arbeitern und 1 Pfanne 80.000, bei der Saline Ischl mit 220 Arbeitern und 3 Pfannen 150.000, bei der Saline Ebensee mit 500 Arbeitern und 7 Pfannen nebst einem sogenannten Piccard'schen Salzerzeugungsapparate an 400.000 und bei der Saline Hallein mit 180 Arbeitern und 4 Pfannen 220.000 Metercentner, so daß im Salzkammergute einschließlich Hallein über eine Million Metercentner Salz erzeugt werden, wobei mehr als 1.800 Arbeiter Beschäftigung finden, welche, im dauernden Dienstverbande stehend, Dank der ihnen vom Salinenärar zugewendeten weitgehenden humanitären Unterstützung, ein wenn auch bescheidenes, so doch gesichertes und zufriedenes Leben führen. Die Gesammtproduction der genannten Salinen an Sud-, Stein- und Industriesalz stellt, zu Monopolspreisen gerechnet, einen Werth von ungefähr zehn Millionen Gulden dar.

Wenn Zahlen sprechen und die angeführten Productions- und Werthziffern die große Bedeutung der Salzindustrie des Salzkammergutes für das Land sowie für den Gesammtstaat genügend beleuchten, so bezeugen anderseits die in den letzten Jahrzehnten sehr bedeutend herabgesunkenen Gestehungskostenziffern einen erfreulichen Aufschwung und

Das Sudhaus in Hallstatt.

Fortschritt im technischen Salinenbetriebe während dieser Zeit, ein Fortschritt, welcher durch Einführung zweckentsprechender Feuerungen, Verwendung von minderwerthigem mineralischen Brennstoff, vollkommenere Ausnützung der Überhitze, Einführung des freien Gedinges beim Sudbetriebe und dadurch ermöglichte Verminderung des Arbeiterpersonals erzielt wurde. — Von den neuesten Einführungen und Versuchen beim Sudhüttenbetriebe wäre hier besonders noch hervorzuheben der bereits erwähnte Piccard'sche Salzsiedeproceß in Ebensee, bei welchem die frei werdende Wärme des durch Maschinenkraft comprimirten Wasserdampfes bei Abdampfung der Soole zur Ausnützung gelangt, welches Verfahren übrigens bereits vor mehr als dreißig Jahren von dem um das österreichische Montanwesen hochverdienten Hofrath von Rittinger angeregt und versucht wurde.

Stein- und Braunkohlen Oberösterreichs. — An eigentlicher Steinkohle ist Oberösterreich arm zu nennen. Es finden sich zwar in den Trias- und Liasschichten Kohlenflötze, diese sind aber meist sehr unrein und von geringer abbauwürdiger Mächtigkeit, so daß die Gewinnung der Kohle sich nicht als lohnend herausstellt. Umso großartiger ist das in geologischer Hinsicht interessante und in volkswirthschaftlicher Beziehung gerade für die Salinen des Kammergutes hochwichtige mächtige und ausgedehnte Vorkommen von junger tertiärer Braunkohle im Gebiete des Hausruck- und Kobernauser-Waldes. Die beiden hier auftretenden Flötze von 1·5 und 4 Meter mittlerer Mächtigkeit durchsetzen in einer Höhe von ungefähr 210 Meter über der Traunthalsohle nahezu horizontal gelagert den Rücken des Hausruckwaldes und ist die Kohlenführung daselbst von östlicher nach westlicher Richtung auf eine streichende Länge von nahezu zehn Meilen und auf eine Breite von etwa 660 Meter bekannt.

Die Kohlenflötze, welche auf einem marinen Gebilde, dem sogenannten „Schlier" abgelagert sind, der seines Gehaltes an Alkalien wegen in Oberösterreich als Düngemittel allgemeine Verwendung findet, sind entschieden localer Bildung und dürften das Product eines über den ganzen Hausruck- und Kobernauser-Wald ausgedehnten sehr mächtigen Torfmoores sein, in welchem vielfach und mitunter riesige Baumstämme eingebettet waren. Ein großer Theil dieses Gebildes wurde später durch gewaltige Wasserströmungen fortgeschwemmt, der zurückgebliebene Theil aber von einer mächtigen Schotterschichte überlagert, die stellenweise an 40 Meter Mächtigkeit erreicht und nahezu ausschließlich aus stark zugerundeten, weither transportirten Quarzgeschieben besteht.

Die Kohle selbst, ein Lignit mit deutlicher Holztextur, stellenweise Lagen von braunem Thon, von Holzkohle und Pflanzenasche führend, ist von ganz vorzüglicher Beschaffenheit; sie besitzt geringen Aschengehalt, ist schwefelfrei und brennt mit lebhafter weitgestreckter Flamme, weßhalb sie sich als Brennmaterial für den Sudhüttenbetrieb ganz besonders eignet.

Die Entdeckung dieses Braunkohlenlagers, zum mindesten jene des Unterflötzes, und die erste Verwendung der Kohle als Baumaterial, zu Fundamentirung von Gebäuden und Mauerung von Brunnen reicht in das vorige Jahrhundert zurück. Durch längere Zeit im Besitze des Montanärars, ging der Bergbau 1810 in die Hände von Privaten über, entwickelte sich jedoch nur langsam, und erst im Jahre 1859, mit Eröffnung der Bahnstrecke Wien-Salzburg, wurde von Seite der Wolfsegg-Traunthaler Kohlenwerks- und Eisenbahngesellschaft ein rationeller, schwunghafter und sich immer mehr ausdehnender Bergbaubetrieb eingeleitet. Diese Unternehmung baut ausschließlich im mächtigeren Oberflötze und sind die stollenmäßigen Hauptangriffspunkte auf die beiden Reviere Wolfsegg und Thomasroith vertheilt.

Bei einem Stande von 1.400 Arbeitern, für deren leibliches und geistiges Wohl durch freundliche Wohnungen, Schulen, Consumvereine, Versorgungskassen ꝛc. von Seite der Unternehmung in liberalster Weise gesorgt ist, beziffert sich die Jahresproduction auf über drei Millionen Metercentner, welches enorme Kohlenquantum zumeist an Bahnen und Salinen abgegeben wird. Die Grubenbaue Thomasroith, Barbara, Hausruckedt und Holzleiten liegen unmittelbar an einem Flügel der Salzkammergutbahn, während von den Bergbauen Kohlgrube, Wiesfleck und Roßwald in Wolfsegg eine schmalspurige 11 Kilometer lange Bahn zur Station Breitenschützing der Kaiserin Elisabeth-Westbahn führt.

Besitzt Oberösterreich auch keine nennenswerthen Fundorte von Eisen- und Edelerzen, so entschädigt doch wohl im vollen Maße für diesen Entgang der reiche Schatz von Salz und Kohle, der in seinen Bergen ruht.

Industrie, Gewerbe, Handel und Verkehr.

Oberösterreich ist zwar, wie gezeigt wurde, vorwiegend ein ackerbautreibendes Land; nur ein Sechstel seiner Bevölkerung ist bei der Industrie, dem Kleingewerbe und dem Handel beschäftigt. Trotzdem sind die Leistungen des Gewerbefleißes in manchen Richtungen sogar hervorragend. Nach der letzten zu Beginn des Jahres 1885 vorgenommenen Zählung standen nahezu 39.000 gewerbliche Unternehmungen in Betrieb, wovon auf Industrie und Kleingewerbe fast 23.000, auf Handel und Verkehr 15.000 und auf die sonstigen erwerbsteuerpflichtigen Unternehmungen rund 800 Gewerbe entfielen. Dabei ist jedoch wohl zu bemerken, daß die Zahl der Gewerbetreibenden selbst geringer veranschlagt werden muß, da namentlich auf dem Lande sehr häufig mehrere Gewerbe in der Hand eines und desselben Unternehmers sich befinden; auch darf nicht übersehen werden, daß wir in dieser scheinbar großen Zahl einerseits jenen vielen Gewerbetreibenden begegnen, die überall und namentlich in den schwerer zugänglichen Dörfern und Märkten lediglich für den örtlichen

Bedarf der Bevölkerung an Nahrungsmitteln, Bekleidung und Hausgeräth sorgen, also keine über diesen engen Kreis hinausreichende Bedeutung haben: wie Müller, Brauer, Bäcker, Fleischer, Schneider, Schuhmacher, Böttcher, Tischler, Schlosser u. s. w., wogegen sich anderseits unter ihnen freilich die Angehörigen jener Hausindustrien, Kleingewerbe und großen Fabriksetablissements finden, die zur volkswirthschaftlichen Charakteristik der Bevölkerung hier näher geschildert werden sollen.

Zusammenhängend mit den historischen Verhältnissen der Ansiedelung und Cultivirung und abhängig von den natürlichen Vorbedingungen, welche im Boden und dessen Producten, in der Höhenlage, dem Klima, den Wasserläufen und der Wegsamkeit liegen, bietet Oberösterreich das Bild einer großen Abwechslung und Mannigfaltigkeit seiner Gewerbe. Wie sich der Boden bald zu den mächtigsten Gebirgszügen erhebt und uns durch seine Alpenreize fesselt, bald als sanftes Hügelland oder als weite Ebene zu beschaulicher Betrachtung einladet, so hat sich die gewerbliche Thätigkeit auch ganz gegensätzlich entwickelt. Wir finden das alte, genügsame Kleingewerbe und die bescheidenen Hausindustrien von durchaus charakteristischer Anlage theils noch lebensfähig, theils in Abnahme begriffen, oder im Übergange zur Industrie noch an zahlreichen Orten; als die wichtigsten unter ihnen sind insbesondere drei Gruppen erwähnenswerth: erstens jene der Eisen- und Stahlgewerbe in den Bezirken von Steyr und Kirchdorf von hoher actueller Bedeutung, ferner jene der Holzwaaren-Erzeugung in der Viechtau bei Gmunden von großem ethnographischen Interesse und endlich die Gruppe der Leinenweberei im Mühlviertel, mehr wegen des Rückblickes auf die Vergangenheit zu nennen, als wegen der heutigen Wichtigkeit.

Neben diesen Hausindustrien und örtlich ungemein conservativen Kleingewerben hat sich Oberösterreich in der Neuzeit eine Fabriks- und Großindustrie geschaffen, die natürlich zumeist dort ihre Stätte suchen mußte, wo die Triebkraft des Wassers den billigen Motor liefert und wo der Rohstoff leicht bezogen, das Fabrikat billig und rasch versendet werden kann: im Hügel- und Flachlande, an den Ufern der Traun, der Donau und neuestens allerdings auch in den gebirgigeren Theilen des Enns- und Steyrgebietes.

Wenden wir uns zuerst der wichtigsten Gruppe zu; es ist jene des Eisen- und Stahlgewerbes der Stadt Steyr und ihrer Umgebung, welches zu den ältesten und bedeutendsten Oberösterreichs zählt, sich in ältester Zeit bis an die Grenzen des römischen Reiches, an die Donaulinie zog und der Waffenfabrication zuwendete, allmälig aber alle Zweige der Eisen- und Stahlbearbeitung mit größtem Erfolge betrieb und einen Weltruf zu erwerben wußte. So bestand schon in Lauriacum nächst Steyr eine ansehnliche Schildfabrik und wurde unter dem Schutze der römischen Flotille der Außenhandel mit Eisenwaaren nordwärts lebhaft betrieben. Wie hoch man hier die Technik der Geschützerzeugung im

Das Innere eines Sensenhammers in Molln bei Steyr.

Mittelalter zu entwickeln verstand, bezeugt ein im Artillerie-Arsenale in Wien aufbewahrter, aus Eisenschienen von riesigen Dimensionen gefertigter Steinmörser, ein Monstregeschütz, welches in der Stadt Steyr geschmiedet und dem Kaiser als Geschenk bestimmt war, von den Türken aber geraubt worden sein soll und erst nach deren Besiegung wieder in österreichischen Besitz gekommen ist. Seine Erzeugung wird nahezu auf das Jahr 1400 verlegt. Ebenso besitzt das Artilleriemuseum in Berlin eine Steinbombarde, ein Geschenk des Kaisers Maximilian I. an die Stadt Wels, welche von dem kaiserlichen „Pixenmacher" Glockenton in Steyr angefertigt wurde. Anderseits bezeugen aus späteren Jahrhunderten die vorzügliche Güte der steyrischen Schwerter die mit der Inschrift „Fringia" [F(erdinandus) R(ex) in G(ermania) I(mperator) A(ugustus] versehenen Husarenklingen, welche in großer Menge in Stadt Steyr erzeugt wurden, sowie auch die bekannten Maria Theresia-Klingen, die in der Türkei großen Absatz und gute Bezahlung fanden. Auch die Handfeuerwaffen fertigte man frühzeitig in Steyr an, und wurde schon während der Regierung Maximilians I. im Jahre 1506 von einem ehrsamen Rath der Stadt Steyr eine Schießstätte zur Heranbildung junger tüchtiger Schützen errichtet, in den folgenden Zeiten aber dieser Zweig weiter entwickelt und auch von Seite des Staates im XVIII. Jahrhundert sowohl durch Anlage einer ärarischen Fabrik als durch Errichtung eines k. k. Büchsenmacher-Lehrcurses gefördert. Endlich ist es das Verdienst eines Oberösterreichers, Ferdinand Riedler, in Spital am Pyhrn den ersten „Damaszener-Stahl" erzeugt und daraus Säbel hergestellt zu haben. Jedenfalls hat die Steyrer Eisenindustrie, vor Allem ihre Waffenfabrication, im XV. und zu Anfang des XVI. Jahrhunderts durch den weit über das Vaterland reichenden Ruf ihrer vorzüglichen Erzeugnisse und durch ihre Handelsverbindungen eine Periode des größten Glanzes erreicht.

Wenden wir uns nach diesem kurzen Rückblicke den gegenwärtigen Zuständen zu, so unterliegt es keinem Zweifel, daß auch unter den modernen Concurrenzverhältnissen die Stadt Steyr noch immer die zu einem erfolgreichen Betriebe des Eisen- und Stahlgewerbes nothwendigen Factoren besitzt. Durch die beiden im Gebiete der Stadt sich vereinigenden Flüsse Enns und Steyr bietet die Natur hier eine motorische Kraft von fast unbeschränktem Maße. Die Nähe der Bezugsquellen vorzüglichen Eisens und Stahls aus den Hütten- und Raffinirwerken, die sich um den Eisenerz-Vordernberger Erzberg lagern, und endlich der aus historischen Traditionen hervorgegangene Arbeiterstand nebst den vielen ebenfalls noch aus alten Zeiten herrührenden Handelsverbindungen: das sind gewiß feste Grundlagen einer gesunden gewerblichen Entwicklung.

Der Hauptsitz des Eisen- und Stahlgewerbes befindet sich in der Stadt Steyr selbst und in den umliegenden Ortschaften Sierning, Sierninghofen, Neuzeug, Grünburg, Steinbach, Molln, Losenstein, Stiedelsbach, Laussa, Trattenbach,

Garsten, St. Ulrich. Aber auch keine der kleineren dazwischen liegenden Ortschaften ist ohne einen kleinen „Hammer", eine „Schmiede" oder „Nagelschmiede", Feilen- und sonstige Werkstätte zu denken. In der Mehrzahl der Fälle ist der Betrieb auf dem Lande noch in der Form der eigentlichen alten Hausindustrie, freilich mit den durch die Fortschritte der Neuzeit gebotenen technischen Veränderungen, zu erkennen. Die Arbeitstheilung dieser Hausindustrie bietet noch heute eine günstige Grundlage und auch die Spuren der

Taschenfeitelhammer in Trattenbach.

damit zusammenhängenden Bildung von „Innungen", wie jene einst berühmten der „Klingen-, Gabel- und Löffel-Schmiede", der „Schleifer", der „Polierer", der „Messerer", haben sich erhalten. Der Hauch unserer Zeit verwischt aber zusehends die Überreste der guten alten Zeit, welche bis vor kurzem in den stillen Alpenthälern zu finden waren, und die moderne Industrie greift oft rücksichtslos mitten in ein solches Stillleben hinein.

Die Haupterzeugnisse dieser localen Gewerbe bestehen in Tischmessern, Gabeln, Taschenmessern, Rasirmessern (Scheermesser, auch türkische Messer genannt), Taschenfeiteln, deren Griffe aus Holz und verschiedenfarbig gebeizt sind, Sensen, Sicheln, Feilen, Ahlen, Nägeln, Schlittschuhen, Schuhmacherwerkzeugen 2c.

Die Fabrication von Messern und Gabeln hat ihren Hauptsitz in Steyr, Steinbach und Neuzeug. Die ordinäre Sorte, sogenannte Taschenfeitel, werden namentlich in Trattenbach erzeugt und finden bedeutenden Absatz im Orient, in Böhmen, Steiermark und Ungarn. An Messern, Gabeln, Küchenmessern, Taschenmessern 2c. werden jährlich circa acht Millionen, an Taschenfeiteln sechzehn Millionen Stücke exportirt. Die Erzeugung der Ahlen, Brosten und Zwecke ist ebenfalls noch bedeutend und dürfte gerade die Ahlenerzeugung gegenüber der ausländischen Concurrenz bald wieder den Markt erringen. Von den $8^1/_2$ Millionen erzeugten Ahlen wird die Hälfte im Inlande verkauft. Unstreitig der wichtigste Artikel nicht blos der Steyrer, sondern überhaupt der ganzen oberösterreichischen Eisen- und Stahlindustrie, eine wahre Specialität derselben, die auf ehrwürdiger geschichtlicher Grundlage ruht, ist die Sensenerzeugung; sie ist uralt, denn einzelne heute noch betriebene Werke weisen urkundlich einen nahezu vierhundertjährigen Bestand aus, und hat ihren Sitz in den reiche Wasserkräfte enthaltenden Thälern der Voralpen, namentlich im Kirchdorf-Windischgarstnerthale, in Molln, an der Steyrling und Alm und vereinzelt auch in dem nördlich der Donau gelegenen Theile des Landes.

In den gegenwärtig (1885) noch im Betriebe stehenden 38 Werken sind etwa 820 Arbeiter beschäftigt, welche jährlich über zwei Millionen Sensen und Strohmesser und bei 150.000 Sicheln erzeugen. Interessant ist die außerordentliche Theilung der Arbeit bei dieser Fabrication. An der Fertigstellung einer Sense sind 16 bis 18 Arbeiter beschäftigt, von denen jeder seine besonderen Handgriffe an derselben ausführt. Die oberösterreichischen Sensen haben sich infolge des verwendeten Frischstahles von besonderer Güte und der soliden Arbeit in der „guten alten Zeit" den verdienten Weltruf erworben. Schon im vorigen Jahrhundert gestatteten wiederholte kaiserliche Verordnungen den oberösterreichischen Sensenschmieden neben ihrem Zeichen und den Innungsbeischlägen auch das österreichische Erblandswappen auf ihre Erzeugnisse zur Kennzeichnung der Herkunft zu schlagen. Die unübertroffenen natürlichen Bedingungen und vielseitige äußere Förderungsmittel wirkten lange glücklich zusammen, um den oberösterreichischen Sensen und Sicheln den Markt von ganz Europa zu erschließen. In der letzten Zeit haben sich aber die Verhältnisse wesentlich verändert, auswärtige Concurrenz drängt das treffliche heimische Product immer mehr von den fremden Märkten ab.

In Rußland und den Donauländern, wohin dermalen die österreichischen Sensen fast allein noch in der Zahl von jährlich vier Millionen Stück Absatz finden, werden dieselben sehr gesucht und nur nach dem Zeichen („Lilie", „Krebs", „Wildschwein", „Pokal" u. s. w.) gekauft. Die Hauptstapelplätze für die exportirte Waare sind Moskau Rylsk, Warschau, Berdyczew und Kiew; im weiteren Handelsverkehre gelangen die heimischen Sensen von den sibirischen Märkten sogar nach China. Aber auch dieses letzte

Absatzgebiet droht der heimischen Industrie verloren zu gehen, da zahlreiche deutsche Sensenschmiede ihre billigere, aber schlechtere Waare widerrechtlich mit den renommirtesten oberösterreichischen Marken sammt den obigen Beischlägen versehen, sie als österreichisches Fabricat ungescheut etiquettiren und auf diese Weise namentlich in Rußland den Markt für sich erobern und die altberühmten oberösterreichischen Marken discreditiren. So kämpft dieser Industriezweig, der noch vor wenigen Jahrzehnten unseren Alpenthälern reichen Gewinn und Segen brachte, heute nur mehr mit äußerster Anstrengung um seine Erhaltung.

Die Feilen gelten noch immer, trotz der großen Concurrenz mit dem Auslande, als ein vorzügliches Product und haben namentlich Bundfeilen, ihrer Billigkeit halber, im Oriente großen Absatz. Die Nägelerzeugung auf warmem Wege oder durch Handarbeit bringt jährlich etwa fünf Millionen Stücke zum Verkaufe. Die auf kaltem Wege erzeugten Nägel, die sogenannten Maschinennägel, finden Absatz in vielen Millionen.

Im Zusammenhange mit der geschilderten Kleineisenindustrie erwähnen wir gleich einige hervorragende Fabriks-Etablissements, wie das zu Schöndorf (nächst Vöcklabruck), welches Gußstahlfeilen, Federn und Achsen für Waggons, verschiedene Armaturstücke, Cavalleriesättel, Visir- und Schutzblenden, Panzerplatten für Mitrailleusen, schußfeste Küraſſe, Stahllafetten, Gußstahlgeschosse, Schmied- und Schlossereiwerkzeuge für Arsenalwerkstätten, Feldschmieden und Eisenbahnbauten u. s. w. erzeugt und für seine Fabricate auch Absatz nach Frankreich, der Schweiz, Rumänien und Rußland findet. Ferner die Maschinenfabriken und Eisengießereien in Urfahr, Linz, Wels und Steyr, die Locomotivfabrik nächst Linz, die Messingfabrik in Reichraming und die Schiffswerfte in Lustenau (nächst Linz), wo seit Jahren Flußdampfschiffe sowie Transportschiffe, und zwar zumeist für die unteren Donauländer und Südrußland gebaut werden.

Das größte Werk besitzt aber Steyr in der großartigen Waffenfabrik, die, aus kleinen Anfängen entstanden, sich sehr bald einen Weltruf zu erwerben wußte. Im Jahre 1830 begann Leopold Werndl die Erzeugung von Gewehrgarnitur-Bestandtheilen, welche theils dem k. k. Militärärar, theils Gewehrfabrikanten in Wien geliefert wurden. Durch den im Jahre 1844 erfolgten Ankauf des Wasserwerkes in Oberletten bei Steyr wurde der Grund für die maschinelle Erzeugung der Bestandtheile gelegt; in die Fünfziger-Jahre fällt dann der Beginn der Fabrication der Gewehrläufe und Bajonnette, wobei damals schon ein wöchentlicher Umsatz von ungefähr 5.000 Gulden erreicht wurde. Aber den bedeutendsten Aufschwung nahm das Werk, als das von Josef Werndl construirte Hinterladermodell 1867 in der k. k. Armee eingeführt und die Waffenfabrik in Steyr mit der Herstellung des größten Theiles der erforderlichen Gewehre betraut wurde; seitdem versorgt sie nicht blos die österreichisch-ungarische Monarchie regelmäßig und fast ausschließlich mit

Schießgewehren, so jetzt wieder mit den Mannlicher-Repetirgewehren, sondern liefert auch, zum Theil in großem Maßstabe, Schußwaffen für andere Länder nach allen Welttheilen. So wurden, außer den für Österreich-Ungarn gelieferten 1,100.000 Werndl-Gewehren und Karabinern, angefertigt: für Preußen 550.000, für Baiern und Württemberg 21.800 Mauser-Gewehre, für Frankreich 110.000, für Griechenland 197.000 Gras-Gewehre, für Rumänien 110.000 Henry Martini-, für Sachsen 14.000 Mauser-, für Montenegro 20.000, für Persien 23.000 Werndl-Gewehre, für Spanien 1.000, für Portugal 57.000 Kropatschek-Repetirer, für China 40.000 Mauser-Gewehre und Kropatschek-Repetirer, endlich für Chile 20.000 Mauser- und Gras-Gewehre sowie Kropatschek-Repetirer. Außerdem wurde die Umgestaltung von etwa 500.000 Gewehren durchgeführt und eine große Menge einzelner Ersatzbestandtheile, als Läufe, Verschlußbestandtheile, Bajonnette, Garnituren an die vorgenannten Staaten abgeliefert.

Bei dem Umstande, als die Nachfrage nach Waffen sehr wechselt und zeitweise recht schwach ist, hat sich die Leitung der Waffenfabriksgesellschaft veranlaßt gesehen, einen neuen Industriezweig, bestehend in der Erzeugung von dynamo-elektrischen Maschinen, Bogen- und Glühlampen einzuführen, und es ist ihr glücklich gelungen, diese Fabrication in Steyr einzubürgern.

Von den holzverarbeitenden Gewerben heben wir die schon erwähnte Holz- und Spielwaaren-Hausindustrie in der Viechtau bei Gmunden besonders hervor. In dem Gebiete an den nördlichen Ausläufern des Höllengebirges zwischen Traun- und Attersee, entlang dem anmuthigen Aurachthale, sind etwa 377 Familien mit 755 erwerbsthätigen Personen beschäftigt, Land- und Hauswirthschaftsgeräthe, Löffel, Spalt- und Drechslerwaaren, Schnitz- und Spielwaaren, zumeist gröbster Art, in emsiger Heimarbeit zu verfertigen. Gewöhnlich trifft man in den ärmlichen Stuben der zerstreut liegenden Schnitzerhäuser nicht nur den Vater, sondern auch die Frau mit der ganzen Familie an der Arbeit, indem eine weitgehende Arbeitstheilung selbst die schwächste Kraft nutzbar macht und die Noth zu ihrer Anwendung zwingt. In, mitunter nur durch winzige Lucken Licht hereinlassenden Kammern und übervölkerten dumpfen, überheizten Stuben entstehen in dieser paradiesischen Gegend, zu Füßen des imposanten wettergrauen Traunsteins, jene sauberen, blanken, im „Elfenbein des Fichtenholzes" strahlenden Schaffeln, Sechterl, Emper, Kübel, Kannen und Wannen, die in Oberösterreich und vorwiegend in Wien und Budapest ihren Absatz finden. Hier werden auch die zahllosen Spielzeuge verfertigt, die geschnitzten Pferde, Docken, die buntgemalten Schachteln, Säbel u. s. w., die auf ihrem, heute fast allein noch offenen Absatzgebiete der unteren Donauländer das Herz so manches kleinen Bulgaren-, Rumänen- oder Bosniakenkindes höher schlagen machen. Diese Gegenstände sind alle im Geschmack der Abnehmer gehalten, also möglichst grell colorirt, die

Schachteln beispielsweise roth grundirt, sodann mit mehreren Blumenornamenten aus freier Hand, ohne Anwendung einer Patrone verziert, endlich mit einer weißen Tupfbordüre versehen; so konnte es selbst einem hervorragenden österreichischen Ethnographen widerfahren, daß er, aus dem Orient nach Wien zurückkehrend, einen derartigen bunten Schachteleinsatz als besondere südslavische Originalität mit herauf brachte, ohne zu ahnen, daß diese kostbare Merkwürdigkeit in nächster Nähe, bei Gmunden, von biederen Deutschen in Massen verfertigt wird. Den Vertrieb der Waaren besorgen einige wenige Kaufleute, in deren Händen das ganze Geschäft liegt und von denen die Arbeiter in einer mitunter recht drückenden Abhängigkeit gehalten werden. Das Arbeitsholz wird den Schnitzern von der Forstverwaltung zu ermäßigten Preisen geliefert, und diese hat ihre rechte Noth damit, denn die Abgabe von Schnitzholz behindert vielfach den Forstbetrieb und schmälert die Forstrente, ohne doch den Hausindustriearbeitern merklich zu nützen; denn infolge ihrer Abhängigkeit von den „Verlegern" kommt der Preisnachlaß beim Rohstoff meist nur den letzteren zu statten.

Die Viechtauer Schnitzer bringen es zumeist zu einer erstaunlichen Gewandtheit in einzelnen Handgriffen, zu raffinirten Vereinfachungen des Verfahrens, auch mitunter zu großer Genauigkeit der Arbeit. Nur so erklären sich die überraschenden Mengen und niedrigen Erzeugungskosten mancher Artikel. Aber das Handwerksgeräth und die ganze Technik sind im Allgemeinen durchaus veraltet, der Formensinn wenig oder gar nicht entwickelt und darum die meisten Erzeugnisse plump und ungefüg und ohne rechten Geschmack. In allerjüngster Zeit ist aber eine Neubelebung und theilweise Umgestaltung der alten Holz- und Spielwaaren-Hausindustrie angebahnt worden, indem zu Neunkirchen, im Herzen der Viechtau, eine Schnitzerschule errichtet wurde, die zunächst die technische Verfahrungsweise der Holzarbeiter verbessern und ihren Geschmack läutern soll, in Zukunft jedoch, wenigstens bei den besseren Erzeugnissen, dahin gelangen dürfte, auch den Vertrieb der Waaren im Interesse der Arbeiter direct zu gestalten.

Eine uralte Industrie, die einst über ganz Oberösterreich verbreitet war, sich aber in größerem Umfange heutzutage nur mehr in dem nördlich von der Donau gelegenen Theile des Landes (dem früheren Mühlviertel) erhalten hat, ist die Leinenweberei. Die feinere Waare wird daselbst in drei Fabriken zu Haslach, Lichtenau und Helfenberg erzeugt; in denselben wird jedoch nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil der Arbeiter beschäftigt, während die weitaus größere Zahl zu Hause im Stücklohn arbeitet und die gewöhnliche Waare erzeugt. Der Weber, welcher meist ein kleines Häuschen und einigen wenigen Grund besitzt, der ihm zum dürftigen Unterhalte Gemüse und Kartoffeln liefert, erhält das Garn sammt Zugehör, oft auch den Webstuhl von der Fabrik und liefert die gewebte Leinwand dahin gegen den vereinbarten, bisweilen recht kargen Lohn ab. Auf gleiche Art beschäftigen

auch eine Anzahl vermöglicher Kaufleute und Händler Hunderte von sogenannten Hauswebern in Rohrbach, Haslach, Aigen, Sarleinsbach, Peilstein u. s. w. In der besseren Jahreszeit bebauen diese Weber ihren eigenen Boden und verdingen sich, namentlich zur Erntezeit, als landwirthschaftliche Taglöhner, da sie hierbei noch immer mehr verdienen und bessere Kost genießen als bei der Weberei. Wenn dann der Herbst und der Winter kommt und andere Einnahmequellen fehlen, greift der Arme wieder zur Weberei, die ihn wenigstens vor dem äußersten Elend schützt. Die Zahl sämmtlicher oberösterreichischer Handweber beläuft sich gegenwärtig noch immer auf mehr als Tausend, die jährlich etwa 44.000 Stück, vornehmlich Leinenwaare, im Werthe von über 350.000 Gulden produciren.

Baumwollspinnereien bestehen neun (davon drei in Kleinmünchen) mit zusammen rund 150.000 Spindeln und 1.500 bis 1.550 Arbeitern. Erzeugt werden zumeist minder feine Garne im Werthe von 2,750.000 Gulden, welche stets guten Absatz in der Monarchie finden. Mit einer Spinnerei in Kleinmünchen ist auch eine mechanische Baumwollweberei verbunden, ferner bestehen solche noch zwei in Traun und eine in Vöcklabruck. Für Flachsspinnerei besteht ein bedeutendes Etablissement in Stadl bei Lambach, welches bei 500 Arbeiter beschäftigt und seine Garne zum Theil in das Ausland, nach Deutschland und Italien, verschickt. Schließlich ist noch eine Schafwollweberei in Linz zu erwähnen, welche außer den in dieses Fach einschlägigen Stoffen bunte Gürtel für Serbien, Bosnien und die Türkei, sowie Flaggenstoffe für die k. k. österreichisch-ungarische Marine erzeugt.

Die oberösterreichische Papierindustrie ist bedeutend und ihre Leistungen können als hervorragend bezeichnet werden. Papierfabriken und Holzschleifen bestehen in Steyrermühl, Nettingsdorf, Steinbach, Wels, Traun, Hochpoint, Laakirchen, Obermühl, Schwanenstadt, Thal, Steyr, Steeg, Altenfelden, Weinlach. Dieser Industriezweig beschäftigt über 1.000 Arbeiter; erzeugt werden alle Sorten Druck-, Schreib- und Packpapiere, dann auch Seiden- und Cigarettenpapiere im Gesammtwerthe von rund $2^1/_2$ Millionen Gulden. Das Fabricat findet Absatz in der Monarchie, nach Rumänien, der Türkei und dem Orient.

Ein interessantes Etablissement ist die Pendeluhrenfabrik in Ebensee. Es sind daselbst beschäftigt etwa 50 Tischler und 150 Uhrmacher, und zwar vorwiegend jugendliche Arbeiter. Die jährlich erzeugten 1.200 bis 1.500 Pendeluhren sind, bei vorzüglicher Qualität, billig im Preise und finden Absatz in der ganzen Monarchie, ja selbst nach Spanien, England und Amerika.

Die vielen und wasserreichen Bäche des Landes setzen über 2.000 größere und kleinere Mühlen in Betrieb, durch welche der Localbedarf an Mehl vollständig gedeckt wird. Die außerdem bestehenden zahlreichen Hausmühlen, sowie der Umstand, daß die

Bäcker, welche früher ihr Getreide den Mühlen zur Vermahlung übergaben, jetzt selbst das zu ihrem Gewerbebetriebe nothwendige Mehl direct von den größeren Kunstmühlen beziehen, bewirken einen stetigen Rückgang der Lohnmüllerei auf dem Lande, die, nunmehr fast ausschließlich auf die Bauernmalterei beschränkt, längst aufgehört hat, lohnend zu sein. Die Zahl der Kunstmühlen, von denen die meisten nur für die localen Bedürfnisse arbeiten, ist dagegen in Zunahme begriffen. Nur zwei große Etablissements in Kleinmünchen und Wels, welche jährlich circa 130.000 bis 150.000 Metercentner Mehl produciren, arbeiten für den Export. Die gesammte Erzeugung beläuft sich auf über eine Million Metercentner im Werthe von über $9^1/_2$ Millionen Gulden.

In 239 Brauereien werden jährlich gegen 850.000 Hektoliter Bier erzeugt, davon entfallen auf 15 größere Etablissements allein über 380.000 Hektoliter. Die größte Brauerei ist jene zu Zipf mit einer jährlichen Erzeugungsmenge von über 105.000 Hektoliter. Das oberösterreichische Bier ist durchwegs ein gutes, theilweise sogar ein vortreffliches Fabricat und findet seinen Absatz im Lande selbst und in den benachbarten Kronländern. Die Bierconsumtion ist eine allgemeine und erstreckt sich selbst auf die Arbeiter und die bäuerliche Bevölkerung. Bei reichen Obsternten wird jedoch massenhaft der kräftige Apfel- und Birnenmost erzeugt und verdrängt dann, zum empfindlichen Nachtheile der Brauer, den Biergenuß in ausgedehntem Maße.

Die Granitbrüche in Mauthausen und Neuhaus (an der Donau) und nächst Schärding liefern ein weit und breit bekanntes schönes und äußerst dauerhaftes Steinmateriale, welches sich vortrefflich zu Pflasterungen, Monumenten, zu Brückenquadern und verschiedenen Werkstücken für Hochbauten eignet und dazu auch sehr gesucht wird. Der Mauthausener Granit findet Absatz außerhalb des Landes in Niederösterreich, Mähren, Steiermark, den Ländern der ungarischen Krone, ja selbst in Serbien und Rumänien. Schon im XII. Jahrhundert wurden in Perg und Umgebung Mühlsteine gebrochen. Die dortigen Brüche sind ausgedehnt und trotz der so langen Benützung noch immer nicht erschöpft. Die oberösterreichischen Mühlsteine genießen wegen ihrer vorzüglichen Beschaffenheit den besten Ruf und finden in der jährlichen Ausbeute von beiläufig 8.000 Stück Absatz in der Monarchie, nach England, Spanien, vereinzelt sogar nach den Vereinigten Staaten Amerikas.

Sowie überall befindet sich auch in Oberösterreich das eigentliche Kleingewerbe im Großen und Ganzen in keiner glücklichen Lage. Es producirt in der Regel nur für den nächsten Localbedarf und befaßt sich vornehmlich mit den Reparaturen der in sein Fach einschlagenden Erzeugnisse. Allerdings erfreuen sich jene Gewerbe, welche bezüglich ihrer Fabricate den Kampf mit der Großindustrie nicht zu ertragen haben und eine tüchtige Arbeit liefern, stets einer regen Beschäftigung und sind in ihrer Existenz gesichert, manche

von ihnen werden sogar in ausgedehnterem Umfange betrieben, so daß sie fast an die fabriksmäßige Production hinanreichen. Die ziemlich große Zahl der Handwerker aber, welche die Concurrenz der Großindustrie zu bestehen haben, kämpfen nur mit Mühe und Noth für ihren weiteren Bestand und müssen wohl früher oder später dem Großbetriebe erliegen. Geradezu beklagenswerth ist das Los jener kleinen Handwerker, welche, wie z. B. bei der Eisen- und Stahlverarbeitung, in voller Abhängigkeit von den gut situirten Kaufleuten oder Händlern sich befinden und für dieselben gegen wahre Nothstandslöhne arbeiten, weil sie, zu arm und geschäftlich zu wenig gebildet, ihr Gewerbe nicht selbständig zu betreiben vermögen.

Der Großhandel ist in den Händen einiger wenigen größeren Firmen zumeist in der Landeshauptstadt Linz und bezieht sich lediglich auf Specerei- und Colonialwaaren, auf Schnittwaaren, Eisen und Eisenwaaren.

Der eigentliche Waarenhandel, der etwa 9.500 gewerbsmäßige Unternehmungen umfaßt, ist nur ein Detail- und Kleinhandel von localer Bedeutung. Der Krämer auf dem Lande muß alle Artikel führen, um die Bedürfnisse des Kundenkreises seiner Umgebung decken zu können. Weitaus bedeutender ist Oberösterreichs Handel mit Naturproducten: Getreide, Vieh, Schmalz, Butter, Käse, Eiern, Milch, Wild, Edelfischen, Brenn- und Werkholz, Hopfen, Weberkarden u. s. w., von denen große Mengen exportirt werden und reichliche Einnahmen abwerfen.

Die verschiedenen Linien des westlichen Staatseisenbahnnetzes, sowie die im Privatbesitze befindliche Kremsthalbahn Linz-Micheldorf bilden das oberösterreichische Eisenbahnnetz in der Ausdehnung von 696 Kilometer.

Für den Personenverkehr zwischen den bedeutenderen Industrialorten und zwischen diesen und den größeren Städten außerhalb des Eisenbahnnetzes bestehen sogenannte Stellwagen von oft sehr primitiver Art. Eine längere Fahrt in einem solchen unbequemen Vehikel, welches bei ziemlich hohen Fahrpreisen so viel als nur möglich ausgenützt wird, ist eine wahre Leidensgeschichte. In neuerer Zeit tauchen jedoch hier und da bereits allen billigen Anforderungen des Publikums entsprechende, gut gebaute Omnibusse selbst schon auf dem Lande auf.

Den Frachtenverkehr besorgen außer den Bahnen, Dampfschiffen und der k. k. Post eine Menge eigener Frachtführer, die sogenannten Boten.

Durch ihre regelmäßigen Fahrten, meist zweimal die Woche, werden selbst die entferntesten Orte des Landes mit der Hauptstadt Linz und den übrigen bedeutenderen Städten verbunden. Diese schlichten Leute genießen das allgemeine Vertrauen, und es ist wirklich zu bewundern, wie dieselben ihre zahlreichen Aufträge stets in prompter und reellster Weise ausführen. Ihr Fuhrwerk ist meist zweispännig und bedarf darum auf

bergigen Straßen Vorspann. Die Pferde sind sorgfältig aufgeschirrt, und der Fuhrmann richtet auf das blankgeputzte Messingzeug an den Pferdegeschirren sein besonderes Augenmerk. Der Kutscher sitzt nie auf dem Wagen, sondern geht stets neben den Pferden einher, in den bekannten blauen Fuhrmannskittel gekleidet. Den oft langweiligen und einsamen Weg verkürzt er sich durch Schnalzen mit der Peitsche, worin manche durch die Übung es zu einer gewissen Virtuosität bringen.

Die Donau, welche Oberösterreich auf der Strecke von Passau bis Sarmingstein berührt, ferner der Traun-, Atter-, Hallstatter-, Wolfgang- und Mondsee

Ein alter Stellwagen (Omnibus).

werden mit Dampfschiffen befahren, welche sowohl den Personen- als auch den Frachtenverkehr vermitteln. Die wiederholten Versuche, auf dem Inn einen Verkehr mit Dampfboten herzustellen, scheiterten bisher an den schwierigen Stromverhältnissen. Von den übrigen Flüssen des Landes werden die Enns, Traun, Ager und Vöckla mit Schiffen, die Steyr und Alm nur mit kleinen Flößen befahren. Der Verkehr ist aber nicht bedeutend und beschränkt sich auf Schnitt- und Brennholz, Salz und Eisen.

Oberösterreich ist ein an Naturschönheiten überreiches Land und dennoch ist es nur zum kleineren Theile den Fremden bekannt und von denselben besucht. Seit jeher und selbst in jenen Zeiten, als noch Dampfschiffe die Donau nicht befuhren und die Linz-Gmundener Pferde-Eisenbahn nicht bestand, wendete sich schon der Fremdenstrom dem Salzkammergute

mit seinen reizenden Gebirgsseen und seinem Hochgebirge zu, wofür die alten Reisebeschreibungen Zeugniß geben. Dieser Touristenverkehr hat sich selbstverständlich seither in ungeahnter Weise erhöht, da der gottbegnadete Landstrich nach allen Richtungen von Eisenbahnen durchzogen wird und gute und schnelle Dampfschiff- und Omnibus-Verbindungen den Verkehr ungemein erleichtern. Das Hotelwesen steht im Wesentlichen auf der Höhe der Zeit; an manchen Punkten, z. B. in Ischl, Gmunden, Kammer am Attersee entspricht es sogar außergewöhnlichen Ansprüchen an Eleganz und Comfort. Das Pensionssystem in den Hotels, welches der Schweiz vor Allem den großen Fremdenzufluß

Ein Marktschiff bei Linz.

stetig sichert, ist im Salzkammergute leider bis jetzt noch nicht zur durchgreifenden Geltung gelangt.

Seit Eröffnung der Kremsthalbahn Linz—Micheldorf sind die anmuthigen Thäler von Kirchdorf, Windischgarsten, Steyrling und Molln eigentlich erst dem großen Verkehre zugänglich gemacht und erfreuen sich nunmehr eines zahlreichen Besuches, welcher früher durch die großen Entfernungen und theueren Verkehrsmittel in hohem Grade erschwert war. Aber der nördlich von der Donau gelegene Theil des Landes (der frühere Mühlkreis) ist, ungeachtet seiner vielen schönen Gegenden und prachtvollen Aussichtspunkte, noch immer dem allgemeinen Touristen-Verkehr so gut wie verschlossen. Schuld hieran ist der Mangel entsprechender Eisenbahnverbindungen, denn der große Landstrich wird bisher nur von der Linz-Budweis-Bahn durchschnitten.

Ebensee.

Geradezu beklagenswerth aber ist, daß das an landschaftlichen Schönheiten besonders reiche Donauthal von Passau bis Wien so wenig vom allgemeinen Touristenverkehre berührt wird, während die Rheinufer, denen das Donauthal keineswegs nachsteht, eine Anziehung äußern, die über Europa hinausreicht. — Die verschiedenen Sectionen des deutsch-österreichischen Alpenvereines und des österreichischen Touristenklubs haben das große Verdienst, die alpine Welt wissenschaftlich zu erforschen und die Kenntniß derselben durch ihre Publicationen möglichst zu verallgemeinern. Ihre ersprießliche Thätigkeit äußert sich auch in praktischer Weise durch Anlegung neuer Wege, entsprechende Markirung derselben, Gründung von Schutz- und Unterkunftshäusern für Hochtouren und durch Regelung des Führerwesens. — Viel ist in dieser Richtung schon geschehen, noch mehr bleibt jedoch zu thun übrig, damit die Fremden-Industrie im Lande glücklich entwickelt werde und belebend zurückwirke auf Emporblühen von Handel und Gewerbe im schönen Oberösterreich.

Salzburg.

Schloß Leopoldskron.

Landschaftliche Schilderungen aus Salzburg.

Salzburger Flachland und Pongau.

Der Nordrand des Alpengebirges hat auf der ganzen langen Strecke vom Bodensee bis Wien der Hauptsache nach überall den gleichen Bau. Eine Folge harter Kalkschichten, welche den mittleren und jüngeren geologischen Perioden angehören, sind zusammengefaltet, zu schroffen Kämmen aufgethürmt, als mächtige plateauartige Schollen übereinander geschoben. Bei aller Verwicklung im Einzelnen ist indeß das Gesetz überall in Geltung geblieben, daß die älteren Schichten gegen das Innere des Gebirges hin am Tage liegen, die jüngste der noch am Aufbau der Alpen mitbetheiligten Formationen, die sogenannte Flyschzone, hingegen die äußersten niedrigen und bewaldeten Hügeln bildet, die den Übergang von der Ebene zum Gebirge vermitteln. Diese sanft geformten, bewaldeten Flysch- oder Sandsteinhügel und Berge sind es, die zunächst in das Auge fallen, wenn man sich den Alpen nähert, und, je mehr man herankommt, umsomehr den Anblick der weit schöner gezeichneten und höheren inneren Ketten verbergen. Daher finden sich die schönsten Punkte des Nordrandes der Alpen dort, wo diese verhüllende Region der Sandsteinhügel durchbrochen ist oder ganz fehlt. Da öffnen sich Ausblicke auf die inneren Ketten, welche bis zum Fuße sichtbar werden, sich coulissenartig hintereinander schieben

und Landschaftsbilder bieten, welche durch edle Contouren und abwechselnde Farben ausgezeichnet sind. Solchen Durchbrechungen der Sandsteinzone begegnet man überall, wo größere Flüsse aus dem Gebirge treten, und das Bild wird umso anmuthiger, je breiter der Durchbruch und je umfassender der Einblick ist, also besonders da, wo an der Ausmündung des Thales in die Ebene ein See liegt. Da sind dann die See-Ufer zunächst von den sanft geformten, üppig bewaldeten Sandsteinbergen begleitet, am oberen Theile des Sees fallen die schroffen Wände der inneren Ketten direct in den Seespiegel, der einen prächtigen Vordergrund um ein flaches Glacis bildet, welches die Vorstellung von der Höhe der Berge steigert. Einem derartigen Baue der Landschaft verdanken alle jene Gegenden ihren Ruhm, welche am Nordrand der Alpen als die schönsten bekannt sind, wie die des Gmundener- und Attersees, des Chiem- und Tegernsees und viele andere.

Demselben Gesetze folgt auch die Lage von Salzburg. Die so häufig ausgesprochene Behauptung, der Umgebung von Salzburg fehle ein See, entspringt vielleicht der richtigen Beobachtung, daß an den meisten anderen ähnlich angelegten Punkten des Alpenrandes sich Seebecken vorfinden. Es ist kaum zu bezweifeln, daß ein solches auch hier einst vorhanden war und nur durch die große Schuttführung des einströmenden Flusses rascher ausgefüllt wurde als z. B. der Gmundener See, den die kleinere Traun noch nicht hat bewältigen können.

Aber bei aller Gleichheit der Bildung besteht auch ein für den Anblick der Landschaft sehr maßgebender Unterschied. Es wurde schon hervorgehoben, daß für den Einblick in das Innere des Gebirges, auf dem die landschaftliche Schönheit beruht, die Breite der Lücke maßgebend ist, welche in die Flyschzone gerissen ist. Nun findet sich nirgends am Nordrand der Alpen eine Stelle, wo diese Lücke so breit wäre als bei Salzburg. Auf eine Strecke von etwa zehn Kilometer, vom Högel bis zum Haunsberg oder vom Stauffen bis zum Gaisberg ist die Reihe der Flyschberge gänzlich unterbrochen. Sie sind hier nicht wie anderswo nur durch einen größeren Fluß durchsägt; es muß ein Einbruch, die Versenkung einer ganzen Schichtenfolge stattgefunden haben. Daher tritt hier die Ebene in einer weiten gerundeten Bucht bis an die höchsten Erhebungen der inneren Ketten heran, welche dadurch vom Fuß bis zu den Gipfeln sichtbar werden und, in einer mächtigen Flucht sich aufbauend, einen Anblick von ungewöhnlicher Großartigkeit darbieten, während die stehen gebliebenen Ränder der Einsenkung in sanften Linien verlaufend die Bucht an den Seiten einschließen und den Übergang zur Ebene vermitteln. Auf diesem unmittelbaren Herantreten der Ebene an die hohen Berge beruht der eigenthümliche Reiz dieser landschaftlich so berühmten Gegend.

Doch nicht wegen der Schönheit der Lage, welche ja wahrscheinlich vor tausend oder zweitausend Jahren gar nicht als solche empfunden worden ist, wurde hier eine Stadt gegründet. Diese Gründung läßt sich vielmehr aus einem anderen Gesetze erklären, das sich

Salzburg von der Karolinenbrücke.

sowohl am Nordrand als am Südrand der Alpen überall giltig erweist. Die Randstädte der Alpen entstanden dort, wo die größeren Flußthäler aus dem Gebirge treten, und wurden umso größer, je bedeutender die Verzweigungen der Verkehrslinien sind, welche an diesen Flüssen verlaufen.

Die Bedeutung der Verkehrslinien wechselt sehr nach politischen und wirthschaftlichen Verhältnissen. Da die Stadt Salzburg zuerst unter dem Namen Juvavum auftauchte, als norische Stadt unter römischer Botmäßigkeit, lag sie in einer entfernten, wenig gesicherten Grenzprovinz eines Reiches, das jenseits der Alpen seinen Schwerpunkt hatte. Die Verkehrsstraße, welche die Salzach aufwärts in den Pongau, dann über den „Tauern" zur Mur und über mehrere weitere Pässe zu den norischen Hauptorten Virunum und Amona (Klagenfurt und Laibach) führte, war damals eine vom Rande des Reiches gegen den Mittelpunkt radial zulaufende, also gewiß nicht ohne Bedeutung, allerdings infolge ihrer Unbequemlichkeit weniger wichtig als die benachbarte Brennerlinie, welche von Augusta Vindelicorum (Augsburg) bis an die Grenze Italiens nur zwei Wasserscheiden zu übersteigen brauchte, während zwischen Juvavum und Aquileja deren fünf überwunden werden mußten.

Zur Zeit, da aus den Trümmern von Juvavum Salzburg wieder entstand, lag die Stadt an den Grenzen der halben Barbarei gegen die ganze, an der Grenze des Agilolfingischen Baierns und der heidnischen Slavenländer. Als diese der Schauplatz einer weit ausgreifenden und erfolgreichen Mission und Colonisation wurden, wuchs die Bedeutung des Ausgangspunktes der Straßen, welche in die neu erworbenen Gebiete führten, in hohem Grade. Da aber diese Länder sich später vom baierischen Mutterland unabhängig machten und in der Donaustadt Wien einen eigenen Mittelpunkt von der größten selbständigen Bedeutung gewannen, sank die Wichtigkeit Salzburgs als Verkehrsknotenpunkt. Doch war es inzwischen der durch reiche Bauten geschmückte Sitz eines geistlichen Fürsten geworden, welcher ein wohlabgerundetes Staatsgebiet sein eigen nannte, und ein beständiger, wenn auch nicht sehr lebhafter Verkehr über die inneren Pässe des Gebirges nahm hier seinen Ausgangspunkt.

In neuer Zeit, als die Eisenbahnen so viele einst wichtige Plätze zur Verödung und früher unbekannte zur Blüte brachten, gelang es Salzburg, sich auf die gewinnende Seite zu schlagen. Es ist einer der bedeutendsten Eisenbahn-Knotenpunkte am Nordrande der Alpen und vermittelt vor Allem im Sommer einen großen Personenverkehr. Hingegen erscheint sein Aufschwung als Handels- oder Industrieplatz in sehr enge Grenzen gebannt durch die unmittelbare Nachbarschaft einer durch hohe Zölle gewappneten Grenze, welche ein reiches unter den Augen der Stadt liegendes Gebiet ihrem Verkehr entzieht. So hat mannigfach vertheilte Gunst und Ungunst der Lage und Geschicke Salzburg nur zu einer

Der Residenzplatz in Salzburg mit Brunnen und Glockenspielthurm.

Mittelstadt von 25.000 Einwohnern aufwachsen lassen, die aber von ihresgleichen durch den Segen einer natürlichen Schönheit seltener Art und durch reichen Schmuck der Kunst ausgezeichnet ist.

Als in einer Vorzeit, die jeder geschichtlichen Erleuchtung entbehrt, zuerst der Boden Salzburgs von Menschen zu einer Stadt- oder Burganlage auserwählt wurde, waren es ohne Zweifel die zwei aus der Ebene aufragenden Hügel, welche den Ausschlag gerade für diesen Platz gaben. Zwei Kalksteinklippen ragen wie Inseln aus der weiten von der Salzach aufgeschütteten Ebene hervor; zwischen ihnen hat sich der Fluß seinen Weg gesucht. Doch hat er am linken Ufer zwischen sich und dem Berge Platz genug gelassen, daß eine beschränkte Häuserzahl sich ansiedeln konnte. Bogenförmig ist der linksufrige Hügel ausgebuchtet — gerade dort, wo sich seine Kuppe am höchsten erhebt. Der Gipfel des Hügels war wie geschaffen für eine Befestigung, und unter ihrem Schutze konnte sich die Niederlassung bilden. Zugleich war der Fluß hier so eingeengt, daß eine Überbrückung leicht zu bewerkstelligen war. Und auch die Straße, welche dem Flusse aufwärts folgen sollte, mußte den engen Durchgang zwischen ihm und den Hügeln, also durch die Stadt suchen, da die Ebene außerhalb derselben versumpft und mit Torfmooren bedeckt war, welche erst im XVII. und XIX. Jahrhundert wegsam gemacht worden sind. So beherrschten Stadt und Burg die Flußschiffahrt, die Brücke und die Alpenstraße. Und auch ein höchst wichtiger Handelsartikel bot sich schon in der ältesten Zeit dar, das Salz, welches an zwei, je drei Stunden weit entfernten Plätzen gewonnen wurde. In der römischen Zeit stand, wie die Funde erweisen, auf einer Vorstufe des Burghügels ein Tempel und auf der Spitze selbst eine Burg. Die Stadt benöthigte aber nicht einmal den ganzen, ohnedies so beschränkten Raum, welchen das linke Ufer darbot. Die Einbeziehung der letzten verfügbaren Stellen in das Straßennetz erfolgte erst im XVII. Jahrhundert. Am rechten Ufer war die Häuserzahl jederzeit noch geringer und es hat erst in den letzten Jahrhunderten und besonders in der neuesten Zeit eine größere Erweiterung stattgefunden.

Gegenwärtig ist der Stadtplan Salzburgs ziemlich complicirt, da die Straßen allenthalben über den alten engen Raum zwischen dem Flusse und den Bergen hinausgewachsen sind und die Stadthügel auch nach außen hin umsäumen. Doch das Beherrschende in dem Bilde ist noch immer der älteste Stadttheil mit seinen zahlreichen Kirchthürmen und Kuppeln, überragt von den mittelalterlichen Zinnen der Feste Hohensalzburg. Die zwei Punkte, von denen aus Stadt und Schloß am besten in ein Bild zusammentreten, sind die Aussicht vom Kapuzinerberg und von der baierischen Eisenbahnbrücke. Da zeigen sich die eigenartigen Charakterzüge. Wir wollen zunächst absehen von dem Kranz der bis zum Fuße sichtbaren hohen Berge, der den meisten Stadtansichten als majestätischer Hintergrund dient. Fassen wir nur das Nächstliegende ins Auge. Da fällt vor Allem auf,

daß die Zahl der hervorragenden monumentalen Bauten eine ganz ungewöhnlich große ist. Es gibt wohl an wenigen Orten nördlich der Alpen so viele Kirchen, Thürme, Kuppeln auf so engem Raume beisammen. Was man sieht, gehört aber zwei gründlich verschiedenen Stilweisen an. Auf den Höhen der Hügel überwiegen die mittelalterlichen Formen, Zinnenthürme, Erker, Bastionen, Alles durch Alter und die ursprüngliche Farbe des verwendeten Materiales dunkel gefärbt; sie gehen fast unmerklich über in die zu steilen Mauern abgemeißelten Felswände des Mönchsberges, welche aus demselben Gestein

Motiv vom Mönchsberg: Blick ins Thal.

bestehen und daher die gleiche Farbenwirkung hervorbringen. In der Tiefe herrschen aber die Formen der Renaissance und der Barocke, nur durch wenige Stücke wird die Erinnerung an das Mittelalter festgehalten. Am meisten imponirt die gelbliche Marmorfaçade des Domes, kaum weniger die mit hohen Schultern emporstrebende Collegienkirche. Neben vielen mit Kuppeln geschmückten Kirchen fehlt es nicht an alten und neuen Palastfronten, Thoren, Brücken, Brunnen und Statuen, um das Bild der Fülle und des Reichthums zu erzeugen. Aber reicher noch als die Menschen hat auch hier die Natur gespendet. Die Häufung architektonischer Linien würde vielleicht unruhig und störend wirken, wenn nicht eine Baumvegetation von seltener Üppigkeit alle Gegenstände zu einer

harmonischen Gesammtwirkung verbinden würde. Der lange Rücken des Mönchs- und die Kuppe des Imberges sind mit dichtem Wald bedeckt, der über die Felswände hinabgreift, Gärten und Alleen sind noch nicht ganz vernichtet, alle Wiesenflächen zeigen sich, Dank dem häufigen Regen, den ganzen Sommer in unversengter Frische. Reiche Architekturen in engster Beziehung mit üppig wuchernder Pflanzenwelt, verfallendem dunklen Gemäuer und Fels machen Salzburg zu einer vorwiegend romantischen und malerischen Erscheinung.

Nirgends wird uns dies deutlicher als auf einem Gange über den Mönchsberg. Dieser ist eine ziemlich umfangreiche Hochfläche, welche nach allen Seiten mit steilen Wänden etwa vierzig bis sechzig Meter abfällt, bedeckt mit schönen Laubholzbeständen und Wiesenflächen, belebt von einigen Landhäusern, gekrönt von einer Reihe alter Befestigungsthürme. Wenn wir diesen natürlichen Park durchwandern, erschließen sich abwechselnd die anmuthigsten Bilder, hier auf die Stadt zu unseren Füßen, da auf das Schloß, welches den östlichen höchsten Ausläufer krönt, dort auf die grüne Flur, welche von dem Bergkranze umsäumt ist. Fast noch schöner ist der Blick vom Kapuziner- oder Imberge, denn während man auf dem Mönchsberge zwischen Stadt und Gebirge sich befindet, so daß man das eine links, das andere rechts erblickt, überschaut man hier mit einem Blick die Stadt, die hohe Festung und den Mönchsberg und darüber das Gebirge.

Dieser Punkt gestattet uns auch die weitere Umgebung genauer ins Auge zu fassen. Vor Allem fesselt die Ebene den Blick, welche sich rings um die Stadthügel ausbreitet. Sie ist bedeckt mit Ortschaften, einzelnstehenden Gehöften, Landhäusern und Schlössern, durchzogen von Straßen und Wegen, welche zum Theil von hochstämmigen Alleen, einem unschätzbaren Vermächtniß der Vorzeit, begleitet sind. Der östliche Theil der Ebene, von der Stadt bis zum Gaisberg ist das vornehme Quartier, wo die Landhäuser vorherrschen. Dort liegt an den Berg geschmiegt das Schloß Aigen, berühmt durch den Naturpark, der sich den Berg hinanzieht, und durch den Anblick des Berchtesgadener Gebirges. An der südlichen Linie, der nach Hellbrunn führenden Allee, haben die früheren Jahrhunderte ihre Schlösser und Lustorte gebaut. Eine Fahrt durch die Hellbrunner Allee ist eine eigenartige Sache. Hoch wölben sich die Kronen ungewöhnlich mächtiger Linden zusammen wie die Bogen einer gothischen Kirche; links und rechts fliegen an uns die mit so viel Sinn für würdigen Prunk erbauten Lustschlösser des Barockstiles vorüber und dazwischen winkt überall wieder der Ausblick auf ein in den schönsten Linien und Farben glänzendes Hochgebirge, dem wir uns bei der raschen Fahrt zusehends nähern. Das Schloß Hellbrunn selbst liegt freundlich vor einem Hintergrunde mächtiger Bäume. Die größte Anziehungskraft üben hier die bekannten Wasserkünste aus, welche im vorigen Jahrhundert eingerichtet wurden; hydrodynamische Spielereien, welche zum Theil einen artigen Anblick gewähren, zum größeren Theil aber auf die Überraschung argloser Zuseher hinauslaufen — ein Scherz

für harmlose Gemüther. Durch malerische und seltsame Eigenart ragt hervor das steinerne Theater auf dem Hügel, welcher südlich den Park begrenzt. Aus dem Nagelfluhfelsen, welcher durch einige Klüfte und Höhlungen Anhaltspunkte darbot, ist eine große Bühnen-

Wasserschloß zu Fürstenbrunn mit Kugelmühlen.

nische ausgemeißelt; auch der Zuschauerraum ist durch ein hohes Felsenthor nach außen abgeschlossen; allerlei Stiegen und Stollen bilden geheimnißvolle Zugänge, Garderoben, Logen und derlei theatralischen Zubehör. Der hochstämmige Wald, der Alles umrahmt, vollendet die Wirkung.

Weiter westwärts und näher der Stadt hat Erzbischof Leopold Anton Graf von Firmian eine größere Wasseransammlung im Moore zu einem Teiche vertiefen lassen und am Ufer ein mehr durch Stattlichkeit als edle Formen hervorragendes Schloß, Leopoldskron, erbaut. Der Teich, in dem sich die Berge spiegeln, ist als das einzige Wasserbecken der näheren Umgebung als Bad und zu Kahnfahrten sehr beliebt. — Im Südwesten der Stadt dehnt sich das Torfmoor bis zum Untersberg aus. Erst in unserem Jahrhundert wurde eine Straße angelegt und das Land zum Theil unter den Pflug genommen, auch der Torf in größerem Maßstab abgebaut. Hier gibt es keine Landhäuser, sondern hier und weiter nordwestlich in der Landgemeinde Maxglan ist der Sitz der ärmeren Bevölkerung, wie sie sich in der Nähe größerer Städte anzusammeln pflegt. Die Moorbäder genießen einen gewissen Ruf. — Nach Nordwesten hin, wo die alte Römerstraße nach Augsburg lief, steht ebenfalls ein prunkhaftes Lustschloß aus dem vorigen Jahrhundert, Kleßheim.

Während sich von den Stadtbergen nach Südost und Südwest die Ebene etwa in einer Breite von sechs bis acht Kilometer bis zu den Bergen hin ausdehnt, nach Westen und Nordwesten ohne sichtbare Begrenzung mit der großen Voralpenhochebene zusammenhängt, rückt im Norden und Nordosten das Berg- und Hügelland bis auf ein oder zwei Kilometer an die Stadt heran. Gerade nördlich liegt eine doppelthürmige Wallfahrtskirche, Maria-Plain, von der aus man einen schönen Rundblick über Stadt und Gebirge genießt. Hinter Maria-Plain setzt sich das Hügelland weithin bis an die Mündung der Salzach in den Inn und bis zum Thale der Mattig als eine Hochebene fort, welche durch die Spuren der Gletscher der Eiszeit (Moränenhügel, Gruben und Schuttwälle) uneben gemacht und mit mehreren Seen geschmückt ist. Dieses Gebiet ist der nördlichste Theil des Landes Salzburg, das Grenzland gegen Oberösterreich. Seine hohe Lage — überall mehr als 500 Meter — bringt ein etwas rauheres Klima mit sich, doch prangen die Fluren und Wälder in üppigem Grün, die Bevölkerung ist ziemlich dicht und für den Naturfreund ergeben sich sehr schöne Ausblicke auf das Hochgebirge. Hier liegt das alte Kloster Michaelbeuern, die Propstei Mattsee nahe dem Punkte, wo drei Seen zusammenhängen; hier auch am Ende des Wallersees Seekirchen, wo der heilige Rupertus die erste Ansiedlung gründete, als er in das Land kam, die Baiern zu bekehren. Gegen Südost geht das flachwellige Hügelland allmälig in ein stärker bewegtes, von waldigen Bergrücken durchzogenes Gebiet über. Durch dieses führt die Straße von Salzburg nach Ischl an dem ernsten Fuschelsee vorüber nach St. Gilgen am Wolfgangsee, wo die bekannte Zinne des Schafberges einen Eckpfeiler salzburgischen Gebietes bildet. An zwei weiteren Seen des Salzkammergutes, dem Mondsee und Attersee, nimmt Salzburg ebenfalls mit kurzen Uferstreifen theil. Südlich von der Ischler Straße nimmt das Gebirge alpinen Charakter an. Zwischen der Traun im Osten, der Salzach im

Westen und dem Thal der Lammer im Süden breitet sich eine Bergwelt aus, welche sich von den großen Kalkgebirgemassen von Berchtesgaden oder Hallstatt wesentlich unterscheidet, obwohl sie ebenfalls aus Kalkstein besteht. Während nämlich jene aus großen Plateaux mit Steilwänden oder scharfgezackten Graten bestehen, zeigt unser Gebirge regelmäßig gebildete dachfirstartige Schneiden und Kämme, nur hier und da von kleinen Felsstufen durchsetzt. Ein verzweigtes Thalnetz führt die Gewässer zum Theil in den Wolfgangsee, zum Theil in die Alm, welche bei Hallein, und die Lammer, welche bei Golling in die Salzach mündet. Die Thäler sind enge, hoch gelegen und wenig bewohnt. Dunkle, wildreiche Wälder bedecken die Bergabhänge, deren höhere Theile mit dichtem Krummholz oder mit Alpenwiesen bedeckt sind. Die höchsten Gipfel dieses sogenannten Ischler Gebirges sind das Gamsfeld, 2.024 Meter, und der hohe Zinken, 1.762 Meter, der Mittelpunkt des ganzen Systems von Gebirgskämmen. Der nordöstlichste Ausläufer desselben ist der Gaisberg, 1.286 Meter, dessen runde Kuppe gerade über der Stadt Salzburg steht. Von seinem leicht zu erreichenden Scheitel bietet sich ein sehr lehrreicher und malerischer Überblick der Ebene von Salzburg und ihres Bergrandes; er ist gewissermaßen der Aussichtthurm von Salzburg, von welchem aus man auch die Lage der Stadt und deren geologische Eigenthümlichkeiten, wie sie in der Einleitung beschrieben wurden, am leichtesten überschaut.

Sind wir so von unserem Rundgang um die Stadt nach einer Abschweifung, die uns bis an die Grenzen des Salzkammergutes geführt hat, wieder dahin zurück geführt worden, so sehen wir uns vor die Aufgabe gestellt, das mächtige Gebirge zu besprechen, welches den Südhorizont der Stadt begrenzt und durch Höhe, kühne Formen und seine während des größten Theiles des Jahres andauernde Schneebedeckung sich als der bedeutendste und auffallendste Theil der Rundschau darstellt. Aus ihm tritt wieder eine Bergmasse besonders hervor. Ein langer, hoch hinauf bewaldeter, obenhin felsiger Rücken, der an seinem östlichen Ende in steilen Felswänden abbricht; eine gewaltige dunkle Masse, deren bedeutende Größenverhältnisse erst klar werden, wenn man mit dem Fernrohr die Winzigkeit der Alphütten beobachtet, die hier und da an seinen Hängen kleben: so präsentirt sich der berühmte Untersberg (1.975 Meter). Von ihm gilt in erster Linie, daß nirgends sonstwo am Nordrand der Alpen so bedeutende Berghöhen so unmittelbar an die Ebene gerückt sind als bei Salzburg. Im östlichen Theile seines Abhanges kann man auf der Fläche bis unmittelbar an den Bergfuß gelangen, der sich sofort steil zum Gipfel hinauf schwingt; weiter westlich finden sich kleine Hügelwellen, welche gegenüber der bedeutenden Erhebung des Berges fast verschwinden.

So tritt die gewaltige Masse in den schärfsten Gegensatz zu der Fläche, aus der sie aufragt. Dies war ohne Zweifel die erste Veranlassung, weßhalb die Bewohner gerade

diesen Berg zum Träger der Sage gemacht haben, ebenso wie auch anderswo die Sagen an jene Berge geknüpft wurden, die durch ihr unvermitteltes Aufragen aus der Ebene besonders auffallen. Dazu kommt in unserem Falle noch etwas Anderes. Der Untersberg ist einer der unwirthlichsten Berge; auf ihm ist wenig oder nichts zu holen, nicht einmal für die Alpenwirthschaft ist er geeignet. Was wir in der Ebene von ihm sehen, ist nur die schmale Seite eines dreieckigen Massives, das eine ausgedehnte Hochfläche trägt. Aber diese Fläche besteht nur aus den Wellen eines harten Kalksteines, der infolge der Verwitterung unzählbare Schluchten, Trichter, Gruben und Löcher bildet. Wo noch ein Plätzchen für den Pflanzenwuchs geeignet war, da hat sich zähes und undurchdringliches Krummholz angesiedelt, es ist ein völlig unpassirbares Gebiet. Der Wanderer, der sich da hinein verirrt, — es geschieht wohl selten genug — kann sich allerdings von Dämonen genarrt glauben, wenn er, mühsam Schritt um Schritt dem Gestrüppe und dem rauhen Fels abringend, sich immer wieder in den gleichen Felstrichtern und Schluchten gefangen sieht, von denen eine der anderen vollkommen gleich erscheint. Dazu noch dunkle Höhlen an unzugänglichen Felswänden, aus denen Nebeldampf emporsteigt und kreischend die schwarzen Alpendohlen fliegen. Gelingt es auf gefährlichem Pfade den Eintritt in die Höhle zu erzwingen, dann kann man erst recht glauben in das Geisterreich eingedrungen zu sein. Ein glattes Eisparquet deckt den Höhlenboden und wie weiße Gespenster leuchten aus den dunkeln Winkeln der Höhle hohe Eissäulen — schlanke Gestalten mit langnachschleppenden Gewändern, wie die von der Decke tropfenden Wässer im Winter Eis-Stalagmiten mit breitem Fuße und schlanken Spitzen aufgebaut haben. So ist also der Untersberg der Sitz einer ganzen Anzahl von Sagen geworden, unter denen die von Karl dem Großen, der im Berge schläft, die berühmteste, die von den Zwergen aber wohl die in der Bevölkerung verbreitetste ist.

Am östlichen Fuße des Untersberges strömt der Almfluß, welcher aus dem Berchtesgadener Ländchen kommt, und jenseits bis zur Salzach hinüber baut sich eine Hügellandschaft auf, bedeckt mit Gehöften und Ortschaften, im Süden überragt von den Wänden des hohen Göll (2.519 Meter). Dieses malerische Revier birgt in seinem Innern einen Mineralschatz, der in der politischen und wirthschaftlichen Geschichte unseres Ländchens eine sehr große Rolle gespielt hat: das Salz von Hallein und Berchtesgaden. Ersteres Städtchen, seit dem XII. Jahrhundert der Sitz der landesfürstlichen Salzsiedereien, liegt auf einen engen Raum zwischen der Salzach und dem Berge, auf dessen Höhe die Stollen ins Innere der Erde führen, eingezwängt.

Eine aus rothem Marmor im XVIII. Jahrhundert erbaute Wallfahrtskirche bezeichnet schon von weitem die Stätte, wo heute wie schon vor der Ankunft der Römer die werthvolle Gabe der Natur gewonnen wird.

Folgen wir dem noch breiten Salzachthal aufwärts, so rücken wir mit jedem Schritte tiefer ins Hochgebirge ein. Westlich baut sich der hohe Göll stattlich auf, südlich scheinen die breiten Massen des Tännen- und Hagengebirges das Thal abzuschließen und nur der starke entgegenströmende Fluß verkündet, daß irgendwo ein Eingang ins Innere der Alpen vorhanden sein müsse. Der alte und ansehnliche Markt Golling bezeichnet das obere Ende des breiten Thales. Er ist bekannt durch zwei Sehenswürdigkeiten. Am Fuße des hohen Göll bricht aus einer Höhle ein klarer und starker Bach, der sich sofort in zwei Absätzen über steile Felswände hinabwirft und einen sehr malerischen Wasserfall bildet, den Schwarzbachfall. Die zweite Merkwürdigkeit liegt an unserem Wege. Folgen wir nämlich der Salzach noch weiter flußaufwärts, so kommen wir bald zu der Stelle, wo uns klar wird, wie ihr Durchbruch durch das Gebirge so unsichtbar bleiben konnte. Zwischen den Steilwänden des Tännen- und Hagengebirges hat sie sich einen überaus engen Weg gebahnt. Auf nur wenige Meter Breite eingeschränkt, tobt das trübe Gewässer in der Tiefe einer schauerlichen Schlucht, den

Hallein mit dem Dürrenberg.

Gollinger Öfen. Die Straße vermeidet die unpassirbare Enge durch einen Umweg, die Eisenbahn durch einen Tunnel.

Das Thal bleibt auch weiterhin eine schmale Enge, in der zwischen den Wänden der Gebirge nur für den über Trümmer rauschenden Fluß, die Bahn und die Straße karger Raum vorhanden ist. Wir sind im Paß Lueg, welcher im Jahre 1809 vergeblich von den Verbündeten Napoleons angegriffen wurde.

Befestigung im Paß Lueg.

Fast drei Stunden lang hat der Wanderer zu gehen, bis das Thal sich erweitert. Von Westen her mündet ein Seitenthal, von hohen, meist schneebedeckten Bergen umrahmt; an der Einmündungsstelle breiten sich die Werksgebäude des Eisengewerkes Sulzau aus. Nochmals folgt eine Enge; Fluß und Bahn umziehen einen bewaldeten Bergvorsprung, auf dem altes Mauerwerk sichtbar wird, aber erst wenn wir außerhalb des Passes sind und nordwärts blicken, übersehen wir den stattlichen Bau des Schlosses Werfen, das als Sperre den Zugang zum Lueg von der Innenseite schließt. Im XI. Jahrhundert als Schlüssel des Gebirgslandes erbaut, hat es im Mittelalter viele Kämpfe gesehen; jetzt verdankt es nur seiner malerischen Lage am Fuße des hochaufragenden Tännengebirges seine Erhaltung.

Mit der Durchschreitung des Lueg sind wir in den Pongau gelangt. Aber ehe wir die Wanderung fortsetzen, sei noch ein Blick auf das Gebirge geworfen, das wir auf so

engem Pfade durchschritten haben. Das Hagen- sowie das Tännengebirge sind Kalkmassen von nicht ganz 2.000 Meter relativer Höhe, welche, ähnlich wie der Untersberg, mit sehr steilen, fast durchaus ungangbaren Wänden in die Thäler abstürzen und auf ihren Höhen ausgedehnte unwirthliche Flächen tragen. Spärlich und mühsam sind die Aufstiege, nur für Schafweide geeignet die steinigen Hochmulden. Umso besser aber gedeiht hier, ungestört durch das Treiben der Menschen, das edle Gemswild. Besonders seitdem von reichen Jagdfreunden die Schafweiden angekauft wurden und der Viehtrieb eingestellt ist, gehören diese Gebirge unter die ersten Gemsreviere der Alpen. Ja selbst der Steinbock, welcher noch im späten Mittelalter hier gehaust hat, freilich auch damals nicht ohne künstlichen Nachschub aus dem Zillerthale, ist neuerdings aus den Bergen Piemonts auf das Tännengebirge verpflanzt worden, und nach mancherlei Mißgeschick scheint jetzt die Fortdauer dieses prächtigen Wildes gesichert, das so vortrefflich in die wilde und großartige Landschaft paßt.

Schloß Werfen.

Den größten und ältesten Ruhm edlen Waidwerkes genießt aber das Hagengebirge und besonders das zwischen ihm und der übergossenen Alpe eingesenkte Blühnbachthal. Im Süden, Westen und Norden von fast unzugänglichen Wänden eingeschlossen, nach

Osten gegen den Paß Lueg nur durch eine enge Schlucht zugänglich, liegt ein ziemlich breites Thal, in der Sohle sowohl als auch an den Hängen hinauf bis zu den Wänden und den Grenzen, welche die Natur dem Baumwuchs steckt, bedeckt mit dichtem Forste. Nur in der Mitte, etwa anderthalb Stunden vom Thaleingang, ist eine weite Lichtung gelassen und auf dieser liegt ein geräumiges Jagdschloß, im XVII. Jahrhundert vom Erzbischof Wolf Dietrich erbaut. Fragt man, wozu wohl in dieser Waldeinsamkeit ein Schloß gedient haben mag, das für Hunderte von Menschen und Pferden Raum darbietet, so gibt die Geschichte des Jagdbetriebes genügenden Aufschluß. Die Abgeschlossenheit des Thales, welche dem Hochwild das Entrinnen völlig unmöglich macht, ließ es besonders geeignet erscheinen für die sogenannten eingestellten Jagden. Durch Hunderte von Treibern wurde das Wild vor der Jagd allmälig in den innersten Winkel des Thales gedrängt und dann durch Plachen eingestellt. Darauf nahm der hohe Jagdherr sammt seinen fürstlichen Gästen an der Plache seinen Stand, das Wild wurde ausgetrieben und „nach Abschießung einiger Capitalhirsche" war das Vergnügen beendet, für welches Hunderte von Menschen wochenlang thätig gewesen waren. Da brauchte man für Gefolge, Köche, Jagdpersonal und Treiber freilich große Räume. Jetzt geht es stiller in Blühnbach zu, wenn auch gewiß nicht weniger waidmännisch, wofür die vielen Hunderte von Geweihen und Gamskrickeln, welche die Wände aller Corridore und Gemächer des Schlosses bedecken, Zeugniß ablegen.

Das Bergmassiv, welches das Blühnbachthal nach Süden abschließt, ist die höchste Erhebung der salzburgischen Kalkalpen. Bis 2.938 Meter thürmt sich die ganze Schichtfolge der Triasformation in regelmäßigen Lagen auf, in einer steilen Wand nach Süden abbrechend, während sich oben eine nach Norden abgedachte Hochfläche ausdehnt. Diese trägt ein breites Firnfeld, den „ewigen Schnee", von dem wie von der Blümlisalp in der Schweiz die Sage geht, daß hier einst eine üppige Alpe gewesen sei, über welche infolge des sträflichen Übermuthes der Senner das Verhängniß hereingebrochen ist. Der höchste Punkt, der „Hochkönig", liegt hart am Südrand und beherrscht eine sehr bedeutende Rundschau. Vor sich in der Tiefe sieht der Beschauer ein verhältnißmäßig niedriges mit Wäldern und grünen Matten bedecktes Bergland, das Thonschiefergebirge, welches sich hier zwischen den Kalkalpen und Centralalpen einschiebt. Dahinter erscheint die Furche des Salzachthales, welche das Schiefergebirge in gerade west-östlich laufender Linie begrenzt. Darüber aber baut sich überaus stattlich, soweit das Auge reicht, vom fernsten Westen bis zum fernsten Osten die Hauptkette der Ostalpen auf, die hohen Tauern. Wir haben hier den Typus einer echten Gebirgskette vor uns: ein beeister Hauptkamm, von dem sich in großer Anzahl parallele Querkämme abzweigen. Gerade nach Süden sehen wir von unserem Standpunkte zwischen jene zwei Querkämme hinein, welche das Rauriserthal einschließen; die folgenden nach rechts und links zeigen sich je weiter entfernt, desto mehr

coulissenartig von der Seite. Alle Hochgipfel, vom Ankogl und Hochnarr zum Großglockner, Wiesbachhorn und Großvenediger sind sichtbar. Ein großartiger Anblick, der umso imposanter wirkt, als das dazwischen liegende Schiefergebirge einen weiteren Gesichtskreis

Steinböcke im Tännengebirge.

möglich macht. Unmittelbar an dem steilen Südfuß des Hochkönig liegt das Kupferbergwerk von Mitterberg in einer Höhe von 1.500 Meter. Sind seine alten Baue höchst merkwürdige Zeugen einer vor aller geschichtlichen Erhellung liegenden Industrie, so ist der gegenwärtige Bergwerksbetrieb der einzige noch blühende Zweig an dem einst so stattlichen

Baum des salzburgischen Bergwesens. Bis vor kurzem fand die Verhüttung der gewonnenen Erze in Mühlbach unterhalb Mitterberg statt; neuestens hat man die Hütte in das Salzachthal hinaus verlegt, um der Bahn näher zu sein.

Damit sind wir wieder auf unseren Weg zurückgelangt. Denn nur wenige Kilometer oberhalb Werfen haben wir das Hauptthal wieder betreten. Hier, nahe dem Ausgange des Mühlbachthales, liegt nördlich Bischofshofen, die älteste Ortschaft des Pongaus, wo der heilige Rupertus im VIII. Jahrhundert eine Zelle gegründet hat. Jetzt ist es

Im Blühnbachthal, mit Scene aus dem Jahre 1600.

wichtig geworden als Eisenbahn-Knotenpunkt, indem von hier die Bahnlinie abzweigt, welche durch das Fritzthal in das Ennsthal und weiter nach Steiermark führt. Dort, wo das Mühlbachthal mündet, befindet sich ebenfalls eine sehr merkwürdige vorgeschichtliche Fundstätte, der Götschenberg, auf dem Ringwälle, Steinwerkzeuge und Bronzegeräth gefunden worden sind.

Folgen wir dem gleichmäßig wohlangebauten Thalgrunde aufwärts, so leuchtet uns schon von weitem von einer hohen Thalterrasse herab eine stattliche Ortschaft mit doppelthürmiger Kirche entgegen, der Markt St. Johann, der Hauptort des Pongaus. Er liegt an einer geographisch bemerkenswerthen Stelle, nämlich dort, wo die Salzach nach einem neunzig Kilometer langen westöstlichen Laufe plötzlich nach Norden umbiegt, während

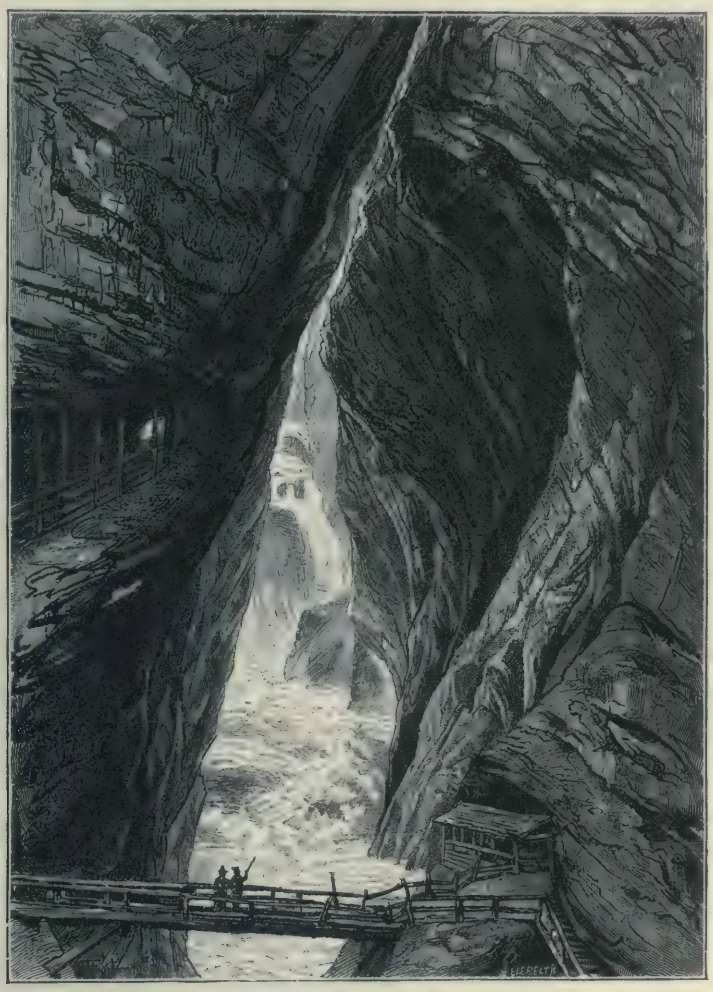
Im Blühnbachthal, mit Scene aus dem XVIII. Jahrhundert.

jenseits einer niedrigen Wasserscheide die bisherige Thalrichtung von der Enns weitergeführt wird. Da außerdem hier zwei Tauernthäler, das Großarl- und Kleinarlthal, nicht fern von einander münden, so bildete sich vorlängst ein Verkehrs-Knotenpunkt. In neuerer Zeit drohte der Verlust dieses Vorzuges, da die Bahnabzweigung zwei Stunden weiter abwärts nach Bischofshofen verlegt wurde. Doch fand sich rechtzeitig ein sehr wirksames Zugmittel für den Fremdenbesuch in der großartigen Felsschlucht, in welcher der Bach des großen Arlthales die letzte Stufe am Ausgange des Thales durchbricht. Sie ist ohne Zweifel eine der größten Sehenswürdigkeiten der Alpen, und St. Johann dankt der Erschließung dieser bis 1876 ganz unzugänglichen und unbekannten Liechtensteinklamm den Besuch von vielen tausend Fremden im Jahre. Der innerste Theil der Klamm ist ein kaum zwei bis drei Meter breiter Schlund bei einer Höhe von 50 bis 60 Meter, so zwar, daß nur ein schwacher Tagesschimmer in die grausige Tiefe dringt, in welcher ein starker Bach schäumt und tost, der außerhalb der Alpen für einen leidlichen Fluß gelten würde. Der Glanzpunkt ist aber der Schluß der Klamm, wo der Bach sich in einer hohen Kaskade in die dunkle Tiefe der Schlucht stürzt. In der Mittagsstunde, wenn die Sonne ihre Strahlen durch den Wasserfall in die Klamm sendet und hier alles Licht nur von dem weiß schimmernden stäubenden Gewässer ausgeht, entsteht ein unvergleichlicher Lichteffect. Innerhalb der Klamm zieht sich das Großarlthal noch 25 Kilometer lang ziemlich einförmig fort bis zu dem Übergang der Arlscharte nach dem Maltathal — einem merkwürdigen Punkte, denn hier ist das Ende der einheitlichen vereisten Hauptkette der Alpen, welche sich von da ab östlich in zwei Ketten theilt, die an Höhe bedeutend abnehmen. Früher blühte im Großarlthal der Bergbau, jetzt ist Alles todt und öde. Von Hüttschlag führt ein viel begangener Übergang über den Gamskahrkogl ins Gasteinerthal.

Das Kleinarlthal, welches ebenfalls bei St. Johann mündet, läuft dem Großarlthal östlich parallel, biegt aber bei seinem Ausgange scharf nach Westen um. An der Biegungsstelle führt ein jetzt flußloses Thal fast eben zur Enns hinüber, woraus hervorgeht, daß das Kleinarlthal einst zum System dieses Flusses gehört hat, aber durch die stärkere Erosionskraft eines zur tiefer liegenden Salzach ablaufenden Baches abtrünnig gemacht worden ist. An der Umbiegungsstelle liegt der Markt Wagrein, weiter einwärts im Kleinarlthal ein kleiner See, dann folgt eine sehr hohe und steile Thalstufe und oben sieht sich der überraschte Wanderer am Ufer eines größeren Seespiegels, des Tappenkahr-Sees, welcher, in einer Höhe von 1.762 Meter gelegen, von baumlosen und felsigen Hängen eingeschlossen, einen sehr ernsten Charakter trägt. Die ihn umgebenden Hänge bilden die größte Alpe des Landes, wohin das Vieh aus dem ganzen Pongau getrieben wird.

Außer den beiden Arlthälern gehört nur mehr ein Tauernquerthal zum Pongau — freilich das längste, bevölkertste und wichtigste von allen, das Gasteinerthal, ein durch

die merkwürdigsten und edelsten Schätze der Natur, Gold und heilkräftiges Gewässer, gesegneter Landstrich. Wenn wir von St. Johann der Salzach aufwärts folgen, um zum Eingange des Gasteinerthales zu gelangen, so treffen wir bald auf die Ortschaft Schwarzach, denkwürdig als der Vereinigungsort der im Jahre 1731 aus Salzburg



Die Liechtensteinklamm.

vertriebenen Protestanten. Noch wird der Tisch gezeigt, an welchem sie sich durch gemeinsames Nippen am Salze Standhaftigkeit im Glauben gelobt haben sollen. Oberhalb Schwarzach liegt der Markt St. Veit und nicht weit davon das Schloß Goldegg, von welchem eines der ersten salzburgischen Adelsgeschlechter des Mittelalters den Namen trug. Noch vor zwei Jahrzehnten befand sich in diesem Schlosse ein Saal mit Wandmalereien aus dem Beginn des XVI. Jahrhunderts im besten Stile der damals blühenden Renaissance.

Er ist leider erst seither fast vollkommen zerstört worden. Im Salzachthal aufwärts gelangen wir nach Durchschreitung mehrerer Thalengen, wo der Raum für die Bahn mühsam dem Fels abgerungen ist, an die Einmündungsstelle der Gasteiner Ache. Es öffnet sich eine düstere Felsschlucht, in welcher ein stattlicher Wasserfall schäumt. Doch nur einen Augenblick ist dem mit der Bahn Vorbeifahrenden das Bild vergönnt; gleich darauf hält der Zug in der Station Lend-Gastein. Wir verlassen die Bahn und folgen den steilen Straßenwindungen, welche unmittelbar beim Orte Lend beginnen. Bald eröffnet sich der Blick in die Schlucht, in der die Gasteiner Ache dem erwähnten Wasserfall zueilt. Wieder ein Klammbild, nicht so schaurig als das der Liechtensteinklamm, aber doch sehr malerisch und abwechselnd. Durch eine sehr enge Stelle, wo eine mittelalterliche Burg den Pfad zu sperren vermochte, gelangen wir in die breite und ausgedehnte unterste Stufe des Gasteiner-Thales, welche 200 Meter höher als das Salzachthal liegt. Den Thalgrund erfüllen feuchte Wiesen, Felder und Wälder ziehen sich die Hänge der bis zu den Kämmen begrünten Berge hinan. Mehrere Stunden lang bleibt der Charakter der Landschaft unverändert, bis wir nach Hof-Gastein, dem Hauptorte des Thales, gelangen. Hier schließt sich der breite ebene Thalboden und wir sehen drei Seitenthäler zusammenlaufen, welche mit hohen Stufen ins Hauptthal absetzen, westlich das Angerthal, östlich das Kötschachthal, durch welches verschneite Gipfel herableuchten, und in der Mitte das Thal von Wildbad-Gastein, welches als die Fortsetzung des Hauptthales gilt.

Hof-Gastein war im XVI. Jahrhundert der Sitz der reichen Bergherren Zott, Weitmoser und Anderer, deren prunkhafte Häuser und Grabmäler die alleinigen Zeugen des längst verschwundenen Wohlstandes geblieben sind. Jetzt ist die Therme eine bei weitem größere und wichtigere Einnahmequelle für das Thal geworden als der Goldbergbau und Hof-Gastein nimmt insofern daran Antheil, als man eine Leitung des heißen Quellwassers vom Wildbad hierher angelegt hat. Es ziehen auch viele Badegäste den ruhigeren Aufenthalt hier dem Gedränge im Wildbade vor. Dort ist in der That Alles gedrängt, die Häuser, die Menschen, die Natur. Eine eigenthümlichere Lage läßt sich nicht leicht denken. Die Quellen brechen gerade da aus dem Fels hervor, wo das Thal in einer sehr bedeutenden Stufe absetzt. Auf eine Strecke von etwa einem Kilometer beträgt das Gefälle der Ache über zweihundert Meter, so daß sie an einer Stelle in einem Wasserfall sich fast ganz in weißen Schaum auflöst. Unter diesem Wasserfall hervor laufen die Leitungsröhren der Quellen und um ihn herum auf den sehr steil geneigten Bergabhängen haben sich mit der peinlichsten Ausnützung auch des kleinsten Fleckchens die Häuser des Badeortes angesiedelt. Daß die Grundfesten des einen Hauses höher liegen als das Dach des vorigen, wiederholt sich nicht einmal, sondern drei- und viermal über einander. Noch vor dreißig Jahren waren diese Häuser größtentheils schlichte braune Holzgebäude; seither ist das schwierige

Wildbad-Gastein mit dem Wasserfalle.

Problem, ein Dutzend Hotels, zahlreiche Villen, Kirchen, Promenadehallen und Badehäuser ohne einen Fuß breit ebenen Bodens zu errichten, neuerdings mit Stein und Ziegel in Angriff genommen und gelöst worden. In jüngster Zeit hat Seine Majestät der Kaiser auf Bitte der Landesvertretung die Erwerbung des landschaftlichen Besitzes von Gastein für das Allerhöchste Privatvermögen genehmigt.

Das Thermalwasser hat eine Temperatur von 39° Réaumur, ist chemisch vollkommen reines Wasser ohne jeden Zusatz und wird zum Baden, nicht zum Trinken verwendet. Sein Ruhm ist weit verbreitet, reicht aber kaum über das XV. Jahrhundert zurück. Seither ist es freilich in fortwährend steigendem Maße von zahllosen Leidenden aus ganz Europa besucht worden. Das angenehme kräftige Bad, die Bewegung in der frischen Gebirgsluft, die hohe Lage (1.100 Meter) wirken auf alte Leute, wie es scheint, besonders belebend. Sonst wird das Bad besonders von Gichtleidenden benützt.

Kommt man aus einem der Nachbarthäler über ein Gebirgsjoch nach Gastein, so wirkt der Gegensatz zwischen der naturwüchsigen Einfachheit, die man verlassen hat und den Formen der verfeinerten Civilisation, in die man mit einem Schlage hineingerathen, ganz überraschend. Zu diesem eleganten Treiben die steilen, häufig beschneiten Berge, der tosende Wasserfall, — es ist ein eigenes Bild, wie es selbst in den Alpen nicht wiederkehrt.

Oberhalb der Stufe des Wildbades folgt abermals ein ganz ebener Thalboden, an dessen oberem Ende der alte Hüttenort Böckstein liegt, wo die Pochwerke des Goldbergbaues auf dem Radhausberge sich befanden. Hier sind wir am Fuße des goldhaltigen Gebirges. Ein Gneißgang, sehr quarzhaltig, zieht am Bergabhang nahe den Firsten hin. Er liefert aber kärgliches Erträgniß. Sehr dünn sind die feinen Goldblättchen im harten Quarze gesät, so daß gewaltige Mengen des letzteren gepocht werden müssen, um ein nennenswerthes Gewicht an Gold zu ergeben. Gegenwärtig bewegt sich der Betrieb gerade noch an der Grenze eines Ertrages, während er einst eine Quelle des Reichthums für Land und Regierung war. Um zu erklären, wie er so verkommen konnte, braucht man weder eine Verschlechterung der Erzmittel anzunehmen, noch die Ausweisung der protestantischen Bergleute heranzuziehen; die Verringerung des Goldwerthes seit dem XVI. Jahrhundert und die im Verhältniß gestiegenen Herstellungskosten erklären die Sache zur Genüge. Hinter Böckstein verengt sich das Thal abermals; mehrere Wasserfälle bezeichnen schärfere Stufen und nach etwa zwei Stunden gelangen wir auf den obersten Thalboden, das 1.600 Meter hoch gelegene Naßfeld. Eine ebene, grüne, aber baumlose Fläche, eingesäumt von schön geformten, zum Theil firnbedeckten Bergen, bietet den Anblick heiterer Ruhe bei großartigem Ernste. Den tiefsten Punkt des rückwärtigen Bergkranzes, der Mallnitzer Tauern, benützt man zum Übergang nach Kärnten. Bei Böckstein vereinigt sich mit dem Naßfelderthal das Anlaufthal, dessen Hintergrund der höchste Gipfel unter den Gasteiner Bergen,

der Ankogl (3.253 Meter) ziert. Aus dem Anlaufthal führt ebenfalls ein Übergang nach Kärnten, der Korntauern, über welchen eine Römerstraße geführt haben soll. Doch fehlt die sichere Beglaubigung durch Funde, daß die noch sichtbaren Straßenreste römisch sind.

Die alte und noch heute volksthümliche Bezeichnung Pongau erstreckt sich zwar nicht auf die obersten Verzweigungen des Ennsthales; da dieses jedoch in den Verwaltungsbereich der Bezirkshauptmannschaft St. Johann gehört, so kann es hier angeschlossen werden. Es führen, wie schon erwähnt, zwei Hauptwege vom Salzachthal zum Ennsthal. Der eine folgt dem Thale der Fritz, welches unterhalb von Bischofshofen mündet, ihn hat

Das Naßfeld bei Gastein.

die Bahn eingeschlagen; der andere dem Kleinarlthal bis Wagrein, dann dem erwähnten Trockenthal. Beide treffen nahe dem Punkte zusammen, wo die Enns aus der Nordrichtung in die Ostrichtung umbiegt, indem sie das Tauernquerthal der Flachau verläßt und in das große Längsthal übertritt. Hier liegt Altenmarkt. Wenige Kilometer abwärts folgt auf einem hohen Rande des sonnseitigen linken Ennsufers das Städtchen Radstatt, welches im Jahre 1886 das sechshundertjährige Jubiläum der Verleihung eines Stadtrechtes feierte. Hier zweigt die wichtige Straße über den Tauern ab, der erste fahrbare Übergang über die Hauptkette der Alpen vom Brenner an, der Zugang nach dem Lungau, dem obersteirischen Murthal, nach Mittel- und Ober-Kärnten, Krain und Italien. Wenn man beachtet, ein wie großer Theil der salzburgischen Besitzungen im Lungau, in der Steiermark und Kärnten sich befand, so kann man ermessen, welche Wichtigkeit die

Beherrschung des Tauern für die Erzbischöfe hatte. Jetzt hat sich das Alles geändert. Die Bahn umzieht die Tauernkette in weitem Bogen und die alte Straße dient nur mehr dem Verkehr mit dem Lungau. Außer den zwei erwähnten Straßen gibt es nur noch ein mühsam über Berg und Thal klimmendes Sträßchen, welches, von Golling abzweigend, über Abtenau am Nordfuß des Tännengebirges die Lücke zwischen diesem und der Gruppe des Dachsteins benützt, um ins Thal der Fritz und von diesem in das der Enns zu gelangen.

Pinzgau.

Der südwestliche Theil des Herzogthums Salzburg wird mit der für die Theile dieses Landes seit uralter Zeit üblichen Gaubezeichnung der Pinzgau genannt.

Salzburg gilt mit Recht als eines der prachtvollsten Alpenländer, Pinzgau aber ist infolge der großartigen Erhebung seiner verschiedenen Gebirgsformationen angehörenden Berge und der damit zusammenhängenden Naturerscheinungen: im reinsten Weiß des Firns erglänzende Hochspitzen, wildzerrissene Gletscherströme, mächtige Wasserstürze, träumerische Bergseen, dunkle Forste und smaragdgrüne Matten, der schönste Theil des Landes. Ehe wir Einzelheiten kennen lernen, sei der Gau im Großen und Ganzen ins Auge gefaßt.

Die Grenze zwischen der centralen und der nördlichen Zone der Alpen zieht, nachdem sie in Tirol aus dem Unter-Innthal den Ziller aufwärts nach Zell gelaufen ist, von da über die Gerlos und den Gerlossattel an die Salzach herüber. Das Flüßchen ist wenig entfernt in der nordwestlichen Ecke des Pinzgaues in der Kitzbüheler Gebirgsgruppe nahe dem aussichtsreichen Joche der Brixener Höhe auf einer Höhe von circa 2.000 Meter entsprungen, vereinigt sich bald mit der wasserreicheren Krimmler-Ache und läuft dann, durch immer neue Zuflüsse zumeist aus Süden verstärkt, und mit ihm läuft die erwähnte Grenze zwischen den Central- und Nordalpen fortan in östlicher Richtung.

Das Thal der Salzach als das Hauptthal mit allen seinen Seitenthälern von der Westgrenze des Gaues bis Walchen bildet Oberpinzgau. Daran reiht sich an dem nach Osten gerichteten Laufe der Salzach bis in die Gegend von St. Georgen Mittelpinzgau und an diesen in der östlichen Fortsetzung bis Lend Unterpinzgau.

Allein Mittelpinzgau macht noch einen Vorstoß nach Norden. Im Salzachthal gelangt man an die Lücke in den nördlichen Thalbergen, wo zunächst nahe der Salzach der Zeller See flutet. Er gehört noch zum Flußgebiet der Salzach, jedoch scheidet ihn ein niedriger Höhenrücken von dem zweiten bedeutenden Gewässer des Pinzgaues, der Saale oder Saalach, die von Westen aus ihrer Geburtsstätte, dem Thale Glemm, in die sich weit nach Norden fortsetzende Lücke tritt. Sie schlägt hier gleichfalls die Richtung nach Norden ein und behält dieselbe im breiten Thale bis Saalfelden und bis an den Fuß des steinernen Meeres, sowie im weiteren Laufe zwischen den Kalkstöcken der Nordalpen mit einer kleinen

Die Kitzlochklamm bei Taxenbach.

westlichen, dann östlichen Ausbiegung bis an die Grenze Baierns bei. Wie das übrige Pinzgau blos aus dem Thale der Salzach und seinen Nebenthälern, so besteht der nördliche Theil Mittelpinzgaues nur aus dem Thale der Saale und den Thälern ihres Flußgebietes.

Die Bergumwallung des Salzachthales auf der Nordseite ist ein Theil der Kitzbüheler Gebirgsgruppe, der Südrand ein Theil der gewaltigen Hauptgruppe der Centralalpen, der hohen Tauern. Von dem westöstlich verlaufenden Tauern-Hauptkamme, soweit er Pinzgau angehört, steigen, von kleineren abgesehen, zehn größere, rechtwinkelig auf ihn gestellte Querthäler von Süden nach Norden in das Längenthal der Salzach herab und in diesen Thälern, in deren Hintergrund sich zahlreiche, dem Großvenediger (3.673 Meter) und Wiesbachhorn (3.577 Meter) an Höhe nur wenig nachstehende Eisspitzen aus den Untergruppen des Venedigers, Granatspitzes, Großglockners und der Rauriser Goldberge erheben, haben wir die eigentliche Pracht des Pinzgaues zu suchen. Im Thale der Saale dagegen fesseln das Leoganger- und das Loferer Gebirge, das steinerne Meer und die Reiteralpe die Aufmerksamkeit durch das Charakteristische der Nordalpen überhaupt: mächtige Kalkstöcke, welche in steilen Felswänden zum Thale hinabstürzen, während sie in kühngestalteten Hörnern und Zinnen himmelan streben. Zur Wanderung durch den Pinzgau wählen wir den Weg aus Osten und treten bei Lend in Unterpinzgau ein.

Die Salzach ist nach langem trägen Laufe durch Ober- und Mittelpinzgau dadurch, daß sich eine Strecke flußaufwärts bei Bruck die Thalgehänge genähert haben und sich ihr Bett und der Bahnkörper der Salzburg-Tiroler Gebirgsbahn nur schwer in die schmale Thalsohle theilen können, unruhig geworden und wogt und braust vor Lend vorbei. Nahebei erreicht die Gasteiner Ache in einem großartigen Falle das Salzachthal, um sich sogleich mit dem Flusse zu vereinigen. Am Falle stehen die Werksgebäude der aufgelassenen Schmelze der Gasteiner Goldbergwerke, welche in neuester Zeit eine Verwendung zur Asbesterzeugung gefunden haben. Heute hat Lend blos durch die Abzweigung der Straße nach Gastein Bedeutung. Außerdem führt von hier ein Sträßchen über das hochliegende, weit hinauf im Salzachthal sichtbare Embach in das Thal Rauris. Ungleich größeren Genuß gewährt es jedoch, dieses Seitenthal des Pinzgaues von der nahe unterhalb des kleinen Marktes Taxenbach und des Hügels, auf dem eine fast zur Ruine gewordene Burg trauert, gelegenen Eisenbahnstation Rauris-Kitzloch zu besuchen. Unmittelbar bei der Station ergießt sich die Rauriser Ache in die Salzach und ihrem Lauf entgegen betritt man in wenigen Minuten das Gebiet der Kitzlochklamm. Die Klamm hat den Vergleich mit der benachbarten Liechtensteinklamm bei St. Johann im Pongau nicht zu scheuen. Mag sie von der letzteren an Wildheit übertroffen werden, an malerischer Schönheit der Wasserpartien, darunter der hohe Wasserfall, sowie in den Felsbildungen übertrifft sie ihre Rivalin. Nach einer halbstündigen Wanderung durch die Klamm und einer etwas längeren auf dem

parkartigen Wege am rechten Ufer der Ache gelangt man an die Straße von Lend und in einer weiteren Stunde in den Markt Rauris. Hier hat der einstige Gewerkenwohlstand an einigen alten Gebäuden und an der großen Kirche seine Spuren hinterlassen.

Das Thal hat sich erweitert und die eisigen Höhen am Thalschlusse des Hüttwinkls sind sichtbar geworden. Rauris entspringt nämlich auf dem Centralkamm der hohen Tauern in zwei Thalästen, dem bis zur Mündung des Thales nördlich laufenden Hauptthal Hüttwinkl und dem Seidlwinkl, welcher sich nach nordöstlichem Zuge eine Stunde südlich vom Markt Rauris bei Wörth mit dem ersten verbindet. Durch den Seidlwinkl führt der

Das Knappenhaus auf dem Goldberg bei Rauris.

Weg nach Heiligenblut, und auf ein paar Häusern von Wörth mit ländlicher Kunstfertigkeit angemalte Saumpferde sprechen davon, daß auch über diesen Tauern einst ein regerer Verkehr stattgefunden hat. Der Fußgänger erreicht vom Markt Rauris in fünf starken Stunden den Schluß des Hüttwinkls mit dem 1.597 Meter hoch liegenden interessanten Kolm-Saigurn, dem Poch- und Waschwerk des Goldbergwerkes auf dem Goldberg.

Von den höchsten Bergen der Untergruppe der Rauriser Goldberge, dem Ritterkopf (3.001 Meter), Hochnarr (3.258 Meter), Goldzechkopf (3.052 Meter), hohen oder hinteren Sonnblick (3.103 Meter), umgeben, über deren unteren Theil mächtige Wässer in die Tiefe stürzen und von deren oberem Theil das Gletschereis leuchtet, gewährt dieser Alpenboden mit den Wohn- und Werkgebäuden ein fesselndes Bild, das wegen seiner ungewöhnlichen Staffage, des hinter den letzteren an den Felswänden hinanklimmenden

Aufzuges, der über der obersten Bergkante sich vom Firmament abhebenden Stangen der Telephonleitung und der Schneestangen unten im Thale selbst, überraschend wirkt. Der Aufzug, eine Holzbahn, auf deren Schienen infolge Ab- und Aufwickelns eines 735 Klafter langen Seiles an einem durch das Gletscherwasser getriebenen Rade ein Karren unter einem Neigungswinkel bis zu 55 Grad die Höhe von 580 Meter in etwa zwölf bis fünfzehn Minuten ab- und aufwärts gleitet, endigt am 2.177 Meter hohen Maschinenhause. Von da ist eine Brems- und Rollbahn bis an das 2.341 Meter hoch hart am Rande des Goldberggletschers gelegene Knappenhaus gebaut, in welchem die Knappen im Winter ihr entsagungsvolles Dasein führen. Der Gletscher steigt nach Süden an seinen hohen Rand hinan, welcher vom Herzog Ernst (2.933 Meter) mit dem 3.131 Meter hohen Schareck dahinter, dem Alteck oder Altenkogl (2.939 Meter) und im Nordwesten vom hinteren Sonnblick (3.103 Meter) noch bedeutend überragt wird. Die höchste meteorologische Station Europas, die Sonnblickwarte, befindet sich seit kurzem auf dem Gipfel des Sonnblick in der Höhe von 3.100 Meter. Sie ist durch Telephonleitung mit dem Markt Rauris und von da durch den Telegraphen mit der übrigen Welt in Verbindung gesetzt und wird der Wissenschaft zweifellos die wichtigsten Dienste leisten. Von Kolm-Saigurn und dem Goldberg führen Übergänge nach Gastein und in das kärntnerische Möllthal, darunter einer durch die „kleine Fleiß" nach Heiligenblut.

Die Eisenbahn führt von der Station Rauris-Kitzloch nach Bruck-Fusch, und hier befinden wir uns schon im Mittelpinzgau. Das Salzachthal hat inzwischen eine veränderte Gestalt angenommen, statt einer engen Schlucht ist es weit und offen. Dazu trägt vornehmlich bei, daß das Thal Fusch im Süden breit mündet und dem Auge ermöglicht ist, über den Thalgrund an der Salzach westwärts bis zu dem sechs Stunden entfernten Schlosse von Mittersill zu schweifen. Über dem Thale treten außer einem Theile des Gebirges im Norden der circa dreizehn Stunden entfernte Plattenkogl (2.029 Meter) im Westen und die Berge im unteren Theile von Kaprun und Fusch im Süden uns entgegen, weiter aufwärts in Fusch aber ragen der trotzige Schwarzkopf (2.763 Meter) und im Hintergrund dieses Thales der beeiste Brennkogl (3.015 Meter) aus dem Tauern-Hauptkamm empor.

Das Thal Fusch zählt zu den größeren Seitenthälern des Salzachthales. Zuerst läuft es ohne Thalstufe lang bis zum Dorfe Fusch nahezu eben fort. Das Sulzbachthal und das Hirzbachthal, in welchem einst ein ergiebiger Goldbau getrieben worden ist, endigen, beide mit ansehnlichen Wasserfällen, in der Nähe des Dorfes. Thaleinwärts folgt aus Osten das Weichselbachthal, auf dessen hohem Thalgrund das stark besuchte Bad St. Wolfgang am Weichselbach, gemeinhin nur das Bad Fusch genannt, gelegen ist. Im Hauptthal beginnt die unterste Thalstufe, nach deren Überwindung sich mit einem Schlage

eines der entzückendsten Bilder in den österreichischen Alpen, der Thalboden von Ferleiten (circa 1.147 Meter) aufrollt. Das Thal weit und grün, die Lehnen darüber sanft und theilweise mit Wald bestanden, der ausnahmsweise auf die Thalsohle herabreicht, als Umrahmung vom Brennkogl bis zum hohen Tenn die stolzesten Firnspitzen mit ihren zu Thal wallenden Gletschern. Die tiefe Einsattlung im Süden, von welcher ein Eisfeld in der gegen den obersten Fuscher Thalboden geneigten Mulde herabhängt, ist die 2.668 Meter hohe Pfandl-Scharte, der bekannte Übergang auf die Pasterze. Westlich reihen sich an sie

Ferleiten.

das spitzige Sinnewelleck und der breite Fuscherkaar-Kopf (3.321 Meter) und unter dem letzteren und den südlichsten Höhen des Westrandes des Thales, des Scheiderückens zwischen Fusch und Kaprun, ist der eigentliche Thalschluß von Fusch, das Käferthal, eingetieft. Allseits brechen in ihm die Gletscher in blauen Eiswänden ab und sinken daraus schäumende Wasserfälle auf seinen Thalgrund.

Noch imposanter jedoch gestaltet sich die Bergumrandung, sobald tiefer innen im Thale der Fusch-Kapruner Kamm mit seinen Hauptspitzen in das Bild getreten ist. Vornehmlich tritt das große Wiesbachhorn, das sich in der fast senkrechten Erhebung von weit über 2.000 Meter von den oberen Fuscher Thalgründen bis zu seiner Spitze (3.577 Meter) darstellt, mit der Firnbedeckung auf der Höhe und an den Flanken und mehreren höher oder tiefer in seinen Riesenleib gebetteten Gletschern in überwältigender Größe auf, und

neben ihm vermag sich nur die phantastisch abgeplattete hohe Dock, der schneeweiße hohe Bärenkopf (3.405 Meter) und der zweigipfelige hohe Tenn (3.331 und 3.369 Meter) noch einigermaßen mit Ehren zu behaupten. Aus Ferleiten zieht der Tauernweg über das Fuscher Thörl und das Hochthor nach Heiligenblut.

Die Eisenbahn geht von Bruck nach Zell am See an dem alten, von seinem dermaligen Besitzer, dem regierenden Fürsten von Liechtenstein, in den jetzigen Prachtbau umgestalteten Schlosse Fischhorn vorbei und fährt darauf nach einer Biegung um den Südwestrand des Zeller Sees bald im Bahnhof des am westlichen Seegestade lagernden Zell am See ein, welcher Markt gegenwärtig im Sommer ein von Fremden mit Vorliebe aufgesuchter Ort in den österreichischen Alpen ist. Das verdankt Zell zum Theil seiner Lage auf einer Landzunge, welche in den inmitten der herrlichsten Gebirgslandschaft gelegenen See vorspringt, jedoch sicher zu gleichem Theile dem Eifer, mit welchem durch Erbauung von Hotels, Anlage von Spaziergängen u. s. w. für die Fremden gesorgt ist.

Der Reiz des Zeller Sees beruht auf der unmittelbaren Umrandung durch das stellenweise bewaldete und bis zu oberst übergrünte Thonschiefergebirge und auf dem unübertrefflichen Wechsel der Scenerie: im Norden die Kalkmauern des steinernen Meeres, im Süden die Tauern-Spitzen und Gletscher am südlichen Rande des Salzachthales und im äußeren Theile seiner Seitenthäler, darunter auffallend der hohe Tenn und das Innbachhorn bei Kaprun, zu denen sich, vom östlichen Seeufer gesehen, noch die kühne Pyramide des Kitzsteinhorns gesellt. Vom Namen Zell am See ist in jüngster Zeit der Name Schmittenhöhe untrennbar. Der vielbesuchte Aussichtspunkt (1.935 Meter) kann sich zu den meist begünstigten alpinen Lieblingen rechnen. Vom Ostufer des Zeller Sees nur wenig entfernt lagert der grüne Hundstein (2.116 Meter), der einen Ruf als vorzügliche Aussichtswarte sowie als Kampfplatz genießt, auf welchem jährlich das Rankeln oder Ringen als ein Volksfest der Pinzgauer stattfindet.

Die Eisenbahn überwindet im Laufe von Zell nordwärts unschwer die niedrige Wasserscheide zwischen dem Zeller See und der Saale und langt mit diesem Flusse durch hügeliges Land auf dem Thalboden von Saalfelden an. Der auf einer Anhöhe sich ausbreitende Markt, die Häuser überragt von der großen Pfarrkirche mit ihrem Quaderthurm, die nahe Cyklopenmauer des steinernen Meeres mit dem gewaltigen Breithorn (2.496 Meter) und die Kalkkolosse von Leogang vereinigen sich zu einem beachtenswerthen Landschaftsgemälde.

Um Saalfelden trifft man eine Anzahl alter Edelsitze an. Der stattlichste daraus, die Burg Lichtenberg, blickt in der Höhe von 913 Meter von einem Vorsprung des steinernen Meeres in das Thal herab. Die Aussicht von ihr und der noch etwas höher liegenden Einsiedelei auf das Thal der Saale, den Zeller See mit seinem lachenden

Zell am See.

Übergangsgebirge, auf die Gletscher der Tauern, dann wieder auf die nahen bleichen Kalkalpen und hinein in die Thäler Leogang und Urschlau kann geradezu entzückend genannt werden. Das Thal Urschlau, welches an der im Hochkönig 2.938 Meter hohen übergossenen Alpe, dem ewigen Schneeberg bei Werfen und am Südostrand des steinernen Meeres entspringt, mündet bei Saalfelden. In Alm, dem Pfarrdorf der vorderen Urschlau, hat die Burg der im Jahre 1561 ausgestorbenen Herren von Alm gestanden, des einzigen Pinzgauer Geschlechtes, welches als Erbtruchsesse ein Erbamt des Erzstiftes bekleidete. Aus der Urschlau klettert man über die Buchauer Scharte (2.281 Meter) auf das steinerne Meer, von Saalfelden führt ein Steig über die Ramseider- und Weißbachscharte dahin.

Bei Saalfelden endigt das im unteren Theile breit gegen das Saalethal geöffnete Thal Leogang, durch welches die Salzburg-Tiroler Gebirgsbahn den Übergang aus Salzburg nach Tirol (969 Meter) vermittelt. In einem Seitenthale, dem Schwarzleothale, steht ein Bergwerk auf Nickel und Kobalt im Betriebe; auf der Nordseite von Leogang ragt der im Birnhorn (2.630 Meter) culminirende Kalkgebirgsstock der Leoganger Berge empor.

Die Straße von Saalfelden nach Lofer läuft fortan im Thale der Saale in nördlicher Richtung. Sie kommt nach Oberweißbach durch die Hohlwege, welche darnach benannt sind, daß sich die Berge aus der Gruppe von Leogang und die des Berchtesgadener Gebirges genähert haben, doch ohne das Thal der Saalach zur Schlucht einzuschnüren. Von Weißbach zieht die Straße nach Berchtesgaden am Hirschbühel hinan, an dessen Fuße die Seisenbergklamm liegt. Die muschelförmigen Auswaschungen ihrer Felsen und ein vom Tageslicht nur spärlich beleuchtetes domartiges Gewölbe, in welches sich das Klammwasser wirft, reihen sie unter die interessanteren Klammen des Landes.

Nördlich von Weißbach findet man hierauf nahe der Loferer Straße im freundlichen Saalethale die sich in mehrere Gänge verzweigende Höhle „das Lambrechts-Ofenloch", dann in einem kurzen Seitenthale des zwischen den Leoganger und Loferer Kalkstöcken eingerissenen Schüttgrabens die Vorderkaser Klamm. Diese Klamm, durch welche der Ödbach oder Almbach stürzt, hat an Enge ihres Schlundes, an Höhe und Windungen der Wände, an denen die Auswaschungen unglaublich hoch hinanreichen, kaum ihresgleichen in den österreichischen Alpen, und eigenthümlich haben sich mehrere von oben abgestürzte Felsstücke zwischen den Wänden so eingekeilt, daß sie der Besucher förmlich über sich schweben sieht.

Nach einer Einschnürung beim Paß Luftenstein hat das Saalethal bei St. Martin und Lofer eine größere Breite gewonnen und das Landschaftsbild wird vornehmlich bei dem am Nordrand des Beckens gelegenen Markt Lofer wirkungsreich; die Hochspitzen der Reiteralpe und jene der Loferer Gruppe: die Ochsenhörner (2.288 Meter und 2.513 Meter), das feine Reifhorn (2.430 Meter) und das Breithorn (2.416 Meter) umstellen mit lichten,

horizontal geschichteten Felswänden im oberen Theile und mit dunklem Walde auf den Vorbergen den saftgrünen Thalgrund. In einem kleinen Thale am Fuße der Loferer Berge, in der Nähe von St. Martin, liegt Kirchenthal mit einer großen vielbesuchten Wallfahrtskirche.

Durch Lofer geht die alte Hauptstraße von Tirol, dessen Grenze westlich nahe beim Markt am Paß Strub, einem Kampfplatz in den Franzosenkriegen 1805 und 1809, liegt, nach Salzburg. Nach einer Enge am Knie-Paß gelangt sie in Unken wieder auf

Saalfelden mit dem steinernen Meer.

einen erweiterten Thalboden: Das Bad Oberrain bei Unken zählt jährlich viele Badegäste, die nahe Schwarzberg-Klamm ist wegen ihrer grotesken Felsbildungen berühmt. Die Straße erhebt sich bald außer Unken wieder und langt am Passe Stein, dessen alter Thorthurm noch erhalten ist, an der baierischen Grenze an.

Wir kehren zum Besuch des westlichen Theiles des Salzachthales im Pinzgau nach Zell am See zurück. Die Straße von Bruck nach Oberpinzgau hält sich an die nördliche Seite des Thales und man überblickt dasselbe von ihr weit auf- und abwärts. Es zeigt im wesentlichen bis Mittersill denselben Charakter. Die breite Thalsohle bedecken zum größten Theil durch Holzzäune gesonderte Wiesen mit zahlreichen Heustadeln, zum Theil auch Getreidefelder. Auf den Abhängen der Nordseite, den Sonnbergen, wechselt der Wald häufiger mit den von Baumgruppen belebten trockenen Wiesen und kommen

auch mehr Getreidefelder vor. Über den Thalgehängen ragen am auffälligsten in der Tauernkette der Bernkogl (2.321 Meter) in Rauris, der Archenkogl (2.257 Meter) in Sulzbach, das Innbachhorn (2.469 Meter) im Süden des Dorfes Kaprun, die große Arche (2.450 Meter) in Mühlbach und die Pihapper-Spitze (2.511 Meter) im Velberthal empor. Die grünen höheren Berge des Nordrandes sind theils über ihren tieferen Ausläufern, theils durch die Ausschnitte der sich von ihnen steil zum Salzachthal herabsenkenden kurzen Thäler sichtbar. Über den Mündungen der großen Tauern-Querthäler dagegen leuchten die Gletscher und Firnspitzen in unser Thal herein. Manches hübsche Bauernhaus mit den ein oder zwei Stockwerke entlang hinlaufenden Holzgalerien und dem Balcon unter dem vorspringenden Dache erfreut das Auge. Einzelnhöfe, Weiler und Ortschaften mit den hohen Spitzthürmen ihrer Kirchen, deren Mehrzahl im Bau ihr hohes Alter verräth, folgen im wechselnden Bilde. Von Schlössern sieht Fischhorn nach Oberpinzgau herauf, nimmt sich Kaprun an der Öffnung des Kaprunerthales gar stattlich aus und beherrscht Schloß Mittersill das Salzachthal in einem weiten Umkreise. Weidendes Pinzgauer Vieh: braune weißgezeichnete Kühe und kräftige Stuten mit ihren flinken Fohlen, dienen als Staffage des groß angelegten Landschaftsbildes.

In Fürth zweigt der Fahrweg nach Kaprun von der Hauptstraße ab. Auf diesem kommen wir wieder an die Salzach und deßhalb mögen einige Worte über die Pinzgauer Sümpfe hier ihren Platz finden.

Pinzgau, besonders Oberpinzgau, leidet seit Jahrhunderten an der Versumpfung des Salzachthales und seit Jahrhunderten ist man redlich bemüht, diese zu beseitigen. Viel ist schon erreicht und gerade die letzten zehn Jahre haben bedeutende Erfolge errungen. Allein die Kalamität ganz zu beheben, verlangt eine unabsehbare Arbeit: die Regulirung nicht blos der Salzach, sondern auch aller ihrer Zuflüsse, welche ihr ein riesiges Stein- und Schuttmateriale zuführen und sie dadurch zwingen, ihr gewöhnliches Bett zu verlassen. Wie gesagt, ist jedoch in der That viel gebessert und vornehmlich um Bruck und Kaprun viel Grund selbst dem Feldbau gewonnen, und in anderen Gegenden mäht heute der Besitzer mindestens sein saures Heu dort, wo sich noch vor Jahren versumpfte Wassertümpel und Schotterbänke befunden haben.

Schloß Kaprun haben, bevor es im XV. Jahrhundert das Erzstift als Lehen eingelöst hat, die Herren von Velben und Puchheim besessen. Es ist dem Los aller erzstiftlichen Schlösser im Pinzgau nicht entgangen, im Bauernkriege 1526 zerstört zu werden.

Das Thal Kaprun schneidet so wie Fusch in die Gruppe des Großglockner ein und beginnt am Tauern-Hauptkamm. Es ist im unteren Theile ausgezeichnet durch Waldreichthum, pittoreske Wasserfälle und coulissenartiges Einfallen seiner Seitenschluchten. Die höhere Thalstufe, der schon über der Baumgrenze gelegene Wasserfallboden (ungefähr

1.600 Meter), tritt mit dem ganzen Ernst der Hochgebirgswelt auf. Auf den braungrünen, durch Wasserläufe durchschnittenen Matten liegen mehrere Alpenhütten und am Südwestrand die Rainerhütte, ein vom österreichischen Alpenverein erbautes Unterkunftshaus. Über dem Thale aber thronen einige der erhabensten Zinnen der hohen Tauern, der hohe Tenn, das kleine und große Wiesbachhorn, die Glockerin (3.420 Meter), der hohe Bärenkopf und Hoch-Eiser (3.204 Meter) und nach Nordwesten hinausgeschoben das Kitzstein-Horn (3.194 Meter). In geringer Höhe über dem Thalboden aber endet das zwischen dem kleinen und großen Wiesbachhorn herabsinkende Wielinger-Kees.

Die Kronprinz Rudolf-Hütte mit dem Weiß-See.

Noch großartiger stellt sich die oberste Thalstufe, der Mooserboden (1.930 Meter), dar. Zu der Bergumrandung des Wasserfallbodens sind noch im Kamm gegen die Pasterze der vordere Bärenkopf (3.253 Meter) und die hohe Riffl (3.340 Meter) gekommen. Rings stürzen die Gletscher zum moorgrünen Thalgrund herab, an dessen Schlusse sich muschelförmig das Ende des großen Karlinger Gletschers wölbt. Im Salzachthal hat bei Walchen das Stammschloß der Herren von Walchen gestanden, deren einer als Friedrich II. den Stuhl des heiligen Rupert von 1270 bis 1284 innehatte.

Im Süden von Uttendorf mündet breit das Stubachthal, das nächste nennenswerthe Querthal der Tauern, dessen Berge der Glocknergruppe und der Gruppe des Granatkogl, 3.082 Meter, angehören. Wegen seiner reichen Gliederung ist es eines der

interessantesten Tauernthäler und möchten wir Fusch mit seiner Ferleiten, Kaprun mit seinem Mooserboden und endlich Stubach als die herrlichsten Thäler des Pinzgaus bezeichnen.

Das Thal theilt sich zuerst unterhalb der Teufelsmühle (2.496 Meter) in die südwestlich eingetiefte Dorfer Öd und das südöstlich verlaufende eigentliche Stubachthal. In letzterem scheidet ein niedriger Rücken das Tauern-Moos mit dem Tauern-Moossee von dem westlichen Theile, dem Thale des Weißenbaches, worin der Grüne See leuchtet, auf den höher oben unter dem Gletscher des Granatkogls der Weiß-See folgt. An letzterem hochromantischen See steht in der Höhe von 2.225 Meter die Kronprinz Rudolf-Hütte, eines der Unterkunftshäuser des deutschen und österreichischen Alpenvereines. Von da geht es vollends zum 2.506 Meter hohen Joch des nach Kals in Tirol führenden Stubacher Tauern hinan. Dagegen setzt sich das Tauern-Moos bis zum großen Ödenwinkl-Kees fort, welches, umstanden vom 3.439 Meter hohen Eiskögele, dem prachtvollen Johannisberg 3.475 Meter auf der Pasterze und der hohen Riffl durch hochalpinen Ernst imponirt.

In Stuhlfelden, dem Sitze des einstigen Propstei- und Kelleramtes, macht sich das Schloß Lichtenau bemerkbar. Markt Mittersill, der Hauptort von Oberpinzgau, hat auf dem nur zu ebenen Grunde an der Salzach Raum genug zu einigen breiten Gassen gefunden. Es wird unbedingt von dem 150 bis 160 Meter über ihm horstenden Schlosse beherrscht, einst der Sitz der Grafen von Oberpinzgau, welche sich nach ihm Grafen von Mittersill nannten. Hierauf hat es durch Jahrhunderte die landesfürstlichen Pfleger beherbergt und ihnen als Amtsgebäude gedient. Erst in der neuesten Zeit in Privathände gelangt, ist es in ausgezeichneter Weise restaurirt worden. Die reizvolle Aussicht von seiner Terrasse umspannt das Salzachthal weit nach Osten und Westen mit den Randgebirgen desselben von jenen Unterpinzgaues bis zum Plattenkogl. Im Süden ist das Velberthal bis in seinen Kern erschlossen. Auch erhält man erst hier im Anblick des schnurgeraden Bettes der Salzach von Mittersill weit abwärts eine Vorstellung davon, wie viel bereits für die Entsumpfung des Pinzgaues geschehen ist. Bei Mittersill beginnt die in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts gebaute Kunststraße über den Paß Thurn nach Kitzbühel. Mittersill wie Stuhlfelden sind Ausgangspunkte für die Besteigung des Geisstein, durch seine Höhe von 2.361 Meter und die Lage in der Mitte vor der Glockner- und Venediger-Gruppe unstreitig die dankbarste Aussichtswarte in der das Salzachthal nördlich begrenzenden Bergkette.

Bei dem nahe von Mittersill gelegenen Velben, wo die zu Anfang des XV. Jahrhunderts ausgestorbenen Herren von Velben gehaust haben, endigt das Velberthal, durch welches man über den Velber-Tauern nach Windisch-Matrei gelangt. Zur Zeit als

über die Tauern überhaupt ein regerer Verkehr stattgefunden hat, ist der Velber-Tauern der besuchteste dieser Pässe gewesen. Wirklich findet man auch im Velberthale zwei Tauern-Häuser, wie solche noch im Krimmler-Achen-, im Fuscher- und im Rauriser-Seidlwinklthale bestehen, das heißt Höfe, deren Besitzer wie früher vom Staate so jetzt vom Lande Bezüge genießen gegen die Verpflichtung, für die Sicherheit der Tauernwanderer durch Erhaltung der Schneestangen, Nachforschung nach Verirrten, Begleitung armer Reisenden, ja für ihre Verpflegung und — Beerdigung Sorge zu tragen.

Mittersill.

Die Tauernhäuser im Velberthale, Schößwend und Spital, liegen schon südlich von der Gabelung des Thales in die südöstlich eingeschnittene Amerthaler Öd und in das Velberthal mit dem Tauernweg. Dieser nimmt seinen größten landschaftlichen Aufschwung dort, wo sich das Freigewände, ein breites zu oberst gezacktes und mit zahlreichen Furchen nach abwärts sinkendes, bis zu höchst übergrüntes Felsgebirge erhebt, in dessen Furchen auch einzelne Schneefelder lagern, während tief unten der durch mehrere Kaskaden belebte Hintersee schimmert. Im oberen Theile führt der Tauernweg bis zum 2.540 Meter hohen Joch durch wüste Steinkaare, an kleinen Wasseransammlungen vorbei, und von den Hochrändern des Thales lenkt nur der im Westen des Joches aufstrebende Felsthurm des Tauernkogels (2.982 Meter) die Aufmerksamkeit auf sich.

Die Physiognomie des Salzachthales von Mittersill aufwärts bis Neukirchen unterscheidet sich nur wenig von derjenigen der Strecke zwischen Bruck und Mittersill, höchstens daß das nördliche Gebirge, die Sonnberge, noch freundlicher zu Thal blicken, daß mehr Auen auf dem Thalgrund zu sehen und auch die Thalgehänge dichter bewaldet sind. Die Kirchen der Dörfer Hollersbach, Bramberg und Neukirchen, dann die Kapelle von Weyer lassen sich auch in dieser Gegend aus ihren Spitzthürmen, Strebepfeilern und anderen Theilen ihres Baues leicht als gothische Gebäude erkennen. Von Schloßbauten kommen nur Einödberg und Hochneukirchen, beide an der nördlichen Thalwand, in Betracht. Das Landschaftsgemälde ändert sich erst, sobald die Hochgebirge über dem unteren Theile vom Habach und den beiden Sulzbachthälern, dann der Westrand des Krimmler Achenthales bis zum Plattenkogl in dasselbe gerückt sind. Namentlich Bramberg mit seinem Spitzthurm und seiner hohen Kirche, überragt von diesen Berghäuptern, gestaltet sich pittoresk; doch dürfte der Maler auch den mitten im Dorfe stehenden schlanken Zirbelbaum von ungewöhnlicher Höhe als das eigentliche Wahrzeichen von Bramberg nicht unberücksichtigt lassen.

Von den Tauernthälern endigt Hollersbach beim gleichnamigen Dorfe. Es theilt sich tief innen und dort in seinem Hintergrund wogt ein See und führen Übergänge in das Gschlöß und zum Windisch-Matreier Tauernhaus. Aus seinem Gebirge ist vor Allem das auf dem Westkamm gegen Habach horizontal gelagerte Watzfeldkees erwähnenswerth.

Auf der Straße folgt nach Hollersbach Mühlbach, ein alter Gewerkenort, der heute leider feiern muß. Seine Kupferbergbaue haben sich auf dem rechten Salzachufer im sogenannten Brennthal befunden. Bei Mühlbach mündet das Mühlbachthal, das bedeutendste Seitenthal im Norden der Salzach. Es krümmt sich von Westen nach Osten um den Wildkogl, während an seiner größten nördlichen Ausbiegung nur wenig nach Norden hinausgeschoben an der Grenze Tirols und Salzburgs der große Rettenstein thront, welcher sowohl wegen seiner Höhe (2.361 Meter), als wegen seines schroffen Kalkaufsatzes mitten im grünen Schiefergebirge der auffallendste der Pinzgauer Nordberge ist. Durch das Mühlbachthal zieht der Saumweg aus dem Salzachthal über das Stangenjoch in das Tiroler Spertenthal.

Der Weyerhof, unterhalb der auf einem niedrigen Hügel vorhandenen Reste der Burg Weyer, bewahrt sein getäfeltes Prunkzimmer seit den Zeiten, wo der Besitzer verpflichtet war, seinen gnädigen Herren, den Bischof von Chiemsee oder dessen Stellvertreter, zu beherbergen. Südlich vom Weyerhof öffnet sich das Habachthal. Seine Berge, besonders jene des Westrandes und des dem Tauern-Hauptkamm angehörenden Hintergrundes, ragen zu großer Höhe, die Nachbarin der beiden Venediger, die eisige hohe Fürlegg, sogar bis zu 3.249 Meter hinan. Diese mit der nahezu senkrecht aufragenden

Der Großvenediger.

Fatzenwand, der grüne durch Wasserstürze belebte Boden mit der Mayeralpe und der ausgedehnte Gletscher über seinem Thalschlusse machen Habach zu einem der ihren Besuch am meisten lohnenden Tauernthäler. In früherer Zeit ist dort auf Smaragde gebaut worden, dermalen jedoch der Bau außer Betrieb gesetzt.

Das Schloß von Neukirchen, jetzt zum Armenhaus verwendet, ist ein Eigen der Herren von Neukirchen gewesen. Der letzte derselben, Georg, gestorben im Jahre 1547, war Pfleger zu Mittersill, und sein Grabstein in der Kirche von Neukirchen bildet die größte Sehenswürdigkeit des Ortes. Oberhalb Neukirchen endigen im Salzachthal die beiden Sulzbachthäler, Querthäler der hohen Tauern, welche an ihrer Ausmündung ein schmaler Zwischenrücken von einander trennt.

An der Mündung von Untersulzbach stürzt das Thalwasser in einer Waldschlucht mit einem einzigen mächtigen Strahl über eine circa 50 Meter hohe Felswand in einen Kessel, dessen Tiefe zu ergründen der daraus emporwirbelnde Wasserstaub nicht erlaubt. Das Thal selbst ist enge und im rückwärtigen Theile eine Steinwüste. Der Gletscher an seinem Schlusse erhebt sich steil zu den Spitzen der Venediger, wovon der kleine 3.479 Meter vom Thalboden, der große 3.675 Meter an höheren Punkten als Schmuck des Thales sichtbar sind. Unter den Mineralien von Untersulzbach nehmen ausgezeichnete Epidote den ersten Rang ein. In dem westlicheren Obersulzbachthal ist die oberste Thalstufe von überraschender Wirkung: ein grüner Thalgrund mit zerstreut liegenden Alpenhütten, umstellt von den Felswänden des östlichen und den Firnbergen des westlichen Thalrandes mit ihren Schluchten, Gletschern und den daraus zu Thal stürmenden Bächen, im Hintergrund das vom Hauptkamm herabziehende Obersulzbachkees, über welchem gewaltige Firnspitzen, darunter in der Mitte und das Bild beherrschend der große Geiger, 3.352 Meter, aufragen. Höher oben am Thalschlusse zeigt sich der Großvenediger östlich vom großen Geiger. Die Ersteigung des großen Venedigers von der Nordseite findet in der Regel von Obersulzbach aus statt und der deutsche und österreichische Alpenverein hat zu ihrer Erleichterung die Kürsingerhütte (2.741 Meter) in diesem Thale erbaut.

Außerhalb Neukirchen tritt die Pinzgauer Thalstraße in die große Dürnbachau. Der Dürnbach verräth sich als einer der bösesten Bäche des nördlichen Gebirges durch die Massen von Schutt, welche er weithin zwischen den Bäumen und dem Strauchwerk der Au abgelagert hat. Seinem Ausflusse schräg gegenüber ergießt sich ein Arm des Wassers aus Obersulzbach, was ebenfalls zur Stauung des Flusses beiträgt, und so findet man in dieser Gegend das Salzachthal noch einmal versumpft.

Aus der Dürnbachau kommt die Straße an die Krausen-Kapelle, bei welcher eine Tafel auf die Ansicht des Venedigers aufmerksam macht. Kaum daß das obere Salzachthal sich anderswo so reizvoll darstellt als hier am Beginn des Rosenthales. Auf einem grünen

Thalboden, der vom Fuß des Nordgehänges bis zur Mündung der Sulzbachthäler reicht, stehen lichte Stein- und dunkle Holzhäuser als Einzelnhöfe oder mehrere beisammen mit den zahlreichen Heustadeln. Von der Endstufe von Untersulzbach hängt das Silberband des Sulzauer Wasserfalles herab. Das Thalgehänge an den Ecken der Sulzbachthäler und auf dem in ihrer Mitte stehenden Mitterkogl bedeckt dunkler Forst. Darüber bauen sich die Wände und Spitzen der höheren Berge auf, von denen hier und da der Schnee erglänzt, in dessen Weiß die Firnberge im Hintergrund, vor Allem der am Schlusse von Untersulzbach gerade über dem Sulzauer Wasserfall thronende große und kleine Venediger gekleidet sind. Wendet sich das Auge dann thaleinwärts, so gewahrt es über der Ruine Hieburg die Neßlinger Wand, welche die junge Salzach bis an ihre Vereinigung mit der Krimmler Ache begleitet, mit den überall, besonders an ihrer Ecke, dem Falkenstein, den Wald durchbrechenden Felswänden und dahinter den Plattenkogl, gegen Osten aber in dem unten bewaldeten, höher oben mattengrünen Schiefergebirge den Gernkogl (2.261 Meter) und den Wildkogl als die namhaftesten Kuppen.

Beim Pfarrdorf Wald mit seiner uralten Kirche schlägt der Salzburg mit Tirol verbindende Fahrweg die westliche Richtung ein. Er führt vor Gerlos an der zu Salzburg gehörigen wilden Gerlos vorbei, einem im sichtbaren äußern Theile nur von Sennhütten belebten ziemlich breiten und ebenen Alpenthale, welches von der Reichenspitze (3.294 Meter) und den ihr benachbarten Gletschern malerisch geschlossen wird.

Unsere Pinzgauer Thalstraße steigt dagegen südwestlich zur Salzach hinab. Bei Wald haben die Sümpfe in der Thalsohle aufgehört, Gehöfte wechseln mit Feldern und Wäldchen ab und liegt auch manches Felsstück auf offenbar festem Boden. Um die Ecke des Falkenstein angelangt, erblickt man auf einem Schuttkegel die Kirche mit ihrem hohen Spitzthurm und die Häuser von Krimml; bald dringt das dumpfe Donnern des Katarakts an unser Ohr und werden wir den untersten und obersten Fall in Waldesmitte gewahr.

Der Krimmler Wasserfall übertrifft an Großartigkeit alle übrigen Wasserfälle in den Alpen. Die Gesammtfallhöhe vom Punkte, wo die Ache das Achenthal im obersten Fall verläßt, bis dahin, wo der unterste Fall auf der Thalsohle bei Krimml anlangt, ist mit 450 Meter gemessen. Auf dieser Strecke bildet die wasserreiche Ache drei Fälle, während sie in den Zwischenräumen mit raschem Gefälle abwärts stürmt. Der mittlere Fall setzt sich aus zwei bis drei Absätzen zusammen, welche als selbständige Fälle betrachtet werden könnten. Im untersten Fall stürmt der mächtige Wasserschwall aus enger Schlucht, sich tausendfach überschlagend, gerade herab, macht hierauf, in dieser Richtung durch Felsen gehemmt, eine Wendung nach rechts und gelangt mit seinen wilden Schaumwogen, insoweit sie nicht in der Luft als Staubregen sich verflüchtigen, in breitem Bogenabsturz in die Thaltiefe. Unerreicht ist jedoch der oberste Fall. Die Flut donnert 200 Meter tief hinab in

ein Gneißbecken. Oben am Abgrund bäumen sich die Wogen hoch auf, kaum aber haben sie den kühnen Sprung gewagt, so erscheinen sie in der wechselndsten Phantasmagorie ihrer Gebilde, mögen sie neben und übereinander abwärts stürmen, zur Tiefe sinkenden Geistergestalten ähnlich, deren weiße Gewänder in Nebel zerfließen oder an emporragenden Felsen zerschellt in unregelmäßigen Schaumlinien sich krümmen und als Staubregen nach aufwärts schweben.

Durch die Bemühungen des deutschen und österreichischen Alpenvereines ist vor wenigen Jahren ein Weg zu Stande gekommen, von welchem Abzweigungen zu den interessantesten Punkten bis hart an den Fall führen, und heute kann man das wundervolle Naturschauspiel in seiner ganzen Größe, aber auch in seiner unbezähmbaren Wildheit würdigen.

Das Krimmler Achenthal zieht lange breit und fast eben fort. Seine Berge gehören auf der Ostseite dem Kamm gegen Obersulzbach, im Süden dem Central-Hauptkamm und auf der Westseite der Zillerthal-Gebirgsgruppe an, denn durch das Thal geht über die Birnlücke (2.672 Meter) die Grenze zwischen der letzteren Gruppe und den hohen Tauern. Dort wo auf der Westseite der Rambach in einem ansehnlichen Wasserfall aus den Gletschern in der Nähe der Reichenspitze die Thalsohle erreicht, steht das Tauernhaus. Bei den südlicher gelegenen Unlaßalpen zweigt vom Hauptthal das Windbachthal ab. Durch dasselbe klimmt der Tauernweg zur 2.635 Meter hohen Scharte des in das Tiroler Ahrenthal führenden Krimmler Tauern empor. Das südöstlich laufende Hauptthal endigt am großen Krimmlerkees, welches von der gewaltigen Dreiherrenspitze, 3.499 Meter, beherrscht wird, und für diesen Ast bildet die Birnlücke den Übergangspunkt nach dem Ahrenthale. Krimml steht mit Tirol nur durch einen Saumweg nach Gerlos in Verbindung. Auf ihm bietet sich auf der Höhe der Platte noch einmal der Blick auf die Krimmler Wasserfälle dar, und obgleich die Entfernung die überraschenden Einzelheiten nicht mehr unterscheiden läßt, ist der Eindruck des Naturschauspiels doch selbst hier noch ein bedeutender.

Lungau.

An der im Hintergrund des Thales Großarl eingetieften Arlscharte enden die hohen Tauern nach Osten und beginnt die östlichste, als steirische Alpen bezeichnete Hauptgruppe der Centralalpen. Diese theilt sich östlich der Arlscharte am Weinschnabl in zwei große Arme. Der nördliche verfolgt zumeist unter dem Namen der kleinen oder niederen Tauern bis weit hinein nach Steiermark eine östliche Richtung. Sein Hauptkamm bildet vom Weinschnabl bis zum Schöneck die West- und Nordgrenze unseres Lungaus, des südöstlichen Theiles des Herzogthums Salzburg. Dagegen hält der südliche Hauptarm vom Weinschnabl bis zu dem an der Südspitze Lungaus thronenden Königstuhl oder Karlnock die südöstliche

Richtung ein. Er trägt bis zum Katschberg als die Untergruppe der Pöllaer Alpen und von da östlich als jene der Stangalpe zumeist die Südgrenze Lungaus. Der Querrücken der kleinen Tauern vom Schöneck nach Süden und jener der Stangalpen vom Königstuhl nach Norden endlich begrenzen den Lungau im Osten.

Von diesem zumeist hohen Grenzrande laufen allseits gegen das Murthal und die Mitte des Gaues convergirende hohe Querkämme aus. Sie lassen nur wenig Raum zu Thalbildungen, und so ist der Lungau, wenn auch nicht gerade die höchste Bodenerhebung Österreich-Ungarns, doch jedenfalls ein hochgelegenes Gebirgsbecken mit rauhem Klima, dessen zwei größte Ortschaften im Längenthale der Mur in einer Seehöhe von 1.068 und 1.021 Meter liegen.

Die Mur entspringt unfern von der Arlscharte in der südwestlichen Ecke des Lungaus. Sie fließt mitten durch Lungau in westöstlicher Richtung und tritt an der Ostgrenze nach Steiermark über. In ihr Flußgebiet gehören mit Ausnahme von einigen unbedeutenden Bächen an der Südspitze des Ländchens, welche zur Lieser entschlüpfen, alle Wässer des Lungaus. Nur die Mur entlang steht der Lungau mit der Welt in leichter Verbindung, während er sonst überall durch hohe Gebirge von den Nachbarländern geschieden ist, und wenn ihn auch uralte historische Vorgänge, die Verdienste des Erzstiftes Salzburg um die Christianisirung der Alpenländer und Schenkungen frühe an Salzburg gebracht haben, so kann doch seine geographische Zugehörigkeit zu diesem Lande, von welchem er durch die Riesenmauer der Tauern getrennt ist, nicht behauptet werden.

Über den einzigen fahrbaren Paß zwischen Salzburg und dem Lungau, den Radstatter Tauern (1.738 Meter), betreten wir den Boden Lungaus. Die vortreffliche Straße, die, wie auf ihr gefundene Meilensteine beweisen, schon von den Römern benützt wurde, beginnt an der Eisenbahn bei Radstadt.

Das oberste Gebiet des Tauern, das Tauernkaar, ist als eine eigentliche Lücke im Kamm weit und offen. Bis zuhöchst übergrünte Mulden legen sich übereinander; selten brechen die Felsrippen durch die obere grüne Schichte, vielmehr ist dieselbe mit der Knieföhre und den Sträuchen des Rhododendron bedeckt und zur Blütezeit der Alpenrosen kleidet sich die Tauernhöhe förmlich in Rosa. Erst in einiger Entfernung von der Straße bauen sich die Hochspitzen über den tiefen Gründen um das Joch auf.

Bis zum Tauerngasthaus Scheidberg, wohin sich die Straße von der Höhe rasch senkt, bleibt der Charakter des obersten Taurachthales derselbe lebensvolle. Nur möge sich Niemand täuschen! Gerade weil die Lücke dem Schneesturm freie Bahn und der weite Grund ihm Raum sich auszurasen gewährt, zählt die Strecke von der Tauernhöhe bis Scheidberg zu den gefährlichsten. Bei Scheidberg wird das Thal durch die Annäherung der östlichen Berge an die Straße enge, die grüne Sohle häufig auf die Breite weniger

Meter beschränkt, der von ihr ansteigende Wald besteht großentheils aus Lärchen. Erst wenn man über die hohe Bergbrücke, wo einst das Blockhaus gestanden hat, an der Vereinigung des Thales Lantschfeld mit dem Tauernthal angelangt ist, gewinnt der Thalgrund einige Breite. Bald sind wir auch im Dorfe Tweng, nach welchem das Thal in der im Lungau gebräuchlichen Bezeichnung der Thäler der Twengerwinkl heißt. Von Tweng bis Mauterndorf ändert sich der Charakter der Landschaft wenig: die Thalsohle schmal, oft ganz vom Wald eingenommen, hier und da Äcker und Gehöfte. Der Rückblick läßt über dem Ausschnitt von Lantschfeld die Wände der Südseite der eigentlichen Radstatter Tauernberge erkennen.

Mauterndorf, der älteste Markt des Gaues, war der Sitz der erzbischöflichen Pfleger, ehe dieselben nach Moosham übersiedelten. Zur Zeit der Blüte des Lungauer Bergbaues wohnten hier auch mehrere wohlhabende Gewerke. Das alte Schloß steht am oberen Ende des Marktes etwas erhöht an der Tauernstraße. In manchen Theilen ist es vollständig Ruine, doch ungebrochen trotzt sein gewaltiger viereckiger Thurm und seine hochinteressante Kapelle mit bewundernswerthen Fresken und einem schönen Flügelaltar ist noch erhalten.

Im Südwesten erhebt sich über Mauterndorf das 2.408 Meter hohe Speiereck. Der Berg, einer der gerühmtesten Aussichtspunkte Lungaus, der am bequemsten von hier aus bestiegen wird, gehört dem Zwischenkamm zwischen Lantschfeld und dem Twengerwinkl und dem von ihnen westlich streichenden Thale Zederhaus an.

Die Taurach hat von ihrem Ursprung auf dem Tauernkaar bis Mauterndorf einen südöstlichen Lauf und würde in Fortsetzung desselben bald zur Mur gelangt sein, wenn ihr nicht ein östlicher Ausläufer des Speiereck, der Mitterberg (1.578 Meter), den Weg versperrt hätte. Über den Sattel zwischen Mitterberg und Speiereck zieht die Straße von Mauterndorf nach St. Michael.

Durch die Lage des Mitterberges ist nicht blos das Thal um Mauterndorf erweitert, sondern im Taurachthal ein zweites mit der Mur paralleles Thal geschaffen, durch welches nun die Taurach ostwärts fließt, wobei sie alle aus den nördlichen Thälern Lungaus nach Süden abfließenden Bäche aufnimmt und der Mur zuführt. Durch das Taurachthal läuft eine Straße von Mauterndorf nach Tamsweg. Der Weg bietet hübsche Ausblicke. Rechts steigen die waldigen Höhen des Mitterberges auf, links begegnet das Auge den Furchen der Winkl Weißbriach, Lignitz, Göriach und Lessach. Die gewaltigen Höhen dieser Thäler sind weit hinein sichtbar. Selbst der Hoch-Golling zeigt sich auf kurze Zeit, der Preber bringt seine Suprematie im Gau beständig zur Geltung. Die Querrücken zwischen den einzelnen Winkln blicken tiefer innen trotzig darein, werden aber thalabwärts freundlicher und neigen sich zuletzt sanft und in grünen Matten zum Thale der Taurach.

Als Glanzpunkt des Bildes lagert das nicht unbedeutende Mariapfarr mit dem hohen Thurme seiner Wallfahrtskirche auf dem breitesten und freundlichsten dieser Gelände am linken Abhang gegen Weißbriach. Nach Osten sieht man aus der Umgebung von Tamsweg den Lasaberg und südwärts den Schwarzenberg.

Kleinere Thäler wie die Tauernthäler im Lungau sind sich in der Hauptsache ähnlich. Wir fassen es daher zusammen, daß sie in der Regel einen oder einige kleine Seen umschließen und daß aus ihrem Hintergrund Übergänge über den Hauptkamm nach dem Pongauer Forstauthal, nach dem Schladminger Ober- und Unterthal und nach der Kleinen Sölk führen. Nur Besonderheiten der einzelnen Thäler verlangen erwähnt zu werden. So kommt im östlich auf den Twengerwinkl folgenden Weißbriachthal ein Kirchlein in den Ruinen eines Schlosses vor, welches ein Eigen der Herren von Weißbriach gewesen ist. Grabsteine dieses edlen Geschlechtes finden sich noch in St. Michael vor und Einer des Hauses, Cardinal Burkhart von Weißbriach, hat von 1461 bis 1466 als Erzbischof in Salzburg regiert. Auch ist am Schlusse des nordöstlichen Thalastes von Weißbriach die mineralogisch merkwürdige Zinkwand und die an ihr gelegene Knappenstube eines bis in die neueste Zeit betriebenen Kobaltbaues bemerkenswerth. Zwischen Göriach und Lessach dagegen erhebt sich aus beiden Thälern, am besten aus Göriach ersteigbar, der Culminationspunkt der kleinen Tauern, der 2.863 Meter hohe Hoch-Golling. Nachdem die Taurach die Bäche aus Weißbriach, Lignitz, Göriach und Lessach aufgenommen, findet sie an dem Ostabhange des Mitterberges den Weg südwärts zur Mur, in welche sie sich wenig oberhalb Tamsweg ergießt. Auch die Straße ist in das Thal der Mur herabgestiegen, sie übersetzt auf der Zinsbrücke noch einmal die Taurach und langt nun in Tamsweg an.

Tamsweg ist der größte Markt des Lungau mit etwa 1.000 Einwohnern und als Sitz der Bezirkshauptmannschaft gleichsam der Hauptort des Gaues. Es hat einen Platz und ein paar Gassen von regelmäßigerer Anlage und etliche hübsche Gebäude, darunter das Haus der Bezirkshauptmannschaft, früher ein Kapuzinerkloster. Als ein wahrer Schmuck des Thales muß jedoch die in geringer Entfernung vom Markt vom Abhange des Schwarzenbergs herabblickende herrliche gothische St. Leonhartskirche bezeichnet werden.

Die Ansicht des Marktes gestaltet sich am günstigsten etwas über dem rechten Ufer der Mur auf der Straße nach Steiermark. Beurtheilt man die Gegend von Tamsweg als Landschaft, so erscheint sie durch die Furchen und Umrandungen der gegen das Murthal auslaufenden Thäler reich gegliedert. Wenn wir aber den Charakter dieser Landschaft näher untersuchen, so kann derselbe nicht, wie oft gesagt wird, melancholisch genannt werden. Denn die Thalsohle ist grün mit gelben Getreidefeldern dazwischen, auch reichen die Matten und Culturen stellenweise ziemlich hoch die Berge hinan, und das Alles schließt die

Melancholie des Eindruckes aus. Dafür leidet die Lungauer Landschaft, da auf den Höhen fast ausschließlich der Nadelwald vorherrscht und Laubwälder hier und selbst auf der Thalsohle blos ausnahmsweise vorkommen, den Tauernbergen ferner die Gletscher und ausgezeichneten Felsbildungen fehlen und auf ihnen ober der Waldgrenze nur das Braun der Moosvegetation und der Felsklippen den Ton angibt, da endlich Höfe auf den Höhen fast gar nicht anzutreffen sind, diejenigen im Thalgrund aber kahl mit tief herabreichendem hohen Dache kein malerisches Element in das Bild bringen, an einer gewissen Eintönigkeit, und zwar ist diese Eintönigkeit wegen der dunklen Waldfarbe eine harte, trockene. Doch muß betont werden, daß Tamsweg, obgleich im Hauptthale des von hohen Gebirgen begrenzten und durchzogenen Lungaues, doch 1.021 Meter hoch gelegen ist, woraus sich der frostige Zug im Charakter seiner Landschaft hinlänglich erklärt.

Von Tamsweg besteigt man den als vorzügliche Aussichtswarte berühmten Preber (2.741 Meter). Damit läßt sich der Besuch des Preberssees verbinden, eines der größten Seen des Gaues, der jedoch wegen seiner Lage im Walde wenig Reiz entwickelt. In den oberen Gehängen des Preber ist der eigentliche Speik, die Valeriana celtica, so reichlich vertreten wie kaum auf einem anderen Berge.

Von Tamsweg abwärts muß sich die Mur, weil sich der Lasaberg in der Richtung des bisherigen Laufes des Flusses im Osten des Marktes gelagert hat, zu einer Wendung nach Süden bequemen und kann erst an dem südwestlichen Fuße des Lasaberges in die alte Richtung nach Osten zurückkehren, welche sie bis an die steirische Grenze und dann noch weiter beobachtet. Der Straße im Murdurchbruche zwischen dem Lasaberg im Osten und dem Schwarzenberg im Westen fehlt die Abwechslung. Das unterste Murthal im Lungau führt von hier an den Namen der Ramingsteinwinkl.

In Ramingstein selbst machen sich auf dem rechten Flußufer die Ruine Finstergrün mit hohem Wartthurm auf einer Bergesecke, an ihrem Fuße die Kirche und einige lichte Gebäude, dann eine Häusergruppe mit dem Schloß Wintergrün, eigentlich ein Haus mit Kapelle, auf dem Schuttberg des Mißlitzbaches angenehm bemerkbar; gegenüber am linken Ufer klebt ein Dörfchen malerisch hoch auf dem Gehänge. Auch der übrige Ramingsteinwinkl, in welchem noch bei Kendlbruck das Mühl- oder Hinteralpenthal, bisweilen der Kendlbrucker Graben genannt, auf dem rechten Murufer mündet, bietet wenig Anregung.

Etwas mehr landschaftliches Stillleben, das sich in der glücklichen Mischung von Wald und Wiese, in stattlichen Zirbelbäumen bei den Gehöften und in dem Ausblick auf das Lungauer Westgebirge bis hinein nach Zederhaus und Murwinkel ausspricht, treffen wir auf der Straße zwischen Tamsweg und Murau, die nördlich und parallel zur Murthalstraße dahinzieht, an. Dieselbe geht von Tamsweg östlich zuerst im Thale der Leißnitz, welche in Tamsweg selbst in die Mur fließt. Der breite Lasaberg (1.934 Meter) und der

nordöstlich davon aufsteigende Sattelberg Gstoder (2.141 Meter) beherrschen die Straße zur Rechten, zur Linken begleiten sie südliche Ausläufer der kleinen Tauern.

In der Nähe des Dörfchens Seethal und der steirischen Grenze befindet sich der mit Röhricht bedeckte Seethalersee, sowie die Ruine des Schlosses Klauseck auf dem untersten Abhang des Gstoder. Von ihr zieht eine Mauer als Thal- und Straßensperre in

Schloß Moosham.

das Thal herab, und heute noch geht die Straße durch einen mit dieser Mauer einst zusammenhängenden Thorbogen.

In die westlichen Theile Lungaus soll uns die Straße im Murthal von Tamsweg bringen. Sie läuft am südlichen Fuße des Mitterberges. Wir bemerken stellenweise Versumpfung des Thales und die Knieföhre auf dem Thalgrund und langen bald bei dem für Lungau höchst wichtigen Schlosse Moosham an. Das Gebäude hält einen südwestlichen Vorsprung des Mitterberg besetzt und ein Weg nach ihm zweigt von der Straße von Mauterndorf nach St. Michael ab. Von Süden gesehen besteht das Schloß aus einem verfallenen östlichen Bau, dann aus dem durch eine noch mit Dachung versehene Mauer

damit verbundenen größeren westlichen Tract. Lungau ist von Moosham aus durch die erzbischöflichen Vicedome, und zwar bei der schwierigen Verbindung des Gaues mit der Hauptstadt ziemlich selbständig regiert worden.

Gegenüber Moosham auf dem rechten Flußufer dehnt sich am Fuß des südlichen Thalgehänges das freundliche St. Margarethen aus. Das Dorf ist auf einem mächtigen Schuttkegel erbaut, welchen der wilde Leißnitzbach abgelagert hat. In der Kirche fallen ein paar Grabsteine von Moßhaimern aus dem XVI. Jahrhundert und ein Stein des „Edlen Christoph Strasser von Neudegg, der an einem Hirschgeiait ungevär" im Jahre 1508 erschossen wurde, besonders auf. Die Fernsicht von St. Margarethen reicht über einen großen Theil beider Hälften, in welche der Mitterberg das Murthal theilt, der östlichen um Tamsweg und der westlichen um St. Michael.

Man nimmt an, daß bei St. Margarethen die zweite Römerstraße durch den Lungau, jene aus Teurnia, welche von Rennweg in Kärnten über die Taferner Alpe und durch den Leißnitzgraben zog, das Murthal betreten hat. Von da soll sie sich nach Mauterndorf gewendet und mit der anderen Straße von Virunum über Tamsweg vereinigt haben. In der That wurden tief innen im Bundschuhthale und bei Margarethen auf einen solchen Römerweg hindeutende Funde gemacht.

Von Margarethen besuchen wir Bundschuh und Thomathal. Bundschuh ist ein von den Bergen der Stangalpe umringtes echtes Alpenthal, das mehrmal sich verzweigend weit nach Süden reicht. An der Südspitze des Thales und des ganzen Gaues ragt der Karlnock oder Königstuhl bis zu 2.331 Meter und nordöstlich von ihm ebenfalls an der Landesgrenze der Kilnprein bis zu 2.410 Meter empor, wogegen die für die Gruppe namengebende Stangalpe außerhalb Lungau liegt. Bundschuh haben vornehmlich seine zahlreichen Eisensteinbaue bekannt gemacht. Nachdem das Thal bis nahe zum Übergang nach St. Margarethen nördlich gezogen war, krümmt es sich hier als Thomathal ostwärts und erreicht in dieser Richtung das Murthal oberhalb Ramingstein. In Thomathal stehen im gleichnamigen Dorfe die Kirche des Thales und unfern davon die Ruinen von Burgstall und Edenfest.

Auf unserer Straße im Murthal kommt man bald zu ihrer Vereinigung mit der Poststraße von Mauterndorf und auf dieser zuerst nach St. Martin, in dessen Kirchthurm ein prächtiges Römer-Basrelief eingemauert ist, und hierauf nach dem etwas erhöht gelegenen St. Michael. Der Markt ist uneben am steilen Berghange über dem Murthal erbaut. Aber gerade durch diese Lage auf dem Abhang, durch seine stattliche Kirche in Mitte der Häuser, zwischen denen hohe Pappelbäume aufstreben, stellt er sich malerischer als Tamsweg dar. Der landschaftliche Charakter ist durch das Gebirge ein von dem des östlichen Lungau verschiedener geworden. Das Bild beherrscht das im ganzen Aufbau bis zur

2.408 Meter hohen Spitze nördlich über dem Markte sichtbare Speiereck, im Westen sind die äußeren Berge von Murwinkl und Zederhaus nahe gerückt. Den Thalgrund an der Mur beleben zahlreiche Ortschaften. St. Michael hat eine Höhenlage von 1.068 Meter. Seine Kirche ist alt, jedoch in verschiedener Zeit verschieden umgestaltet. Von großem Interesse sind das meisterhafte Basrelief aus der Römerzeit über dem Kirchenportale und Grabsteine der Weißbriacher, darunter einer aus dem Jahre 1394.

Wie der Radstatter Tauern nach Norden und mit Salzburg, ist der auf dem höchsten Übergangspunkt 1.641 Meter hohe Katschberg nach Süden und mit Kärnten die einzige fahrbare Verbindung des Lungau. Bei St. Michael vereinigen sich die beiden Thäler Zederhaus und Murwinkl. Sie entspringen auf dem Westrand des Lungau und gehen

St. Michael.

aus einem kurzen nördlichen Laufe in einen südöstlichen über, in welchem sie auch, jedoch Murwinkl mit einer zuletzt nordöstlichen Wendung, in das eigentliche Murthal eintreten.

In Zederhaus, dem nördlichen der beiden Thäler, steht der Gebirgskamm auf der Nordseite weit zurück und steigen die Vorlagen sanfter zu ihm hinan, daher das Thal sich als ein weites Gebirgsthal freundlich darstellt. Darin fallen das schlanke Moser-Mandl (2.679 Meter) und der ernste Faulkogl (2.653 Meter) am meisten auf. Der pittoreske oberste Theil des Thales heißt das Riedingthal und hier überrascht der von Zederhaus als Nadel sichtbare Rieding-Spitz (2.262 Meter) und das nach Norden mit scheinbar unersteiglichen lichten Wänden abfallende Weißeck (2.709 Meter). Von den Übergängen aus Zederhaus in die Nachbarthäler wird der nach Groß- und Kleinarl über das Schireck und Tappenkaar zumeist benützt.

Es erübrigt noch, das südwestlichste Thal des Gaues, den Murwinkl, die Geburtsstätte der Mur, kennen zu lernen. Sein hochalpiner Charakter macht ihn zum schönsten

Thal unseres Gaues. Der Weg von St. Michael bringt uns im Murthal, welches an der nahen Mündung seiner beiden größten Seitenthäler einige Breite gewonnen hat, an den Bach aus Zederhaus und dann an die Stelle, wo der Murwinkl in das eigentliche Murthal übergeht. Im Murwinkl kommt man zuerst nach Schellgaden. Das auf der Höhe stehende große Werksgebäude und die übrigen Baureste des aufgelassenen Goldbergwerkes gruppiren sich interessant mit dem über eine gebrochene Felswand herabstürzenden Bache. Im Dorfe Muhr steht die Kirche mit ihrem hohen Spitzthurm über den sich in der Thalschlucht an der Mur hinziehenden, im Unterbau steinernen, im Oberbau hölzernen Häusern. Im ganzen unteren Murwinkl tritt besonders der nördliche Thalhang steil auf und durchbrechen überall Felswände seine Wälder; die Südseite zeigt sich minder steil und ist dichter mit Wald bedeckt. Bestände von Laubholz, Birken und Erlen sind mit Nadelholz gemischt und die Erlen auf dem Thalgrund an den Ufern der jungen Mur zahlreich.

Von Muhr thalaufwärts kommen bedeutende Steigungen des Weges vor. Vor Allem schiebt sich dort, wo nahe aus Süden der Altenberggraben mündet, ein Bühel quer in das Thal und die Mur kann nur nach dem hübschen Fall bei Jedl ihren Lauf fortsetzen. Dann folgt die Mündung des gleichfalls nach Süden eingetieften Thales Rothgülden oder Roggillen, vulgär Ragöln. Der Blick in dies Thal von der Brücke an seiner Mündung findet außen die Gebäude des aufgelassenen Arsenikbergwerkes, darüber den schluchtartig ansteigenden Thalgrund mit dem in Kaskaden herabeilenden Bach und im Hintergrund die großartigen Berge am Schlusse des Thales. Im Rothgüldenthale gelangt man dann an den 1.695 Meter hoch liegenden Rothgülden-See. Über der dunkelgrünen Fläche, welche der Wald nur spärlich säumt und deren Wasser durch eine gewundene Bucht zu Thale fließt, thront der höchste Berg des Gaues, das 3.061 Meter hohe Hafnereck, der große Hafner, mit dem kleinen Hafner zur Seite. Gletscher sind in sein Massiv und in das seiner nächsten Nachbarn eingebettet und zwischen ihm und dem nordwestlich von ihm aufsteigenden Peterrücken, an welchen sich nördlich der Bockrücken anreiht, ruht ein oberer See, dessen Wasser im Südwesten über Felswände in den unteren See stürzt und dadurch das interessante Landschaftsgemälde belebt.

Von der Mündung des Rothgüldenthales klettert der Hauptthalweg über eine hohe und steile Stufe empor an den Ausgang der Moritzen, des letzten nennenswerthen Seitenthälchens der Mur aus Süden. Auf diesem Gange erblickt man beständig den Schober (2.684 Meter) hoch über sich zur Linken. Die Moritzen verräth zuerst der wilde Absturz des Moritzenbaches zu der in der Tiefe zwischen Felstrümmern daherbrausenden kleinen Mur. Nach kurzem Ansteigen wird man durch eine reizvolle Scenerie überrascht. Auf grünem, vom Bach in Windungen durchflossenen Grunde, welcher mit Gruppen stattlicher Fichten bestanden und rings vom Hochgebirge umschlossen ist, haben die Jagdpächter, die

Der Rothgülden-See.

Grafen Károlyi, mehr außen und näher dem Abhange gegen die Schlucht der Mur ein stilvolles Kirchlein erbaut. Weiter innen erhebt sich jenseits des Baches ein elegantes Jagdhaus und stehen Nebengebäude und Alpenhütten zerstreut um dasselbe. Höher im Moritzenthal kommt man zum lichten Kawasserſee, dann zum dunklen unteren und kleinen oberen Schwarzsee, von denen der untere in einen Felstrichter eingebettet erscheint. Der Marchkaarspitz (2.817 Meter) und der Weinschnabl (2.750 Meter) bilden die gewaltigen Schlußsteine des Thälchens.

Der Weg im hintersten Murwinkl zieht noch lange an Alpen vorüber aufwärts. Das Weißeck ist nördlich des Reinkaars gegen das Zederhausthal sichtbar geworden, da wendet sich die Thalfurche entschieden nach Südwesten. Von den letzten Alpenhütten erhebt sich der Steig westlich zur Höhe des Murthörls, des 2.263 Meter hohen Überganges nach Großarl, südlich aber rieselt auf dem von ernsten Höhen umgebenen Grunde im sogenannten Schmalzgraben am Thalschlusse die unscheinbare Quelle der Mur, des Hauptflusses von Lungau und Steiermark.

Die meteorologische Station auf dem Sonnblick.

Funde von Hallein (Dürrenberg).

Zur Vorgeschichte Salzburgs.

Vorgeschichtlicher Bergbau.

Dieses schöne Alpenland ist allem Anscheine nach weitaus später als die meisten anderen Theile der Monarchie von Menschen besiedelt worden. Erst als sich die großen Gletscher, welche neueren Forschungen zufolge sich bis in das Hügelvorland erstreckten, in ihre heutigen Grenzen im Innern des Hochlandes zurückgezogen hatten, als die Pflanzenwelt die während der Eiszeit verlorenen Gebiete wieder erobert und Berg und Thal mit ihrem grünen Kleide überdeckt hatte, konnte auch der Mensch in das Land eindringen und darin einen geeigneten Boden für neue Wohnsitze finden.

Inzwischen waren die wilden Mammuthjäger in den tiefer gelegenen Landstrichen, ja im ganzen mittleren und südlichen Europa völlig verschwunden und daselbst ein neues

Geschlecht eingezogen, welches in geselliger Ordnung lebend auf gesicherten Anhöhen oder in Seen und Sümpfen auf Pfahlgerüsten dauernde Wohnstätten errichtete.

Auch in das Vorland der Salzburger Alpen waren diese Leute eingedrungen und hatten sich hier, wie die zahlreichen Funde aus dem Mondsee und zerstreute anderweitige Funde bezeugen, Heimstätten bereitet. Ihr Culturzustand hat in diesem Werke bereits eine eingehende Schilderung erfahren; aus ihr ergibt sich, daß sie nicht nur überhaupt die ersten Siedler in unserem Alpenlande gewesen, sie haben auch die wichtigsten Bedingungen menschlichen Gedeihens und des stetigen Fortschrittes mitgebracht; was ihnen unsere Theilnahme noch im Besonderen zuwendet, ist der Umstand, daß wir bei ihnen die ältesten Spuren der Kenntniß der Metalle finden, eine der wichtigsten Stufen der Culturentwicklung, da ja erst die Metalle dem Menschen die volle Herrschaft über die Natur verliehen haben.

Wir finden nämlich in ihrer Hinterlassenschaft, namentlich in den Pfahlbauten des Mondsees, neben Stein- und Knochengeräthen auch Beile, Dolche, Pfriemen, Angelhaken und Zierstücke aus Kupfer. Diese Dinge sind umso bedeutungsvoller, als sie, wie uns mehrfache Fundstücke, namentlich Schmelztiegel, Gußlöffel und Kupferschlacken darthun, an Ort und Stelle erzeugt worden sind, ja untrügliche Funde machen es im hohen Maße wahrscheinlich, daß die in den gebirgigen Theilen des Landes wohnenden Zeitgenossen der Pfahlbauleute das Kupfer auch schon in seinen Erzadern erkannt und verstanden haben, es in den Bergen aufzusuchen, zu fördern und durch Ausschmelzen aus den Erzen als reines Metall zu gewinnen.

Vor mehreren Jahren führte nämlich ein glücklicher Zufall zur Entdeckung reicher Kupfererzlager auf der Mitterbergalpe nächst Bischofshofen, bei deren Untersuchung und fortschreitendem Abbau ausgedehnte Stätten uralten Grubenbetriebes aufgedeckt wurden. Soweit dessen Spuren auf der Oberfläche ersichtlich werden, zeigte es sich, daß die Erzadern auf einer Strecke von mehr als 1500 Metern in der Länge verfolgt und abgebaut worden sind; außerdem wurden unter Tag zahlreiche und ausgedehnte Stollen und Schachte und mächtige Hohlräume aufgeschlossen, welche, bis heute jedem Einsturze Widerstand leistend, wohl an sich schon erkennen lassen, daß sie ein Werk von Menschenhand sind, welche außerdem aber, von Wasser erfüllt, alle in ihnen zurückgebliebenen Gegenstände mit wunderbarer Treue erhalten und uns so die Zeugnisse von einem umfassenden und lange betriebenen Bergbau übermittelt haben, der einer weit jenseits jeder menschlichen Überlieferung liegenden Zeit angehört.

Wir stoßen in diesen Gruben nicht nur auf absichtlich losgebrochene Steine und Erzstücke, sondern auch auf Tausende von abgebrannten Leuchtspänen, auf hölzerne Gerüststücke, Blockleitern, Tröge, Haspeln, Bruchstücke von Wassereimern, auf kupferne und in selteneren Fällen auf bronzene Pickel, durchaus Dinge, welche zu Gebrauchszwecken

der einstigen Bergleute bei der Grubenarbeit gedient haben. Über Tag finden wir dann hauptsächlich jene Geräthe, welche bei der Verarbeitung der Erze für den Schmelzbetrieb zur Verwendung kamen, so insbesondere große Steinschlägel und Klopfsteine mit den zugehörigen Unterlagsplatten zum Zertrümmern und Zerklopfen (Pochen) der Erze, um dieselben vom tauben Gestein zu scheiden, endlich eingekerbte, den Getreidemühlen der

Die Mitterbergalpe und Mandlwand mit Funden aus den alten Verhauen des Kupferbergbaues.

Pfahlbauten nachgebildete Reibeplatten zum Zermalmen der Erze auf Schlich behufs ihrer völligen Reinigung durch Waschen.

Sowohl im unmittelbaren Gebiete der Gruben selbst, als in ziemlicher Entfernung auf dem Gebirge zerstreut fanden sich schließlich auch die zahlreichen Stätten, wo die Erze geschmolzen wurden; große Ablagerungen von Kupferschlacke, zuweilen auch ein kleiner Kuchen des gewonnenen Metalles kennzeichnen dieselben. An einem dieser Plätze ist auch ein verhältnißmäßig gut erhaltener kleiner Schmelzofen von seiner Schuttdecke wieder befreit worden.

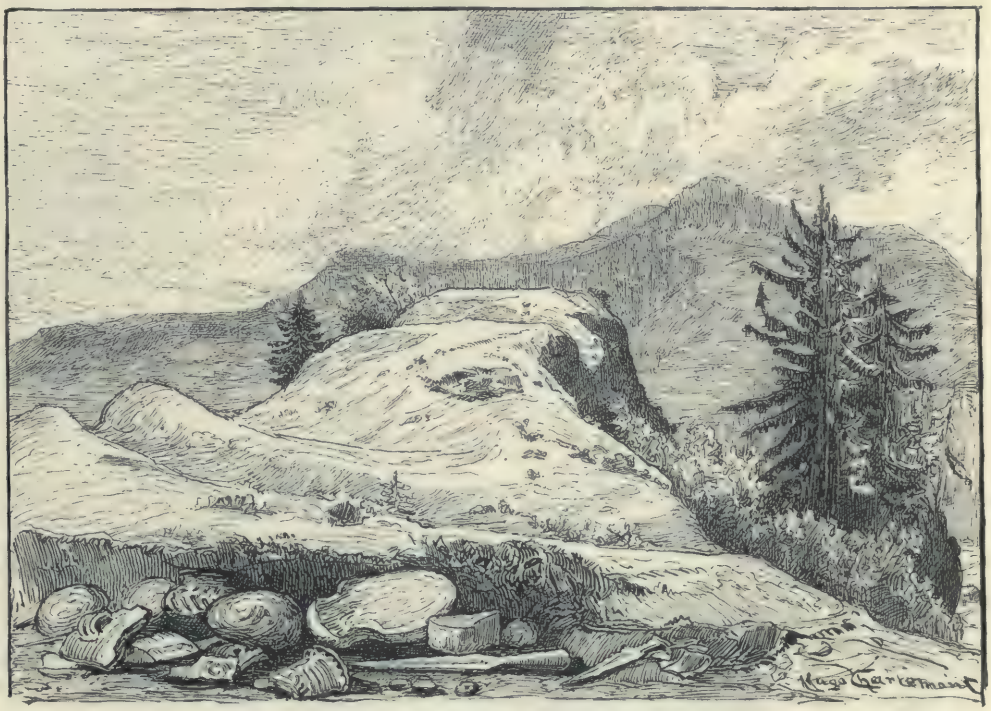
Außer den hier erwähnten Gegenständen, welche den ganzen Bergwerks- und Schmelzbetrieb erkennen lassen, kamen sowohl auf den Aufbereitungsstätten, als auch bei den Schmelzöfen Scherben der gebrauchten Thongefäße und Knochen der verzehrten Thiere zu Tage. Alle diese Funde verleihen dem auf der Mitterbergalpe aufgedeckten Bergbau ein unvordenkliches Alter. Abgesehen davon, daß von demselben keine Überlieferung, geschweige denn eine Urkunde Nachricht gibt und daß bisher noch keine Gegenstände aus jüngerer Zeit zur Erscheinung gekommen sind, verweisen die Art und das Material der aus Stein, Kupfer, Bronze und Knochen verfertigten Werkzeuge, die Thongefäße, die aus den Knochenresten erkannten Hausthierracen auf jene Periode, in welcher ein Theil der Landesbevölkerung auf den Pfahlbauten in den Seen der benachbarten Voralpen seßhaft gewesen ist.

Ein bedeutungsvolles Mittelglied zwischen den Kupfergruben und Schmelzstätten auf der Mitterbergalpe einerseits und den Pfahlbauten in den unfern gelegenen Seen anderseits bildet eine im Salzachthale bei Bischofshofen gelegene, von einem mehrfachen Ringwalle umschlossene Kuppe, der Götschenberg genannt, auf welcher die dort angestellten Nachgrabungen eine Erzeugungsstätte von Geräthen der Steinzeit bloßlegten. Es fand sich hier insbesondere das häufig für Steinbeile verwendete Material, nämlich der auf den Schuttbänken der Salzach aufgelesene Serpentin in allen Stufen der Verarbeitung vom zugeschleppten rohen Blocke bis zum vollendeten Werkzeuge nebst Scherben von Gefäßen ganz derselben Art, wie sie sowohl bei den Erzgruben, als in den Pfahlbauten im Gebrauche waren, Knochen der verzehrten Thiere und Kupferschlacke. Wir erhalten hier Kunde, daß die an dieser Stelle thätigen Leute zu den Grubenarbeitern einerseits und zu den Pfahlbaubewohnern anderseits in Beziehung gestanden sein mußten, denn abgesehen von der gemeinsamen Form und Verzierungsweise der Thongefäße hatten sie von den ersteren die Kupferschlacke und lieferten den letzteren, den Pfahlbauleuten und ihren im Flachlande angesiedelten Zeitgenossen die wegen der Kostbarkeit des Kupfers noch immer unentbehrlichen Steingeräthe, für welche im Hügel- und Flachlande das geeignete Material fehlte.

Diese merkwürdige Stätte gibt uns auch den Fingerzeig, wie die Menschen damals zur Kenntniß der Erzlagerstätten gelangt sind. Durch die allem Anscheine nach bereits handwerksmäßig gewordene Anfertigung von Steinwerkzeugen waren sie offenbar veranlaßt, alle vorkommenden Gesteinsarten zu beachten und zu prüfen und in ihren natürlichen Lagerstätten aufzusuchen, wobei sie, zunächst auf die Geschiebe in den Bächen und Flüssen angewiesen, diesen aufwärts nachgehend zuerst die vom Wasser weitergerollten glänzenden Erzstücke, späterhin die Erzlager selbst aufgefunden haben.

Es ist in hohem Maße wahrscheinlich, daß späterhin, als das Eisen in Gebrauch kam, auch dieses Metall an zahlreichen Stellen aus seinen Erzen gewonnen worden ist. Dafür

sprechen nicht blos die ausgedehnten Lagerstätten vortrefflichen Eisenerzes, sondern auch das in den Grabfeldern aller Theile der norischen Alpen zahlreich niedergelegte Eisengeräth, welches nicht nur durch die Güte des Materiales, sondern auch durch die technische und selbst künstlerische Vollendung der Arbeit einen thatsächlichen Beleg für den im Alterthum verbreiteten Ruhm des norischen Eisens liefert. Obgleich aber die Anzeichen vorgeschichtlicher Eisengruben und Eisenschmelzstätten im Lande nicht fehlen, so sind dieselben bisher doch nicht weiter verfolgt worden; umso deutlicher und zahlreicher sind



Der umwallte Götschenberg mit seinen Funden.

dagegen die Zeugnisse für die bergmännische Gewinnung eines anderen wichtigen Minerals, des Salzes.

Seit unvordenklicher Zeit werden die Salzlager im Dürrenberge bei Hallein ausgebeutet, zahlreiche Urkunden und mündliche Überlieferungen sprechen von ihnen, aber von weit höherem Alter sind die an sich stummen, aber doch so beredten Zeugen in der Gestalt von verlorenem oder abgenütztem Geräth in den verlassenen Stollen oder von in die Gräber eingelegten Liebesgaben. (Siehe Titelbild.) Die Salzthonlager haben die Eigenschaft, sich, wenn die Holzverkleidung der Stollen nicht im Stande gehalten wird, in längerer oder kürzerer Zeit wieder zu schließen und auf diese Weise zurückgebliebene Gegenstände, sie mögen noch so leicht zerstörbar sein, in unbegrenzter Dauer zu erhalten. Durch den

stetig fortschreitenden Abbau der Salzlager ist man nun vielfach wieder auf die verwachsenen Stollen und Schachte der Alten gestoßen und in die Lage gekommen, die Spuren ihrer Betriebsamkeit wieder aufzudecken. Wie in den Kupfergruben auf der Mitterbergalpe fanden sich auch hier die angebrannten Reste von unzähligen Spänen, welche zur Beleuchtung bei der unterirdischen Arbeit gedient haben, ferner Klopfsteine, Schäfte von Beilen, Lederstücke, den Opanken ähnliche lederne Schuhe, eine mit Schleudersteinen gefüllte Ledertasche, eine Pelzhaube und ähnliche Dinge mehr. Außerdem wurden, bisher allerdings immer nur durch Zufall und nicht in jener Anzahl wie im benachbarten Hallstatt, Gräber mit theilweise reichem Inhalte bloßgelegt, in welchen ohne Zweifel Leute begraben worden sind, welche zu dem Salzbergbaue in Beziehung gestanden waren. Sowohl die Reste aus den verlassenen Stollen als die Beigaben aus den Gräbern verweisen auf ein vor Beginn unserer Zeitrechnung liegendes Alter und lassen darauf schließen, daß die Salzgruben schon in der Mitte des Jahrtausends v. Chr. in umfassendem Betriebe gewesen sind.

Kein Mineral ist so von der Sage umsponnen wie das Gold; was Wunder? ist es doch der Schlüssel zur irdischen Glückseligkeit! In unserem Alpenlande ist es nicht anders; wer die Thäler der Gasteiner oder Rauriser Ache betritt, hört von dem reichen Bergsegen, der aus den Goldadern der obersten Thalstufen floß; nicht so sehr die vergilbten Acten in den Archiven, als vielmehr allerlei Spuren in der Nähe der verlassenen Gruben halten den Glauben daran im Volke lebendig; ja schon im Pongau kann man erzählen hören, daß eigenthümliche Hügel und Unebenheiten an den Ufern der Salzach von alten Goldwäschereien herrühren.

Wenn die märchenhaften Vorstellungen des Volkes von der Vergangenheit meist weit hinter der Wirklichkeit zurückbleiben, so ist diesesmal das Umgekehrte der Fall: die sicher beglaubigten Thatsachen überbieten alle Erzählungen von dem Alter und der Ergiebigkeit der Goldgruben in den Tauern. Griechische und römische Schriftsteller wissen nämlich von einem besonderen Ereignisse zu berichten, das sich zweifellos an diese Örtlichkeiten knüpft. Im II. Jahrhundert v. Chr. beuteten in den norischen Alpen, nördlich von Aquileja, die Bewohner ihre Golderzlager mit außerordentlichem Erfolge aus, so daß sich der Ruf hievon bis Italien ausbreitete und die Italer veranlaßte, sich an der Goldgewinnung zu betheiligen. Nach kurzer Zeit war eine solche Menge Goldes gewonnen, daß dessen Werth in ganz Italien auf den dritten Theil herabsank. Infolge dessen wurden die Italer von den Einheimischen verjagt, um nicht ferner den Gewinn in dieser Weise geschmälert zu sehen. Erwägt man, daß damals schon große Reichthümer in Italien zusammengetragen waren, so wird man daraus die Ergiebigkeit dieser Golderzlager ermessen können.

Überblicken wir die vorstehenden Mittheilungen, so sehen wir, daß unser verhältnißmäßig kleines Land in der Geschichte des Bergwesens eine so hervorragende Rolle spielt

wie kaum ein anderes. Schon auf jener für die Culturgeschichte der Menschheit so wichtigen Stufe, auf welcher der Mensch eben das Metall in seinen Erzen zu erkennen und aus denselben zu scheiden gelernt hat, treiben emsige und geistig hochstehende Bewohner des Landes tiefe Schachte und Stollen in die Berge, um sich und ihre Nachbarsiedlungen mit dem Metalle, welches die europäische Menschheit zuerst kennen gelernt hat, dem Kupfer, zu versorgen. Begründete Vermuthungen gehen dahin, daß in späterer Zeit die zahlreichen

Römische Funde: Steingefäße, Grabmonument ꝛc.

Eisenerzlager mit gleicher Betriebsamkeit ausgebeutet worden sind; mit Sicherheit gilt dies von den Salzlagern und in geradezu schwunghafter Weise muß der Goldbergbau betrieben worden sein, da seine Ergebnisse von einer seither nicht wieder erlebten Wirkung auf die Werthbemessung des Goldes gewesen sind. Gedenken wir schließlich noch des Bergsegens im Mittelalter und in den zunächst vergangenen Jahrhunderten, so können wir die begründete Hoffnung aussprechen, daß sich der salzburgische Bergbau aufs neue erheben und zu gleicher Blüte wie in den vergangenen Zeitaltern entwickeln werde, — und von diesem Wunsche durchdrungen rufen wir demselben ein herzliches „Glück auf!“ zu.

Die Römerzeit.

So gut wir durch Funde und Nachrichten der Schriftsteller über eine beschränkte Seite des Lebens und Treibens der vorrömischen Bevölkerung Salzburgs, nämlich den Bergbau unterrichtet sind, so unvollkommen ist unser Wissen über alle anderen Beziehungen und Verhältnisse derselben. Können wir ja nicht einmal mit Sicherheit die Nationalität bestimmen, welcher sie angehörte, um wie viel weniger die staatlichen Abgrenzungen, die politischen Zustände, den Culturgrad. Gewöhnlich hält man die Bewohner des römischen Noricums für Kelten; es gibt aber auch Anhaltspunkte dafür, daß sie germanischen Ursprungs gewesen seien. So karg fließen die Nachrichten über unsere Landstriche bei den römischen Schriftstellern, daß wir selbst von ihrer Einverleibung in das römische Reich kaum mehr als die nackte Thatsache erfahren. Drusus und Tiberius, die Stiefsöhne des Augustus, drangen im Jahre 15 vor Christi Geburt über den Brennerpaß in das nördliche Alpenvorland ein und machten dasselbe zu einem Bestandtheile des römischen Reiches. Von irgend welchen Schwierigkeiten dieser Unternehmung wird nichts berichtet; nur der Stamm der Ambisontier, den wir wohl im Salzburgischen vermuthen dürfen, leistete einigen Widerstand. Das Land wurde nicht sofort in eine römische Provinz verwandelt, sondern blieb zunächst als „regnum“ Noricum unter der Verwaltung eines kaiserlichen Procurators, — ein Übergangsverhältniß, das bei den Römern sehr beliebt war und den Schluß gestattet, daß in Noricum schon vorher irgend eine dem Königthum ähnliche Einrichtung und Zusammenfassung der Einzelgaue bestanden haben mag.

Daß die Stadt Salzburg damals bereits vorhanden gewesen ist, scheint zweifellos. Sie begegnet uns zwei Menschenalter später, unter Kaiser Claudius, als römische Stadtgemeinde mit dem Namen Claudium Juvavum. In welchem Grade das Land selbst, besonders das Gebirgsland, bevölkert und von römischer Cultur erfüllt war, ist schwer zu sagen. Die Funde an Inschriftsteinen und Geräthschaften, die Spuren von Bauten und Ortschaften beschränken sich fast ausschließlich auf die Linie der römischen Heerstraße, welche das Land durchzog. Spuren des Straßenzuges sind uns in Meilensteinen, hier und da auch in Resten des Straßenkörpers erhalten, sowie der Verlauf durch die römischen Karten und Stationsverzeichnisse verbürgt ist.

Die Straßen der Ostalpenländer hatten ihren Ausgangspunkt in Aquileja. Sie betraten das Land Salzburg daher vom Süden aus, und zwar trafen im Lungau zwei Straßen, eine von Noreia längs der Mur, die andere von Teurnia über den Katschberg kommend, zusammen. Der rauhe Lungau ist daher gar nicht arm an römischen Monumenten. Schöne Porträtreliefs, Votiv- und Grabsteine fanden sich an mehreren Orten, besonders bei St. Michael an der Mur. Die vereinigten Straßen überschritten dann den Radstatter

Römische Funde: Thongefäße, Bronze- und Glasgegenstände.

Tauern, um ins Ennsthal zu gelangen. Dieser 1.738 Meter hohe Übergang zeigt noch an vielen Stellen ganz deutlich einen schmalen alten Wegkörper neben der jetzigen Reichsstraße. Daß dies nicht ein mittelalterlicher, sondern der antike Straßenbau ist, beweisen die römischen Meilensteine, welche im Anfange unseres Jahrhunderts in fast noch zusammenhängender Reihe längs dieser alten Straße standen. Wenn sie auch seither zum Theile an die neue übersetzt, zum Theile in Museen übertragen worden sind, so ließen sich doch vor einigen Jahren ihre einstigen Standplätze und damit auch der antike Charakter der alten Straße noch mit Sicherheit feststellen. Einige am Fuße des Tauern gefundene Votivsteine beweisen, daß der Übergang über den Alpenpaß den Römern nicht ohne Gefahren und Schrecken erschienen ist. Auf der Jochhöhe stand ein Hospiz „in alpe". Vom Nordfuße des Tauern zog die Straße wahrscheinlich durch das Fritzthal nach Werfen und weiter auf dem rechten Ufer der Salzach nach Juvavum. Von hier gingen zwei Wege aus: einer westlich nach Augsburg, dessen Verlauf gleich jenseits der Saale durch ein noch erhaltenes Stück Straßendamm beglaubigt ist; dann einer nach Nordosten, dessen Meilensteine sich mehrfach vorgefunden haben, nach Ovilava (Wels) und Laureacum (Enns).

An diesen Linien finden sich, abgesehen von den Meilensteinen, fast überall römische Monumente; so Grabsteine in Bischofshofen und Werfen, Baureste bei Straßwalchen und Kuchel, an vielen Orten Münzen. Auch sind uns die Namen der Ortschaften Cuculum gleich Kuchel, Vocarium gleich Werfen und Anisus gleich Altenmarkt an der Enns überliefert. Im Übrigen sind aber römische Funde im Lande Salzburg recht spärlich. Aus dem Pinzgau liegt sehr wenig vor, aus Gastein, wo doch der Goldbergbau vorauszusetzen ist, gar nichts. Das salzburgische Flachland brachte einige Baureste aus der Gegend von Matsee.

Es scheint also unser Land in der römischen Zeit doch nur eine arme, dünnbevölkerte Grenzprovinz gewesen zu sein. Das Leben beschränkte sich vornehmlich auf die Stadt Juvavum. Auch sie war nur eine Kleinstadt. Die Funde scheinen zu ergeben, daß sie sich vornehmlich am linken Salzachufer, und zwar im östlichen Theile der jetzigen Stadt ausgedehnt hat, dort wo jetzt noch die Häufung öffentlicher Gebäude, Dom, Residenz, Stift St. Peter, den Kern und Ausgangspunkt auch der neuen Stadt andeutet. Auf dem Festungsberge stand wohl ohne Zweifel ein Castell, auf einer Vorstufe desselben, dem Nonnberge, wahrscheinlich ein Merkurtempel. In der jetzigen Kaigasse fanden sich Reste eines größeren monumentalen Baues, welche als ein Stadtthor gedeutet wurden. Doch scheinen neuerlich gefundene Äsculapstatuen auf eine Stätte der Verehrung dieses Gottes hinzuweisen. An der Stelle des jetzigen Mozartplatzes stand ein reich geschmücktes Wohngebäude; bei der Grundsteinlegung zum Mozartdenkmal (1842) wurden sehr schöne Mosaikböden bloßgelegt, zu welchem sich im Hofe eines benachbarten Hauses später noch

Ergänzungen gefunden haben. Grabsteine und andere Inschriften, Münzen, Geschirrscherben, unverkennbar römische Ziegelreste bringt fast jede Grabung auf dem Umkreise der alten Stadt zu Tage.

Die nächste Umgebung scheint ziemlich dicht bevölkert gewesen zu sein. Bei Loig im Südosten, bei Glasenbach an der Straße ins Gebirge, bei Gnigl im Osten, bei Maxglan an der Straße nach Augsburg wurden Baureste, zum Theile sehr schöne Mosaikböden, allerlei Fragmente von Bronzestatuen und Prunkgeräthen gefunden. Bei Maxglan stand

Römische Funde: Thonfiguren und Bronzegegenstände.

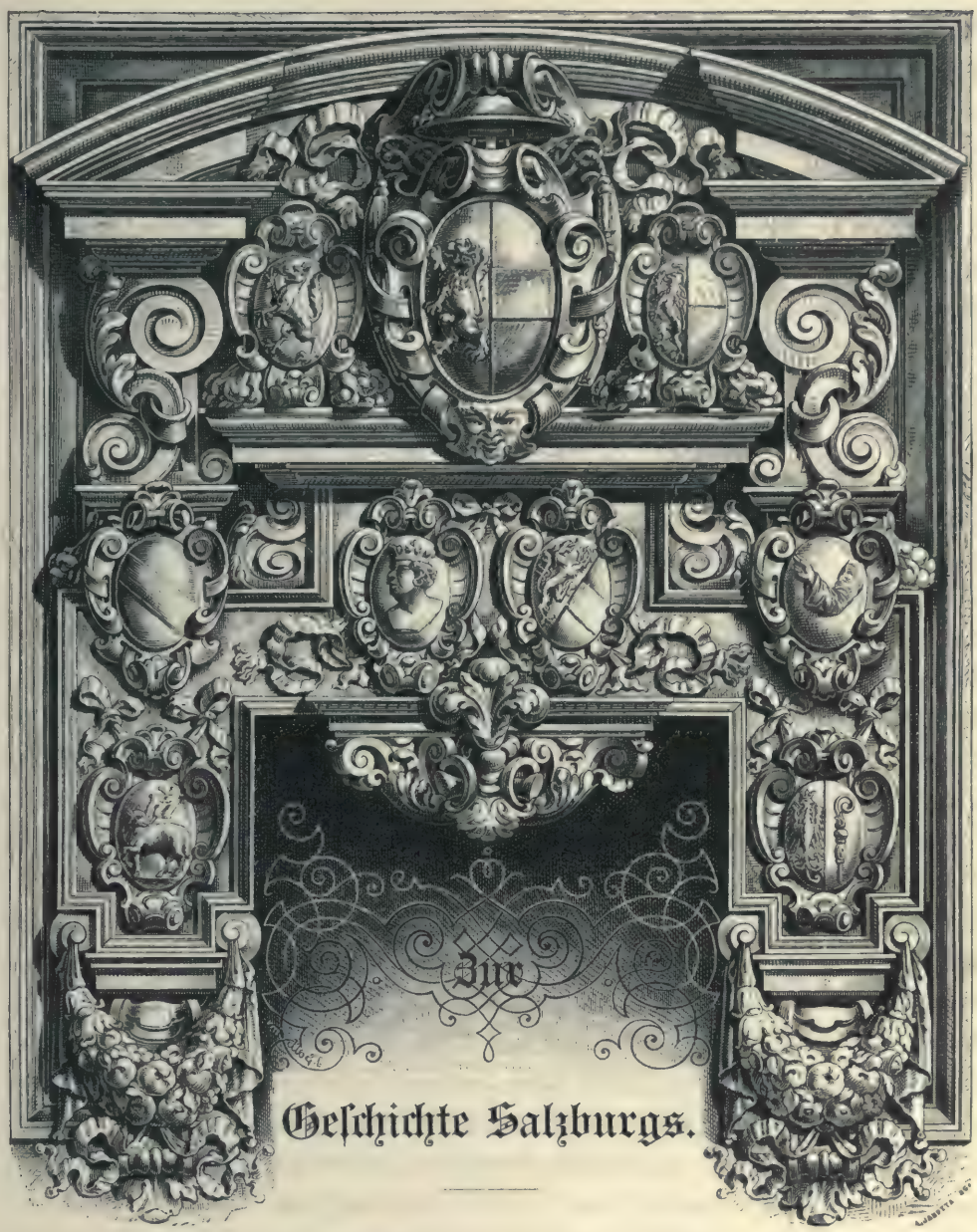
ein Triumphbogen, der zu Ehren des Kaisers Septimius Severus errichtet worden war; von ihm wissen wir nur durch einen Chronisten des XVI. Jahrhunderts.

Sehr schöne Ergebnisse lieferte die Auffindung der Begräbnißstätte des alten Juvavums, welche sich am rechten Salzachufer auf dem Raume zwischen Fluß und Imberg, bevor jener ganz an die Felswand herantritt, befand. Leider konnte nur die Nachlese für das heimische Museum gerettet werden, während die Hauptmasse, allerdings vermengt mit groben Fälschungen, in die Münchener Sammlungen wanderte. Außer einigen Grabsteinen fanden sich viele steinerne und gläserne Aschenurnen, Gefäße, kleine Bronzen. Das Merkwürdigste sind aber kleine Statuetten aus weißem gebrannten Thon, ziemlich unbehilfliche Darstellungen von Pferden, Vögeln, Hunden oder Sphinxen, aber

auch von Menschen; eine Mutter mit Kindern, ein Dornauszieher, allerlei andere, besonders weibliche Figuren kommen vor. Bisher sind ähnliche Bildwerke nur aus einer Fundstelle in Frankreich bekannt geworden.

Von dem religiösen und politischen Leben Juvavums erfahren wir auch in der römischen Periode sehr wenig. Erst aus den allerletzten Tagen der römischen Herrschaft glänzt uns wie eine einsame Leuchte in dunkler Nacht die merkwürdige Gestalt des heiligen Severin entgegen; seine Lebensbeschreibung nennt auch Kuchel und Salzburg und erzählt uns von dem Leben und Treiben der Bewohner. Ist es auch durch neuere Forschungen zweifelhaft geworden, ob die Legende vom Priester Maximus, den Severin vergeblich gewarnt hatte, sich auf Salzburg bezieht; das Eine steht fest, daß Juvavum gegen Ende des V. Jahrhunderts n. Chr. von germanischen Kriegern erobert wurde und zunächst als Stadt zu bestehen aufhörte. Dann sinkt abermals geschichtliches Dunkel herab.

Römische Bronzegegenstände.



Zur Geschichte Salzburgs.

In der Geschichte der Bekehrung der Baiern wird zum ersten Male wieder der Name des alten Juvavum gehört, von dem die Nachrichten zweihundert Jahre lang geschwiegen hatten. Im zweiten Regierungsjahre des Frankenkönigs Childebert (also wahrscheinlich im Jahre 696 n. Chr. Geburt) erschien der Bischof Rupert aus Worms in Baiern, um das Christenthum zu predigen. Herzog Theodo empfing ihn freundlich zu

Regensburg und ließ sich taufen. Darauf suchte Rupert einen Ort zu einem bischöflichen Sitze und siedelte sich am Wallersee, drei Stunden nördlich von Salzburg an. Da vernahm er nach einiger Zeit, daß nicht weit von diesem Orte, am Flusse Salzach sich die Ruinen einer alten Stadt befänden, mächtige und kunstvolle Bauten, aber mit hohen Bäumen und Gestrüpp überwachsen. Der heilige Bischof besuchte den Ort, fand ihn für seine Zwecke geeignet und bat den Herzog, ihm denselben zu überlassen. Dieser ging darauf bereitwillig ein und schenkte dem Bischof den alten Stadtgrund sammt der Umgebung auf drei Meilen im Umkreise und der Burg, welche sich auf dem Hügel oberhalb der Ruinen befand; der Bischof aber säuberte diese von ihrer Überwucherung und errichtete in ihnen klösterliche Gebäude und eine Kirche, die er dem Apostelfürsten Petrus weihte. Dies ist die Geschichte der Wiederentstehung Salzburgs, wie sie von der uralten Lebensbeschreibung St. Ruperts schlicht und glaubwürdig erzählt wird. — Bekanntlich ist über die genaue Datirung dieser Vorgänge ein bereits vor zweihundert Jahren entstandener gelehrter Streit noch immer im Zuge. Die Zeitangaben der genannten Lebensbeschreibung lassen nämlich eine mehrfache Deutung zu, wonach die Ankunft des heiligen Rupert entweder in die Mitte oder an das Ende des VI. Jahrhunderts gesetzt wird, während eine dritte Auffassung sie an das Ende des VII. Jahrhunderts rückt, welcher Meinung auch wir folgen.

Als der heilige Rupert nach Baiern kam, war daselbst das Christenthum keine neue Sache. Es hat nach glaubwürdigen Berichten schon vor Theodo christliche Mitglieder des herzoglichen Hauses gegeben, und daß Rupert zum Bischofsitze sich nicht die erste Stadt Baierns, Regensburg, erwählte, die damals sicherlich keine Ruinenstätte, sondern bereits wieder eine aufblühende Stadt war, scheint zu beweisen, daß seine Thätigkeit mehr auf die Durchführung christlicher Mission und kirchlicher Einrichtung in den abgelegenen Theilen des Herzogthums gerichtet war, als auf die Neubekehrung eines gänzlich heidnischen Volkes und Fürsten. Auch die Ansiedlung am Wallersee erhellt in lehrreicher Weise die Verhältnisse. Wir wissen aus Urkunden und Ortsnamen, daß gerade in der Umgebung dieses Sees sich noch ein Jahrhundert später romanisch redende Reste der alten Bevölkerung erhalten hatten, und können nicht zweifeln, daß St. Rupert absichtlich gerade unter ihnen, die gewiß Christen waren, sich seinen Sitz gesucht hat. Dasselbe gilt auch von der Ansiedlung auf den Ruinen von Juvavum, denn auch hier finden wir solche Spätrömer in nächster Nähe. Der neue Platz hatte aber nebst den Vorzügen seiner Lage an dem Flusse und am Zusammenlaufe mehrerer natürlicher Verkehrslinien noch die im Sinne der kirchlichen Vorschriften werthvolle Eigenschaft, eine Stadt vorstellen zu können, da ja Bischofsitze nur in Städten eingerichtet werden sollten. Daß eine herzogliche Burg erwähnt wird, beweist aber, daß der Ort keineswegs ganz verlassen war, wie denn auch die Salzquellen des benachbarten Reichenhall bereits im Betriebe gewesen sind.

Doch scheint sich die Besiedlung noch nicht weit in das Gebirge hinein erstreckt zu haben. Eine ebenfalls sehr alte Aufschreibung, welche wenige Menschenalter später entstanden ist, erzählt auch hierüber sehr charakteristische Einzelheiten. Während noch Rupert auf dem bischöflichen Stuhle von Salzburg saß, begaben sich zwei Kirchenleute, von denen der eine dem Namen nach ein Romane war, in die „Einöde" des Gebirges innerhalb des Passes Lueg, um daselbst zu jagen und Gold zu waschen. Da wurden sie durch eine überirdische Erscheinung, wie es heißt, aufmerksam gemacht, berichteten darüber dem Bischof und dieser erbaute an dem von den Himmlischen bezeichneten Ort eine Zelle und ein Gotteshaus. Es ist das heutige Bischofshofen im Pongau. Aber bald wurde dieser Vorposten der christlichen Cultur durch einen Einfall der heidnischen Slaven, welche wohl aus dem Lungau oder dem mittleren Ennsthal kamen, zerstört. Erst ein Menschenalter später, als durch die Kriegszüge der Herzoge Odilo und Thassilo die baierische Herrschaft weit gegen die kärntnerischen und steirischen Slaven vorgeschoben worden war, konnte die Stiftung Ruperts wieder erneuert werden.

Aus diesen und ähnlichen Nachrichten wird die Stellung Salzburgs zur Zeit der Gründung des Bisthums als Stützpunkt der fortschreitenden Bekehrung und Cultur klar.

Das VIII. Jahrhundert brachte die Abrundung und den Ausbau des Begonnenen. Zwar ist infolge der Unsicherheit der Zeitrechnung die Bischofsreihe nicht zweifellos, doch treten einzelne Persönlichkeiten, wie der energische und gelehrte Irländer Virgilius deutlich hervor. In seiner Zeit wurde die baierische Kirche durch den heiligen Bonifacius endgiltig eingerichtet, es entstanden in der Nähe Salzburgs die Stifte Mondsee, Chiemsee und wahrscheinlich auch Mattsee und die Carantaner, welche durch salzburgische Priester bekehrt wurden, kamen zur Diöcese. Wir vernehmen von einer bischöflichen Schule, von der Errichtung des Domcapitels und der Erbauung eines neuen stattlichen Münsters. Auch der Besitz des Bisthums mehrte sich in der damals üblichen Weise. Sowohl von den Herzogen als von Privatpersonen erhielt dasselbe große Schenkungen an Land und Leuten, so daß sich sein Eigenthum schon damals über mehrere Tausende von Bauerngütern, ausgedehnte Forste, Alpen, Weide- und Jagdrechte erstreckte.

Einen wahrhaft großartigen Aufschwung brachte für das Salzburger Bisthum die Einverleibung Baierns ins Frankenreich durch Karl den Großen im Jahre 788. Schon einige Jahre früher war ein geborner Franke, Arno, Bischof geworden, der mit dem fränkischen Hofe und besonders mit Karls berühmtem Freunde und Rathgeber Alcuin in engen Beziehungen stand. Als nun die baierischen Angelegenheiten neu geordnet wurden, schien es nothwendig, für dieses große Gebiet ein Erzbisthum zu gründen, und Karls und des Papstes Wahl fiel auf Salzburg. Ob hierbei die Rücksicht auf die Person Arnos oder auf Salzburgs bereits erlangte Stellung in den Slavenländern entscheidend war, wissen

wir nicht. Aus dieser Zeit der Neuordnung stammen unsere ältesten ganz sicheren Nachrichten über die Gründung und die ersten Schicksale des Bisthums, sowie ein vollständiges Verzeichniß der Besitzungen desselben, welches der Reichsregierung zur Prüfung und Bestätigung vorgelegt werden mußte. Letztere erfolgte nebst der höchst werthvollen Verleihung der Gerichtsbarkeit über die auf kirchlichem Grunde ansässigen Personen, welche damals bereits sicher nach vielen Tausenden zählten, so daß auf allen Kirchenherrschaften nicht die weltliche Obrigkeit, der Graf, sondern der vom Bischof erwählte Vogt zu Gericht sitzen und an Stelle des königlichen Fiscus der Bischof die Strafgelder einziehen sollte. Doch bildeten diese Kirchengüter keineswegs ein zusammenhängendes Gebiet, sondern sie waren innerhalb des Sprengels und noch in den Nachbardiöcesen verstreut; am dichtesten lagen sie in Baiern an beiden Seiten des Inn zwischen Wasserburg und Mühldorf und gegen Salzburg an der Alz und Salzach. Die Wichtigkeit der Karolingischen Periode spiegelt sich auch in der Sage vom Kaiser Karl wieder, der im Untersberge schläft.

Durch die Besiegung der Avaren und die Ausdehnung der fränkischen Herrschaft über das westliche Ungarn in den letzten Jahren des VIII. Jahrhunderts wurde der Wirkungskreis der Salzburger Kirche wesentlich ausgebreitet. Ja man erhält aus den überlieferten Urkunden und Nachrichten den Eindruck, daß diese carantanischen und pannonischen Angelegenheiten von nun an auf lange Zeit den wichtigsten Theil der Pflichten und Interessen der salzburgischen Oberhirten gebildet haben. Wenn man bedenkt, welch bedeutende Culturarbeit durch die Germanisirung und Bekehrung so ausgedehnter Landstriche geleistet worden ist, welche geschichtliche Wichtigkeit für alle Folgezeiten die Einbeziehung Niederösterreichs, Steiermarks und Kärntens in den Bereich der deutschen Nation und des deutschen Reiches beanspruchen darf, so wird man dem Salzburg des IX. Jahrhunderts eine Rolle von größerer Bedeutung nicht absprechen können. Die Erzbischöfe dieser Zeit hielten sich sehr häufig in den östlichen Gegenden auf, und es wird uns eine ganze Reihe von Kirchen überliefert, welche von ihnen im westlichen Ungarn, besonders am Plattensee, geweiht worden sind. Auch die zahlreichen dem heiligen Rupert gewidmeten Gotteshäuser Kärntens und Steiermarks, die vielen Orte, welche noch heute diesen Namen führen, beweisen allenthalben den salzburgischen Einfluß. — Da auch die Bischöfe von Passau und die Metropoliten von Aquileja in denselben Gegenden thätig waren, so wurden sichere Grenzfeststellungen nothwendig, und diese erfolgten in dem Sinne, daß das Gebiet südlich der Drau der Diöcese von Aquileja, das Gebiet nördlich der Alpen, also das Donauthal, jener von Passau zugewiesen wurde; was dazwischen liegt, also Kärnten und Steiermark und Oberungarn bis an die mittlere Donau, blieb bei Salzburg.

Unter den späteren Karolingern, besonders unter Ludwig dem Deutschen erwarb das Erzbisthum in diesen Gegenden auch sehr ausgedehnte Güter, welche zum Theile bis

zu den Umwälzungen der Napoleonischen Zeit in seinem Besitze geblieben, zum Theile im XVI. Jahrhundert verloren gegangen sind, so Traismauer an der Donau, das Leibnitzer Feld an der Mur, den Forst Sausal, die Stadt Pettau, St. Andrä im Lavantthal, die Gegend von Hüttenberg, Althofen und Friesach in Kärnten. Von geringer Dauer waren die Erwerbungen auf später ungarischem Gebiet bei Fünfkirchen. War doch der ganzen fränkisch-christlichen Gründung in diesen Gegenden kein Gedeihen beschieden.

Den ersten Stoß erlitt dieselbe durch das Aufleben des nationalen Wesens der unterworfenen Slaven, welches durch das Auftreten der byzantinischen Mönche Methodius und

Der Untersberg von Elsbethen aus.

Cyrillus wesentlich gefördert wurde, da diese das Christenthum in nationaler Form und Sprache lehrten. Der große Slavenapostel Methodius war in Passau und Salzburg eine verhaßte Persönlichkeit, wurde bei König und Papst bitter verklagt und mehrere Jahre in Deutschland gefangen gehalten. Noch schlimmer wurden die Dinge, als die Slaven in den östlichen Grenzlandschaften unter dem Mährerfürsten Svatopluk sich einigten und in mehreren großen Kriegen ihre thatsächliche Unabhängigkeit errangen.

Aber auch das wäre noch zu ertragen gewesen, denn die Mährer waren doch Christen, und da Svatopluk sich der nationalen Kirche des Methodius keineswegs mit besonderer Hingebung annahm, so konnten die deutschen Bischöfe wohl hoffen, das Verlorene zurückzugewinnen. Der Einbruch der Ungarn machte aber Allem ein jähes Ende.

Die Slavenreiche verschwanden spurlos und die verheerenden Streifzüge der furchtbar beweglichen Feinde erstreckten sich bald bis in die deutschen Grenzlandschaften. Da ein fränkisches Gesammtreich nicht mehr und ein deutsches Reich noch nicht bestand, so mußten die Baiern sehen, wie sie allein mit der Abwehr zurechtkamen. Ein großes Heer, in welchem auch die baierischen Bischöfe mit ihren Kirchenleuten nicht fehlten, trat den Ungarn entgegen. Irgendwo „in den östlichen Gegenden", also wohl in Niederösterreich, vielleicht auch in Ungarn selbst, fand die Schlacht statt (907). Sie brachte eine vollständige Niederlage der Baiern, alle Anführer wurden erschlagen, darunter auch der Erzbischof Dietmar I. von Salzburg und die Bischöfe von Passau und Brixen.

Die Folge dieses vernichtenden Schlages war der Verlust aller Länder, welche man mit dem Kreuze, dem Schwerte und dem Pfluge seit den Tagen Karl des Großen errungen hatte. Der baierische Stamm wurde im Allgemeinen auf die Grenzen der agilolfingischen Periode zurückgeworfen; die Besitzungen und der Sprengel von Westungarn waren gänzlich und dauernd für Salzburg verloren, wenn sich die Erzbischöfe auch noch Jahrhunderte lang ihre Güter bei Steinamanger und Fünfkirchen von den Kaisern bestätigen ließen.

Die Streifzüge der Ungarn suchten von nun an Baiern selbst in der schrecklichsten Weise heim. Von einer Belagerung oder Berennung Salzburgs selbst ist uns zwar nichts überliefert, aber die benachbarten Klöster sanken in Asche und in den Urkunden des Erzbischofs Adalbert (919 bis 934) werden verwüstete und leer stehende Güter selbst in der Nähe der Stadt häufig erwähnt. Erst nachdem diese Heimsuchung mehr als ein Menschenalter gedauert hatte, wurde durch die Siege Herzogs Heinrich I. von Baiern und vor Allem durch König Ottos I. Sieg auf dem Lechfeld (955) Abhilfe gebracht. — Im Allgemeinen standen die Salzburger Erzbischöfe dieser Zeit in trefflichem Einvernehmen mit den Königen und Kaisern aus dem sächsischen Hause. Nur Einer machte eine Ausnahme. Herold ließ sich in den Aufruhr verwickeln, welchen Liudolf 953 gegen seinen Vater Otto I. erhob. Herold wurde von Ottos Bruder Herzog Heinrich von Baiern gefangen genommen und geblendet und bald darauf auch mit Zustimmung des Papstes von seinem Stuhle entfernt. Sein Nachfolger war Friedrich I. aus einem weitverzweigten und ansehnlichen Geschlechte, das unter dem Namen der Aribonen bekannt ist und sowohl in Oberbaiern als in Kärnten und der Ostmark damals eine große Rolle gespielt hat. Er behielt in einem heftigen Streite mit Passau um die Metropolitanwürde in den östlichen Ländern die Oberhand.

Von dem Erzbischofe Hartwig, der den Ruhm der Heiligkeit genoß, wird eine anmuthige Legende erzählt. Als er einst im strengen Winter ein Gebirgsthal besuchte, schnitt er sich ein dürres Reis zu einem Stocke zurecht. Während er mit dem Stabe dahinwandelte, begann dieser plötzlich Knospen und Blüten zu treiben, woraus die Heiligkeit des Trägers offenbar wurde. Seither heißt die Stätte des Wunders Blühnbach.

Das XI. Jahrhundert war in seiner ersten Hälfte eine Blütezeit des deutschen Reiches und Kaiserthums. Es ist aber gegenwärtig sehr schwer, sich eine richtige Vorstellung der höchst eigenartigen Einrichtungen dieses mittelalterlichen deutschen Staatswesens zu machen. Denn es wäre ebenso unrichtig, schon für jene frühe Zeit eine Zersplitterung des Reiches in eine große Anzahl kleiner Fürstenthümer und Städte vorauszusetzen, wie sie später eintrat, als anderseits jede Ähnlichkeit mit den gegenwärtigen Begriffen von Staat und Unterthanenschaft fehlt. Unter allen diesen unverständlich gewordenen Einrichtungen ist aber vielleicht die eigenthümlichste die Stellung der Reichsbisthümer im damaligen Staate.

Die Bischöfe und Erzbischöfe hatten noch während der Völkerwanderungszeit in den neu gegründeten germanischen Reichen eine sehr angesehene politische Stellung errungen. Sie gehören fortan durch das ganze Mittelalter zu den höchsten Staatswürdenträgern, sie sitzen gewissermaßen unter den Pairs des Reiches, keine wichtige Staatshandlung kann ohne sie vorgenommen werden. Dieses Ansehen stieg durch Karl den Großen noch wesentlich, der ja Kirche und Staat auf das innigste mit einander verband und als vom Nachfolger Petri gekrönter Kaiser und Schirmherr der Kirche selbst eine halbgeistliche Stellung einzunehmen schien. Im deutschen Reiche, das aus der Theilung der karolingischen Monarchie hervorging, erreichte die Bedeutung der Bischöfe ihren Höhepunkt, da sie die Stützen der Könige gegenüber den Fürsten, die Verfechter der Nationaleinheit gegenüber den Lösungsabsichten der Stämme waren. Wenn die Fürsten Aufstände erregten, stützten sich die Könige auf die Kirche; die Herzoge und Grafen sind die Beeinträchtiger und Verfolger, die Könige die großmüthigen Beschenker und Schützer der Kirchen. Ganz ausgesprochen besteht dieses Verhältniß unter den sächsischen und fränkischen Kaisern bis zum Tode Heinrichs III. (1056). Nur aus dieser Politik werden die ungemein ausgedehnten Schenkungen erklärlich, welche fortwährend auf die Kirchen gehäuft wurden, hieraus auch die Verleihungen immer neuer und wichtigerer Freiheiten gegenüber den weltlichen Obrigkeiten, von Zöllen und Märkten, von Stadt- und Münzungsrechten, endlich die Übertragung von ganzen Reichsgrafschaften, ja sogar von Herzogthümern. Obwohl nun in diesen Schenkungen immer nur von Vergabung an den betreffenden Kirchenheiligen, von Befreiung und Begünstigung der Kirche die Rede ist, so beweisen doch die Thatsachen, daß die Könige sehr bedeutende Gegenleistungen verlangten. Waren die Bischöfe die begünstigten Stützen der Staatsgewalt, so mußten sie doch auch zumeist

Siegel des Erzbischofs Dietmar II. aus dem XI. Jahrhundert.

deren Aufwand an Geld, vor Allem aber an Kriegsmannschaft bestreiten. Nach der uns erhaltenen Matrikel eines Aufgebotes der deutschen Streitkräfte zu einer Heerfahrt nach Italien aus der Zeit um das Jahr 1000 mußten fast zwei Drittel der Mannschaft von den Bischöfen und Äbten beigestellt werden. Salzburg erscheint mit 70 Rittern belastet. Die Kirchenbesitzungen, welche sich seit der Karolingerzeit noch wesentlich gemehrt und durch sorgfältigen Anbau einst menschenleerer und unbebauter Gegenden sehr an Werth gewonnen hatten, wurden von den Bischöfen zu einem recht bedeutenden Theile an adelige Vasallen hinausgegeben, welche als Gegenleistung für reichliche Ausstattung mit Grund und Boden ihr Schwert und ihre Treue zur Verfügung stellten. So war ein Bischof der damaligen Zeit ein mächtiger Herr auch in weltlichen Dingen. Große Einnahmen durch weitverbreitete Güter, durch Bergwerke und Mauthen, durch den Kirchenzehnten und die Gerichtsbarkeiten standen ihm zur Verfügung. Dafür wurde auch an Reichslasten für die Erhaltung der kirchlichen Institute, sowie eines ganzen Heeres von Vasallen und Dienern viel verlangt und verausgabt. Aber noch immer ist von einem selbständigen, abgerundeten Gebiet, von einem Fürstenthum im späteren geographischen Sinne keine Rede. Die Güter des Erzbisthums Salzburg dehnten sich damals über einen Landstrich aus, welcher durch die vier Endpunkte Regensburg, Wien, Meran und Gurkfeld in Krain noch nicht ganz erschöpfend umschrieben ist. Ebenso weit verstreut saßen auch die Stiftsvasallen auf den bischöflichen Höfen und Burgen, am dichtesten freilich in der Nähe des erzbischöflichen Sitzes und dann im nördlichen Kärnten um Friesach. Es ist einleuchtend, wie wichtig es für die Kaiser sein mußte, auf den Bischofsstühlen Männer zu wissen, auf deren Ergebenheit sie sich verlassen konnten. Und nicht die unbedeutendste Stelle hatte gerade der Salzburger. Gingen ihm auch die drei älteren Metropoliten von Mainz, Köln und Trier im Range vor, so war er doch das geistliche Haupt jenes Stammes, der seine Einheit und Eigenart am zähesten wahrte, des baierischen, und beherrschte sein Gebiet doch die ganzen Ostalpen und damit die Zugänge zu dem östlichen Theile Oberitaliens. Daher war es gekommen, daß die Kaiser auf die Bischofswahlen den stärksten Einfluß nahmen. Schon Karl der Große hatte kurzweg Bischöfe ernannt, jetzt geschah unter Wahrung gewisser Formen dasselbe. Wenn ein Erzbischof gestorben war — erzählt uns die Lebensbeschreibung Konrads I. von Salzburg mit dem Beisatze, daß man damals immer so vorgegangen sei — nahmen die vornehmsten Geistlichen der Diöcese und die ersten Stiftsvasallen den Ring und den Stab des Verstorbenen und brachten sie an das kaiserliche Hoflager, mochte dies auch gerade in Italien oder in einem anderen fernen Reichstheile sein. Der Kaiser berieth nun mit der Deputation und seinen ständigen Rathgebern über den Nachfolger, und war man ins Klare gekommen, so wurde derselbe sofort ausgerufen und vom Kaiser mit Ring und Stab investirt. Nicht selten traf die Wahl ein Mitglied der Abordnung, noch häufiger

eine Persönlichkeit aus dem Hofclerus und der kaiserlichen Kanzlei, aus welcher durch Jahrhunderte die große Mehrzahl aller Bischöfe hervorgegangen ist.

Kein Zweifel, daß ein solches Verfahren den canonischen Gesetzen nicht ganz entsprach; kein Zweifel aber auch, daß es eine nothwendige Folge des Systems war, das Reich auf die Bischöfe zu stützen und die Reichsgüter in Kirchengüter zu verwandeln. Wie sollte das Reich bestehen, wenn man die Besetzung der Bisthümer aus der Hand gab? Es war klar, wohin es kommen mußte, wenn vom Standpunkte der strengen kirchlichen Auffassung diese Zustände als unerträglich und verwerflich erklärt wurden. Nun waren aber das X. und XI. Jahrhundert eine Zeit fortwährenden und raschen Steigens einer überaus strengen und eifrigen kirchlichen Gesinnung, die Zeit der Gründung zahlreicher neuer Orden, eines Aufblühens der theologischen Studien, einer allgemeinen und starken Begeisterung für das christliche Lebensideal. — So trat die Katastrophe mit Wucht und Schnelligkeit ein. Man bezeichnet sie als den Investiturstreit, denn um die Besetzung der Bisthümer dreht sich in erster Linie dieser erbitterte Kampf zwischen Papst und Kaiser. Niemand war in schwierigerer Lage als die Bischöfe, welche sich durch ihr geistliches Amt auf die päpstliche, durch ihre politische Stellung auf die kaiserliche Seite gedrängt sahen.

Es ist nun überaus bezeichnend für den Geist, der im Salzburger Clerus lebte, daß während der langen Zeit dieser Kämpfe sämmtliche Erzbischöfe ohne Ausnahme auf der Seite des Papstes standen. Es war eine eifrige, von dem weltlich-politischen Wesen wenig berührte Diöcese. Als im Jahre 1076 der Streit zwischen Papst und Kaiser aufflammte, saß auf dem Salzburger Stuhle Erzbischof Gebhard. Er hatte sich bereits als außergewöhnlich eifriger und thätiger Hirt bewiesen, und zwar besonders durch die Gründung des Benedictinerstiftes Admont und des Bisthums Gurk. Daß ein Erzbischof ein neues Bisthum gründete, war etwas Ungewöhnliches. Die große Ausdehnung des Salzburger Sprengels über mehrere durch hohe Gebirgsketten getrennte Landschaften gab hierzu die Veranlassung, obwohl die sehr geringe Ausdehnung der neuen Diöcese darauf hindeutet, daß es Gebhard weniger um eine Verkleinerung seines Amtsbezirkes als um die Schaffung eines Helfers und Stellvertreters zu thun war. Als es nun darauf ankam, Partei zu ergreifen, zögerte Gebhard nicht, sich gegen den Kaiser zu erklären. Er ließ die Hauptstützpunkte der erzbischöflichen Macht, Hohensalzburg und Friesach, sowie den Platz Werfen befestigen, der die Verbindung zwischen beiden beherrschte. Da aber König Heinrich siegreich in Süddeutschland erschien, floh Gebhard zu Heinrichs gefährlichsten Gegnern, den Sachsen, als deren Führer und Sprecher bei Verhandlungen er erscheint. Bald wurde er mit allen seinen Gesinnungsgenossen für abgesetzt erklärt und vom Kaiser ein Gegenerzbischof eingesetzt, Berthold von Moosburg. Mehr als zwanzig Jahre dauerten die Kämpfe zwischen diesem und Gebhard und dessen Nachfolgern. Es gelang Gebhard noch einmal,

die Rückkehr in die Heimat zu erringen, doch nur, um dort zu sterben. Thiemo, früher Abt von St. Peter in Salzburg, den die päpstliche Partei erwählte, mußte bald vor Berthold weichen und fand seinen Tod auf einem Kreuzzug (1101). Erst der Sturz Heinrichs IV. (1106) schien Frieden zu bringen, indem König Heinrich V., der mit Hilfe der päpstlichen Partei zur Regierung gekommen war, Berthold aufgab und einen neuen kirchlich gesinnten Erzbischof einsetzen ließ, Konrad I. Aber schon 1111 brach der Kampf von neuem aus. König Heinrich hatte mit Papst Paschalis einen Vertrag vereinbart, wonach er auf die Investitur der Bischöfe unter der Bedingung verzichtete, daß diese ihre Reichslehen, Grafschaften, Vasallen, Mauthen und Bergwerke, auf denen ihre politische Stellung beruhte, aufgeben sollten. Schon war die Sache so weit gediehen, daß Papst und Kaiser in der Vorhalle der Basilika zu St. Peter in Rom zusammensaßen, um die Urkunden über diesen Pact auszutauschen. Als aber hierdurch der bisher geheim gehaltene Vergleich ruchbar wurde, erhoben die anwesenden deutschen Bischöfe lauten Protest, und unter ihnen wird uns ausdrücklich Konrad von Salzburg als einer der führenden Männer genannt. Der Kampf tobte in der Peterskirche, die Fortsetzung der bereits begonnenen Kaiserkrönung mußte unterbleiben und Alles zerschlug sich. Neuer noch bitterer Hader der Parteien war die Folge. Auch Konrad mußte Salzburg verlassen und, nachdem er drei Jahre in Steiermark und Kärnten an verschiedenen Orten Zuflucht gefunden, endlich ebenfalls nach Sachsen entweichen. — Erst das Wormser Concordat von 1122 brachte Frieden und gestattete ihm die Rückkehr. Der Kaiser verzichtete auf die directe Ernennung der Bischöfe, welche durch die Capitel frei gewählt werden sollten, behielt aber die Verleihung der weltlichen Besitzungen, welche von da ab als Lehen des Reiches betrachtet wurden; er besaß also immerhin noch eine Handhabe, mißliebige Personen fernzuhalten.

Konrad saß noch 25 Jahre (bis 1147) auf dem Salzburger Stuhle und zeigte sich fortwährend als ein thätiger und kraftvoller Förderer der streng kirchlichen Auffassung. Zahlreich sind seine Klostergründungen, die Concilien und Reformen, kaum minder zahlreich die Fehden mit den Feinden und Beraubern der Kirchen. Sein Nachfolger Eberhard I. war vom gleichen Geiste beseelt, nur milder und ruhiger und allenthalben hochgeachtet. Auch er sah sich wieder vor die schwere Wahl zwischen Kaiser und Papst gestellt, als Friedrich I. mit Alexander III. hauptsächlich wegen der italienischen Angelegenheiten in Streit gerieth. Obwohl er aus seiner Anhänglichkeit an den Papst kein Hehl machte, blieb er doch mit dem Kaiser in guten Beziehungen und führte seine Vasallen zu der berühmten Belagerung von Mailand 1162. Erst als nach seinem Tode Anhänger derselben Richtung, aber von weniger maßvoller Gesinnung den erzbischöflichen Stuhl bestiegen, wurden die Mißverhältnisse wieder lebhaft. Aber Friedrich I. verfügte über ganz andere Mittel als Heinrich IV. Im Jahre 1167 erschien der Kaiser in Salzburg,

Erzbischof Konrad II. mußte fliehen, und als nach seinem Tode 1168 seine Partei Adalbert II. aufstellte, konnte dieser die kaiserliche Anerkennung nicht erlangen, sondern der Kaiser nahm auf einem Hoftage zu Salzburghofen bei Salzburg das Erzbisthum

Prunkstücke aus dem Schatz des Stiftes St. Peter.

feierlich in Besitz und ließ einen neuen Erzbischof, Heinrich von Berchtesgaden, wählen. Selbst als Kaiser Friedrich, von den Lombarden geschlagen, sich entschloß, mit dem Papste Frieden zu machen, kam der Ausgleich dem vertriebenen Adalbert nicht zustatten, sondern er mußte ebenso wie sein Gegner Heinrich weichen und Konrad von Mainz kam als Erzbischof nach Salzburg. Erst eine neue Verschiebung brachte Adalbert dann für seine letzten Lebensjahre doch noch auf den so lange erstrebten Thron.

Die ersten Jahrzehnte des XIII. Jahrhunderts brachten die größten Veränderungen in der politischen Stellung des Erzstiftes, welche von Karl dem Großen bis Napoleon sich in Salzburg ereignet haben, und zwar hauptsächlich durch die Klugheit und Kraft des neuen Erzbischofs Eberhard II. 1200 bis 1246. Die Zeit seiner Regierung ist die der Entstehung eines durch bestimmte territoriale Grenzen abgeschlossenen Landesgebietes, eines wirklichen Fürstenthums im jetzigen Sinne. Bis dahin hatte der Besitz des Erzbisthums aus einer großen Anzahl Güter, Vasallen und Einnahmequellen aller Art bestanden, war aber nicht räumlich zusammenhängend und abgeschlossen. Wenn auch sämmtliche auf kirchlichem Grunde angesiedelte Personen, ferner die Stiftsvasallen und die Bürger der bischöflichen Städte der Gerichtsbarkeit der Kirchenvögte unterstanden, so gab es zwischen diesen doch noch allenthalben eine Menge anderer ansässiger Personen, deren Gerichtsstand noch die von Alters her bestehende weltliche Obrigkeit, die Grafengerichte waren. Diese Grafschaften waren in den Händen alter Altersgeschlechter, welche dieselben als erbliche Lehen der Herzoge von Baiern oder der Kaiser innehatten. Erst wenn der Erzbischof an Stelle dieser gräflichen Gerichtsbarkeit seine eigene setzen konnte, gelangte er zu einer vollkommenen Herrschaft über alle in dem Gebiete angesessenen Personen. Als einmal die Aufmerksamkeit der Erzbischöfe hierauf gelenkt war, gelang es sehr rasch, eine ganze Anzahl solcher Grafschaften zu erwerben, und zwar hauptsächlich mit geschickter Benützung des Umstandes, daß in diesen Grafengeschlechtern, welche die Träger des kriegerischen Geistes der Zeit waren, eine wahrhaft erschreckende Sterblichkeit herrschte und besonders auf den Kreuzzügen sehr viele Angehörige derselben zu Grunde gingen. Da das Lehenrecht nur den ganz geraden Erbgang anerkannte und die Vererbung auf Nebenlinien sehr erschwerte, so hatten Herzoge und Könige viele Anhaltspunkte, Grafschaften für erledigt zu erklären, und die Bischöfe, sie zu erwerben. So erwarb Erzbischof Eberhard bei dem Aussterben der Grafen von Peilstein 1218, der Grafen von Lebenau 1227, und durch den Tod Heinrichs von Mittersill 1228 die Gerichte Lebenau, Tittmoning und den Oberpinzgau; Eberhards Nachfolger Philipp 1249 den Unterpinzgau, 1260 die Gerichte Glaneck und Kuchel, Plain und Raschenberg. Damit hatte der Erzbischof auf dem Gebiete des späteren Herzogthums Salzburg jede fremde Gerichtsbarkeit ausgeschlossen. Und da er ohnedies in allen diesen Gegenden längst der größte Grundbesitzer, der Herr vieler Burgen und der vorhandenen Städte, der Lehensherr des gesammten Adels war, so konnte sich aus alledem sehr leicht, ja wie von selbst eine Stellung herausbilden, welche der eines Herzogs oder Markgrafen gleichkam. Dazu half noch, daß gerade in jener Zeit Kaiser Friedrich II. den Bischöfen die werthvollsten Erweiterungen ihrer Rechte über ihre Unterthanen sowohl, als gegenüber dem Kaiser einräumte, um ihre Hilfe in seinen Kämpfen in Italien zu gewinnen. Als endlich etwa seit 1240 Deutschland sich fast ganz selbst

überlassen blieb, da Friedrich nicht mehr aus Italien zurückkehrte, wurde die Sache für die Herzoge und Bischöfe noch leichter, denn nun verglichen sich die Nachbarn über die etwa frei werdenden Gebiete, ohne sich um die Reichsregierung irgendwie zu kümmern. So wurden die Grenzen von Salzburg und Baiern durch zwei Verträge von 1254 und 1275 zwischen diesen beiden Mächten ohne Intervention eines Königs festgestellt und hiebei das große Erbe der alten und hochangesehenen Grafen von Plain getheilt. So vollzog sich innerhalb weniger Jahrzehnte die Ausbildung und Abschließung des Territoriums, wie es als geistlicher Staat bis 1803 bestanden hat und nach Verlust eines bedeutenden Bruchstückes gegen Baiern zu als österreichisches Kronland noch heute besteht.

Erzbischof Eberhard II. war, ungleich allen seinen Vorgängern, ein treuer Anhänger der Hohenstaufen, auch in ihren Kämpfen mit den Päpsten, ein Mann voll Kraft und Rührigkeit sowohl in weltlichen als geistlichen Dingen. Er gründete ebenfalls Bisthümer wie Gebhard, und zwar drei: eines in Chiemsee, eines in Lavant für Unterkärnten und eines in Seckau für Obersteier. Die beiden letzteren, ebenso wie Gurk, bestehen noch jetzt, nur haben sie ihre Sitze nach Marburg, Graz und Klagenfurt verlegt.

Als Eberhard in hohem Alter gestorben war, kam eine Zeit großer Verwirrung über das Erzbisthum, da das Domcapitel sich bestimmen ließ, den Bruder des Herzogs Ulrich von Kärnten, Philipp, zu berufen. Dieser Mann, der aller geistlichen Gesinnung bar, aber desto tiefer in die dynastischen Händel verflochten war, welche nach dem Aussterben der Babenberger eben damals im ganzen Ostlande ausbrachen, weigerte sich die priesterlichen Weihen zu empfangen. Infolge dessen nahm das Domcapitel eine Neuwahl vor und betrieb beim Papste seine Absetzung. Aber der neugewählte Ulrich von Seckau konnte nicht einmal die Kosten seiner Erhebung aufbringen und vermochte sich vor seinem mächtigen Gegner nicht zu behaupten. Baiern und Ottokar von Böhmen mischten sich in den Handel, und das Stiftsgebiet, ja die Stadt Salzburg selbst wurden durch Krieg und Verheerung auf das ärgste heimgesucht. Nachdem dieser Zustand fast zehn Jahre gedauert hatte, zog sich Ulrich freiwillig zurück, und da Philipp vom Papste rechtmäßig abgesetzt war, konnte man abermals zu einer Neuwahl schreiten (1265). Sie traf einen noch sehr jungen Angehörigen des böhmischen Königshauses, Ladislaus, der ein würdiger Priester war, aber das Erzbisthum in die Clientel des damals so mächtigen Ottokar brachte. Doch starb er schon 1270 und sein Nachfolger Friedrich von Walchen schlug eine entgegengesetzte Politik ein.

Dieser Erzbischof hatte großen Antheil an dem Erfolge Rudolfs von Habsburg gegen Ottokar II. Nicht nur, daß er Rudolf fortwährend aufmunterte, die große Unternehmung zu wagen, und daß er seine salzburgischen Ritter vollzählig zum königlichen Heere stoßen ließ, sondern gerade in der schwierigen Periode der Vorbereitung leistete er Rudolf die größten Dienste, indem er den weitgreifenden Einfluß, den er in Österreich

und Steiermark sowohl als Metropolit wie als Inhaber großer Güter und Landstriche besaß, ganz zu Gunsten des neuen Königs in die Wagschale warf. Er zog sich dadurch auch den Haß Ottokars in hohem Grade zu, und Land und Leute hatten viel zu leiden, bis endlich Rudolfs Siege der Noth ein Ende machten. Zum Danke bestätigte dieser alle Erwerbungen und Gebietserweiterungen, welche die Erzbischöfe in den letzten dreißig Jahren gemacht hatten. Da durch den langen Kampf zwischen den Gegenerzbischöfen Ulrich und Philipp Gehorsam und Zucht der Stiftsvasallen sehr gelitten hatten, sah sich Friedrich genöthigt, gegen mehrere mit dem Schwerte vorzugehen und ihre Burgen zu brechen. Das Ansehen des Landesherrn wurde wirksam wieder hergestellt.

Unter Friedrichs Nachfolger Rudolf wurde das Einvernehmen mit den Habsburgern nicht aufrecht erhalten. Von 1286 an folgen mehr als zehnjährige Fehden mit dem Herzog Albrecht von Österreich, deren Gegenstand hauptsächlich einige Schlösser im Ennsthale und die Saline Gosau waren. Nach mancherlei Zwischenfällen, in denen besonders Radstatt eine Rolle spielte, das der Erzbischof Rudolf 1286 zur Stadt erhoben hatte, wurde 1297 durch Vergleich ein dauernder Friede hergestellt.

Seitdem wurde die Freundschaft mit den Habsburgern nie wieder auf längere Zeit ernstlich getrübt. In dem Streite um den deutschen Thron zwischen Ludwig von Baiern und Friedrich dem Schönen von Österreich unterstützte Erzbischof Friedrich III. den letzteren auf das lebhafteste. Vor der großen Schlacht, welche bei Mühldorf 1322 auf salzburgischem Gebiete ausgefochten wurde, schlug der Erzbischof eine große Anzahl salzburgischer Edelleute zu Rittern, und als die Entscheidung ungünstig ausgefallen war, traf die Hand des Siegers das Erzbisthum schwer. Die gefangenen Vasallen mußten gelöst, die besetzten Landstriche mit großen Opfern zurückgekauft werden.

Vielleicht infolge der innigen Beziehungen zu den Habsburgern waren in der Regel die zu den baierischen Herzogen um so schlechter. Kaum jemals ruhten die Fehden und Streitigkeiten länger als ein paar Jahre. Der Verlauf ist stets derselbe: nachdem einige Wochen oder Monate der Grenzkrieg gewüthet, der in Verheerungen und Plünderung und Berennung einiger Burgen besteht, wird ein Waffenstillstand geschlossen; es werden Schiedsrichter bestimmt, die an einem gewissen Tage und Orte ihr Urtheil über die zahllosen, meist sehr unbedeutenden Streitpunkte fällen sollen. Handelt es sich doch selten um mehr als um strittige Gerichtsbarkeiten, irgend einen unbequemen Zoll, vielleicht einen abgefallenen Vasallen, der auf der anderen Seite Zuflucht gesucht, und ähnliche Kleinigkeiten. Selten wird bei dem Schiedsgericht eine wirkliche Lösung gefunden; einzelne Fragen bleiben unentschieden, neue Vergleichstage, neue Schiedsrichter werden bestimmt: dann werden wieder die Termine nicht eingehalten, inzwischen bricht vielleicht die Fehde wieder aus, neue Klagepunkte gesellen sich zu den alten, und so geht es endlos fort; man

glaubt einen bösen Traum zu träumen. So war es aber damals im ganzen Reiche. Es sind die Folgen der Schwäche des Königthums: die kleinen Kräfte, in welche die Nation aufgelöst ist, verzehren sich in gegenseitiger Reibung; Anstrengung und Schaden sind häufig groß, die Ergebnisse aber nach außen wie nach innen gering.

Es kann aus dieser Periode nur das Wichtigste hervorgehoben werden. Im Allgemeinen behaupteten sich die Erzbischöfe ganz gut in dem Wirrsal. Es gelang ihnen nicht nur durch Ankauf, meist von ärmeren Bisthümern, mehrere Landgerichte zu erwerben,

Motiv aus Radstatt.

welche das Gebiet abrundeten, so Mattsee, Straßwalchen und Ytter in Tirol; auch im Innern stärkte sich ihre Macht ganz wesentlich. Wie im XIII. Jahrhundert durch den Ruin der Grafendynastien, so gewann jetzt der Landesherr durch das Herabkommen und Aussterben zahlreicher Vasallengeschlechter. Es scheint der finanzielle Ruin gewesen zu sein, welcher nach und nach die Goldecker, die Radecker, die Bergheimer, die Gutrater und andere nöthigte, ihre erblichen Gerichtsbarkeiten, ihre Schlösser und Gründe an die Erzbischöfe zu verkaufen. Die Macht der Landesherren erfuhr durch die Demüthigung dieser so oft unbotmäßigen Herren, auf welche man sich in auswärtigen Conflicten doch nicht verlassen konnte, eine große Steigerung. Denn die meisten dieser Familien hatten zugleich Lehen von Österreich oder Baiern und waren durch Verwandtschaft mit dem Adel dieser Länder eng verbunden. Besonders wichtig war für die Erzbischöfe die Aufhebung der

erblichen Gerichtsbarkeiten. Von nun an setzten sie den einzelnen Land- oder Pfleggerichten nur noch Beamte auf Lebenszeit vor, welche vom Landesherrn ganz abhängig waren; der Beamtenstaat, überhaupt der landesfürstliche Absolutismus ist in Salzburg viel älter als in den Nachbarländern. Zwar machten 1403 der Adel und die Städte einen Versuch, die fürstliche Gewalt einzudämmen, indem sie einen Bund, den sogenannten Igelbund schlossen, dessen mit zahlreichen, an drei Seiten angehängten Siegeln versehene Urkunde noch im Museum zu Salzburg zu sehen ist. Es kam in der Folge zwar zur Ausbildung eines Landtages, in welchem der Adel und die Städte das Steuerbewilligungsrecht ausübten; doch wurde dadurch das Wachsen der landesfürstlichen Gewalt nur wenig gehemmt und schon im XVI. Jahrhundert wurde „die Landschaft" wieder aufgehoben.

Diesem Steigen der fürstlichen Macht in dem Hauptgebiete entspricht aber ein Sinken derselben in jenen Besitzungen, welche das Erzstift einerseits in Kärnten, Steiermark und Niederösterreich, anderseits in Baiern besaß. Während noch im XIII. und XIV. Jahrhundert diese Gebiete ebenso wie das Hauptland als völlig selbständige und von den Landesfürsten jener Gegenden unabhängige Enclaven betrachtet wurden, änderte sich jetzt dieses Verhältniß allmälig und der Einfluß der Landesherren stieg immer mehr. Dagegen half kein Ankämpfen, und in einer Reihe von Verträgen wurde gegen Ende des XV. und zu Anfang des XVI. Jahrhunderts die Landeshoheit, hier der Habsburger, dort der Wittelsbacher, über die salzburgischen Herrschaften ausgedehnt, so daß daselbst die Erzbischöfe nur als Privatbesitzer, aber nicht mehr als Fürsten angesehen werden konnten. In dieser Form blieben diese Güter beim Erzbisthum bis zur Säcularisirung in unserem Jahrhundert.

Seitdem die Türken ihre Herrschaft über Bosnien ausgedehnt hatten, litten auch die kärntnerischen und steiermärkischen Besitzungen Salzburgs viel durch ihre Einfälle; vielleicht infolge des allgemeinen Ruins, der dadurch herbeigeführt wurde, kam es daselbst zu wiederholten Bauernaufständen.

Durch den Wankelmuth des Erzbischofs Bernhard (1466 bis 1482) wurde Salzburg in die verheerenden Kriege zwischen Kaiser Friedrich III. und König Matthias von Ungarn verwickelt. Bernhard wurde nämlich seines Amtes müde und erklärte sich auf Wunsch des Kaisers bereit, dasselbe an den Erzbischof Johann von Gran, der als Flüchtling beim Kaiser lebte, abzutreten. Als aber der Landesadel und das Capitel dagegen protestirten, nahm er die Abdankung zurück. Der Kaiser ließ nun die salzburgischen Städte und Schlösser in Steiermark besetzen, worauf Bernhard den König Matthias zu Hilfe rief. Die Ungarn kamen herbei und eroberten die streitigen Orte; selbst die Stadt Salzburg entging nur durch die Wachsamkeit der Bürger einem Handstreich. Das Land wurde nach allen Richtungen verheert und die Parteiung zerklüftete den Clerus und das Volk.

Erst unter dem kraftvollen und sparsamen Erzbischof Leonhard von Keutschach, 1495 bis 1519, wurde die Ordnung wieder hergestellt. Es ist erstaunlich, wie rasch dieser vorzügliche Haushalter es möglich machte, die verpfändeten Güter zurückzukaufen, die zerstörten Burgen wieder aufzurichten und neue Werke aller Art anzulegen; man sieht

Vorhof der Veste Hohensalzburg.

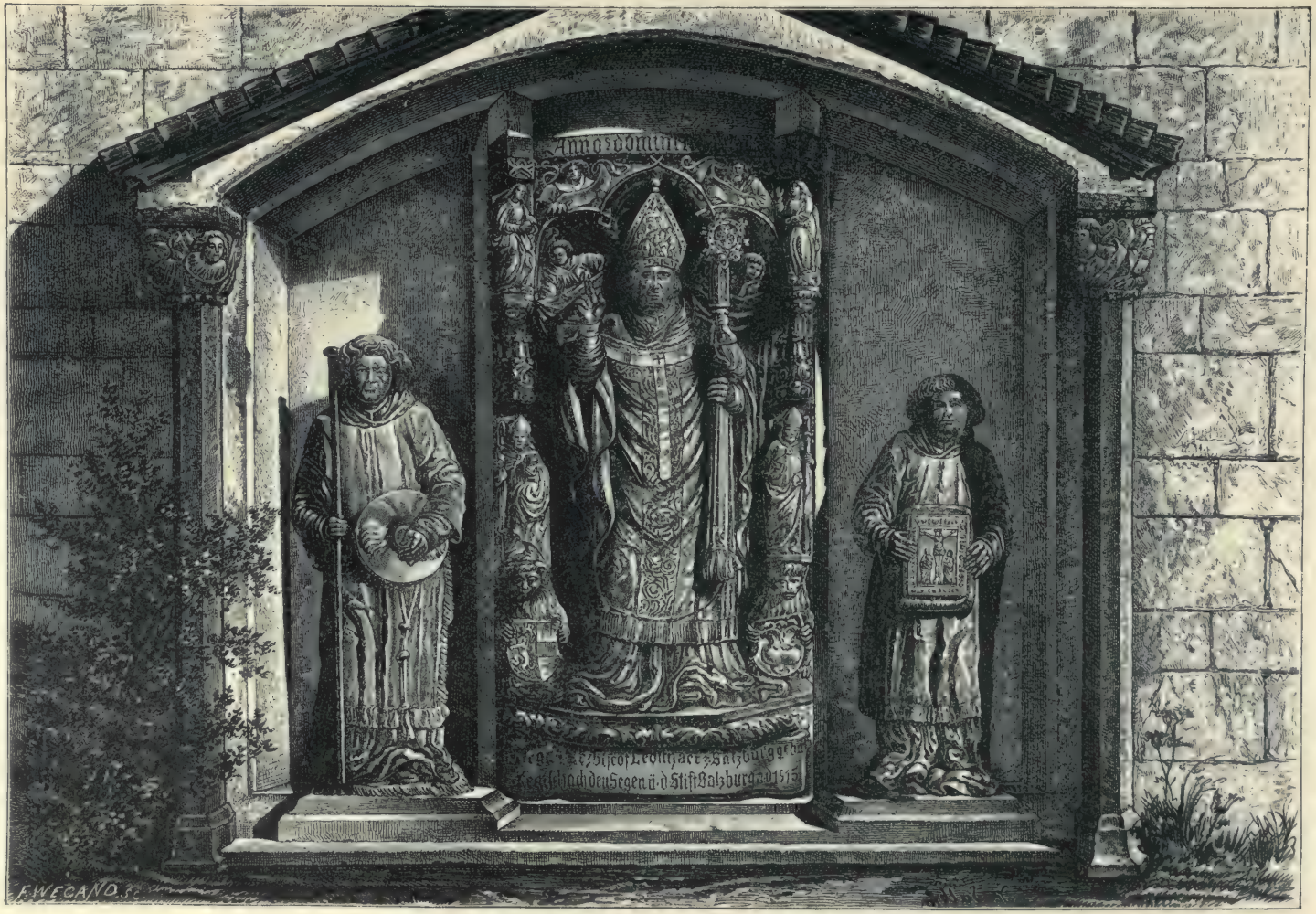
daraus, wie bedeutend die Mittel gewesen sind, welche einem Salzburger Fürsten zu Gebote standen. Unter Leonhard begann der Aufschwung des salzburgischen Bergwesens, und er eröffnet die Reihe jener Erzbischöfe, welche durch noch heute bewunderte Bauwerke die Stadt Salzburg so sehr verschönerten. Von ihm stammt ein bedeutender Theil der hohen Festung, besonders die Fürstenzimmer und die Georgskirche. Er prägte zuerst größere Silbermünzen, die Rüben- oder Keutschachthaler, welche gegenwärtig zu den

numismatischen Seltenheiten zählen. Sein Wappen mit der Rübe ist auf Bauwerken und Kunstdenkmälern in Salzburg nicht selten zu sehen.

In den Kämpfen während der vorigen Regierung hatten die Bürger der Hauptstadt vom Kaiser Friedrich, zu dessen Partei sie hielten, mehrere werthvolle Privilegien erhalten, was in ihnen das Streben nach der Abschüttlung der geistlichen Herrschaft und der Erringung reichsstädtischer Freiheiten hervorrief. Leonhard war aber nicht der Mann, solchen Dingen ruhig zuzusehen. Durch einen höchst bezeichnenden Handstreich wußte er dem angeblich geplanten Abfall vorzubeugen. Er lud eines Tages den gesammten Rath zur Tafel; als aber die Herren im Festgewande in der Residenz erschienen, wurden sie nicht in einen Speisesaal geführt, sondern in ein Gemach, wo für jeden nur ein Stück Brot aufgelegt war, während gleichzeitig die Thore geschlossen wurden. Schon ahnten die unglücklichen Gäste Unheil, als der alte Erzbischof in Begleitung reisiger Mannschaft erschien, in einer eindringlichen Rede ihnen ihre Schuld klar machte und allen den Tod ankündigte. Wie sie waren, in ihrer leichten Festkleidung, mit seidenen Schuhen — es war am 11. Jänner — wurden sie in die Festung hinaufgeschleppt, dann des Nachts auf Schlitten gebunden und rasch über den verschneiten Tauern nach Lungau in das feste Moosham abgeführt. Dort sollten sie hingerichtet werden, da aber hochgestellte Personen, die Äbte des Landes und der Herzog von Baiern sich für sie verwendeten, auch die Bürgerschaft nach kurzem Alarm sich wieder beruhigt hatte, wurde ihnen das Leben geschenkt.

Noch in den letzten Jahren Leonhards gewann in Salzburg ein Mann Einfluß, der als der erste und vertrauteste Minister und Diplomat Kaiser Maximilians I. in der Zeitgeschichte eine hervorragende Rolle gespielt hat, der Augsburger Bürgerssohn Matthäus Lang von Wellenburg, Cardinal und Bischof von Gurk. Er wußte durch das Versprechen, die Umwandlung des Salzburger Domcapitels aus einem Augustiner-Convent in ein weltpriesterliches Collegium beim römischen Stuhle durchzusetzen, die Wahl zum Coadjutor und Nachfolger Leonhards noch bei dessen Lebzeiten zu erwirken. Wenn er aber gehofft hatte, auf dem Stuhle des heiligen Rupert ausruhen zu können von seinem unruhigen und thatenreichen Leben als Staatsmann und Krieger, so hatte er sich sehr verrechnet. Seine Regierung war eine der bewegtesten und unruhigsten, und so wie er, ist kaum einer seiner Vorgänger an Leib und Gut bedroht worden.

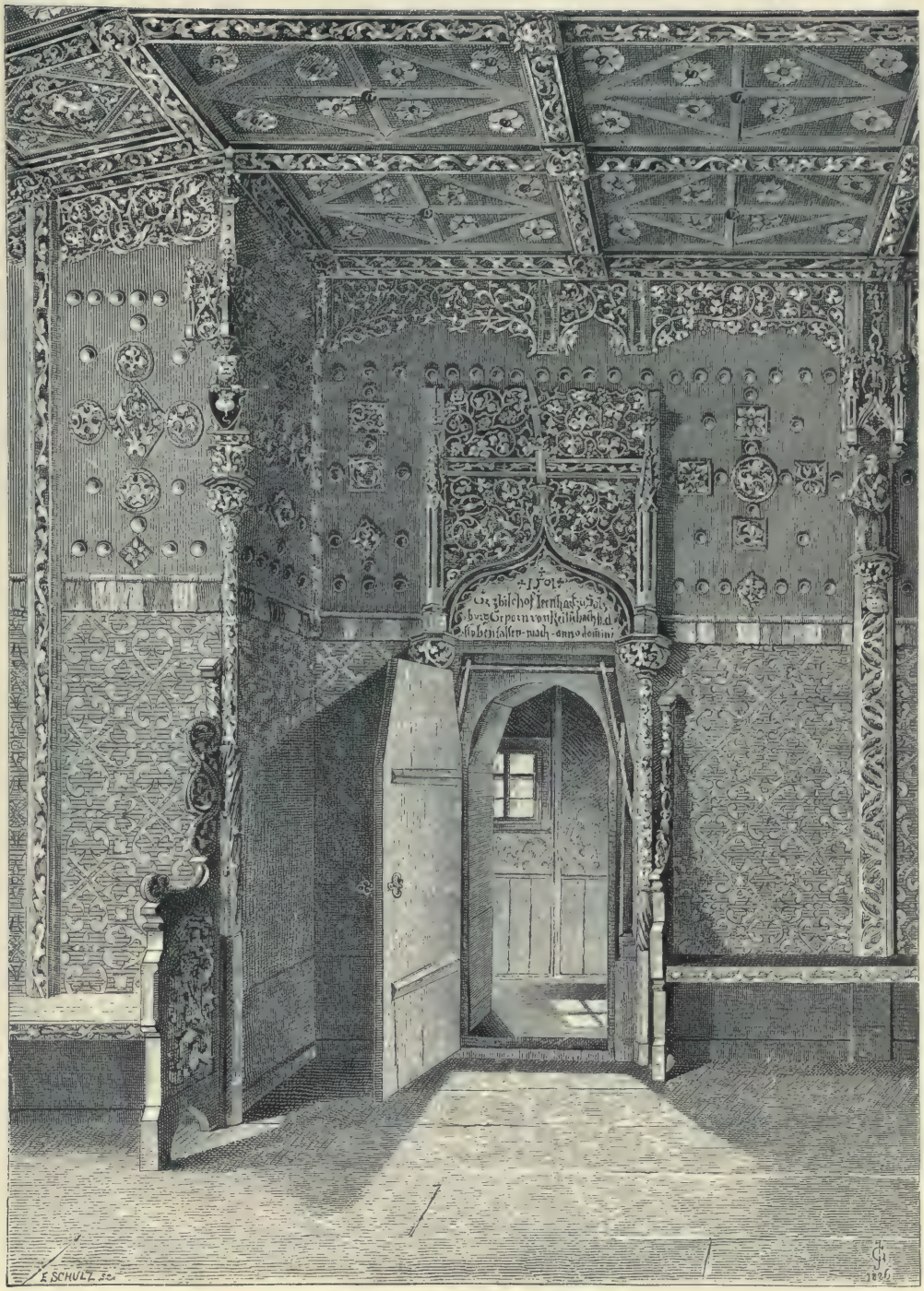
Zunächst brachen die Mißhelligkeiten mit der Salzburger Bürgerschaft wieder aus. Der Erzbischof folgte aber dem Beispiele seines Vorgängers, durch rasches Handeln einem etwaigen Aufstande zuvorzukommen. Er entwich nach Tirol, miethete dort zwei Fähnlein Landsknechte und erschien mit diesen plötzlich vor der Stadt. Die unvorbereitete Bürgerschaft demüthigte sich sofort. An der Spitze seiner Krieger, selbst in der Tracht eines Feldhauptmanns mit dem Commandostab in der Faust, ritt Matthäus in die Stadt ein;



Denkstein des Erzbischofs Leonhard von Keutschach auf der Veste Hohensalzburg.

auf offenem Marktplatz nahm er den Fußfall des Rathes an, der alle Privilegien der Stadt ausliefern mußte (1523). Von da ab beschied sich Salzburg wieder mit der Rolle einer gehorsamen bischöflichen Stadt, — übrigens fast der einzige aller alten deutschen Bischofsitze, dem es nicht gelang, auch nur zeitweise die Stellung einer freien Stadt zu gewinnen. — Viel schlimmer als dieser Kampf mit den Bürgern, welchen man nachmals den lateinischen Krieg genannt hat, war der mit den aufständischen Bauern. Es war zwei Jahre später, im Jahre 1525, als in ganz Süd- und Mitteldeutschland der furchtbare Bauernkrieg wüthete. Wir kennen seine besondere Veranlassung hier ganz genau; sie liegt in der Verbreitung des Lutherthums, zu dessen Ausschließung aus seinem Lande der Erzbischof sich schon einige Jahre vorher mit den baierischen Herzogen verbunden hatte und gegen welches er mit aller Strenge vorging. Als einmal ein „Prädikant" ergriffen worden war und auf ein Pferd gebunden nach Mitterfill gebracht werden sollte, um dort in den „Faulthurm" geworfen zu werden, ereignete es sich in Gartenau an der salzburgischen Grenze gegen Berchtesgaden, daß seine Wächter in einer Taverne zechten, während auf der Straße mitleidiges Volk den Gefesselten umringte. Dieser aber erhob seine Stimme und beschwor die Bauern, ihm zur Flucht zu verhelfen, da er für die Freiheit des Evangeliums leide. Seine Worte machten Eindruck, die Fesseln wurden gelöst und der Verurtheilte entkam nach Tirol. Der erzürnte Erzbischof aber nahm an den Verächtern seiner Befehle bittere Rache: sie wurden hingerichtet, darunter auch ein Pinzgauer Namens Stöckl. Dessen Bruder war es nun, der von persönlicher Rache getrieben in allen Gebirgsthälern den Aufruhr predigte. Mit Beginn des Sommers erhoben sich der ganze Pinzgau und Pongau, voran die Bergknappen von Rauris und Gastein, und große Scharen rückten gegen Salzburg. Ihre Forderungen waren dieselben, wie sie in jenem stürmischen Sommer überall erhoben wurden: einerseits Freiheit von den Leistungen, welche die Bauernschaft an die Grundherren und den Staat zu entrichten hatte, dann kirchliche Veränderungen im Sinne der neuen Lehre von der evangelischen Freiheit. Zu Pfingsten erschienen die Bauern vor der Stadt und die dem Erzbischof noch immer feindliche Bürgerschaft öffnete ihnen die Thore. In größter Eile mußte der Erzbischof mit den vornehmsten Personen des Landes auf die Festung flüchten, welche allerdings gut besetzt und armirt war. Die Bauern überschwemmten die Stadt, plünderten die Residenz und machten sich in den Prunkgemächern breit. Nach einigen vergeblichen Unterhandlungen begann auch die Belagerung der Festung. Aber die Minirarbeit

Erzbischof Matthäus Lang von Wellenburg.

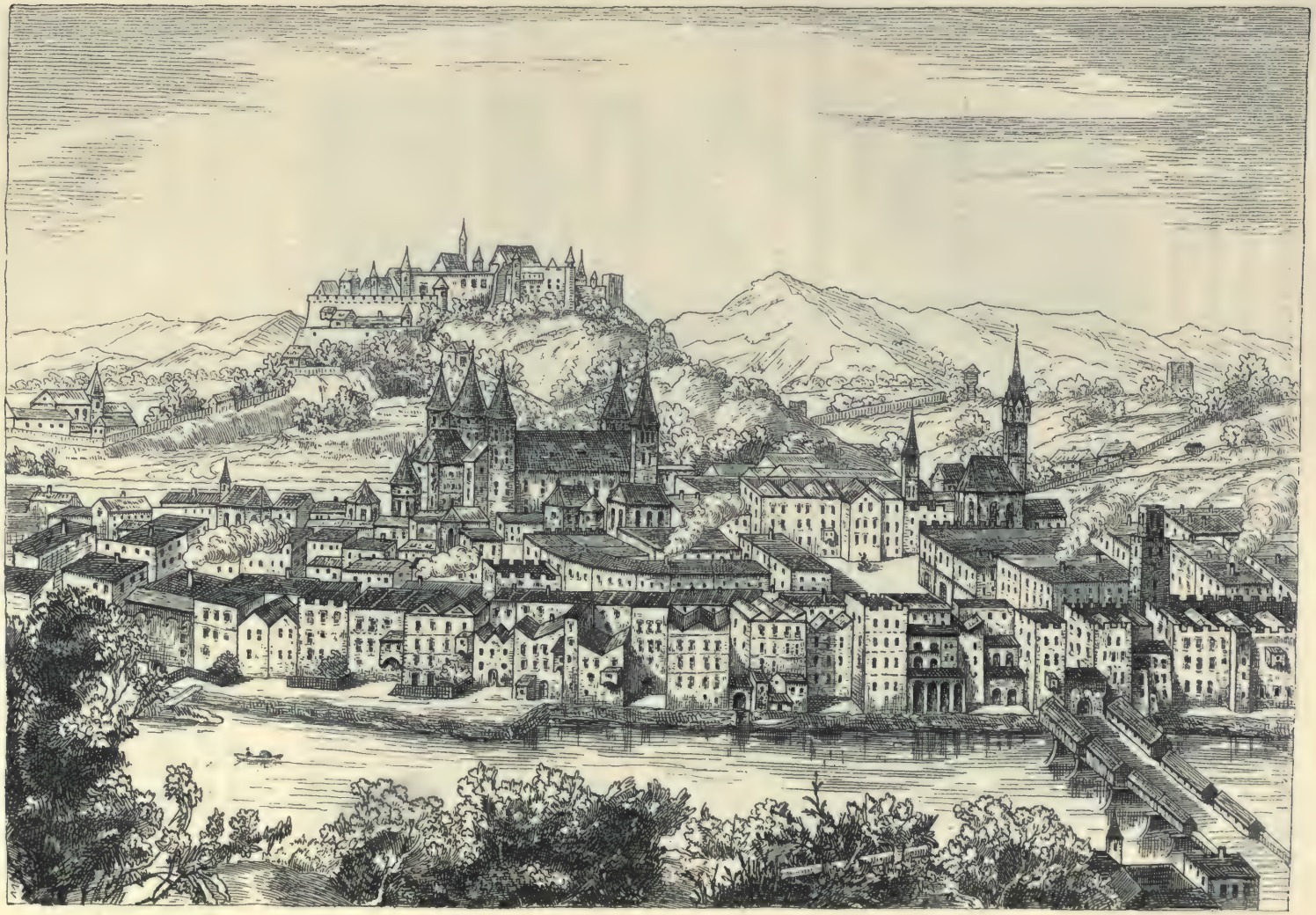


Fürstenzimmer auf der Veste Hohensalzburg.

der Bergknappen war dem harten Kalkhügel gegenüber ebenso wirkungslos als die Schüsse aus den hölzernen Kanonen, welche man construirte, gegen die festen Mauern Leonhards und die neuen Bastionen, welche Matthäus selbst erst vor kurzem errichtet hatte. Hingegen beherrschten die Feldschlangen und Büchsen der Festung jedes Haus und fast alle Straßen der Stadt, so daß die Belagerer fortwährend Verluste erlitten und wohl mehr bedrängt waren als die in der Burg Eingeschlossenen. Trotzdem dauerte es bis in den September, bevor Befreiung kam. — Ein Versuch, der von Steiermark aus gemacht wurde, dem Erzbischof zu Hilfe zu kommen, war mißlungen, indem der Landeshauptmann

Schloß Lichtenberg bei Saalfelden.

Graf Dietrichstein beim Heranzuge in Schladming von den Bauern überfallen und seine Truppe gänzlich zersprengt wurde. Er selbst fiel mit elf anderen Edlen in Gefangenschaft und entging nur mit Mühe dem Tode. Endlich im September brachte Herzog Wilhelm von Baiern Hilfe vom schwäbischen Bunde; als schon das Entsatzheer vor der Stadt lagerte, kam ein Vertrag zwischen Matthäus und den Bauern zustande, worin ihnen die Einberufung eines Landtages und die Abhilfe gewisser Beschwerden versprochen wurde. Darauf zogen die Bauern ab, der Aufstand war aber keineswegs zu Ende, ja er brach im nächsten Frühling mit erneuerter Heftigkeit aus. Die Bauern belagerten Radstatt, das sich hartnäckig vertheidigte, und zerstörten die Burgen Mittersill, Lichtenberg, Fischhorn und viele andere. Jetzt war man aber besser zum Widerstand gerüstet, da der Aufstand in den anderen Ländern bereits besiegt war. Von allen Seiten rückten Truppen ins Gebirge ein, die Aufrührer wurden in vielen kleinen Gefechten überwältigt und schließlich große



Salzburg im Jahre 1553.

und blutige Strafgerichte verhängt. Die Burgen mußten von den Bauern wieder aufgebaut werden, weßhalb sie heute noch allenthalben die vielsagenden Jahreszahlen 1526, 1527 tragen. Außer der Verheerung des Landes war die Folge solcher Wirren eine arge Verschuldung der Staatscasse und für die Hilfeleistung mußten Baiern und Österreich mit neuen Zugeständnissen bezüglich der Enclaven bezahlt werden.

Unter Matthäus' Nachfolgern, von denen der Schüler Aventins, Herzog Ernst von Baiern (1540 bis 1554) hervorzuheben ist, gab es fortwährende Plage mit dem eindringenden Lutherthum. Doch waren die Erzbischöfe selbst streng und eifrig und Salzburg kam niemals in die Lage, in welche so viele deutsche Stifte geriethen, daß es schien, das Land werde durch den eigenen Fürsten dem Protestantismus zugeführt werden.

Von den Erzbischöfen dieser Periode ist ohne Zweifel die merkwürdigste Persönlichkeit Wolf Dietrich von Raitenau (1587 bis 1611) und er würde dies auch ohne das tragische Geschick sein, das ihn zu einem Gegenstande des Mitleids gemacht und fast mit sagenhaftem Schimmer umkleidet hat. Er stammte aus einem schwäbischen Adelsgeschlechte; sein Vater, der unter einem prunkvollen Grabstein zu St. Peter in Salzburg ruht, war ein Kriegsmann von Ruf, seine Mutter war aus dem berühmten vorarlbergischen Geschlechte der Grafen von Hohenems. Wolfgang hatte seine Bildung in Rom erhalten, und wenn wir nicht sehr irren, trägt seine Lebensführung in allen Hauptzügen den Charakter der italienischen Bildung und Anschauung des XVI. Jahrhunderts. Wir finden den fein entwickelten, verschwenderischen Kunstsinn, dem es ein Lebensbedürfniß ist, nur mit schönen Formen und Farben umgeben zu sein, und der die Förderung der bildenden Künste als eine der ersten Aufgaben des Fürsten betrachtet. Wir sehen die scrupellose, fremdes Recht geringschätzende, hier gewaltthätige, dort listige, aber stets höchst eigensüchtige Politik des italienischen Fürsten; wir sehen endlich die unbedingte Anhänglichkeit an den Katholicismus in seinem neu gestärkten Geiste, wie er sich eben damals unter dem Einflusse der Jesuiten erhob, eine Gesinnung die doch grobe Übertretungen seiner geistlichen Pflichten nicht verhinderte, unter allen Umständen aber eine kraftvolle Persönlichkeit voll Leidenschaft und Unternehmungsgeist.

Einer der ersten Schritte des achtundzwanzigjährigen Erzbischofs war die Stärkung seiner absoluten Macht durch die Aufhebung der „Landschaft" oder des Landtages, welcher nicht mehr berufen wurde. Scharfe Patente vertrieben darauf alle dem Protestantismus anhängliche Personen aus der Stadt und dem Lande. Alsbald wurde auch mit den Bauten begonnen. Was Wolf Dietrich in dieser Beziehung gethan, ist so bedeutend, daß Salzburg noch heute ihm am meisten sein Aussehen verdankt — allerdings fast noch mehr durch das, was er zerstört, als durch das, was er geschaffen hat. Er hat den mittelalterlichen Charakter der Stadt getilgt. Denn unter ihm wurde nicht blos jenes Bauwerk vernichtet, welches

selbst dem heutigen Salzburg einen mittelalterlichen Charakter verleihen würde, wenn es noch stünde, nämlich der alte romanische Dom, sondern er hat auch so viele Privathäuser niederreißen lassen, daß hierdurch allein die Stadt ganz umgestaltet werden mußte. Denn nicht nur verwendete er die freigewordenen Plätze für mächtige Palastbauten, sondern die

Erzbischof Wolfgang Theodorich (Dietrich) von Raitenau.

aus ihren alten Sitzen verdrängte Bevölkerung mußte ebenfalls Neubauten aufführen, welche wieder den Charakter der Zeit an sich trugen. Freilich wurde weitaus nicht Alles vollendet, was angefangen wurde. Vor Allem das größte Werk, das er beabsichtigte, der neue Dom. Der alte, dessen Anfänge ins XII. Jahrhundert zurückreichen, war eine romanische Basilika mit einer Kuppel und vier Thürmen, etwas eng und düster, über und über gefüllt mit Altären, Grabmälern, Kapellen — ein Schatzkästlein von Kunstwerken in drei Stilarten. Sein Anblick ist uns durch mehrere Abbildungen überliefert. Als er im

December 1598 abbrannte, machte man kaum einen Versuch, ihn wieder herzustellen, obwohl eigentlich nur das Dach zerstört und das Mauerwerk so fest war, daß man es mit Pulver sprengen mußte. Aber wie hätte man von den Baumeistern der damaligen Zeit Pietät für das verachtete Werk des barbarischen Mittelalters erwarten sollen? Ebensowenig auch vom Erzbischof, der in derselben Geschmacksrichtung lebte und dem die Gelegenheit gewiß nicht unwillkommen war, einen Bau ersten Ranges, das bedeutendste Werk, welches überhaupt in einer Bischofstadt möglich ist, eine neue Kathedrale errichten zu können. So sehr ließ er sich diese Freude anmerken, daß sich sofort das Gerücht verbreitete, er selbst habe absichtlich jenes brennende Wachslicht im Oratorium zurückgelassen, an dem sich der Brand entzündet hatte. Doch ist diese schwere Anschuldigung ganz unbewiesen und unglaubwürdig. Der neue Dom, der nun erbaut werden sollte, war in Verhältnissen geplant, welche die des später wirklich errichteten weit übertrafen, — ein Centralbau von Dimensionen, welche für den verhältnißmäßig engen Stadtraum ganz ungeeignet gewesen wären. Da Wolf Dietrich selbst nicht mehr in der Lage war, den Neubau zu beginnen, mußten ihn seine Nachfolger durchführen, welche sich dann mit einem weit bescheideneren Plane begnügten.

Von Werken, die Wolf Dietrich unternommen hat, verdienen als monumental genannt zu werden der Marstall, der sogenannte Neubau, ein Palast, dessen zum Theil noch erhaltene Innendecoration sich durch Geschmack und Luxus auszeichnet, die erste Anlage des Schlosses Mirabell, endlich die Colonnaden und die Mittelkapelle des Sebastian-Friedhofes. Vieles Kleinere, wie das Kapuzinerkloster, eine neue Brücke, das Augustinerstift Mülln sind künstlerisch unbedeutend.

Die Mittel, welche der Erzbischof zu so gewaltigen Unternehmungen benöthigte — wurde ja sogar Vieles wieder niedergerissen, was ihm nicht gefiel — suchte er durch bedeutende Steuererhöhungen hereinzubringen, welche die Liebe des Volkes nicht vermehrten, wie er denn auch beim Capitel und seiner nächsten Umgebung wegen seines herrischen und keinen Widerspruch duldenden Wesens sehr unbeliebt war. In der auswärtigen Politik, soweit davon die Rede sein kann, nahm er eine sehr selbständige Haltung ein. Er unterstützte zwar den Kaiser in dem Türkenkriege, wobei die Salzburger auch Trophäen erbeuteten, welche jetzt noch das Museum schmücken. Seinen Unabhängigkeitssinn aber bewies er durch ein merkwürdiges Wahldecret, welches die Domherren für alle Zukunft verpflichtete, niemals einen Habsburger oder einen Wittelsbacher zum Erzbischof zu wählen. Dieses Decret, welches die Selbständigkeit des Erzstiftes zu wahren sehr geeignet war, blieb bis zur Säcularisation in Kraft. Besonders ablehnend verhielt er sich gegen die Versuche Maximilians von Baiern, die katholischen Reichsstände zu dem Bündniß der nachmals so berühmt gewordenen Liga zu vereinigen, — eine etwas auffallende Haltung für einen Erzbischof.

Die Feindseligkeit gegen Baiern, das nach langer Zersplitterung und Schwäche gerade damals unter dem berühmten Herzog, später Kurfürsten Maximilian seine Kräfte sammelte, wurde im Laufe der Zeit bei Wolf Dietrich immer lebhafter und führte schließlich seinen Sturz herbei. Die Hauptstreitpunkte waren, wie so oft, die Salzausfuhr und die Salzpreise, dann aber auch die Verhältnisse von Berchtesgaden. Diese im XII. Jahrhundert gegründete Propstei hatte durch kaiserliche Privilegien eine unabhängige, schließlich sogar reichsunmittelbare Stellung zu erringen gewußt, und ihre Lage, nur wenige Stunden von Salzburg entfernt, fest durch hohe Gebirge und leicht zu vertheidigende Engpässe, sowie ihr Antheil an dem Salzlager von Hallein machten sie für Salzburg zu einem ebenso wichtigen als unbequemen Nachbar. Schon im Mittelalter war ihre Einverleibung ein Hauptziel der salzburgischen Politik gewesen und unter geschickter Ausnützung der Geldverlegenheiten der Propstei war es gegen Ende des XIV. Jahrhunderts den Erzbischöfen sogar gelungen, sie zu erreichen. Schon hatten Papst und Kaiser zugestimmt, als durch die Bemühungen Baierns doch wieder Alles rückgängig wurde. Seither gehörte Berchtesgaden zu dessen Clientel und das Verhältniß wurde noch enger, als während der Regierung Wolf Dietrichs ein baierischer Prinz Propst von Berchtesgaden wurde (1595). Trotzdem gab jener den Gedanken nicht auf, die Propstei doch noch zu erwerben. Er schlug einen Austausch vor, indem er für Berchtesgaden die salzburgischen Enclaven an Baiern geben wollte. Aber Herzog Max verhinderte auch dieses und nun stieg, unter fortwährenden vergeblichen Unterhandlungen, die Erbitterung immer höher.

Leider hatte der zornmüthige Erzbischof damals gerade größere Truppenmassen zur Verfügung, welche er zum Schutze seines Landes gegen das sogenannte Passauer Kriegsvolk aufgestellt hatte, als diese aus den böhmischen Bürgerkriegen kommenden Söldnerscharen sich Salzburg näherten. Die Gefahr war vorübergegangen und nun entschloß sich Wolf Dietrich zur Gewalt zu greifen; er sandte die freigewordenen Truppen nach Berchtesgaden und ließ das Ländchen besetzen. Aber Maximilian war nicht gesonnen, sich das bieten zu lassen. Er protestirte im Namen seines Bruders, des Propstes, und schritt sofort dazu, als Hauptmann des baierischen Kreises die Ordnung wieder herzustellen. Mit großer Raschheit sammelte er ein kleines Heer von 10.000 Mann und drang mit seinem Feldhauptmann Tilly in das salzburgische Gebiet ein. Ohne Schwierigkeit nahmen die Baiern Stadt und Schloß Tittmoning und rückten gegen Salzburg vor. Nun aber erwies sich der kühne und übermüthige Wolf Dietrich schwach, und da er sich selbst verließ, war er sogleich von aller Welt verlassen. Ohne nur einen Versuch zu machen, das uneinnehmbare und wohlgerüstete Hauptschloß Salzburg zu halten, ergriff er die Flucht, indem er die Verwaltung der Herrschaft dem Capitel übertrug. Jetzt erfolgte ein augenblicklicher und gänzlicher Abfall von dem bisher so gefürchteten Herrn. Ohne Zaudern öffnete das Capitel

dem Herzog die Thore und vereinigte sich mit ihm zur Absetzung des Erzbischofs. Denn zu diesem Äußersten entschloß sich Max sogleich, da die Muthlosigkeit des Gegners und der Abfall seiner Getreuen ihm die Möglichkeit gewährten, anstatt eines unruhigen und widerspenstigen Nachbars sich einen gefügigen zu schaffen. So geschah also das Unerhörte, daß ein rechtmäßiger deutscher Reichsfürst von seinesgleichen ohne weiteres bei Seite geschoben wurde. Wolf Dietrich war mit vielem Geräth und Gelde nach dem Lungau und von da nach Kärnten geflohen. Schon hatte er den Boden dieses Landes erreicht, als ihn die nachgesandten baierischen Reiter ereilten. Er wurde in enge Haft nach Werfen, dann nach Salzburg geführt. So überwältigt und von allen Seiten verlassen, gab er dem Drängen abzudanken nach, um nur die Freiheit wiederzuerlangen. Alsbald wurde ein neuer Erzbischof der baierischen Partei gewählt, aber diesem und dem Herzog Max galt Wolf Dietrich als ein viel zu gefährlicher Mann, als daß man gewagt hätte, ihn frei zu lassen. Er wurde trotz seiner Proteste und trotz des Einschreitens des Kaisers fortdauernd in enger Haft gehalten, in welcher er fünf Jahre nach seiner Abdankung starb — ein resignirter und gebrochener Mann. Hatte er auch durch Willkür und Übermuth sein Schicksal selbst heraufbeschworen, so bleibt doch unbestreitbar, daß er schließlich treulos und hart und gegen alles Recht behandelt worden ist. Sein Leichnam ruht in der von ihm erbauten prächtigen Gabriels-Kapelle. Eine Anzahl vornehmer Kunstwerke werden Wolf Dietrichs Namen noch durch manches Jahrhundert in dankbare Erinnerung bringen.

Unter Marcus Sitticus von Hohenems, dem neuen Erzbischof, stellte sich die Nothwendigkeit heraus, abermals gegen den im Gebirge immer mehr sich verbreitenden Protestantismus vorzugehen. In Gastein bekannten sich bei vorgenommener Revision von 2.500 Erwachsenen nur 300 zum Katholicismus. Die Missionen, welche veranstaltet wurden, wollten anfangs wenig helfen, bis Drohungen und Zwang angewendet wurden. Da unterwarf sich Alles, nur ein kleiner Theil wanderte aus. Marcus, ein lebenslustiger und prachtliebender Mann, erbaute Hellbrunn und zwei andere Schlösser in dessen Nähe, starb aber schon 1619 im Alter von 45 Jahren.

Nun bemühten sich Baiern und Österreich in gleicher Weise, die Wahl eines Prinzen ihrer Häuser zu erwirken, doch die Domherren hielten fest an dem von Wolf Dietrich aufgestellten Princip und wählten einen aus ihrer Mitte, den Grafen Paris von Lodron (1619 bis 1653). Dieser Regent, dem es beschieden war, während dreißig fürchterlicher Kriegsjahre seinem Ländchen einen ungestörten Frieden zu erhalten, gilt als der trefflichste Fürst, den Salzburg in den letzten Jahrhunderten besessen. Allerdings darf man nicht vergessen, daß die Lage Salzburgs, das sich abseits von den großen Kriegsschauplätzen und europäischen Heerwegen befindet, ihn bei der Fernhaltung aller Feinde wesentlich unterstützte, wodurch jedoch seine kluge Politik und vor Allem seine rechtzeitigen Bemühungen,

Salzburg zu einer uneinnehmbaren Festung zu machen, in ihrem Verdienst nicht geschmälert werden sollen. Diese großartigen Befestigungsbauten sind das Werk seiner fünfzehn ersten Regierungsjahre. Der Mönchsberg wurde durch Scarpirung der weniger steilen Ränder und die Anlage starker Bastionen an seinem Nordende unzugänglich gemacht, an mehreren Stellen desselben und an der Festung führte man große Stützmauern aus Quadern auf, ferner wurde der rechtsseitige Stadttheil mit Wall und Graben in vorspringenden Winkeln,

Erzbischof Paris von Lodron.

mit Ravelins u. s. w. und endlich noch der ganze Kapuzinerberg mit einer Mauer umschlossen. Allen diesen Bauten sieht man die offenbare Hast ihrer Errichtung — sind sie doch das Werk weniger Jahre — keineswegs an. Alles ist solid und häufig sogar reich, nicht ohne künstlerischen Schmuck. Dieser bestand zumeist aus prächtigen großen Wappenschildern in hohem Relief, welche eine der eigenthümlichsten Zierden der Salzburger Bauten bildeten und zum Theile noch bilden. Durch die Demolirung der rechtsseitigen Befestigungswerke sind viele entfernt worden; sie befinden sich jetzt meist im Museum.

Die großen Kosten dieser Bauten und die noch größeren Beträge, welche an den Kaiser als Reichssteuer für den Krieg gezahlt werden mußten und zusammen allerdings eine sehr hohe, schwer auf das Volk drückende Leistung darstellen, waren eigentlich das

einzige Leiden, welches der Krieg über das Land brachte — wahrlich nicht der Rede werth gegenüber der Verödung, der die meisten übrigen Theile des Reiches anheimfielen. Die Aufbringung wurde wesentlich durch die treffliche Ordnung erleichtert, die Paris zu halten verstand, sowie dadurch, daß er die „Landschaft" wieder herstellte; er richtete dieselbe hauptsächlich als Finanzbehörde ein, so daß sie die Steuern nicht blos zu bewilligen, sondern auch einzubringen und das Erträgniß zu verwalten hatte. Einige Unruhen, welche im Zillerthale gegen die Steuereinnehmer ausbrachen, wurden leicht unterdrückt.

Infolge seiner starken Befestigung wurde Salzburg die Zufluchtsstätte für ganz Baiern, als Gustav Adolf 1632 bis nach München kam, und es verlautet, er habe sich nur durch die voraussichtlichen Schwierigkeiten der Belagerung bestimmen lassen, keinen Angriff auf Salzburg zu versuchen. Ebenso kam 1648, als die Schweden und Franzosen abermals Baiern überzogen, der alte Kurfürst Maximilian, welcher 37 Jahre früher als Sieger über Wolf Dietrich in Salzburg eingerückt war, jetzt als Flüchtling dahin. Auch einen Versuch, den Wallenstein kurz vor seinem Sturze machte, Truppen nach Salzburg ins Winterquartier zu legen und sich so des Landes zu bemächtigen, wußte Paris zu vereiteln. Doch brachte sein consequentes Streben, nur für sein Land zu sorgen, eine gewisse Zurückhaltung im Kampfe gegen die Feinde des Kaisers mit sich, die ihm vielfach verübelt wurde, aber wohl nur eine Folge des zersplitterten Zustandes des Reiches war, welcher eine Hingebung an gemeinsame Ziele fast undenkbar machte. So verweigerte der Erzbischof jede Hilfe gegen die oberösterreichischen Bauern, welche unter Stefan Fadinger einen so schweren Aufruhr begonnen hatten.

Das System der Sparsamkeit und Abschließung ermöglichte es Paris sogar, in Werken des Friedens eine höchst beachtenswerthe Thätigkeit zu entfalten. Es sind hier besonders zwei große Unternehmungen zu erwähnen: der Ausbau des Domes und die Errichtung der Universität. Der Dom wurde bis auf die Thürme bereits im Jahre 1628 ausgebaut. Die Einweihung, welche in Anwesenheit einer Versammlung von Fürsten und Bischöfen erfolgte, schien ein Siegesfest des Katholicismus zu sein, der gerade damals so große kriegerische Vortheile über die norddeutschen Protestanten davongetragen hatte.

Der Gedanke, in Salzburg eine Universität zu gründen, war schon von Wolf Dietrich gefaßt und von Marcus Sitticus mit Eifer verfolgt worden. Die Schwierigkeiten waren nicht gering. Endlich gelang es, den Orden der Benedictiner zur Beistellung der Professoren zu gewinnen. Mehr als dreißig Äbte, besonders baierischer Stifte, verpflichteten sich durch Vertrag, die nöthige Anzahl von Lehrkräften aus der Reihe ihrer Conventualen an die Universität abzugeben; der Erzbischof übernahm die Gehalte. Es wurde in dem ehemaligen St. Peterschen Frauengarten ein neues Gebäude errichtet, das sogenannte Collegium, und im Jahre 1625 langte auch die päpstliche Bestätigung ein.

Befestigungswerke auf dem Kapuzinerberge.

Fast 200 Jahre bildete diese Universität ein geistiges Centrum, welches zwar keinen sehr großen Kreis beherrschte, aber doch für das Land Salzburg mit Oberbaiern eine wesentliche Förderung des geistigen Lebens nach sich zog. Daß der Unterricht einen streng katholischen und geistlichen Charakter hatte, ist selbstverständlich; erst die zweite Hälfte des XVIII. Jahrhunderts brachte auch hier das Auftreten anderer Richtungen mit sich. Der Übergang Salzburgs an Baiern hatte 1810 die Aufhebung der Universität zu Folge. — Die letzten hundert und fünfzig Jahre des alten geistlichen Salzburg sind politisch eine stille Zeit. Es ereignete sich nichts unter der Regierung dieser Erzbischöfe, was der Geschichte angehört. In dem Streite der Mächte spielten die kleinen Reichsfürsten bereits eine passive Rolle. Salzburg bewegte sich damals fast immer in der Clientel Österreichs und einzelne Erzbischöfe, z. B. Guidobald Graf Thun, erfreuten sich des besonderen Vertrauens des Kaisers Leopold, der ihm wiederholt das Amt

eines stellvertretenden Reichstagscommissärs in Regensburg anvertraute. Die Bauthätigkeit wurde bis gegen die Mitte des XVIII. Jahrhunderts eifrig fortgesetzt und besonders aus der Zeit der Erzbischöfe Max Gandolf Graf Kuenburg und Johann Ernst Graf Thun stammen viele stattliche Bauten, welche noch gegenwärtig das Stadtbild beherrschen.

Nur einmal noch machte Salzburg ganz Europa von sich sprechen, aber leider nicht im besten Sinne, und zwar durch die bekannte Protestanten-Austreibung des Jahres 1731. Die ganze lange Zeit seit dem Bauernkriege hatte die Klage nie völlig geschwiegen, daß der Protestantismus unter der Hülle der Rechtgläubigkeit heimlich fortbestehe. Vielfache Missionen, auch vereinzelte Bestrafungen und Austreibungen kleinerer Gruppen waren vorangegangen, als unter der Regierung des Erzbischofs Leopold Anton Freiherrn von Firmian die Gegensätze zwischen Regierung und Unterthanen sich immer schärfer zuspitzten, bis endlich der Erzbischof es seiner geistlichen Stellung schuldig zu sein glaubte, eine Gewaltmaßregel zur Herstellung des Katholicismus zu ergreifen. Gestützt auf eine Bestimmung des westfälischen Friedens, welche ihm dazu das Recht gab, stellte er seine Unterthanen, die nun ihren protestantischen Glauben offen bekannten, vor den Zwang, entweder zum Katholicismus zurückzukehren oder auszuwandern. Wahrscheinlich zur großen Überraschung des Erzbischofs wählten mehr als 30.000 Menschen das letztere, was in den protestantischen Ländern einen Sturm der Entrüstung hervorrief. Hundert Jahre früher würde eine solche Maßregel vielleicht als etwas Rechtmäßiges und nicht Ungewöhnliches empfunden worden sein; inzwischen hatte aber der Geist der Duldung unter den Confessionen solche Fortschritte gemacht, daß des Erzbischofs Handlungsweise als mittelalterliche Härte erschien. Die Ausgewanderten folgten zur größeren Hälfte einem Rufe des Königs Friedrich Wilhelm I. nach Ostpreußen, wo sie sich in den Kreisen Insterburg und Gumbinnen niederließen und noch jetzt einen geachteten und hervorragenden Theil der Bevölkerung bilden. Ein anderer kleinerer Theil ging nach Nordamerika und siedelte sich bei Savannah an; gegenwärtig hat diese Colonie ihre Nationalität und Sprache bereits aufgegeben. Die mitausgewanderten Berchtesgadener blieben in Nürnberg. Die meisten Auswanderer stellte der Pongau, weniger der Pinzgau und der Lungau. Wie sehr das Land durch eine solche Entvölkerung geschwächt wurde, braucht nicht gesagt zu werden.

Im Jahre 1782 wurde Hieronymus Graf Colloredo zum Erzbischof gewählt, ein kluger und den Regierungsgeschäften eifrig obliegender Mann, der nicht mit Unrecht als ein würdiger Zeitgenosse des großen Kaisers Josef betrachtet werden kann. Reformen begannen in allen Zweigen des Staatsdienstes, vor Allem in den Finanzen. Sehr bemerkenswerth ist auch Hieronymus' Verhalten zu den kirchlichen Maßregeln Kaiser Josefs in den österreichischen Ländern, von denen ja ein so großer Theil zur Erzdiöcese Salzburg gehörte. Man möchte wohl lauten Protest oder stille Gegnerschaft erwarten, doch ist davon

nichts zu bemerken, im Gegentheil, der Erzbischof traf in seinem Lande Anordnungen, welche man mit vollem Rechte ebenfalls als josefinisch bezeichnen kann, z. B. gegen die Wallfahrten. Es hängt wohl mit dieser Richtung zusammen, wenn Salzburg damals für Süddeutschland als ein Sitz der Aufklärung gelten konnte und es überhaupt eine größere Rolle im geistigen Leben der deutschen Nation spielte als je zuvor oder später. Wir denken dabei weniger an den Umstand, daß eben damals einer der größten Künstler aller Zeiten, Mozart, hier geboren wurde und die ersten Abschnitte seiner so rasch zur

Erzbischof Hieronymus Graf Colloredo.

Berühmtheit emporführenden Laufbahn zurücklegte, denn Mozart schied bald in Unfrieden von dem sparsamen und strengen Fürsten, der die allerdings etwas ungewöhnlichen Anforderungen seines jugendlichen Hofmusicus in schroffster Form abgeschlagen hatte. Einen berechtigteren Ruhm erwarb sich damals Salzburg durch einen Kreis hervorragender Literaten und Gelehrten, deren Organe, die „Salzburger Literaturzeitung“ und das „Salzburger Intelligenzblatt“, in ganz Deutschland einen angesehenen Namen besaßen. Die bedeutendste Persönlichkeit war damals ohne Zweifel der Historiker und Hofrathspräsident Thaddäus von Kleimayrn, ein Mann, der die größten Leistungen auf dem Gebiete des Staatsdienstes mit dem noch heute dauernden Ruhme verband, der bahnbrechende Erforscher der Staats- und Rechtsgeschichte seines Heimatlandes zu sein. Sein würdiger Nachfolger in der Erforschung und Darstellung der heimischen Vergangenheit war Judas

Th. Zauner, Rechtslehrer an der Universität und Verfasser einer vielbändigen Salzburger Chronik. Als dritter reiht sich ihnen Lorenz Hübner an, der neben einer mannigfachen literarischen Thätigkeit eine historische Topographie von Salzburg schuf, die jetzt noch die Fundgrube aller Nachrichten über die Geschichte der einzelnen Örtlichkeiten, Bauwerke und dergleichen bildet. Auch auf dem Felde der Naturforschung wurde fleißig gearbeitet, und hier war es Ehrenbert Freiherr von Moll, der als der Mittelpunkt aller dieser Bestrebungen gelten konnte, dessen Sammlungen als eine Sehenswürdigkeit der Stadt angesehen wurden und dessen Ruf so verbreitet war, daß sich z. B. Leopold von Buch und Alexander von Humboldt seinethalben längere Zeit in Salzburg aufhielten. Auch mag erwähnt werden, daß es ein junger Salzburger Geistlicher, Valentin Stanig war, welcher gelegentlich der vom Bischof von Gurk, Grafen Salm veranstalteten Expeditionen den Großglockner als Erster erstieg. Moll gab eine Zeitschrift heraus, die großes Ansehen genoß, ebenso der Mediciner Hartenkeil, so daß damals in dem kleinen Salzburg gleichzeitig drei bis vier wissenschaftliche Organe von Ruf ihren Sitz hatten. — Anderseits hatte die Bauthätigkeit mit dem Erzbischof Sigmund Schrattenbach ihr Ende gefunden; kaum ein nennenswerthes Werk wurde unter Hieronymus geschaffen, doch mochte die Blüte der Literatur, besonders der gelehrten, dafür als vollwichtiger Ersatz gelten.

Unter den politischen Ereignissen der Zeit wurde Salzburg am meisten durch den baierischen Erbfolgestreit (1778) berührt, welcher das bisher baierische Innviertel an Österreich brachte, denn dadurch wurde Salzburg fast ganz zu einer österreichischen Enclave; folgerichtig überwog auch unter Hieronymus der österreichische Einfluß. Es fehlt in den Stimmen der Zeitgenossen nicht an Ahnungen, daß die damals eben tausendjährig gewordene Herrlichkeit des Salzburger Kirchenstaates vielleicht nicht mehr lange dauern und eine Säcularisirung zu Gunsten Österreichs erfolgen könnte.

Wie bekannt, trügte diese Ahnung nicht. Freilich kam Alles ganz anders, als irgend jemand hätte voraussehen können; nicht die ausgreifende Hand des Kaisers, welche man gefürchtet hatte, sondern ein fremder Eroberer warf das alte und ohne Zweifel ehrwürdige Gebäude nieder. Wenn nur jene Staaten als lebensfähig gelten sollen, welche sich durch Selbstvertheidigung zu erhalten wissen, dann war allerdings das alte Salzburg ebensogut wie das ganze alte deutsche Reich werth zu Grunde zu gehen. Wenn aber viele andere deutsche Kleinstaaten durch die Verrottung ihrer inneren Zustände für den Untergang reif geworden waren, so wird man das Salzburg des Hieronymus nicht zu diesen zählen dürfen. Es war ein in zeitgemäßer Weise, vernünftig und von erleuchteten Männern geleitetes kleines Staatswesen, das sich den Forderungen des Fortschrittes keineswegs verschlossen hatte. Es war nur überhaupt die Zeit der Kleinstaaten und insbesondere der geistlichen Staaten vorbei, und somit vollzog sich auch sein Schicksal.

Seit 1792 kämpfte das salzburgische Contingent in den Reichskriegen gegen Frankreich unter österreichischer Oberanführung. Aber erst der Winterfeldzug des Jahres 1800 brachte den Krieg, den man seit Jahrhunderten in dem glücklichen Ländchen nur vom Hörensagen kannte, in seiner ärgsten Gestalt ganz plötzlich mitten ins Land. Nachdem ein Frühlingsfeldzug in Schwaben durch einen Waffenstillstand abgebrochen worden war, begann Anfang December ein neuer Kriegsabschnitt mit einem Angriffe des österreichischen Heeres unter Erzherzog Johann auf die zwischen Isar und Inn stehenden Franzosen. Aber deren Führer Moreau gelang es, den Angreifer in der linken Flanke zu fassen, und die Schlacht von Hohenlinden (3. December 1800) nöthigte den Erzherzog, über den Inn zurückzugehen. Der Rückzug erfolgte in der Richtung auf Salzburg. Da die Franzosen scharf nachdrängten, schien es angezeigt, durch einen Gegenstoß sich Luft zu weiterem ungestörteren Rückzug zu verschaffen. Hierzu wurde die Gegend von Salzburg ausersehen. Parallel der Saale, welche etwa eine Stunde westlich der Stadt von Süden nach Norden läuft, nahm das österreichische Heer Aufstellung. Der rechte Flügel der Franzosen unter der Anführung des ungestümen Lecourbe schritt zum Angriff, und obwohl die winterlich seichte Saale rasch durchschritten war, so gelang es doch nicht, die Österreicher aus ihren Stellungen zu verdrängen. Den ganzen Tag, es war der 15. December, wurde gekämpft; als aber die Dunkelheit hereinbrach, setzten die Österreicher den Rückzug fort, indem sie die Salzach theils auf der Stadtbrücke, theils auf einer Pontonbrücke bei Mülln überschritten. Der Zweck des Gefechtes, hier gewöhnlich die Schlacht auf dem Walserfelde genannt, der Armee einen ruhigen Salzachübergang und weiteren Rückzug zu gewähren, war erreicht. Schon am anderen Morgen näherten sich die Franzosen der Stadt, und zwar einerseits in der Richtung von Wals, anderseits in der von Laufen, wo inzwischen ihr linker Flügel die Salzach überschritten hatte. Und nun schlug Salzburgs Stunde. Niemand dachte daran, die angeblich uneinnehmbare Festung, an deren Ausbau und Ausrüstung viele Generationen Schätze und Mühen verschwendet hatten, auch nur zum Scheine zu vertheidigen. Der Erzbischof Hieronymus hatte sich schon mehrere Tage früher geflüchtet und die Gemeindeverwaltung der Stadt kannte kein anderes Interesse, als durch möglichst rasche Unterwerfung den Sieger günstig zu stimmen. Der Bürgermeister fuhr Moreau entgegen, ihm die Schlüssel der Stadt zu überreichen; Mittags waren bereits Stadt und Festung von den Franzosen besetzt. Die Kriegsbeute, welche die Franzosen an Waffen, besonders Kanonen, wenn auch meist veralteten Systems machten, war ganz kolossal, die Räume der Festung müssen damit vollkommen gefüllt gewesen sein. Als altes Metall wanderte nun Alles in die Fremde. Zwei Kanonen, welche Moreau der Bürgergarde als Anerkennung ihrer Dienste für die öffentliche Sicherheit schenkte und die nun im Museum stehen, sind der ganze Rest der altsalzburgischen Kriegsarmatur, der auf uns gekommen ist. Die Leistungen, welche

außerdem als Kriegscontributionen und zur Erhaltung der Truppen gefordert wurden, waren überaus hoch und vernichteten in wenigen Wochen den Wohlstand der Gemeinden und vieler Privaten. Auch als noch im December ein Waffenstillstand eintrat, dem schon im Februar der Friede (von Luneville) folgte, hörte die feindliche Invasion nicht auf, ja Moreau hatte sogar eine Zeit lang hier sein Hauptquartier. Schlimmer aber noch als die Einquartierungslast und der Übermuth der Sieger war das allgemein verbreitete Bewußtsein, daß auch nach dem Abzug der Feinde eine Wiederherstellung des alten Zustandes nicht zu erwarten sei, sondern daß Salzburg zu jenen unglücklichen Gebieten gehöre, welche damals als Ausgleichungsobjecte von den Diplomaten hin und her geschoben, zerstückelt und zusammengelegt zu werden pflegten, wie es eben der Streit der Mächtigen mit sich brachte. Lange dauerte die Ungewißheit, endlich aber schien sich Salzburgs Los ganz überraschend günstig zu gestalten. Es sollte nicht blos die Unabhängigkeit bewahren, sondern auch vergrößert und in die Hand eines Fürsten von bewahrter Regententugend gelegt werden. In der That erhielt der Großherzog Ferdinand von Toscana, der zweite Sohn des Kaisers Leopold die Stifte Salzburg, Berchtesgaden, Passau und Eichstädt mit dem Titel eines Kurfürstenthums als Entschädigung für Toscana. Salzburg war so gewissermaßen eine habsburgische Secundogenitur geworden und trat auch sofort in ein inniges Bündniß mit Österreich. Dem nunmehrigen Kurfürsten, welchem die kleinen und rauhen Gebirgsländer nur als ein schlechter Ersatz für das schöne Land der Etrusker erscheinen mochten, kamen aber so warme Sympathien und so große Hoffnungen seiner neuen Unterthanen entgegen und er selbst brachte einen so wohlmeinenden Sinn und so viel politische Einsicht mit, daß sich das Verhältniß zwischen Fürst und Volk alsbald auf das günstigste gestaltete. Ohne die alten verdienten Staatsdiener bei Seite zu schieben, wurde doch eine Anzahl nothwendiger Reformen kraftvoll durchgeführt. Die größte Umgestaltung erfuhr das Militärwesen, das im engsten Anschluß an Österreich zeitgemäß eingerichtet wurde. Alles ließ sich trefflich an, aber die großen europäischen Umwälzungen, welche dieses Kurfürstenthum Salzburg gewissermaßen improvisirt hatten, fegten es nach kurzem Bestande wieder hinweg. Eigentlich nur drei Jahre (1803 bis 1805) hat es gedauert. Ein kurzer Herbstfeldzug brachte 1805 die Franzosen nicht nur abermals nach Salzburg, sondern auch nach Wien und nöthigte Österreich zum ungünstigen Frieden von Preßburg. Österreich verlor Tirol und erhielt dafür als Ersatz Salzburg und Berchtesgaden. Trauernd sah man den Kurfürsten Ferdinand scheiden. Die Vereinigung mit der großen Monarchie, als deren Anhang man sich ja seit vielen Menschenaltern betrachten konnte, brachte wohl bedeutende Vortheile, aber den Verlust der Selbständigkeit empfand man schmerzlich. — Und wäre der nunmehrige Zustand doch nur von Dauer gewesen. Abermals waren es nur drei kurze Jahre, die man Zeit hatte, sich in das Neue einzuleben (1806 bis 1808).

Im Frühling 1809 ergriff Österreich neuerdings die Waffen, um sich und Europa von der unerträglichen Tyrannei Napoleons zu befreien. Aber allein gelassen, unterlag es. Salzburg wurde wieder zum Kriegsschauplatze. Von hier aus war der äußerste linke Flügel der österreichischen Armee unter Jellachich gegen München vorgerückt; als aber das Hauptheer bei Regensburg einen Mißerfolg erlitten hatte, war er wieder nach Salzburg zurückgegangen, nun gefolgt von einer baierischen Division unter Wrede. Vor der Stadt, am Schallmoos und bei Aigen kam es zu Gefechten, als Jellachich sich ins Gebirge zurückzog. Ende April besetzte Wrede die Stadt, welche er sofort zum Ausgangspunkt seiner Unternehmungen gegen das aufständische Tirol machte. Im Verlaufe dieser wechselvollen Kämpfe, an denen sich auch Aufgebote vom Pongau und Pinzgau betheiligten, geschah es, daß die siegenden Tiroler unter Haspinger und Speckbacher sich sogar von zwei Seiten der Stadt auf Sehweite näherten, indem der erstere bis über Hallein, der letztere bis über Reichenhall hinaus vorgedrungen war. Aber Salzburg war jetzt in gutem Vertheidigungszustande und man konnte nicht wagen, es anzugreifen.

Im selben Monat October erfolgte auch bereits der Friedensschluß, der Österreich die schwersten Opfer auferlegte. So mußte nicht blos das heldenmüthige Tirol aufgegeben, sondern nun auch Salzburg wieder abgetreten werden. Es kam an den treuen Bundesgenossen Napoleons, an Baiern. Das baierische Regiment war wenig rücksichtsvoll und durchgreifenden Neuerungen zugethan. Salzburg wurde die Kreishauptstadt des Salzachkreises, aber es verlor etwas, um das es noch heute trauert: die Universität. Das geistige Leben erhielt dadurch den Todesstoß. Es ist überhaupt höchst merkwürdig und betrübend, zu sehen, welchen Sturz in dieser Richtung die unglückliche Stadt innerhalb weniger Jahre durchgemacht hat. Die Kriegsnoth, der fortwährende Wechsel der Verhältnisse, der Verlust der Selbständigkeit verödeten das Feld der Literatur und Kunst mehr noch als das des materiellen Lebens. Die Zahl der Literaten und Professoren schmolz dahin, der Anreiz zum Studium der Vorzeit schwand, von einer Pflege der bildenden Künste konnte in dem verarmten Landstädtchen keine Rede mehr sein. Über Salzburg kam eine traurige Zeit.

Die Verhältnisse besserten sich auch zunächst noch wenig, als nach sechs Jahren baierischen Regimentes der Sturz Napoleons eine abermalige Veränderung nach sich zog und der größte Theil des alten Salzburger Landes wieder an Österreich kam. Denn einmal wurde die Selbständigkeit des Landes nicht wieder hergestellt, sondern dasselbe zu Oberösterreich geschlagen, vor Allem aber erlitt die Stadt dadurch eine arge Schädigung, daß der größte Theil des Salzburger Flachlandes abgetrennt wurde und bei Baiern verblieb, so daß die Stadt knapp an die Grenze hinausgerückt erschien und von ihrem natürlichen Vorlande durch Zollschranken getrennt wurde. Auch Berchtesgaden wurde wieder abgelöst und dadurch der Grenzzug noch ungünstiger.

Es folgt nun eine stille Zeit. Wie das übrige Österreich, ja wie ganz Europa befand man sich nach den schrecklichen Verheerungen und Anstrengungen der letzten Jahre in einem Ermattungszustande, der erst in mehreren Jahrzehnten überwunden werden konnte. Man kann sagen, eine neue Periode der Weiterentwicklung und des Aufschwunges trat für Salzburg erst während der Regierung Seiner Majestät unseres jetzigen kaiserlichen Herrn und besonders seit dem Jahre 1860 ein. Hatte schon das Jahr 1848 die Wiederherstellung Salzburgs als selbständiges Kronland gebracht, so folgte im Jahre 1860 die Eröffnung der Bahnverbindungen nach Wien und München und wenige Monate später die Wiedererrichtung des Landtages.

Die Möglichkeit freier Bethätigung im Kreise der eigenen Angelegenheiten und Interessen weckte überall neue Thatkraft und neue That, und die Einreihung in das Netz des Weltverkehres erwies gar bald die natürliche Gunst der Lage, deren die Stadt theilhaftig ist. Der Aufschwung der letzten fündundzwanzig Jahre ist so sichtlich, daß die Spuren früherer Stockung völlig verschwunden sind.

Landleute in alter Tracht.

Zur Volkskunde Salzburgs.

Volkscharakter, Trachten, Bräuche, Sitten und Sagen.

Der Salzburger ist mehr in sich gekehrt, weniger lustig und aufgeräumt, und einem einfachen Familienleben ohne Lärm und Luxus ergeben. Nicht selten wird er erst durch Andere in Gesellschaft von Bekannten zu lebhaften Äußerungen der Freude und Heiterkeit veranlaßt. Dieser Zurückhaltung liegt kein Mangel an Gemüth zu Grunde. Sie entspringt aus ernsterer Lebensrichtung, wie sie Gebirgsvölkern eigen, aus den schwierigeren und engeren Erwerbsverhältnissen, endlich aus jener Unbekanntschaft mit den gewandteren Umgangsformen, wie sie in Gegenden angetroffen wird, die den großen Verkehrsstraßen, den reichen Flußlandschaften mehr entrückt sind.

Bergscheiden und Thalgelände weisen auf ungleiche Lebensbedingungen. Der stille, sparsame Bewohner der abgeschlossenen Abtenau, des engen Alpenthales Großarl unterscheidet sich von dem meist hochgewachsenen Lungauer, der sein Heimatsthal im Frühjahr häufig verläßt und auswärts mit der ererbten Geschicklichkeit, Thiere zu entmannen, Erwerb findet. Das sonnige Hügelland um Goldeck nährt einen heiteren, witzigen Menschenschlag und seit Jahrhunderten hat der Gasteiner im Umgange mit Fremden größere Übung erlangt. In den ausgedehnten Alpenwirthschaften erblickt der Pinzgauer einen Vorzug vor dem umsichtigen Pongauer und berühmt sich öfter seiner körperlichen Stärke und Ringkraft.

Aber allenthalben entspringt aus der Tiefe des Gemüthes die religiöse Richtung, die sich in der Anhänglichkeit an die Kirche, in der gewissenhaften Feier der Feste, in der guten Hausſitte, in dem Verhältnisse zwischen Eltern und Kindern kundgibt. Unverdrossen wallt der Kirchgänger stundenweit oft durch halbmannshohen Schnee aus abgelegenen Thalwinkeln, denen der Seelsorger bisweilen mit dem Pferde nicht beikommen kann. Und welche Opfer bringt das Landvolk mit seinen meist beschränkten Mitteln für Kirchenbauten, Andachtsstiftungen, Bruderschaften und andere kirchliche Vereine! Zahlreiche Kirchen-, Bruder- und Armenhäuser, Bruderladen, Geldstiftungen, zum Theil unter Vorgang der alten Fürsten entstanden, die wohlthätigen Vereine der Neuzeit geben Zeugniß von christlicher Nächstenliebe, und diese Selbsthilfe des Volkes findet oft genug nur in den engen Verhältnissen des Landes ihre Grenze. Uralt ist die in voller Übung stehende Hilfeleistung bei Neubauten und nach Hausbränden.

Das Heimats- und Vaterlandsgefühl ist ein lebhaftes und gibt sich in der verschiedensten Weise kund. Der Rauriser geht „aufs Land“, wenn er aus seinem Hochthale über den „Landsteg“ in das benachbarte größere und tiefere Salzachthal hinabsteigt; der Großarler nennt die von auswärts Eingewanderten „von alspa her“. Die vielen einst befestigten Pässe und Thalsperren, die „Landabwehr“ zwischen dem Berchtesgadener Land und dem Saalethal um Schneizelreut, die „Landstigeln“ im „Landzaun“ zwischen Dürrenberg und Berchtesgaden hielten dem Salzburger überall die Grenzen des Stiftslandes vor Augen. Es wird begreiflich, wenn er auch ins Ausland die Liebe zu seiner Heimat trug und daselbst von der Schönheit des Landes erzählte. Noch jetzt wissen die Nachkommen der salzburgischen Auswanderer um Springfield und Ebenezer in Georgien von den metallreichen Bergen und Alpen und den Forellenbächen ihres Stammlandes zu erzählen und die „Saltzburgers“ „mit ihren etwas absonderlichen Gewohnheiten“ gelten für die tüchtigsten Leute in Georgien. Im Gebirgslande mit seinem spärlichen Verkehr erhalten sich und treten die Ortsgewohnheiten viel deutlicher hervor als im Flachlande und werden so nicht selten den Nachbarn zum Gegenstande des Neckens. Es klingt etwas hochtönend, wenn der Pinzgauer den Spruch hat:

Stuhlfelden ist sich selber gleich
Und Mitterſill gar ein Königreich!

während ihm wieder der Pongauer den Namen „Pinzgauer Fopper“ zurückgibt. Umgekehrt wird die Kirchthurmbeschränktheit und Unweltläufigkeit mit dem Namen „Glockenspielkinder“ und den Sagen von den Abtenauern zum Ausdruck gebracht, die nach Golling hinausfuhren, um den Sonnenschein in einer Truhe zu fangen und nach Haus zu führen, und von den Zederhausern im Lungau, die auf dem Tauern umkehren wollten, weil sie wähnten am Ende der Welt zu sein.

Ein lebhaftes Rechtsgefühl, wirkliche Rechtschaffenheit ist dem Salzburger eigen: in seinem geraden und biederen Sinn fühlt er sich mit seinem Lande eins, er sucht nicht die Last auf fremde Schultern zu wälzen. Ob er zwar in früheren Zeiten erlittenes oder auch vermeintliches Unrecht nicht immer mit Lammsgeduld ertragen wollte und bei Rechtsstreiten öfters im langen Felde lag, so hat er doch in neuerer Zeit gelernt, daß bewaffneter Widerstand kein Rechtsmittel ist.

Schon die Landeseintheilung, die wir heutzutage die politische nennen, war bis in den Anfang dieses Jahrhunderts hinein von den alten Volksrechten hergenommen. Statt

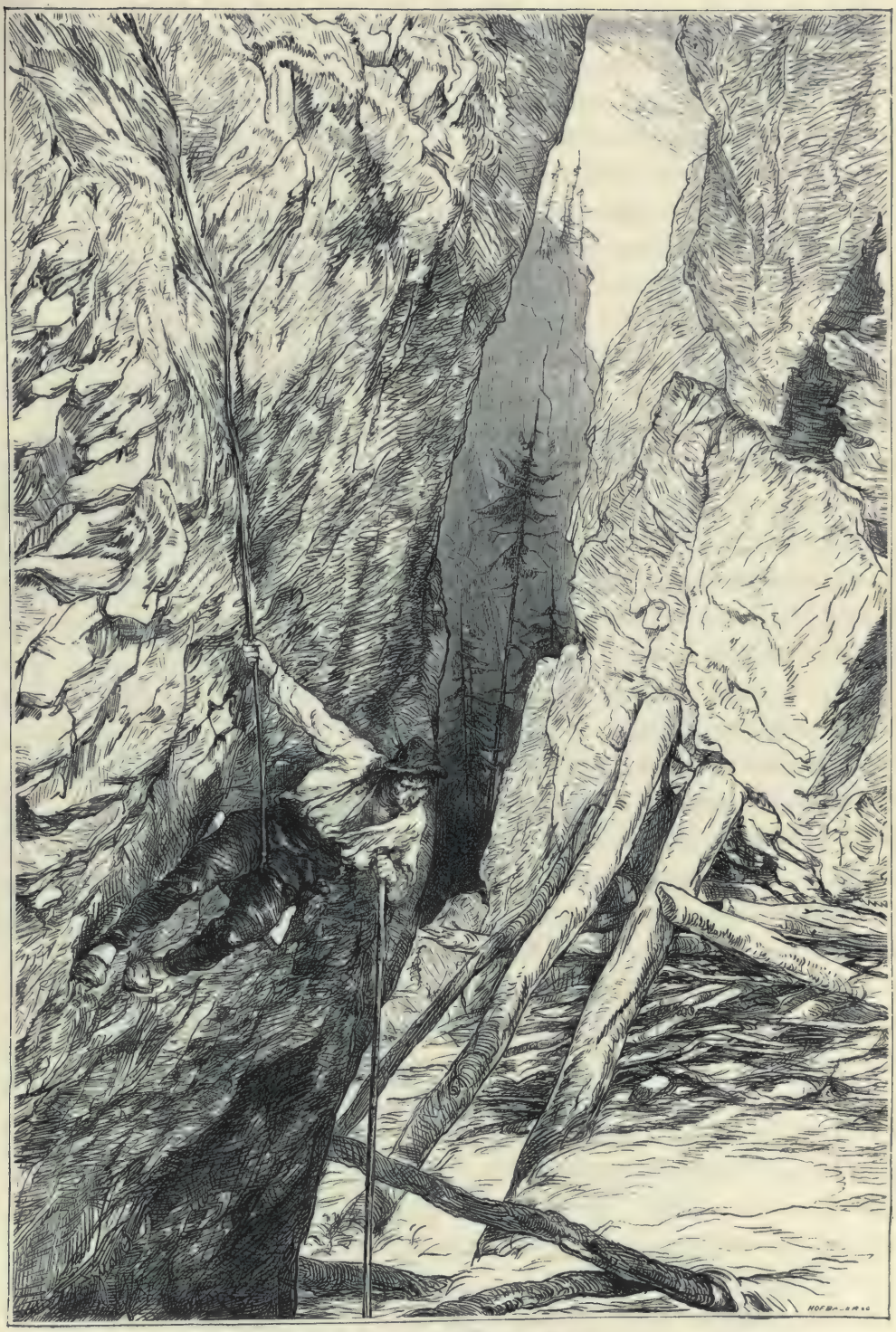
Kirchgang im Winter aus entlegenen Gehöften.

der heutigen Gemeinden war das Land in Schrannen, Zechen, Rügate, Rotten getheilt, aus welchen die Gerichtsgemeinde zweimal im Jahre von den Rugmännern aufgefordert wurde, zum „Taidinge“ (Tagding) oder der öffentlichen Gerichtssitzung zu erscheinen. Es waren das nichts Anderes als die alten sogenannten „ungebotenen Dinge“, die zur bestimmten Jahreszeit gehalten wurden. Da saß der Vorsteher des Gerichtes mit dem Gerichtsstab in der Hand und fragte die Versammlung oder das „Geding“, ob es Zeit, Weil, Tag und Stund sei, den Stab in die Hand zu nehmen, Urtel und Recht zu sprechen und die Gebühr zu handeln, wie es von Alters Herkommen sei. Auf die bejahende Antwort folgten andere Fragen, die sich auf die genauen Beschreibungen der Gerichts- und Schrannengrenzen bezogen, Ackerrechte, Erbrechte, gesetzliche Verhinderungen vor dem

Ding zu erscheinen oder die Rechte an die Flur betrafen. Auch Niederlassungen, Marktrechte, Forstrechte, Zaunrechte, die Verfolgung von Verbrechern, je nachdem sie in verschiedenen Gerichten erforderlich war, wurden von dem Sprecher, „Procurator" genannt, gewiesen oder verlesen. So wurden alle Gerichtsfälle der Gemeinde bekannt, welche im Laufe des Jahres vor dem zuständigen Gerichte verhandelt werden konnten, und sowohl Beisitzer als Kläger und Angeklagte konnten sich nicht mit der Unkenntniß der Gesetze „befangen". Zum Schlusse wurden neuerliche fürstliche Mandate verlesen. Über Verbrecher aber sprachen die fürstlichen Obergerichte das Urtheil. Im Jahre 1802 wurden die letzten Taidinge gehalten.

Der Alpenbewohner härtet begreiflicherweise seinen Körper gegen Wind und Wetter in anderem Maße ab als der Bewohner des Hügellandes und der Ebene. Er bedarf einer kräftigen Brust, gesunder Lunge, kräftiger Muskeln und eines schlanken Körpers, um die Anstrengungen des Holzhackers im Bergwalde, des Holztrifters, der bisweilen fünfzig Meter in die Klamm hinabgelassen wird, die gestauten „Blöcher" und Scheiter zu ledigen, des Gemsjägers, des Heugewinners auf den Hochmähdern, der winterlichen Bringung dieses Bergheues, des Hochalpensennen, der verstiegene Stücke Vieh sucht, zu bestehen. Er muß schwindelfreien Blickes sein, Gefahren nicht achten und darf die Besonnenheit nicht verlieren. Man hat längst behauptet, daß ein Dutzend Faistenauer an ihrem Leibe mehr Narben vom Holzhacken tragen als ein Bataillon Soldaten, das aus dem Kriege heimkehrt. Man erinnert sich des Namens und Ortes jenes Holzflößers, der seinen Fuß aus den verspreizten Balken nicht mehr befreien konnte, sich denselben abhackte und sich dann aus der Klamm wieder in die Höhe ziehen ließ. Nur durch kalte Besonnenheit entging der Bergverwalter, der im hohen Siglitzgraben zwischen zwei Lawinen gerieth, dem Tode des Verschüttetwerdens oder des Verhungerns.

Im ganzen Reiche heiratet man im Salzburgischen (und in Kärnten) am spätesten und darauf beruht zum Theil auch der langsame Volkszuwachs. Der nothwendig beschränkte Erbgang in den Bauerngütern, die durch Wirthschaftsverhältnisse seit langer Zeit sich vermindernde Zahl selbständiger Besitzer, die Zerschlagung der abgegangenen Güter oder „Zulehen", mangelnde Erwerbsgelegenheiten, die kärgliche Fristung des Kleingewerbes in den Märkten hindert den Nachwuchs der Bevölkerung an dem Eingehen des Ehebandes auf Grund zureichender Erwerbsmittel. Die nothwendigen Folgen sind die Anzahl unehelicher Kinder, getäuschte Hoffnungen und eine das Mittel übersteigende Häufigkeit von Irrsinn unter dem weiblichen Geschlecht. Doch findet die uneheliche Mutter nicht selten mit einem zweiten Bewerber den Hafen der Ehe. Heiraten auf gut Glück oder sogenannte Bettlerhochzeiten, bei denen die Ehepaare von fragwürdigem Erwerb leben, kommen fast nur unter Eingewanderten vor, der Altsalzburger schämt sich derselben und wendet auf sie



Holzknecht bei der Arbeit in einer Klamm.

den Spruch an, der in die Formel des Ehegesuches gekleidet ist: „Gar schön bitten, heiraten lassen; die Kinder schon fleißig in Bettel schicken (werden wir)."

Trachten. — Seit Jahrhunderten führte das Erzstift Salzburg ein besonderes, wenn auch nicht abgeschlossenes Kleinleben. Die Lage zwischen hohen Gebirgen, auch das geistliche Regiment übten eine erhaltende Kraft in verschiedenen Richtungen aus. Wie hätten sich sonst in der Mundart so viel althochdeutsche Wortformen, in Sagen und Gebräuchen so viel Anklänge an älteste Zeiten erhalten können!

Sieht man von den Hof- und Staatskleidern ab, die ehemals und jetzt nach stehender Vorschrift angefertigt werden, so unterscheiden sich die Bauerntracht und die städtische Kleidung der Achtziger-Jahre des vorigen und des laufenden Jahrhunderts zuerst in den Bezugsquellen. Damals gab es sechshalbhundert Leinweber im Lande, damals konnte der Loden noch als beinahe allgemeine Landestracht angesehen werden, Wolle und Lein wurden im Hausgespinnst verarbeitet.

Was war das noch für ein mannigfaltiges und farbenreiches Bild zur Zeit des letzten regierenden Erzbischofs Hieronymus beim Huldigungseinzug, bei einem Palliumfest im Dome, am Charfreitag, Frohnleichnamstag, bei einem Hochzeits- oder Leichenzug! Diese farbigen Staatsröcke und Mäntel, Universitätsrector und Decane mit verschiedenfarbigen Schultermänteln, schwarze Rathsherren, die zwei bürgerlichen Stadtfähnlein, ihre Reiterei und Kanoniere, der stattliche Hoftrompeter, die Soldaten des Leibregiments u. s. w., Alles in verschiedenen Farben, Röcken, kurzen und langen Gollern, Strümpfen, Gamaschen, Schuhen, Stiefeln, Tressen und Borten! Man sah die sonderbaren Traueranzüge mit breiten, flachen Hüten, von denen schwarze Schleier herabhingen, lang hinabhängende Perücken, die untere Gesichtshälfte schwarz verhüllt! Die Edelknaben in spanischer Tracht hellroth in Seide und Sammt oder dunkelroth im deutschen Anzug! Dann die kirchlichen Bruderschaften in weißen, rothen, blauen, gelben, schwarzen Kutten, barhaupt oder den ganzen Kopf mit einer Spitzkapuze verhüllt, die nur die Augen offen ließ, die Büßer Kreuze tragend oder sich den Rücken geißelnd, Ketten an den Füßen nachschleppend, andere mit ausgespannten Armen betend, die Klingelministranten mit weißen Flügeln an den Schulterblättern!

Andere Zeiten, andere Sitten! Kaum unterscheidet sich noch der Herr von dem Diener, die Frau von der Magd, der Meister von dem Gesellen, den er Gehilfen nennt! Wohin ist die „Salzburger Haube" mit dem Goldbund, die „Pelz-" und „Otterhaube", dann die spätere prächtige „Goldhaube" der Bürgersfrauen gekommen, die noch unsere Mütter oder Großmütter trugen? Wie bescheiden und alterthümlich sah dagegen das schwarze „Berghäublein" der Bäuerinnen mit den Kreppflügeln, die „Drahthaube" mit dem schwarzen Spitzeneinsatze und dem Bunde, das „Ohrkäpplein" der Kleinbürgerinnen

und Arbeiterfrauen aus! Jetzt ist der wienerische Modehut, die Spitzen- oder wattirte Haube, die Frostkapuze oder der Capuschon, auf dem Lande das große seidene oder wollene schwarze Kopftuch, auf dem Hinterkopfe geknüpft, zwei lange Enden weit herabhängend, an deren Stelle getreten. Der gelbe Filzhut mit dem Kugelgupf im Pinzgau ist unsichtbar geworden, das Stroh-„geinzei", einst sogar noch flotte Hochzeitstracht, ist zur Arbeitstracht herabgesunken. Die spitzigen „Nebelstecher", Filzhüte mit breiten, herabgebogenen Krempen, trugen noch vor sechzig Jahren Brautmütter im Lungau und in anderen abgelegenen Thälern. Die hohen, gleich weiten schwarzen Filzhüte, die Nachfolger der vorigen, sind Männern und Weibern zu schwer geworden, sie müssen bald oben enger, bald niedriger sein; der Filz wird feiner, soll einmal glatt, einmal rauh sein; der „Prampft" (Krempe) wird bald schmäler, bald breiter, abstehend oder aufgekrempt getragen. Man setzt den Hut dort senkrecht auf den Kopf, anderwärts läßt er den Vorderkopf freier, wodurch Antlitz und Haltung selbstbewußter erscheinen.

Da die grobe „hauswirchene", „rupfene" Leinwand viel seltener wird, so entfällt die Scheu, dieselbe am Leibe (als Unterhemd), „Glenkapfoad", sehen zu lassen, und die Sitte ein Oberhemd zu tragen, welches „Hansei" heißt, daher diese Bezeichnungen bereits halbvergessen sind. Auf dem Lande und auch in der Stadt trug man den mehrmals um den Hals geschlungenen „Flor", der vorne mit einer Schnalle aus Silberfiligran zusammengehalten wurde. An seine Stelle ist das seidene, farbige, geblümte „Halstuch" und die „Halskette" getreten. Ersteres wird über der Brust gekreuzt, mit einem Ringe zusammengehalten, die beiden Enden entweder außen am Mieder befestigt oder hineingesteckt. Seitdem die Haarnadel mit dem Filigranknopf nur noch in den Gebirgsthälern getragen wird und die Florschnalle außer Gebrauch kam, bilden die silberne Halskette mit sieben bis neun Gängen und der perlenbesetzten Schließe nach vorne, dann die moderne Brustnadel die zwei Hauptstücke weiblichen Schmuckes, denn die Ohrringe sind weder allgemein, noch stark auf dem Lande verbreitet. Leibel, Spenser, Miederleibel und Latz unter dem offenen oder geschlossenen Spenser oder Corset werden in verschiedener Abwechslung getragen.

Perkalenö Ermling, a rupfanö Pfoad,
Dö Spitz' müß'n sein a zwerchö Hand broat;
Und 's Mieda nöt z'lang,
Nöt z'kurz und nöt z'drang,
Weil d'Sadlroß a leichta gehnt,
Wann's gut aufg'sadlt send.

Is 's Mensch bei an Bauan oda bei'n Wirth,
Muß's Miedaleibl sein schön ausgarnirt,
Da Spensa schen kloan,
Ast is a', wie'r i moan;
Und's Kitei nöt z'lang,
Ast sicht ma'r an Gang.

In den Märkten Gastein, Zell, Saalfelden hält die Bürgersfrau noch auf ihre kleidsame und bei festlicher Gelegenheit reiche Tracht: der niedere, breitkrämpige, schwarze Stroh- oder Filzhut mit goldener Schnur und Quaste, die Krempe mit blumengesticktem

Seidenbande eingefaßt; das blumengestickte seidene Brusttuch und die dunkle oder hellgefärbte Seidenschürze; das „Unterröckel" unter dem Mieder, mit Ärmeln bis zum Handgelenk, das „Überröckel" über dem Mieder mit den Bauschärmeln als Festtracht, beide bis zum Bund oder Kittelbusen reichend, endlich der faltige „Kittel" bis auf die Knöchel, weiße Wollstrümpfe, niedere oder Bundschuhe. Nicht zu vergessen die Haarnadel, die Halskette, wohl auch öfter eine Busennadel. Am Aber- oder St. Wolfgangsee sind im Winter auch Strümpfe aus Hasenhaaren gebräuchlich. Der Gürtel ist ganz verschwunden; er hat sich am längsten im Lungau und Thalgau, um Lambrechtshausen beim Brautstaat erhalten, daran hing die Stricknadelbüchse oder ein Streicher; Brautmütter trugen daran ein zugeklapptes Taschenmesser. Dieses Gürtelangehänge reichte über die Kniehöhe hinab und wurde vor hundert Jahren beseitigt. Florschnallen, Halskettenschließen, Nadelköpfe sind Erzeugnisse heimischen Kunstgewerbes, das noch fortblüht. Auf diese alten Formen machen Sammlerinnen von Kunstgegenständen eifrig Jagd.

Die rothen, gelben, braunen geblümten „Brustflecke" der Männertracht mit den grünen, gelben, rothen, blauen Hosenträgern („Hosenkrachs", auch „Hansl" genannt) wurden vor etwa vierzig Jahren durch die geblümt seidenen „Leibeln", „Schilehleibeln", in der Stadt „Westen" genannt, ersetzt, unter denen man die Hosenträger verbirgt. Der leichte Männerrock des Flachlandes mit den langen bis zu den Schultern hinauf gespaltenen Schoßflügeln, stehendem Kragen und zwei Reihen platten Silberknöpfen — Münzen der alten Landesfürsten — ist etwa seit dem Jahre 1848, „wo der große Wind ging", unsichtbar geworden. Kaum daß noch ein ernst und gemessen einherschreitender Großbauer aus dem Gebirge im langen, braunen heimischen Lodenrock und niederen Stehkragen, mit Hafteln statt der Knöpfe, zur Landtagseröffnung erscheint. Über dem Brustfleck oder dem bloßen Leinenhemde trug man früher allgemein die „Lodenjoppe" aus heimischem Stoff, ohne Kragen, am Halse mit schmalem Leder- oder Sammtbesatz, kurzärmlig, von der Mitte des Vorderarmes bis zum Ellbogen im Pinzgau ebenfalls mit Lederbesatz, mit Hafteln statt der Knöpfe. Der Vorderarm bis zum Handgelenk wurde mit dem ledernen, tuchenen, sammtenen „Armstutzen" bedeckt. Diese Lodenjoppe kommt jetzt nur mehr bei Aufzügen, in welchen man die ältere Landestracht genau innehält, in Verwendung. Wenn städtische Spritzfahrer und Bergsteiger sich in sogenanntes Alpencostüm kleiden, so gleicht ihre sogenannte Lodenjoppe nur von ferne der älteren Gebirgstracht. Wer hätte sich ehemals einen Gemsbart auf den Hut zu stecken erlaubt außer der gelernte und angestellte Jäger? Höchstens ein kecker „Tanzschaffer" oder Vortänzer bei einer Hochzeit, wenn der Jäger nicht gerade des Weges war. Rosmarinsträuße, Rauten, Edelweiß, Alpenrosen zieren den Hut, werden auch über das Ohr gesteckt. Ein, zwei, wenn der Übermuth groß ist, drei Schwanzfedern des Haushahnes ragen über den Hut; neigen sie sich nach rückwärts oder

gegen einander, so bleiben sie unangefochten; sind sie nach vorne gekehrt, so fordern sie Jeden heraus, der Lust hätte, sie zu besitzen.

Drei Unta, drei Oba, drei Fedan auf'n Huat,
Send ünsa drei Brüada, tuat koanar a guat.

In Obaland ob'm, do sand d'Hahna vadammt,
Sö reiß'nt ean d'Födan aus, eh daß s' oan hambt.

Die lodene, zwilchene, irchene (lederne) Kniehose, „Gsaßhosn" einst genannt, ist schon fast überall zur Haus- oder Arbeitstracht herabgesunken; von den schönen seidenen mit Sammtbesatz der Gasteiner erzählen noch die Enkelkinder. Auch das Messer- und Löffelbesteck mit dem Eisenstreicher in dem besonderen Hosentäschchen am rechten Oberschenkel ist den Weg der Kurzhose gegangen. Der Schlag-, Stoß- oder „Fozring" an der rechten Hand aber hat sich vor dem Auge des Gesetzes ins tiefste Dunkel zurückgezogen. Die Zeiten sind fast vorüber, wo es noch galt:

A Büchsei zum Schieß'n und an Fozring zum Schlag'n
Und a Diandl zum Lieb'n muaß a frischa Bua hab'n.

Abgekommen sind gleichfalls die lange Lederhose mit dem Messerbesteck, der mit Riemchen und Pfaufedern abgenähte „Bauchgurt" und dessen Sinnbilder und Namenszüge, endlich die „Geldkatze" der marktreisenden Bauern, Wirthe, Krämer und Viehhändler. Auch die kurzen Strümpfe bis zu den Knöcheln, „Boanhöseln" genannt, sind nur mehr bei der Arbeit gebräuchlich. Zur kurzen Hose werden weiße oder blaue Strümpfe getragen, die in den „Bund-" und „Haferlschuhen" stecken.

Der niedere, schmalkrämpige, halbsteife Filzhut, der „Schamper" oder die Jacke, der halblange Rock, die lange Tuchhose werden zur Landestracht. Auf den Jacken sieht man noch halbrunde oder eichelförmige Silberknöpfe dicht gereiht. An die Stelle des ledernen oder aus Schweinsblase gefertigten Geldbeutels ist das gefächerte „Portmoneh" getreten. Die kurzen, grünglasirten, messingbeschlagenen „Nasenbrenner" sind den gesladerten Ulmerköpfen, weit öfter den bemalten porzellanenen Tabakpfeifen gewichen. Diese silberbeschlagene Pfeife sammt Kette, die schwere silberne Uhrkette mit Anhängsel, bei manchem Veteranen mit einem Georgthaler, sind der häufigste Sonntagsstaat der Männer.

Volksbräuche und Sitten. — Die drei Marksteine des Lebens, Geburt, Hochzeit und Tod, der Wechsel der Jahreszeiten und die Feste des Kirchenjahres rufen in jeder Bevölkerung ähnliche, aber auch eigenthümliche Gebräuche hervor.

Der Gevatter wird gewöhnlich für alle nach einander erscheinenden Kinder gewählt, nur wenn mehrere bereits gestorben sind, ist ohne grobe Verletzung der Sitte die Wahl eines andern gestattet. Derselbe gibt dem Taufkinde, seinem „Göten", die Gevatterin der „Goten", welche Worte auch im umgekehrten Sinne gebraucht werden, nach der Taufe, etwa beim „Kindlmahle" ein Geschenk, welches häufig aus zwei Hemden, eines etwa für den sechsjährigen, ein anderes für den erwachsenen Göten, besteht. Dieselben werden

zusammengelegt, mit einem rothen „Bindbande“ umwunden und eine alte große Silbermünze als Taufpfennig hineingesteckt. Man nennt davon auch später Namenstags- oder Geburtstagsgeschenke Bindbänder. Der Gevatter steht zu den Gevattersleuten fortan in dem Verhältnisse eines Freundes, eines geehrten Rathgebers, zu seinen Götenkindern als eines lieben Schenkers von Ostereiern, Birnen, Äpfeln bei Glückwunschbesuchen, der auch mitunter an den weiteren Schicksalen seiner Taufkinder in Abgang der Eltern thätigen Antheil nimmt. Oft gehört es auch zu den Anstandspflichten eines Gevatters, seinem Göten ein oder zwei Kleidungsstücke, Rock und Hose, beim Anfang oder Ende des Schulgehens machen zu lassen. Doch kommt diese Sitte bereits außer Gebrauch und auch der silberne „Gotenlöffel“ kommt nicht mehr allgemein vor.

Etwa acht Tage nach der Geburt gehen die Gevattersleute und Verwandten zur Wöchnerin „ins Weisat“. Sie ziehen den Sonntagsstaat an und machen Besuch unter Darreichung von Geschenken: Weißbrod, Wein, Zucker, Kaffee, Eier, Butter und dergleichen. Die Besuchenden werden auch bewirtet und die Basen und Gevatterinnen entwickeln dabei ihre Kenntnisse und Rathschläge für die Kinderpflege und das Wochenbett. Es gilt fast als allgemeine Regel, daß die Wöchnerin vor vierzehn Tagen nicht aus dem Zimmer gehen, vor sechs Wochen sich nicht außer dem Hause blicken lassen soll. Die Kinder kommen in Salzburg aus dem Untersberg, werden von Bäuerinnen vom Gaisberg, in Hallein von dem benachbarten „Banholze“ hergebracht. Die Ankunft eines neuen Erden- und künftigen Stadtbürgers wurde noch nach unserem Gedenken zu Hallein vom Rathhausthurme mittelst Trompetenfanfaren nach allen vier Weltgegenden verkündet. Da traten noch die „Stadtthürmer“ mit ihrem Meister, die auch die Kirchenmusik besorgten und anderwärts Stadtmusikanten hießen, in Verwendung. Auch der Rathhausthurm zu Salzburg, wo es gleichfalls einen „Thürmermeister“ und „Thürmergesellen“ gab, ist gleich dem zu Hallein mit einer Galerie für derlei Ständchen eingerichtet, die bei festlichen Gelegenheiten dargebracht wurden.

Die Heiraten sind weit weniger Herzensangelegenheit als Geschäftssache und man macht daraus auch kein Hehl, wie dies in der Stadt oft geschieht. Man hört wohl die Anfrage: zweitausend Gulden brauch' ich, weißt du mir keine? — die der Heiratslustige an einen in solchen Dingen Erfahrenen stellt. Man geht „auf die B'schau“, sucht die Vermögensverhältnisse zu erkunden, und lauten die eingezogenen Nachrichten befriedigend, so wird ein etwa vorher bestandenes Liebesverhältniß stillschweigend oder durch Ablehnung des gemeinsamen Trunkes von Kaffee oder Schnaps im Wirthshause aufgelöst und es beginnt die Vermittlung der „Beiständer“, das heißt der beiderseitigen Verwandten über die Geldfragen. Die Verhandlungen sind nicht immer leicht, und werden sie abgebrochen, so ist auf einer oder der anderen Seite nicht selten lange dauernde Kränkung die Folge.

Im günstigen Falle geht nun der Freier ins Haus der Braut und „verehrt“ ihr mehrere Geldstücke als „D'rangeld“ oder „Hà“, worauf beide mitsammen aus einer Schüssel essen, — Gebräuche, die aus ältester Zeit herzurühren scheinen. Die etwa erfolgende Rücksendung dieses D'rangeldes (Arrhà) gilt als größte Schmach und hebt Alles auf.

Spielt schon bei diesen Vorverhandlungen der „Hochzeitlader“ oder „Heiratmacher“ oft die Rolle einer Mittelsperson, so wird er bei den weiteren Gebräuchen als Festmarschall,

Brautzug im Pongau.

Redner und lustige Person unentbehrlich. Man sieht ihn entweder allein oder in Begleitung des Bräutigams oder eines Verwandten über Land ziehen, den Stab mit rothen und weißen flatternden Bändern in der Hand, den Rosmarinstrauß auf dem Hute. Wie sich gute Bekannte und Freunde auch aus weiterer Ferne Kirchtags- und Hochzeitsbesuche zusagen, so wäre es große Beleidigung, selbst die nach Wohnort und Verwandtschaft entferntesten Vettern und Basen nicht zu beschicken. Bei diesen Ladungen ist es die Aufgabe des Hochzeitladers, seine Sprüche gut anzubringen, die sich bisweilen in den abgelegensten Winkeln Versteckenden aufzufinden und durch seine Heiterkeit und seine Schwänke den Vorgeschmack fröhlicher Hochzeitsstimmung zu erwecken.

Nach dem Gange zum Gericht und zum Pfarrer — „Betengehen" nennt man den letzteren Gang, wobei sich die Brautleute die Ehe versprechen — wird in der rechten „Ehetaferne", das ist in dem Wirthshaus, das dazu Raum hat und berechtigt ist, das Hochzeitsmahl „angedingt", die Zahl der „Richten" bestimmt und mit Genauigkeit für Alles Vorsorge getroffen. Am Samstag vor der Hochzeit fährt der Kammer- oder Kuchelwagen, mit zwei Pferden bespannt, mit der Aussteuer beladen, wobei das Ehebett, die Wiege und das Spinnrad nicht fehlen dürfen, nach dem Wohnort und zum Hause des Bräutigams. Die Angehörigen des Bräutigams helfen abladen, den Strohsack des Bettes trägt derselbe selbst ins Haus. Die Braut beschenkt ihren Zukünftigen mit einem Hemde aus selbstgesponnener Leinwand, die Hausgenossen mit kleinen Gaben, denn was man im Brautstande schenkt, wird siebenfach vergolten. Heiratet der Bräutigam ins Haus der Braut, so schickt oder führt er selbst seinen Kammerwagen dahin.

Nach der Morgensuppe des Hochzeitstages, die gemeinsam oder getrennt in beiden Häusern eingenommen wird, kommt der Hochzeitszug zu Fuß oder zu Wagen in Gang, wobei die Ehrenpersonen oder die Männer den Zug beginnen oder schließen. Im Pongau und Pinzgau reiten die „Spitzreiter" oder „Vorpranger", auch „Tümmlinge" genannt, Bandmaschen mit langen, breiten Federn auf den Hüten, mit umgehängtem Säbel, eine große Zahl rother Lederriemchen am Gürtel, dem Zuge voraus, „Fußknechte" führen die Pferde am Zügel, damit dieselben nicht unter dem häufigen Schießen, Peitschenknallen, Jauchzen und Musiziren die angespannten Wagen oder Schlitten in Unordnung bringen. Die Tümmlinge haben wohl ihren Namen vom Tummeln der Pferde und ihren Riemchen, „Nesteln", ist eine verloren gegangene Beziehung zum Nestelknüpfen zuzuerkennen. Auf dem Wege zur Kirche wird gewöhnlich der Zug durch eine gespannte Schnur aufgehalten, welches Hinderniß mit Geschenken beseitigt werden muß. Dieses „Vermachen" des Weges gibt den Vorprangern Anlaß, ihre Reitkunst zu zeigen, und ist für die Hochzeitsgäste ein willkommenes Zwischenspiel.

Die Hochzeitstracht richtet sich nach der jeweiligen Landestracht. Obwohl aber sonst die Anforderungen in Bezug auf geschlechtlichen Umgang nicht die strengsten sind, so darf es doch keine nicht jungfräuliche Braut wagen, das „Jungfernkräul", den „Bund" oder den Brautkranz von Rosen und Rosmarin auf dem Haupte zu tragen, sondern muß sich mit dem Hute begnügen. An vielen Orten wird nach der Trauung beim Altar der „geweihte Wein" nach uraltem Brauche der Johannisminne von dem Brautpaar und den geladenen Gästen getrunken. Beim Verlassen der Kirche erlaubt sich der Organist einen fröhlichen Marsch oder eine andere heitere Weise aufzuspielen.

Vom Wirth an der Hausthür empfangen, vom Hochzeitlader und den Vortänzern geführt und begleitet, gelangt der Zug unter dem lustigen Spiele von Blechinstrumenten

Hochzeitsscene.

endlich in den Tanzsaal und die Zimmer des Wirthshauses. Da naht sich der Braut die Köchin mit der Bitte, das „Kraut oder die Suppe zu salzen", welcher ehrenden Aufforderung die angehende Hausfrau nach Befund nachkommt und der Köchin ein Trinkgeld ins Salzfaß legt. Von jetzt an sind bei Tisch und Tanz die Bräuche und Sprüche verschieden. Bald ist der „Kränzltanz" anfangs, bald später, bald tanzen ihn Braut und Bräutigam, umgeben von „Tanzschaffern", Vortänzern, Tümmlingen, wie um St. Johann, wo er „Brauttanz" heißt, bald Braut und Hochzeitlader; auch ist der Tanzbrauch zwischen den jungen tanzlustigen Paaren nicht überall gleich, indem bald die Wahl der Paare, wie sie sich aus der Kirche kommend gesellen, bald die heimlich von den Mädchen mit Tüchern oder Sträußen geschmückten Männerhüte, die der Hochzeitlader den Eignern aufsetzt, bald anderes Herkommen darüber entscheidet. Feststehende Gebräuche sind der Wechsel zwischen Essen und Tanzen, gewisse Regeln, mit welchen Personen die Braut, auch der Bräutigam tanzen müssen, die stundenlange Dauer der Tänze und des Essens, das Tanzen nach Scharen zu vier und mehr Paaren, hier und da das Auftragen der „Richten" unter Musikbegleitung, „Einblasen" genannt, das Einpacken des „Bschaidessens", indem manche Gerichte ganz, andere theilweise in das „Mahlpackel" gesammelt und nach Hause mitgenommen werden, um den zu Hause Gebliebenen davon mitzutheilen, und das „Brautstehlen". Irgend ein listiger Bursche entführt die Braut der Aufsicht des Hochzeiters, des Brautführers oder eines Anderen, dem die Hut anvertraut worden und welche unterdessen von den „Aufgestellten" in eifriges Gespräch gezogen oder beschäftigt worden sind. Die ganze Diebsbande begibt sich mit der Entführten meist in ein anderes Wirthshaus und zecht dort auf Kosten des Überlisteten. Nach geraumer Zeit wird sie von dem Hochzeitlader mit brennender Laterne, mit Schellen, Besen, Stecken und aufgebotener Mannschaft gesucht und gegen Bezahlung der Zeche ausgelöst.

Die Art, wie die Musikanten für einzelne Tänze die Erkenntlichkeit verlangen, ist öfter folgende. Sie blasen lauter falsche Töne, kommen aus dem Takt, die Braut selbst fängt an zu hinken, Alles geräth aus Fug und Schick. Auf den Rath des Brautführers legt die Braut ein kleines Geldstück „für eine Salbe", dann ein größeres auf die Musikbühne, endlich findet sich, daß sie sich einen Nagel durchgetreten hat; der Brautführer zieht ein Guldenstück aus dem Schuh heraus und nun kommt Alles in Ordnung; die Baßgeige stimmt wieder, die Musikanten haben die lustigsten Weisen gefunden und die Braut dreht sich kerngesund im Reihen herum.

Die Festlichkeit endet mit der Dankrede des Hochzeitladers und der verblümten oder offenen Einladung, das „Mahlgeld" zu entrichten und ein Hochzeitsgeschenk, „Weisat", zu geben, welches auf dem Tische der Brautleute und Brautmutter niedergelegt wird. Auch da würzen kleine lustige Vorfälle das Geschäft und die Zeit. Bald fügt die Nachbarin

ein kleines Muspfännchen oder eine Puppe hinzu, oder es wird ein Junggeselle mit seiner geheimen Liebschaft geneckt, oder es hat eine Gluckhenne mit ihrer Schar beim Heranfliegen die Fenster eingestoßen, das Küchengeschirr zerbrochen, weßhalb eine kleine Beisteuer erwünscht sei u. s. w. Wenn es schließlich den Brautleuten nicht gelingt, sich heimlich zu entfernen, so wird ihnen beim Abgang vom Hochzeitlader unter Scherzen und Sprüngen mit der Laterne vorgeleuchtet und die Musikanten „blasen sie hinaus". Etwa nach acht Tagen folgt die „Abrait", die Berichtigung der Zeche mit einem kleinen „Lätizel" wie beim Nachkirchtag. Was noch aus alter Zeit und von dem festgehaltenen Unterschied der Stände herrührt, ist die Vermeidung von Wildpret und Fischen bei dem sonst reichlich besetzten Hochzeitmahl, denn jene gehören „für des Edelmanns Tisch". Und das stehende Gericht am Schlusse des Hochzeitschmauses, die „Gerstensuppe", bringt wohl dem bäuerlichen Ehepaare noch seinen Stand nach den Freuden des Tages in geneigte Erinnerung. Am ersten Samstag nach der Hochzeit verläßt die junge Frau nicht selten ihr Haus, übernachtet bei ihren Eltern oder Verwandten und wallfahrtet nach Maria-Plain, ins Kirchenthal oder nach anderen Gnadenorten.

Sehr alterthümlich, aber dem Verschwinden nahe ist der Traueranzug der Weibsleute im Gebirge. Hohe Spitzhüte, darunter eine weiße Haube. Vom Haupt bis zu den Knien hüllt ein weißes Leintuch, unter dem Kinn zusammengeheftet, die Gestalt ein, darunter ragt der schwarze Kittel mit dem schwarzen „Fürtuch" (Schürze) hinab und sieht man die weißen Strümpfe und niederen Schuhe. Die „Halbklage" oder mindere Trauer gestattet den schwarzen Hut, weißen Halskragen, eine weiße über der schwarzen Schürze und ein vom Haarbund nach rückwärts hinabhängendes weißes Tuch; der „Kittel" und das „Röckel" (Spenser) sind schwarz. Gewöhnlich „wachen" Verwandte und Angehörige bei der Leiche mehrere Stunden, beten den Rosenkranz und tragen auch — Nachbarsmänner den Mann, Jungfrauen die Jungfrau zu Grabe, wenn nicht die weite Entfernung vom Kirchorte die Todtenfuhr nöthig macht. In manchen Gegenden, um Kuchl, Oberndorf, im Pinzgau, führten nach uralter Sitte eigene Todtenwege von den Einzelnhöfen auf die Straßen; man sieht noch die Stellen am Zaun, der zu diesem Behufe eröffnet werden durfte, alte Männer weisen noch die Todtenrasten bei Feldkreuzen oder Kapellen. Das Landrecht (Taiding) des Pfleggerichtes Thalgau befahl „Gangsteig und Todtenweg zu bessern" (in Stand zu halten). In schneereichen, strengen Wintern kann es sich ereignen, daß man Leichen auf entlegenen Berggehöften „auffrieren" läßt, bis ausgetretene Pfade ihren Transport auf den Kirchhof ermöglichen. Die an verschiedenen Orten neben den Gangsteigen niedergelegten, wohl auch an Häusern befestigten „Todtenbretter" mit den Anfangsbuchstaben des Verstorbenen und der Jahreszahl laden zum frommen Andenken an die Verstorbenen ein. Die „Todtensuppe" oder das Todtenmahl, manchen Auswärtigen ein Gegenstand des Tadels,

rechtfertigt sich selbst durch die Nothwendigkeit, die oft aus weiter Ferne zur Leichenfeier beschickten Verwandten nicht ungespeist zu verabschieden. Die Inschriften der Kirchhofdenkmäler, mitunter höchst eigenthümlich, sowie die Grabdenkmäler der Hauptstadt sind längst Gegenstände der Anekdotenjagd oder kunstverständiger Beschreibung geworden.

Der Neujahrstag heißt der „Ebenweihtag", weil er ebenso hoch geweiht ist als der Geburtstag Christi. Man soll an demselben mit Gutem anfangen, denn das setzt sich dann leicht das ganze Jahr fort, z. B. früh aufstehen; auch glaubt man an den schlechten „Angang". Der Dreikönigstag wird auf dem Land noch hier und da der „Perchttag" genannt, welche Bezeichnung vielleicht weniger an den Umzug der Perchta als an den Ruhmesstrahl der Erscheinung des Herrn erinnert. Zweifelsohne hat der Sternglanz, der den Weisen leuchtete und noch in den Krippendarstellungen ganz eindrucksvoll zur Anschauung gebracht wird, diesem Festtag den Namen des „Öbristen", das ist obersten Tages verschafft, unter dem er noch alten Gebirgsbauern bekannt ist. Am Vorabend vor Dreikönig beginnt die letzte „Rauchnacht", Weihrauch durchzieht die Häuser, im Freien krachen Schüsse, einst wohl zur Verscheuchung unheimlichen Spukes, nach jetziger Meinung zur Vorfeier des Festes. In den vier „Lößelnächten" (St. Thomas, heiliger Abend, Sylvester, Dreikönigsnacht) wurden einst die Schicksalsgeheimnisse in mannigfaltigster Weise durch Bleigießen, Schuhwerfen, Behorchen der Thiersprache und dergleichen zu erkunden gesucht.

An den Abenden zwischen Weihnacht und Dreikönig ziehen die „Anglöckler" herum, mit kurzen Liedersprüchen milde Gaben heischend, wie man glaubt zur Erinnerung an Josef und Maria, wie sie Herberge suchten. Zwischen Dreikönig und Lichtmeß erscheinen Abends die „Sternsinger", einen beleuchteten Stern auf einer Stange mit einer Schnur treibend. Ihre alten Lieder sind vergessen, sie helfen sich mit geist- und gemüthlosen neueren. Aber es fügte sich gut, daß statt der strahlenden Frau Percht das himmlische Sternlicht aufgegangen ist. Die Dreikönigsnacht machte auch den Schluß der offenen Zeit für die wilde Jagd, das „wilde Gjoad", jenen einst gefürchteten lärmenden Umzug des Wodan, von dem man jetzt nichts mehr kennt als den sprichwörtlich gebliebenen Namen. Um Pauli Bekehrung, ohne genau die Zeit einzuhalten, lassen sich auch Knaben in den Häusern sehen, um Erlaubniß bittend, das „Sommer- und Winterspiel" aufführen zu dürfen, der Sommer in Hemdärmeln, einen Fichtenzweig auf dem Strohhut, der Winter in der Kapuze und mit einem rauhen Kotzen angethan. Sie singen und ringen abwechselnd, jeder seine Vorzüge lobend; nach dem dritten oder vierten Gange obsiegt der fröhliche Sommer. Um diese Zeit ist im Gebirge auch das „Lebzeltenhacken" im Gebrauche. Unter mancherlei Scherzen werden große, harte Lebkuchen, vom „heiligen Abend" herrührend, mit einer mächtigen Breithacke zerschnitten und unter die Hausgenossen vertheilt.

Bei der Kerzenweihe zur Lichtmesse wird nicht blos das Wachs für die Kirche, darunter die Osterkerze, sondern auch die Kerze fürs Haus (Sterbkerze, Schauerkerze) und der Wachsstock für die Hausfrau geweiht. Aus dem geweihten Wachsstock bildete man durch Kreuzung und Übereinanderlegen seiner Glieder den fünfzinkigen „Drudenfuß" zur Abwehr der Hexen, das „Hexenkreuz". Aber der einst so ausgebreitete Glaube ist beinahe erloschen und nur schüchtern wagt derselbe noch da und dort die Vermuthung, ob etwa eine Fallsucht, ein schweres Siechthum von Kindern denselben „angethan" oder „vermeint" worden sei, in welchem Falle man beim „Lorettokindl" zu Salzburg Hilfe sucht. Die Bezeichnung „Wetterhexe" für ein ungekämmtes und nachlässig angezogenes Frauenzimmer wird jetzt nicht mehr in dem ursprünglichen Sinne gebraucht; die „Hexensalbe" ist zu einem Scherzworte veredelt und die Kräfte des „Hexenkrautes" sind der Vergessenheit anheimgefallen. Die weiblichen Versammlungen in den Brechel- und Spinnstuben im Spätherbst und Winter, zu denen man auch aus der Nachbarschaft „in die Reise" ging, Plauderstätten für alte Mähren und fesselnde Neuigkeiten, haben sowohl durch Vermehrung der „Brechelbäder" auf den Gütern als durch minderen Bedarf des Hausgespinnstes die frühere Häufigkeit des Besuches und damit einen Theil ihrer Anziehungskraft verloren.

Wiewohl sich die rechte Faschingslust nicht jedes Jahr einstellt, so hat sich doch die Sitte der Faschingszüge in den Vorstädten und Dörfern um die Hauptstadt in leidlichem Gange erhalten und auch die Halleiner haben in diesem Fache bisweilen sehr anerkennenswerthe Leistungen erbracht. Zu einem lustigen „Faschingsritt" sind erforderlich ein oder mehrere voraustollende Hanswurste, „Faschingsnarren", zu Fuß in ihren Abzeichen mit Peitschen, einer „Spritzbüchse" sammt Wasserfechter und anderem Vexirgeräth, dann eine Anzahl sinnbildlicher, komischer, satyrischer Schaustellungen auf Wagen zur Augenweide, endlich der Faschingsherold zu Pferd mit dem ebenso lebhaft begehrten als von Andern gemiedenen „Faschingsbrief". Groß ist die Zahl der seit Jahrzehnten im Gedächtniß gebliebenen Darstellungen, unter denen die „Bauernhochzeit" wegen der unentbehrlichen Tanzmusik allezeit vorkommt. Es erschien wohl auch eine Schar Spielleute mit grotesken Schlangen, Drachen, aus denen lustige Weisen gehört wurden. Große Heiterkeit erregt stets die „Altweibermühle":

Was klappert so lustig im eifrigen Laufe?
Den Wagen umzingelt ein lachender Haufe:
Sie fangen der alten Weiber gar viel,
Und schütten sie auf in die polternde Mühl'.

Die Weiber, die wehren sich, kreischen und krappeln,
Die Müller sind stämmig — was nützet das Zappeln,
Die Mühle die mahlet im rasenden Saus,
Es springen die hübschesten Mädchen heraus.

Angefahren kommt ein Schiff — in jüngster Zeit aus dem Franz Joseph-Land, Masten und Taue mit Schnee und Eis bedeckt, die Matrosen mit kleinen Öfen auf dem Rücken, der Kapitän in Pelz und Kapuze handhabt ein zehnfüßiges Fernrohr. Es fährt

langsam vorüber, bleibt aber öfter im Eise stecken. Da nähert sich ein Wagen mit Rathsherren in Perücken und Zöpfen, es sind

Die Väter der Stadt,
Sie sitzen versammelt am Tische zu Rath,
Fest schlafen da drei mit bedächtigem Kopf,
Den übrigen wackelt der seidene Zopf.

Ein anderes Bild:

Zwölf Männer in Windeln, die sitzen und liegen,
Als Glockenspielkinder in Stühlen und Wiegen,
Zwölf Zofen sie pflegen und füttern mit Koch,
Einschläfert die Kleinen das Glockenspiel noch.

Und abermals:

Vier Männer mit Bürsten, die waschen und putzen
Am schwarzen Stier mit gar wenigem Nutzen. — —

So dauert der Zug und es ergötzt sich die Menge. Da sammelt sich eine Schar um den Vorleser des Faschingsbriefes. Verübte Narrenstreiche, lustige Possen, die sich Nachbarn während des Jahreslaufes gespielt, „Hirschauerstücklein", „Aufsitzer", sämmtlich aus dem Kirchspielbereich, werden im Chroniktone, gereimt oder ungereimt, oft mit Nennung der Namen zum Vortrag gebracht, mit heller oder gemäßigter Stimme verlesen und belacht. Im Gebirge (Pinzgau) vertritt das „Faschingbauen" zum Theil den Faschingszug. Die Burschen fahren mit einem Pfluge durch den Schnee, ackern Zaunstecken aus, säen Sägespäne in die Furchen, treiben Muthwillen und setzen wohl bisweilen zuletzt den Pflug auf das Hausdach. Mittlerweile führen Bauer und Bauknecht oder Melcher ein satyrisches Gespräch über die Gewohnheiten, Neigungen oder Liebesverhältnisse der weiblichen Dienstboten im verflossenen Jahre. Im Pongau (um St. Johann und Goldeck) vertritt das „Kühtreiben" bei nächtlicher Weile die Stelle des Faschingbauens. Die Kühtreiber, bisweilen ihrer dreißig, führen Glocken, Bergstöcke, Pistolen, Flinten, große Peitschen mit sich, andere haben große Kuhköpfe aufgesetzt aus Pappendeckel, mit großen Augenspalten, durch welche Lichterschein ausstrahlt. Unter großem Lärm und Gebrüll nahen sie dem Dorfe, von einem Berittenen geleitet, welcher den Bauer vorstellt, der dann mit dem Melcher das Gespräch führt. Faschingbauen und Kühtreiben werden aber nur selten aufgeführt.

Es naht die Frühlingszeit. Aus den Vorwäldern werden die Schneerosen in die Stadt gebracht; Scharen von Bauernknaben auf den Dörfern beschäftigen sich an Sonntagen und Feierabenden mit dem „Aperschnalzen", indem sie mit langen und kürzeren Peitschen nach der Höhe der Töne und im Takte ein Knattern hervorbringen, das den Schüssen einer Jagd oder eines Scharmützels gleicht und das Verjagen des Winters versinnbildet oder die Erde schneefrei, „aper", machen soll. Mit Sehnsucht ziehen die Städter mit ihren Kindern aus, um die ersten Schneetropfen, Schlüsselblumen,

„Schneekaterln“ und Veilchen zu suchen; es ist noch jenes lebhafte Naturgefühl vorhanden, mit welchem man vor einigen Jahrhunderten „den ersten Viol“ einholte, deß sind Zeuge die heimkehrenden sonntäglichen Züge größerer und kleinerer Kinder mit den Blumen in den Händen. Um Mariä Verkündigung kommt „unser lieben Frauen Vogel“, die Schwalbe wiederum. Der 1. April ist ein Unglückstag, Vieles mißlingt, was man unternimmt, man weiß nicht mehr warum. Er ist eben einer von den zwölf „Schwent-“ oder

Faschingsscene.

„Unglückstagen“, deren einst dreißig im Jahre waren. Am 1. April hat sich Judas, der Mann von Karioth, erhängt. Die Kunde dieser Schwenttage ist glücklicherweise ausgestorben. Dafür ist bei Manchen der Freitag eingetreten.

Am Palmsonntage gleicht das Schiff der Dorfkirchen fast einem niederen Walde. Da werden die „Palmbuschen“ geweiht, für jedes Haus einer oder zwei. Sie stecken auf Haselstäben und bestehen aus den Blütenzweigen der Weide, zu welchen ein Reis vom Sebenbaum (Sengbaum) und von der Stechpalme gebunden wird. Man weiß nur noch, daß diese Palmbuschen ein Schutz vor dem Blitzschlag sein sollen, und daß Palmkätzchen verschluckt ein Mittel gegen Krankheiten abgeben. Von der Wirkung des Geruches des Sebenbaumes gegen Hexen und der Stechpalme gegen Zauber ist es stille geworden.

Zur „Feuerweihe“ am Frühmorgen des Charsamstages wird von den Häusern je ein Scheit herbeigebracht, angebrannt und nach Hause getragen. Mit dieser bis in die ältesten Zeiten des Menschengeschlechtes zurückreichenden Feuerverehrung stimmt es, daß Kohlen davon, der Ackererde beigemischt, mit Rücksicht auf das himmlische Feuer dieselbe fruchtbar machen, und daß das angebrannte Scheit, dem Herdfeuer zugelegt, das Haus vor dem Blitzfeuer schützt.

Am Ostertag früh Morgens macht die Sonne drei Freudensprünge, die Kirche weiht verschiedene Eßwaaren, das Eierwalgen, „Eierpecken“, Eierschenken findet statt und im Lungau werden (wie in Kärnten) auf Bergen „Osterfeuer“ angezündet, wie anderwärts in altsächsischen Landen. Es naht der 1. Mai. Schon Tags vorher werden in den Dörfern Liefering, Maxglan, Gretig, auf den Felsenspitzen des Rocksteins und des Pabensteines (Barmstoan) bei Hallein „Maibäume“ gesetzt; am frühen Morgen durchzieht Musik die Straßen der Hauptstadt und ein schulfreier Tag gestattet der Jugend größere Ausflüge in die Umgegend. Auf diesen Tag fällt auch die Besitznahme Salzburgs durch Österreich.

Ist im Lungau die Aussaat des Sommergetreides zu Ende, so war es bis vor Kurzem die Regel, jede Tanzunterhaltung einzustellen, so lange „das liebe Getreide auf dem Felde steht“. Dieser hochgelegene Gau, dessen mittlere Jahreswärme der von Abo in Finnland gleichkommt, legte damit seine innige Theilnahme an dem Gedeihen der Feldfrüchte an den Tag. Nun naht die Zeit der „Aufkehr“ (nicht „Köhr“) des Alpenviehes. Es wird unruhig in den engen Ställen, die vorjährigen Glockenkühe werden sich ihres Vorranges bewußt; werden sie durch andere ersetzt, so leiden sie bisweilen am „Rabel“ und machen der bevorzugten Kuh mittels der Hörner den Vorgang streitig. Unter dem Gebrülle der Rinder und den stillen Segenswünschen der Eigenthümer kommt die öfter beschriebene Alpfahrt, das „Alpererfahren“ in Gang.

Den St. Florianstag, 4. Mai, feiern die Schmiede und Feuerarbeiter, in neuester Zeit auch die freiwilligen Feuerwehren. Die Feuerspritzen rücken an manchen Orten aus, werden besichtigt und das Mangelnde oder Schadhafte erneuert.

Am „Bittsonntag“ der „Kreuzwoche“ ist der kirchliche Flurumgang in der Nähe des Pfarrortes, am Montag und Dienstag finden „Kreuzgänge“ in entferntere Kirchen statt, am Mittwoch geht man mit dem Kreuze in der ganzen Pfarrei herum. Auf den Himmelfahrtstag folgt der „Schauerfreitag“ mit einem Hochamte, nach welchem wie am Sonntag vorher die vier Evangelien gelesen werden. Der Flurumgang am Sonntag heißt auch „Schauerumgang“: es ist der Bittgang um Abwendung der Gewitter und Hagelschläge und um Gedeihen der Feldfrüchte.

Das prachtvolle Kirchenfest des Frohnleichnams, der „Kränzltag“, wird mit Schüssen aus Böllern und schweren „Prangerstutzen“, mit Gewehrsalven der Schützen bei den

Evangelien des Umganges und am Wege eingesteckten Baumästen angekündigt und begleitet, die Dorfmusiken spielen feierliche Weisen, die „Prangerinnen" gehen im Zuge voraus und begleiten das Allerheiligste, die Stimmen der Betenden wechseln mit der feierlichen Stille während der Evangelien und der Segenspendungen nach den vier Weltgegenden.

Während früher Schützencompagnien oder Bergknappen einen gern gesehenen uniformirten Bruchtheil der Pfarrbevölkerung bei solchen Feierlichkeiten darstellten, sind

Sonnenwendfeuer.

in jüngster Zeit die Dorfmusiken, als ländliche Nachahmung der Regimentsbanden, aufgekommen und stehen zum Theil mit den Abtheilungen der ausgedienten Soldaten im Zusammenhang, wodurch auch die Festzüge an Feierlichkeit gewinnen. Eine eigenthümliche Sitte hat sich in Oberndorf erhalten. Am Frohnleichnamstag oder am folgenden Sonntag, Mittags zwölf Uhr, sammelt sich auf der Laufnerbrücke — sie verbindet die baierische Stadt Laufen mit dem österreichischen Oberndorf-Altach — eine Menge Volkes. Zu gleicher Zeit fährt von dem Sammelplatze oberhalb des Laufens — starke Flußkrümmung mit vermehrtem Gefälle — eine Anzahl „Zillen" (kleine Kähne) die Salzach herab und unter der Brücke durch. In dem Augenblicke ihrer Annäherung werden von der Brücke

aus Blätter von „Himmelbrod“, ungeweihte, etwa sieben Zoll im Durchschnitt messende Oblaten, herabgeworfen. Nun besteht die Fertigkeit der Schiffer darin, diese fliegenden und flatternden Oblaten während des Laufes der Schiffe in der Luft aufzufangen. Da jede Zille zwei Mann trägt und die Brückenjoche besondere Aufmerksamkeit fordern, ist die Aufgabe nicht leicht. Je mehr Himmelbrod aufgefangen wird, desto mehr Ehre legt die Schiffsmannschaft ein. Dieser Gebrauch, der mit der stark abnehmenden Salzachschiffahrt sein Ende findet, heißt das „Himmelbrodschutzen“.

Im Flachlande oder Salzburggau sehr verbreitet ist der Gebrauch der „Sonnenwendfeuer“. Am Vorabend von Johann dem Täufer sieht man von erhöhten Standpunkten aus nicht selten dreißig und mehr Feuer auf den herkömmlichen Plätzen brennen, in der ebenen Thallandschaft, auf Anhöhen und Bergen. Im XVI. Jahrhundert zündete man die Sonnenwendfeuer noch auf dem Hauptplatze der Stadt Salzburg an und 1568 zahlte die Stadtkammer für das „Sunwendtfeuer auf dem Protmarkt“ 5 Gulden, 2 Schilling, 10 Pfennig. Man springt wohl auch noch aus Unterhaltung einzeln oder paarweise darüber, aber von geheimen Kräften desselben ist nichts mehr bekannt. Seit die Bergfahrten stark in Aufnahme gekommen, hat sich die Zahl der Bergfeuer während der günstigen Jahreszeit sehr vermehrt. Aus alter Zeit stammen die Bergnamen „Sunwendpühel“, „Sunwendstatt“, „Feuerpalfen“ und der „Simetsberg“ (Sonnenwendberg) in Berchtesgaden.

Vermöge sehr alter Erlaubniß ist es den Salinenarbeitern in Hallein gestattet, am Ausflusse der oberen Albe in die Salzach Nasen, das ist Fische zu fangen. Dies geschieht um Johanni nach Sonnenuntergang unter Fackelbeleuchtung mit eisernen Zwei- und Dreizacken, die „Perfureln“ heißen. Die ihre Fackeln ober der Wasserfläche hin und wieder schwingenden, im seichten Flusse watenden und dem Lichtscheine zuschwimmende Fische harpunirenden Salzarbeiter gewähren im Dunkel der Nacht das interessante Bild eines Schwarmes wandernder Irrlichter, sogenannter „Achenlichtel“ oder feuriger Wassergeister.

Am 25. Juli, Jakobitag, ist in den Gebirgsgauen das „Jaggesen“ im Gebrauche. Das sind die Alpenbesuche, welche im Pongau und Lungau die „Sendinnen“, im Pinzgau die Melker von der Heimat und ihren Dienstherren, von Freunden und Bekannten erhalten, wobei „Mus“, Kaffee, Schnaps zur Bewirthung nicht fehlen dürfen und die Alpenküche mit einigen seltenen Gerichten, dem „Schwimmmüsel“, das im Schmalze schwimmt, dem „G'flocketen“, einem besonders leichten, flockenähnlichen Mus, und anderen nach Gauen und Thälern verschieden benannten Erzeugnissen die Besuchenden ehrt und erfreut. Finden sich die Paare zusammen, so spielt auch die Zither zu einem Tänzchen auf und es herrscht „inner des Alpenzaunes“, der solche Freiheit gestattet, für ein paar Stunden eitel

Fröhlichkeit und Alpenluft. Der Rückweg wird oft erst in finsterer Nacht angetreten, denn der Spruch sagt:

Almerisch, pinzgerisch,
Hoam gehn, wan's finster is.

Obwohl auch andere Tage während des Sommers, namentlich einige abgekommene oder sogenannte „Bauernfeiertage", an denen häufig nur Vormittags gearbeitet wird, zu den Ringspielen verabredet werden, bei denen die Kampflustigen sich treffen, und wenn-

Rankeln am Hundsstein.

gleich zu solchen kleineren „Hosenreckplätzen" auch andere, meist etwas entlegene Orte, wie der Paß Griesen in Leogang, die Brandstatt in Gastein gewählt wurden, so ist doch der Jakobitag und der Hundstein zwischen den drei Gerichten Saalfelden, Zell und Tachsenbach seit mehreren Jahrhunderten die feststehende Zeit und der auserlesene Ort für das Kraftspiel des „Rankelns". Letztere Bezeichnung kommt dem Ringen überhaupt zu, wobei der Kämpfenden einer den andern zu Fall bringt oder auf den Boden zwingt; „Hosenrecken" wird jene Art des Ringens genannt, die es zur Bedingung macht, daß der Gegner aufgehoben und über den Kopf des Siegers nach rückwärts geworfen wird (in der Schweiz „Schwingen" genannt). Man kennt die zahlreiche Zuschauermenge, die am bezeichneten Tage von verschiedenen Seiten dem Hundssteine zuströmt. Dort, in der Ebene an dem kleinen See, ist der Versammlungsplatz, auch auf den umliegenden Anhöhen stehen

die Besucher in Gruppen. Es fehlen die Kampfrichter nicht, die alten Sachverständigen, die selbst einst „mitgethan". Sie beschließen „die Paare redlich zusammenzulassen" und wachen darüber, daß unerlaubte List vermieden wird und das Ringen nicht ausartet. Der Sieger in mehreren Gängen heißt „Hagmaier", was mit „Meister in Feld und Hain" umschrieben werden könnte. Er steckt sich drei Federn auf den Hut und behauptet sein Ansehen bis zum nächsten Jakobitag. Früher waren diese Kampfspiele auch im Salzburggau in Übung und man will den Namen der „Spielberge" in drei Gauen davon herleiten.

Noch ist des festlichen Aufzuges des „Samson" zu Tamsweg (so wie vor Zeiten des Goliath zu Ramingstein) im Lungau zu gedenken. Es ist nicht ermittelt, ob dieser am Frohnleichnamstag-Nachmittag stattfindende Umzug der Überrest einer Sommerfeier oder einer Maigrafenfahrt ist. Wahrscheinlicher ist es eine aus den figurenreichen Frohnleichnamszügen des vorigen Jahrhunderts herübergerettete Paradefigur. Samson (und Goliath) erscheint in Riesengröße, so daß er an die Fenster der zweiten Stockwerke hinaufreicht. Diese ganz im Widerspruch zu ihrem biblischen Namen wie ein römischer Krieger mit Helm, Panzer, Lanze, Schwert, aber doch mit dem Eselskinnbacken ausgerüstete Riesenpuppe wird von einem starken Manne getragen, dessen Augen zwischen den vom Panzer herabhängenden Lederstreifen und dem Unterkleid die Aussicht haben. Neben dem Riesen schreiten zwei Zwerge, die Bürger- oder Marktmusik zieht unter klingendem Spiel voraus und Schützen oder Bürgersoldaten geben das Ehrengeleite. Das zahlreiche Gefolge zeigt lebhafte Theilnahme an diesem Schauspiel, welches die stillen abgelegenen Orte des Hochgebirges für kurze Zeit belebt.

Die Zeit von Mariä Himmelfahrt bis Mariä Namensfest (Mitte August bis Mitte September) heißt „der Frauendreißigst"; da haben alle wohlthätigen Kräuter ihre vollste Kraft und die Wurzelgräber volle Arbeit. Es naht die Zeit der „Abkehr" von den Hochalpen, die fröhlich begangen wird, wenn die Sömmerung ohne Unglück, Viehabsturz u. s. w. verlief. Mit Kränzen von Hagebutten oder Bärenkraut um die mit Rauschgold gezierten Hörner geschmückt, kehrt das Vieh heim, voraus die wenigen Ziegen, Jungvieh, Kühe, zuletzt der „Jodel" (Stier) mit dem Melkfechter, Senner und „Goaßer", Sennin und Hüterbub und der Bauer. Die Sennin theilt Erzeugnisse ihrer Backkunst aus, den „Kneifl", ein viereckiges Backwerk, und den „Schnuraus", kleine, wie die Erbsen oder kleine „Rosenkranzgrällerl" geformte semmelfarbige Kügelchen. Die Heimkehr wird zur Winterszeit bisweilen als „Alpererfahren" oder „Kühtreiben" scherzweise nachgeahmt.

Um Mariä Geburt
Zieg'n d'Schwalben furt,

früher auch die Studenten, was aber schon seit langer Zeit anders geworden ist. Um diese Zeit verlassen auch die Schafhirten mit ihren Herden die obersten Grasplätze der Gebirge;

bei der „Schäfelscheide“ werden die Thiere wieder nach ihren Eigenthümern getrennt, die „Schäfler“ abgelohnt und nach Befund mit kleinen Geschenken erfreut, die diesen oft beinahe knabenhaften Hirten für ihr mühseliges, einsames und selbst gefährliches Geschäft herzlich zu gönnen sind.

Zu Allerseelen schmückt der Unbemittelte die Gräber seiner Lieben mit Reisern der schwarzen Mehlbeere und der rothen Vogelbeere, mit Fäserchen Rauschgolds auf denselben und auf Buxzweiglein. Wie in der Fastenzeit die gesalzenen und zu Ostern die Eierbretzen,

Wurzelgräber.

das „Osterlaibel“ und der große, kreisrunde, radförmig bezeichnete „Osterflecken“, so ist zu Allerheiligen das zopfförmig geflochtene „Heiligenstuck“ gebräuchlich und wird von den Götenleuten den Kindern, wohl auch bisweilen von der Hausfrau fleißigen Mägden gespendet.

Im November, oder auch später, halten die Jagdpächter und Jäger einen Jägertag, richtiger eine Abendversammlung von mehr geselligem und humoristischem als geschäftlichem Inhalt. Daß es dabei nicht an verschiedenen Gewehrformen, seltener Jagdbeute und Erzählung von Jagdschicksalen fehlt, ist begreiflich, aber die Krone des Abends ist doch stets die Verlesung des „Jägerbriefes“, gewöhnlich von bildlichen Darstellungen einiger besonderen Spaß liefernder Abenteuer und Scenen begleitet. Die Kunst des Vortrages

besteht in der richtigen Betonung, in dem Bemerklichmachen von Anspielungen. Der Jägerbrief erhebt sich zu strenger Ahndung begangener Sünden, wechselt mit väterlichen Ermahnungen und entschuldigt sich mit der getreuen Pflichterfüllung des Chronisten.

St. Leonhard ist noch immer Viehpatron. An diesem Tage wird der große Viehmarkt zu St. Leonhard an der Berchtesgadener Grenze gehalten. Die Kirche daselbst barg auf dem Chor vor noch nicht langer Zeit eine Unzahl von Opfergaben für die Genesung kranker Hausthiere: in rothes Wachs getriebene Pferde von alten geschmackvollen Formen, weißwachserne Milchkühe u. s. w. Die Leonhardskirche in Leogang ist, wie andere desselben Namens, mit einer Kette umgeben, von der wie anderwärts die Sage geht, sie sei aus den Rinnketten der genesenen Rosse geschmiedet worden.

Das Jahr neigt sich zum Ende. Schon geht der Bischof Nikolaus, der „Niglà" mit dem „Klaubauf" um; ersterer in freundlicher Gestalt stellt öfter eine Frage aus dem Katechismus an die Kinder und schenkt Äpfel, Nüsse und gedörrte Zwetschken, letzterer mit Birkenruthe und Sack ausgerüstet, in der rauhen „Wildschur" und mit Ketten rasselnd, droht die Schlimmen in den Sack zu schieben. Aber beide treten in Städten und Märkten bereits vor der herzerfreuenden Erscheinung des Christkindes zurück. Man begnügt sich öfter, wohlgerathene Kinder einen niederen Schuh vors Fenster legen zu lassen, ob nicht der heilige Bischof denselben in der Nacht mit einer Bescherung füllt oder etwas „einlegt".

Mit Anfang der Adventzeit beginnt die Sorge für Beschaffung des „Kletzenbrotes", dieses allgemein verbreiteten, bei Hoch und Nieder geschätzten Leckerbissens, dessen Genuß durch Sparsamkeit bis zum Beginne der Fastenzeit zu erstrecken gesucht wird. Der Einkauf der erforderlichen Bestandtheile, als kleine Weinbeeren, Zibeben, Pinoli, Gewürze, soweit sie nicht der eigene Haushalt liefert, wie gedörrte Zwetschken und Birnschnitze, Wall- und Zirmnüsse, setzt Kaufleute und Krämer, die Zubereitung aber die Hausgenossen und Bäcker in Bewegung. Einzelne „Anglöckler" lassen sich sehen.

Am „heiligen Abend" wird „kollazt", das ist ein kaltes Abendmahl genossen, aus Käse, Brot, Eier, für Kinder aus Äpfeln, Birnen, Nüssen, Brot bestehend. Die Sitte des Christbaumes ist in die Städte erst seit Anfang der Fünfziger-Jahre eingedrungen, hat sich aber rasch ausgebreitet und zu den großen Christbaumfesten für arme Kinder erweitert, die aber mehrere Tage früher stattfinden und durch Erbauungsreden gewürzt werden. Am „heiligen Tag" wird der „Kletzenlaib" oder das Kletzenbrot angeschnitten; der „Kletzenscherz" oder der Anschnitt des Laibes ist unter Liebenden noch gebräuchlich. Das Opfer an die Elemente, indem man von jeder Speise einen Bissen auf das Dach trug, auch „Windfüttern" genannt, sowie die Sitte, daß sich Bauer und Bäuerin am „Bacheltag", Weihnachtstag, unter dem „Bachelboschen" (Tannenbaum) zum Gedächtniß an die Erniederung des Herrn in der Krippe, in der Stube auf Stroh lagerten, sind abgekommen.

Schifferstechen in Hallein.

Die Kirchenbesuche der Landleute in der Adventzeit zur „Engelmesse“ oder dem „Rorate“ und in der „Mettennacht“ im Schnee mit Laternen oder Fackeln, „Bucheln“, sind eine von Malern öfter dargestellte Erscheinung, und jetzt reisen auch Stadtleute aufs Land, um in der Nähe einer stark besuchten Kirche diese Scene zu betrachten. Daß die Christ- und Sylvesternacht mit Schüssen aus Böllern und Prangerstutzen angekündigt wird, versteht sich von selbst. Das „Mettenschießen“ und die Begrüßung der Evangelien beim Frohnleichnamsumgang und an Kaisers Geburtstag findet in Salzburg mit Böllern vom Mönchsberge und mit Kanonen von der hohen Festung statt. Der Wiederhall wird in dem Berglande drei Stunden weit gehört und Landleute horchen und zählen aufmerksam nach. Ein ausbrechendes Feuer wird durch eigene Lärmkanonen angezeigt.

Am Tage des Evangelisten Johannes wird der „Johannessegen“ geweiht. An diesem Tage begibt sich auch mancher Biertrinker in den Weinkeller, um ungeweihten Johannessegen zu trinken. Die Feier des Sylvesterabends durch gesellige Zusammenkünfte ist eine Einführung der neueren Zeit. Einst schloß der Hausvater an diesem Tage sein Rechnungsbuch und ging bedachtsam, die Wünsche fürs neue Jahr im Herzen, in das Schlafgemach, während die jungen Leute durchs „Lößeln“, Bleigießen die Zukunft, den Geliebten oder die Geliebte, die Vorbedeutung einer Heirat zu erforschen suchten.

Zu den nur mehr äußerst selten aufgeführten Schaustellungen gehören das „Schifferstechen“ zu Hallein und Laufen, der „Reiftanz“ der Faßbinder, Kuffer (Salzküfer) und Kleutzer (Spalter des Faßdaubenholzes für die Salzfässer) zu Salzburg und Hallein, endlich der „Schwerttanz“ der Halleiner Bergknappen. Der Reiftanz wurde in derselben Weise aufgeführt, wie dies noch zu München alle drei oder sieben Jahre geschieht, wo sich der Gebrauch unverändert erhalten hat. Das Schifferstechen bestand in einer Art Lanzenrennen zu Wasser. Die mit Beschleunigung gegeneinander rudernden Zillen führten am hinteren Ende je einen aufrechtstehenden Kämpen, der als Waffe eine lange „Rahen“ (Stange) mit einem quer vorgenagelten Brettchen oder einer Scheibe an der Spitze führte und damit beim Zusammenstoß seinen Gegner aus dem Gleichgewicht zu bringen und rücklings ins Wasser zu werfen suchte. Die Zahl der gegeneinander rudernden Schiffchen, die possierlichen Stellungen der ins Wasser Stürzenden und Herausschwimmenden, die Rufe der Aneifernden, die nicht ganz homerischen Hohnsprüche und Drohworte der Bemannungen, dann eine Anzahl Hilfsmannschaften und wilder Schiffer, die in Badwannen, Wasserzubern, Fünfeimern mittels Stangen daherruderten, sich mit ihren schnackischen Fahrzeugen im Kreise drehten und von anderen angerannt wurden, boten ein belustigendes und mannigfaltiges Bild, zu dem die Rufe und Zunftausdrücke der Schiffersprache und das Gelächter der schaulustigen Menge an beiden Ufern die Begleitung lieferten.

Ernst dagegen, nach Zeiträumen abgemessen, schweigsam, wie es dem Bergmann entspricht, nur von einzelnen Befehlsworten unterbrochen und geleitet, ist der Halleiner Schwerttanz oder „Knappentanz". Er wurde schon vor dreihundert Jahren und früher getanzt und statt der Schwerter hatten die Knappen ursprünglich Häuereisen. Er wird von sechzehn Knappen und einem Anführer dargestellt, sämmtlich im Berganzuge, in weißer Hose mit rother Schärpe. Statt, wie einst, mit Trommel und Schwegelpfeifen,

Halleiner Schwert- oder Knappentanz.

wird er von der Bergmusikkapelle begleitet und findet bei einbrechender Dunkelheit unter Fackelbeleuchtung statt. In seinen neun Figuren, zwischen welchen immer in der Runde getanzt wird, stellte er dar den Antritt zur Schicht und zu den Arbeitspartien, die Anfahrt in die Grube, ein Tretwerk oder die Brücke, einen Stollen, die Fahrt in die Tiefe auf einer Schrägleiter, den Schacht oder Steigkasten, das Gerüst zu einem Haldensturz, das Schwingen der alten Bergfahne auf der Höhe des Berges und schließt mit den zwei Rundtänzen des Flechtens und Schlängelns. Die Schwerter gegen einander in halber Mannshöhe gestreckt oder über die Schultern gelegt stellen die Brücke, gegen den Kopf gezückt den Stollen und über den Köpfen wagrecht gehalten den Berg dar. Bei den ersteren Figuren stehen die Knappen reihenweise, beim Steigkasten, Haldensturz und Berg im engen Kreise,

über welchem der Anführer oder die vier Mann, die die Pfeiler des Gerüstes vorstellen, emporstehen. Nach dem letzten Rundtanz stellen sich die Knappen zum Abschied vor ihrem Anführer in Reih und Glied und ziehen unter klingendem Spiele und Fackellicht ab. Der Anführer erklärt mit einigen gereimten Zeilen jede Figur.

Die gewöhnlichen Unterhaltungs-, Preis- oder Geldspiele sind das (Stein-) „Platten-" oder „Hufeisenwerfen", das „Platzkegeln" und „Wandkegeln", das „Schmarakeln" oder „Kegelstechen" von einem wechselnden Standpunkte aus, das Eisschießen, Scheibenschießen, das Wettlaufen mit den besonderen Formen des Eier-, Sack- und Hosenlaufens, das Ersteigen des Maibaumes. Veraltet sind die bäuerisch-rohen Spiele des Purrösselsprunges, Scheiterkliebens, Holztriftens und selten ist das Fuchsprellen. Vor fünfzig Jahren wurde noch das Gesellschaftsspiel mit der „Hexenkarte" gespielt, jetzt ist kaum mehr ein ganzes Spiel mit allen „Briefen" aufzutreiben.

Mit den vielen Handwerkssprüchen sind auch andere Gebräuche abgekommen. So sangen die Nagelschmiede Lieder in einer eigenen gedehnten Weise und kürzten sich damit ihre einförmige, tausendmal wiederholte Arbeit. Bei dem häufigen Steckenschlagen für Brücken, Verwerfungen, Holzrechen wurde vor jedem Hub des Zugschlägels ein Vers gesungen, z. B.:

Schau, wie das Schlegei duscht,
— — — — — — — —
Schau, wie das Schlegei gallt,
— — — — — — — —
In Bergnau und in Wald.

Am Gertraudentag, 17. März, soll die Arbeit im bäuerlichen Gemüsegarten beginnen; am Ägyditag, 1. September, ist für die Herbstsaat zu rüsten. Im wachsenden Mond soll man Pflanzen aussetzen und pfropfen, im abnehmenden aber den „Zittrach" und Kropf vertreiben. Der vierblätterige Klee, ein auf dem Wege gefundenes Hufeisen bedeuten Glück. Wo eine Hauswurz (Sempervivum) auf dem Dache in einem Blumentopf gehalten wird, schlägt der Blitz nicht ein. Gegen den Rothlauf hilft das Umkreisen mit einem Fuchszahn. Glieder, die an der fliegenden Gicht leiden, soll man in reinen Flachs wickeln und ein Schaffell darüber breiten. Ein Wachholderzweig auf den Hut gesteckt ist ein Mittel gegen den Wolf oder das Wundwerden bei Fußreisen. Waschen mit Urin ist ein häufig angewendetes Mittel bei Gliederkrankheiten und Seitenschmerzen. Heilwässer für blöde Augen gibt es viele an Wallfahrtsorten, bei einsamen Crucifixen im Walde, in einigen Klüften und Thalschluchten; auch das Flußwasser, am Ostermorgen stromaufwärts geschöpft, hat seine Heilkraft. Allbekannt sind die Mittel gegen die Lungensucht; zu den ältesten gehören der Spitzwegerich und das Lungenkraut. Die Fettwurz (Sedum), das

Fettkraut (Pinguicula), das Milzkraut (Chrysosplenium) und der Sauerampfer heilen Flechten, die Schwindwurz (Chelidonium) Warzen. Der Hexenkreis, der durch ein Farrnkraut gebildet wird, ist Wanderern sehr gefährlich, denn leicht findet sich darin die Irrwurz. Welchem unschuldigen Kinde es gelingt, daß die Krönleinnatter ihren goldenen Hauptschmuck auf das weiße Sacktuch legt, dasselbe ist glücklich sein Leben lang u. s. w. Man fertigt derlei Angaben gewöhnlich als blinde abergläubische Meinungen ab, aber die hier angeführten reichen viele Jahrhunderte, manche ins achte und sechste unserer Zeitrechnung zurück. Nicht dieses Alters wegen wurden sie erwähnt, sondern weil darin Anschauungen verborgen sind, die dem ältesten Volksthume angehören und sich bis heute gefristet haben.

Hiez mach' ma'r an G'sángl halt wiedar an B'schluß,
Wan a Ding gà koan End' nimmt, is's ár a Badruß.

Sagen. — Wie bei anderen Völkern standen auch bei den Deutschen die Salzgegenden zur Heidenzeit und später in hoher Verehrung. Nirgends anderswo stünden den Bitten der Sterblichen die Götter näher als bei den Salzquellen, erzählt Tacitus vom deutschen Heidenglauben. Diese Bedeutsamkeit erklärt, warum sich ein Zweig der deutschen Kaisersage am Untersberge festsetzte und fortpflanzte, zwischen den drei Salzstätten Reichenhall, Berchtesgaden und Hallein gelegen; durch seine Naturgestalt, seine Schluchten, Höhlen, Trichter, Steilwände und seinen Marmorgehalt ausgezeichnet, war er ein günstiger Stützpunkt für die Sage, die nachher Heidnisches mit deutscher Kaiserzeit verwob und im Volksglauben bis auf unsere Tage lebte. Kaiser Karl schläft, von Kurfürsten, Prälaten und Rittern umgeben, in der Berghöhle. Unschuldige Hirtenknaben haben ihn dort gesehen, Raben, die deutschheidnischen Götterboten, bringen ihm Nachricht von der Welt. Wenn die Zeichen unmeßbarer Zeit, das Wachsen seines Bartes um den steinernen Tisch und das richtige Einstellen des Züngleins der Wage an Kaiser Heinrichs Steindenkmal im Dome zu Bamberg sich erfüllen, dann bricht der Kaiser mit seinen Mannen zum großen Kampfe auf den Walserfeldern, am Fuße des Untersberges, auf. Dann ist das Ende der Welt. Wie der Graf beim Gaugerichte, hängt er seinen Schild nach der Schlacht an dem Birnbaume auf, der, umgehauen, immer wieder nachwächst, dem Nachbilde des heidnischen Weltbaumes, unter welchem die Schicksalslose der guten und bösen Menschen fallen.

Frau Percht, des Heidengottes Wodan Gemalin, war die Göttin des Hauswesens. Im Mittwinter (von Weihnacht bis Neujahr), wenn die Schneestürme brausten und die wilde Jagd über Ebenen und Kreuzwege sauste, da hielt sie ihre Umzüge, sah zum Fenster hinein, belohnte und strafte die fleißigen und die nachlässigen Spinnerinnen, ahndete vom Rauchfang herab die Unordnung in Küche und Herd, gedachte aber segnend des fleißigen Hauswesens. So erschien sie bald als hohe, erhabene Frau in huldreicher Gestalt, den Säumigen aber als zornige Alte mit drohendem Schlüsselbund und zottigem Haupthaar.

Es erinnert an uralten Götterdienst, wenn ursprünglich der Frau Percht zu Ehren Umzüge stattfanden und noch aufgeführt werden, wobei der doppelten Gestalt der alten Göttin entsprechend der Unterschied zwischen „schönen" und „schiechen" oder „wilden Perchten" aufrechterhalten blieb. Erstere halten hüpfend und springend, mit frohen, lebhaften Geberden, in Hemdärmeln, Blumen auf den Strohhüten oder phantastische Mützen mit kleinen Schellen und Spiegelchen geziert auf dem Kopfe, in weißen und rothen Strümpfen, mit blumigen Schürzen, Drischeln, Heugabeln und Rechen in der Hand, ihren Einzug. Letztere, meist Männer, stürzen in den Winternächten unter dem betäubenden Getöse von Kuhglocken, Schellenkränzen, Stierhörnern, Klappern, Kupferkesseln, im Laufschritt, an Bergstöcken einherspringend, in das schlafende Dorf. In Felle oder in die Tracht von Wegelagerern, Räubern gekleidet, rumoren sie hin und her, gesträubte Federkronen auf den Hüten oder schmale hohe, mit Federn und Papierzieraten geschmückte Spitzhüte tragend, abscheulich bebartet, die Gesichter durch zahlreiche lange, bunte, von dem Hute herabhängende Bänder verhüllt, immer an den langen Bergstöcken herumspringend. Das ist der Perchtenlauf. Sie halten wohl vor einem Hause still, um es auszuzeichnen oder wo sie des Entgegenkommens gewiß sind, und führen dann öfter in Begleitung von Hackbrett und Pfeife jenen strampfenden, hüpfenden Tanz auf, der als „Trestern" bekannt ist, den Perchtentanz.

Die Riesen des Untersberges, von denen ebenfalls das Volksbuch erzählt, gehören einer früheren Zeit an und es verlautete in diesem Jahrhundert von ihnen nichts mehr. An die Kirche von Gretig lehnten sie ihre Bergstöcke an, die wie Wiesbäume groß waren, und redeten mit den Männern des Dorfes, und das Haus des Reiterbauern im Kötschachthale Gasteins zitterte von Grund aus, als ein Riese mit seinem Stabe, der aus einer jungen Tanne bestand, auf dasselbe zusprang.

Manche Sennimen und auch einige Holzknechte wollen noch mit eigenen Augen die Zwerge des Untersberges gesehen haben. Die „Untersbergmändeln" erschienen nicht blos an den verschiedensten Orten des Berges oder hinterließen ihre Spuren im Schnee, sondern begegneten auch auf Straßen unter Tags und bei Nacht Wanderern, Fuhrleuten, Zollbeamten, auch auf Hochzeiten. Sie führten ihre neuen Bekanntschaften in den Berg, zeigten einem oder dem anderen derselben den Kaiser Karl, die verschiedenen burgartigen Räume, den Weinkeller. Begegnenden, mit denen sie Worte wechselten, schenkten sie Sand, Birkenreiser, Holzkohlen, Schatzsteine. Wer selbe nicht verachtete, sondern heimtrug, dem wurden sie über Nacht zu Gold. Auch in großen Zügen, wie Kriegsscharen mit Spielleuten, oder paarweise in langen Reihen, wie Leichenzüge schweigend und schattenhaft, wurden sie erblickt. In den Ostalpen ist der Zwergenglaube seit dem XIV. Jahrhundert schriftlich beurkundet und man gewahrt bereits die Einwirkung der christlichen Zeit, wenn es heißt,

Perchtentanz.

die Untersberger hätten bei nächtlicher Weile nahe und ferne Kirchen, den Salzburger Dom, Groß-G'main, Reichenhall, Mondsee, baierische Wallfahrtskirchen, wie Maria Eck, besucht und daselbst unter Orgelklang und heller Erleuchtung, daß die Fenster strahlten, Gottesdienst gehalten. Aber als echte Heiden, denen die Erlösung nicht zutheil geworden ist, verschwanden sie aus dem salzreichen Dürrenberg, als daselbst zuerst die Glocke der neugebauten Kirche geläutet wurde. Jetzt ist das Sagenzeitalter des Untersberges im raschesten Niedergang begriffen und man lacht über die unverstandenen Sagen, deren Ursprung und Deutung nicht bekannt ist.

Einer anderen Gruppe kurzer Erzählungen liegen Vorstellungen von der Urgeschichte des Landes und Erklärungen von auffälligen Naturerscheinungen zu Grunde. Der Pongau soll ein großer See gewesen sein, der durch den Paß Lueg abfloß; hoch oben an den Steinwänden will man noch die Spuren der Wasserfluten bemerken. Große Alpengefilde, im Gasteiner Naßfelde die „Schlapperebene", die übergossene Alpe um den Hochkönig, der hohe Tenn wurden durch Strafgerichte „verkeest" oder mit ewigem Schnee bedeckt. Alte Städte versanken im Untersbergmoore bei Salzburg, um St. Martin bei Lofer, im Mattsee. Im Faistelauerwald bei Kuchl ist eine alte Stadt begraben, die zwischen zwei Flüssen (Taukel und Salzach) lag. In den Moosen auf der Platte im Oberpinzgau, in Gastein am Pockhart und in der Kötschach, im Tappenkar wälzten sich Drachen und Lindwürmer, die Menschen und Thiere fraßen. Die Heidenlöcher in Großarl, in Gastein und Fusch waren von wilden Leuten bewohnt, welche abzogen, als zuerst Reif und Schnee auf das Gebirge fielen. Zu Steindorf im Lungau, auf dem Götschenberg bei Bischofshofen will man einen Heidentempel, eine Heidenkapelle entdeckt haben. Heidenwege, „enterische" Wege weist man um Kuchl, in Abtenau, Dienten, auf der Schlapperebene; bei Kuchl, am Radstatter Tauern, an der Leisniz im Lungau, im Anlaufthale Gasteins bezeichnen sie Römerstraßen. Heidengebirge (auch „alter Mann" genannt), Heidenstollen gibt es im Dürrenberg und im vorgeschichtlichen Kupferbergwerke am Pongauer Mühlbach. Die Teufelsbrücken am Eingange in die Taukel und an der Lammer verrathen ihre vermeintliche Entstehung im Namen; den Teufelsstein (einen Findlingsblock) im pinzgauischen Rosenthal warf der böse Feind von einer Höhe jenseits der Ache herüber; die Teufels- oder Melkerlöcher im Pinzgau entstanden, als der „Zwackerl" mit einem Melcher, der sich in Milch badete, sammt der Wanne durch das Loch am Birnhorn und noch durch andere sechs Felswände fuhr, von denen eines im Kaprunerthal ob der Häuslalpe sichtbar ist.

In der Kirche zu Scheffau wurde unter dem Pflaster der steinerne Sarg einer Frau, deren Name vergessen ist, beigesetzt. In dem Maße, als sie ihre Sünden abgebüßt hat, rückt der Sarg gegen den Hochaltar vor. Er ist jetzt schon im vorderen Drittel. Wenn er zum Hochaltar gelangt, wird sie erlöst.

Ist Kaiser Karl im Untersberg der weltentrückte Volksheld, wie das Alterthum viele kannte, die „in den Berg gegangen sind“, das heißt daselbst ihren Todtenschlaf halten, so ist auch der reiche Bauer Vögerl unter den Kees des Wiesbachhorns in der Fusch gebannt. Wenn unter der Wirkung der Sonnenwärme im Gletscher mit Krachen Spalten und Risse entstehen, dann sucht Vögerl den ihn umgebenden Eispanzer zu sprengen, und ein Senner sagt leise zum andern: heut spaltet Vögerl wieder Eis. Damit verwandt sind die zahlreichen Versteinerungen, die sämmtlich, wie in der griechischen Sage, als Strafgerichte angesehen werden. Voran steht der hartherzige „König Wazman“, der mit Frau und Kindern im Berchtesgadenerland thront. Zwischen den Thälern Rauris und Gastein erhebt sich der von der Sage umwebte „Herzog Ernst“, der vom Kaiser geächtet „ins Elend ging“, das heißt in ferne Länder zog und viele Abenteuer bestand. Zwischen Gastein und Großarl liegt die kleine und große Elendscharte mit der Richtung nach Kärnten und dem Osten. Der leichtfertige „Schuhflicker“ weist nun den Weg über die Höhen zwischen Gastein und Großarl. Der lockere Pinzgauer „Spielman“, zur Seite der den Bergsteigern wohlbekannten Pfandlscharte, steht versteinert unter Schnee und Eis auf dem Tauern. Warum hat er so verlockend gegeigt! Wenn der Wind über die Berge bläst, spielt er noch seine alten Tänze auf und horchen die Älpler. Um den „Reichenspitz“ zwischen Kriml und der wilden Gerlos sieht man die langen, unheimlichen Reichenspitzer mit ihren Nebelstechern, die ihre Schätze hüten und denen der Wanderer ausweicht. Die zwei „steinernen Jäger“ am Staufen büßen ihr vormittägiges Sonntagswaidwerk; die steinerne Agnes oder „verwunschene Sendinn“ auf dem Lattenberg dient als abschreckendes Beispiel für leichtsinnige Liebe und Kindesmord, während die Sage von den „drei steinernen Brüdern“ beim Hirschbühel erloschen ist.

Auch Geschlechtersagen fehlen nicht. Der baierische Herzog Diet hat auf der blutigen und der Rosaninalpe im Lungau gegen die eingefallenen Wenden eine blutige Schlacht verloren und liegt zu St. Michael mit seiner Frau Glaistrada begraben. Die Welfensage, so alt wie die vom Herzog Ernst, heftete sich in einem Ableger an das Geschlecht der Hund zu Dorfheim in Saalfelden. Die Rittersfrau gebar, wie die Gräfin Irmentraut, zwölf Knaben auf einmal. Beide, den strengen Sinn ihrer Eheherren fürchtend, die solches Ereigniß für unnatürlich halten würden, befahlen, elf davon zu ertränken. Die Magd, die sie im Korbe forttrug, begegnete dort dem Grafen, hier dem Ritter. Befragt, antwortete sie, es seien Welfen (junge Hunde). Da nun sowohl der Graf als der Ritter sahen, daß die Kinder munter und frisch seien, ließen sie dieselben auferziehen. Davon stammen die Geschlechtsnamen der Welfen und Hund.

Auch die Tannhäusersage wanderte mit diesem Geschlechte nach Lungau ein, denn im Jahre 1275 ist Gotfried Tannhauser schon in erzbischöflichen Diensten. Aber der

Vennsberg hat sich in die verfallene Veste Turnschall im Lessachthale verwandelt, in welcher das Turnschallweibel (Frau Venus) als Zauberin den Ritter in der Mitternachtsstunde unter großem Getöse um sein Leben reiten läßt.

Eine andere Gruppe bilden die Schatzsagen, die sich meist an alte Thürme und Vesten knüpfen. Auf der Ruine Altenguträt bei Hallein, unter dem verfallenen Thurme Saleck beim Lamprechtsofenloch, im alten Schlosse Kaprun und zu Sulzau, im Götschenschloß ob Bischofshofen, aber auch im Scheuckofen im Paß Lueg, im Frauenofen bei Abtenau, im Schatzloch am Georgenberg, im Freimannsloch im Lungau, am Faulkogel und im Tappenkar, im Geisterschlößl zu Froschheim, auf der Wetterwand und der Mußbachalpe, zu Gräbendorf und Oberweißburg im Lungau findet man Schätze. Verwandt damit sind die ins XVI. Jahrhundert zurückreichenden Sagen von Fundorten edler Metalle auf Bergen und in den abgelegensten Thalorten, deren Zahl ans Unglaubliche grenzt und die zum Theil von den alle Jahre erschienenen „Venedigermandeln" aufgefunden oder ausgebeutet worden sind.

Hierher gehört wohl auch die große silberne Kanne auf dem Pechhorn bei Lofer, die am Johannistag zur Sonnenwende von Gold überfließt, — wer sie finden kann! Dann die eiserne Henne auf dem Silbereck im Lungau. Mitsammt den Eiern, mit Pech und Schwefel überzogen, wurde sie vergraben. Das Bergglück verschwand und kommt erst wieder zum Vorschein, wenn sie verrostet ist.

Sieht man von den Spuksagen ab, die noch überall von den Geistern Abgeschiedener erzählt werden, so gibt es doch noch andere in uralten Vorstellungen wurzelnde Erscheinungen oder sagenhafte Persönlichkeiten. Die weiße Frau auf Hohensalzburg webt mit Geisterhänden an ihrer Stadt Geschick. Auch die Pest sah man einst umgehen, ein abgemagertes häßliches Weib in Lumpen. Nahte sie einem Orte, so brach die Seuche aus. Ein Pestpater aus Hegelwört deutet um das Jahrzehnt 1720 bis 1730 noch auf die unheimlichen Gestalten in der Luft, die zu seiner Zeit in der Gegend gesehen wurden. Mit dem „bösen Mann", dem „bösen Weiblein", der „Trud" und dem „Klaubauf" kann man aber nur mehr kleine Kinder schrecken. Auch der „Abwáschel", das „Käsmándl" oder die „Nachtsendinn", die in den verlassenen Alphütten aufräumten, aus den zerstreuten Überresten Käse machten und ein Schreckbild nachlässiger Sendinnen waren, finden keinen Glauben mehr.

Desto zahlreicher sind die Sagen vom Dr. Paracelsus mit der Goldtinctur, die er vor seinem Tode in die Salzach zu werfen befahl; von dem Vogel mit dem langen Schnabel, der ihm das Gift aus dem Magen heraufholen sollte u. s. w. Auch Dr. Faustus kehrte in des Erzbischofs Keller ein und fuhr nach genossener Labung auf seinem Mantel mit dem Kellermeister durch die Lüfte davon.

Ortsanlagen und Wohnungen.

Die deutschen Einwanderer siedelten sich einzeln oder in Genossenschaften neben den nicht mehr zahlreichen alten Landeseinwohnern an, von deren fremdsprachigen Güter- und Ortsnamen sich mehrere erhalten haben. So entstanden sehr viele Einzelngüter, aber auch Weiler und Dörfer, in denen sich Führer mit ihren Gefolgschaften niederließen. Zu den ältesten deutschen Ortsnamen zählen die auf -ing und -wang, wie Authering, Ützling, Elsenwang, Spanswang, die über das Jahr 1000 unserer Zeitrechnung zurückreichen. Jahrhunderte dauerte die Culturarbeit der Walddurchschläge (Holzgassen), des Rodens der Auen an den Bächen, des Trocknens moosiger Strecken, des Reutens oder Niederbrennens von Waldungen, — daher viele Hunderte von Guts- und Ortsnamen, die mit -gasse, -au, -bach, -mos, -brand, -schwant, -mais, -reut zusammengesetzt sind.

Als sich im XIII. und XIV. Jahrhundert die Lage der Bauernschaft besserte, wurden große Güter in zwei, drei, vier Einzelngüter zerlegt und denselben anbauwürdige Strecken zugetheilt, deren es noch eine Menge gab. Man behielt die alten Gutsnamen bei und unterschied die neu entstandenen durch die Vorsatzwörter Ober-, Unter-, Vorder-, Hinter- u. s. w. Darum herrscht die zerstreute Ansiedlungsweise vor. Erst in der neueren Zeit wurden solche Einzelngüter zu Weilern, Ortschaften zusammengefaßt, endlich mit Nachbardörfern zu Gemeinden vereinigt, deren Bezirk bisweilen ein sechs bis acht Stunden langes Thal begreift.

Die Ortsgestalt ist auf die Anlage von Dörfern und Märkten von bestimmendem Einfluß gewesen. Längs der Straßen, an Bach- oder Flußufern stehen die Häuser in zerstreuten Reihen, von Peunten (eingezäunten Grundstücken), Vorgärten, Stadelzufahrten, Ackerwegen, Fußsteigen, Unland oder wüsten Flecken unterbrochen. An Wegkreuzungen, Straßenzwieseln, Thalmündungen folgen die Häusergruppen den Verkehrslinien, oft über Hügel und durch Hohlwege. Neubesiedelte Gründe erscheinen als angefügte Häusergruppen, Verlängerungen oder Zweige der alten Orte, als „Peunten", „Rotten", „Vormärkte", selbst als „Burgfriede" von Dörfern.

Schon bei der ersten Ansiedlung wurden die Fluren aller alten Dorfmarken in drei Felder, „Zelgen", getheilt, in das Winter-, Sommer- und Brachfeld, die noch heute ihre besonderen Namen tragen, Unter-, Ober-, Hinter-, Stadel-, Kirchfeld u. s. w. Jeder ansässige Dorfgenosse besaß in jedem dieser drei Felder seinen vermarkten Antheil. Daher stehen auch heutzutage die Häuser im Dorfe nicht in der Mitte oder am Dorfrande ihrer Feldungen, sondern oft eine viertel bis halbe Stunde von einzelnen ihrer Gründe entfernt. Erst die im Laufe dieses Jahrhunderts neu entstandenen Ortschaften Leopoldskron und Neu-Maxglan machen eine Ausnahme. Sie sind durch Auftheilung einer Grundfläche

entstanden, auf welche die alte Dorfverfassung der Dreifelderwirthschaft keine Anwendung fand. Da liegen die Häuser reihenweise auf ihren zuständigen Gründen.

Wo bei Burgen oder Edelsitzen Gerichtshöfe oder Landschrannen bestanden, da erhielt das Dorf, aus dessen freien Grundbesitzern — den „Marktbürgern" — die Schranne zusammengesetzt wurde, das Marktrecht, wenn im Umkreise von zwei Stunden nicht eine Stadt oder ein anderer Marktflecken vorhanden war. Daher sind diese Marktrechte bis ins XII. Jahrhundert zurück zu verfolgen. In den Tauernthälern Großarl, Gastein, Rauris, Fusch stehen die letzten Häuser nur wenige Stunden vom Kamme der Hochalpen entfernt. Auf den Pinzgauer Sonnbergen, um Werfen, Radstadt, im Lungau liegen Bauernhäuser in Höhen von 1.200 bis 1.500 Metern. Die Ungleichheit des Besitzes an Ackergründen, Viehstand, Wiesen, Weiden begründet den Unterschied des Kleinhauses oder der Selde, des mittleren Bauernhauses und des Gehöftes des Großbauers.

Die Selde, „Sölln", auch Geusche genannt, umfaßt im Erdgeschosse die Stube mit oder ohne Kammer und rückwärts einen kleinen Stall für ein paar Stücke Kleinvieh oder ein bis zwei Kühe. Aus dem Vorhause, das oft auch als Küche und „Sechtel" (Waschplatz) dient, wenn nicht im Ofen gekocht wird, führt eine Leiter oder steile Holztreppe in den Dachraum, der die Stelle einer Scheune vertritt. Die Selden sind in Schrotbau aufgeführt, aber auch halbgemauert.

Das mittlere Bauernhaus zerfällt in das eigentliche Haus und in die Räume für die Feld- und Viehwirthschaft oder nach alter Benennung in die „Feuer- und Futterbehausung". Haus und Wirthschaftsgebäude liegen in sehr vielen Fällen hintereinander unter gleicher Dachflucht, bisweilen getrennt hinter- oder nebeneinander oder hofartig im Gevierte, wie an der Landesgrenze gegen den Innkreis und in einzelnen uralten Beispielen auf dem Schwemberge bei Radstadt. Bei Häusern mit einem First liegen nach älterer beschränkter Bauart Tenne und Scheune über dem Stall und führt eine mitunter beschwerliche Auffahrt, die „Tennbrücke", von hinten oder seitwärts zur Tenne empor. Bei neueren und behäbigeren Verhältnissen wurde letztere auf den geschlagenen Boden versetzt und zwischen Haus und Stall sammt darüber befindlichem Heulager unter denselben First eingeschaltet und fiel die Tennbrücke weg.

Ohne Zweifel waren, gleich den Stadthäusern, bis ins XIII. Jahrhundert die Landhäuser aus Holz mittelst Schrotbau hergestellt. In neuerer Zeit wurde das Haus im Erdgeschoß „untermauert", man unterschied jetzt „Haus und Zimmer", das ist das mittels Zimmerung aufgeführte Wirthschaftsgebäude. Dann wurde auch die Stallung untermauert, man setzte statt des hölzernen Gadens ein, selbst zwei gemauerte Geschosse auf die ebenerdigen Wohnräume, so daß nun im Lande wohl noch Holzhäuser, sehr viele halbgemauerte, aber auch stattliche ganz gemauerte Häuser angetroffen werden.

Kleinhaus aus dem Pinzgau.

Im Flachland oder Salzburggau herrschen die aufgenagelten „Scharschindeldächer", im Pongau und Pinzgau die „Legschindeldächer", im Lungau „Bretterdächer" vor. Die Legschindeldächer werden mit Latten oder „Rafen" belegt und mit Steinen beschwert, ihre Giebelhöhe beträgt ein Drittel der vorderen Hausbreite; Scharschindel- und Bretterdächer steigen bis zur Hälfte der Breite der Giebelseiten und noch etwas höher empor. Die beiden Giebel des Scharschindeldaches sind gewöhnlich etwas zurückgezogen, so daß es an ein Walmdach erinnert. Mindestens auf drei Seiten überragt das Dach die Haus- oder Stall- und Stadelwände. Unter diesem geschützten Raume werden der Hausgang und die gangähnlichen Aufbewahrungsorte für „Hifler" (Garbenträger), „Girsten" (Zaunpfähle), „Hanichl" (Fichtensprossen für Bohnen- und Erbsenpflanzungen), Stangenholz und dergleichen angebracht.

Über dem Dache ragt, besonders bei größeren Wirthschaften, das Thürmchen für die Eßglocke empor, welches die auf Feldern und Wiesen arbeitenden „Ehhalten" und Taglöhner zur Essenszeit nach Hause ruft.

Das Gehöfte des Großbauers ist selten ein ursprüngliches, sondern erst im Laufe der Zeiten gewordenes, daher unterscheidet es sich hauptsächlich durch die Größe des gemauerten Hauses, die Zahl der Geschosse und Gelasse, sowie durch Größe und Zahl der umstehenden Wirthschaftsgebäude. Stall und Scheune sind gewöhnlich vom Wohnhause getrennt. Die nach Zahl und Zwecken wechselnden Nebengebäude des Hauses sind das „Zuhäuschen" für Austragleute oder abgetretene Besitzer, der Backofen, die Brechelstube oder das „Brechelbad", die „Sechtel" oder Waschküche, der Leier- oder laufende Brunnen

und die nach Gelegenheit des Wassergefälles entfernt liegende „Gemachmühle“. Im Lungau steht im Hausbereiche der gemauerte oder gezimmerte „Kasten“ zur Aufbewahrung von Getreide oder werthvollerem Geräth. Der Großbauer im Gebirge bedarf noch eigener Ställe für das von der Alpe heimkehrende Groß- und Kleinvieh. Viele Häuser sind von Obst- oder „Wurzgärten“ umgeben, vor anderen liegen Haus- oder Gemüsegärten. Nicht selten trifft man „Feldkapellen“ an, die in einer gemauerten Nische ein Heiligenbild bergen oder als Steinsäulen ein Tafelbild tragen — „Schacher“.

Haus mit getrennten Wirthschaftsgebäuden aus dem Pongau.

Als Bauregel von großer Allgemeinheit kann der quadratische Grundriß des eigentlichen Hauses gelten, mögen die Wirthschaftsgebäude in gerader Linie nach rückwärts oder als rechter oder linker Querflügel oder zu beiden Seiten hinter dem Hause sich fortsetzen. Ebenso allgemein ist die Hausthür an der vorderen Giebelseite angebracht, so daß die Ausnahmen mit der Haus- und Stallthür an einer der Langseiten die Regel bestätigen.

Der Raum vor dem Hause unter der Dachtraufe ist zumeist etwas erhöht oder mit Steinen gepflastert. Neben der Hausthür ist die steinerne oder hölzerne „Hausbank“ angebracht, eine Rast-, Arbeits- oder Plauderstätte der Hausgenossen. An der Hausthür erblickt man den auf Bogengröße gedruckten „Hausfegen“.

Haus mit getrennten Wirthschaftsgebäuden aus dem Lungau.

Durch die Thüre betritt man den nach rückwärts verlaufenden Hausgang, schlechtweg „Haus“ genannt, der das Geschoß in eine rechte und linke Hälfte theilt. Zu beiden Seiten liegen die vier Gemache oder „Gwalter“: Stube, Kammer, Küche, Speise- oder Milchkammer. Die Kammer heißt auch „Kematen“, die Milchkammer „Steingaden“. Größere Häuser besitzen im Erdgeschosse fünf bis acht „Gaden“ oder Kammern, je nach der Zahl der Geschosse und wie es der Hausbedarf, die Sonderung der Eheleute, Kinder und Dienstboten, selbst die Rücksicht auf Gäste, Einleger oder Einquartierung erheischt.

In den abgelegenen Thälern findet man immerhin noch einzelne „Rauchhäuser“, in denen, weil der Rauchfang fehlt, der Rauch, wie in der Alphütte, durch Thüren und Dachritzen zu entweichen gezwungen ist. Etwas jünger sind die zwei bis drei Schuh im Gevierte weiten hölzernen Rauchfänge.

Aus dem Vorhause oder Gang gelangt man rückwärts in Tenne und Stall und über eine meist hölzerne Stiege in das Obergeschoß, den „Obenauf“. Derselbe wird durch den gerade oberhalb des Vorhauses gelegenen Mittelgang oder „Soler“ halbirt und zeigt

dieselbe Viertheilung wie das Erdgeschoß. Nach Verschiedenheit der Eintheilung trifft man hier die „Bauernkammer", die „schöne Kammer", die „Buemeskammer" (Schlafgemach der unverheirateten Mannspersonen), die „Weiberleutkammer", auch „Menscher-" oder „Dirnenkammer" genannt, die „Gast-", „Mehl-" und „Krankenkammer".

Ist der Obenauf noch Holzbau, so mündet der Soler an der Giebelseite in den (äußeren) „Hausgang". Dieser leistet mancherlei Dienste, wurde um die Hausecken nach einer oder beiden Seiten verlängert, auch als Zierde des Hauses angesehen und, als man den Obenauf überbaute, unter dem Dachfirst in kleinem Maßstabe wiederholt, wo er von Fremden „Altane" oder „Söller" genannt wird. Mit der Zunahme des Steinbaues auch

Haus mit Wirthschaftsgebäuden unter einer Dachflucht aus dem Salzburggau.

in den oberen Geschossen wird der Hausgang seltener, schwindet zu einer schmalen Vorlaube zusammen oder fällt weg.

Vom Soler führt eine Stiege in den Dachraum oder „Öbristen", auch „Hör" oder „Hir" genannt. Da ist das „Firstkämmerl" angebracht, auch „Schnitz" oder „Machkämmerl" genannt, bisweilen auch ein unterschlagenes Gemach für einen Einleger, ein „Impfkammerl" zur Überwinterung der Bienen und dergleichen.

Man legt Werth darauf, daß das Haus mit der Stirnseite gegen Sonnenaufgang oder Mittag gerichtet sei. Um dieser Linie zu folgen, liegt oft die Hinterseite des Hauses an der Dorfstraße oder bildet mit dem vorbeiführenden Wege einen sonst unerklärlichen Winkel. Das Haus, dessen Reinlichkeit im Innern seit Jahrzehnten bemerkenswerthe Fortschritte gemacht hat, entbehrt auch von außen, soweit dessen Bestandtheile aus

Ein „schönes“ (reich geziertes) Bauernhaus aus dem Pinzgau.

Holz hergestellt sind, nicht des eigenthümlichen Schmuckes, der zwar dem Hause in den deutschen Alpen überhaupt zukommt, aber doch mehrere landschaftliche Spielarten zeigt. Da finden sich Dachgiebelzierden, Zierleisten an dem Dachrande und Sparrenköpfe, „Tropfbretter" in den mannigfaltigsten Formen (Ladenausschnitte), Säule und Laterne des Glockenhäuschens in verschiedener Gestalt; die Stützbalken oder „Pfetten" der Dachsparren und Schrotbäume, die Ganggeländerstützen sind nicht selten mit Säge, Stemm- und Hohleisen im Geschmack des XVII. und XVIII. Jahrhunderts bearbeitet; an den geradlinigen, eckigen oder geschwungenen Umrissen der Ganggeländerfüllungen unterscheidet man Muster älterer, neuerer und neuester Zeit. Ja selbst Hühnerhäuser und Hundehüttchen gehen an derlei Schmuck nicht leer aus.

Stadelthore weisen an ihren Luftlöchern Kleeblätter, Herzen, Blumen, Hasen auf. Hausthüren und Fensterladen sind bisweilen grün, weiß oder roth bemalt; selbst das rothweiße burgundische Kreuz der alten Landfahne hat sich an ihnen erhalten. Mit Übergehung des mächtigen geschwungenen Eisenwerkes der Fensterkörbe mag an die „Eselsrücken" der Hausthüren alter ansehnlicher Landhäuser erinnert werden. Seit der Zeit des die Vorhand gewinnenden Steinbaues werden über Thüren und Fenstern die rothen Gewölbziegel ausgespart, daneben treten in der Mauer graue Eisenschlacken, zu Linien und Figuren gereiht, hervor, oder es erzählen alte Topfscherben, dem Mörtel nach Mustern eingedrückt, von dem Wechsel im Haushalt und dem Geschirrhandel in diesem Gebirgsland.

Betritt man das Innere des Hauses, so dient die „Stube" (Dienstbotenstube) als Vereinigungsort von Bauer und „Ehhalten" zu den Mahlzeiten, zum Gebet und für Besuche. An zwei Seiten derselben laufen Holzbänke herum. Die vordere Ecke nimmt der Ahorn- oder „weiche" Tisch ein, an dessen freien Seiten bewegliche Holzbänke stehen. In der Mauerecke ist das Crucifix angebracht, auch wohl der heilige Geist zwischen Blumenbüscheln, Heiligenbildern und Wallfahrtstäfelchen. Am Mauerpfeiler daneben schlägt im Kasten die Wanduhr. Bemalte Steindruckbilder von Schlachten aus Italien oder Ungarn erinnern an die Kriegsdienste der Söhne des Hauses. Neben der Thür fehlt das Weihbrunnkrüglein nicht, an der Thür selbst hängt das Handtuch oder ist über Rollen gespannt. Um den Ofen sind Trockenstangen angebracht; der Raum zwischen Mauer und Kachelofen heißt die „Höhle", der Ofenhals oder die „Ofenbruck" dient zur Lagerstätte für Siechе, arme Herberger und als Lotterbett für Müßige. Unter der Ofenbank hat das Pfannenbrett, an derselben der eiserne Schuhlöffel seine Stelle. Bisweilen findet man noch einen Hühnerkäfig unter der Wandbank, mit einem Schlupfloch durch die Mauer nach außen.

Die „schöne oder feiernde Kammer" im Obenauf enthält das Beste und Zierlichste der Einrichtungsstücke und den Koffer, „die Kufern", der die Braut ins Haus begleitet hat. Da sind die „feiernden Betten", der Kleiderschrank und „Schubladkasten", Tisch,

Stühle von Kirsch- oder Nußbaumholz. Im Schranke werden gerollte Stücke „hauswirchener" Leinwand verwahrt, mit einer Papierrose oder den Bildern der Namenspatrone besteckt. In den Schubladen liegen Halsketten, Ohrringe, Brustnadeln, Schatzgeld, auch seidene Kleidungsstücke. Auf dem Kasten fehlt selten das wächserne Christkind unter Glassturz im Puppenanzug. Daneben Ziergläser, Kaffeeschalen, rothe Äpfel. Die Wände sind mit einem Spiegel und mit „Tafeln" behängt, die Öl- oder Steindruckbilder zeigen; Fenstervorhänge verbreiten leichtes Dunkel über den seltener betretenen Raum.

Mundart und Volksdichtung.

Obwohl unser kleines Alpenland ausschließlich dem Gebiete der baierisch-österreichischen Mundart angehört, so begegnet uns in der Volkssprache doch keine einheitliche Mundart, vielmehr tritt hier, entsprechend der mannigfaltigen Bodengestaltung, eine Scheidung nach den Gauen ein: in die Mundart des Flachgaues, die der Hochgebirgsgaue Pongau und Pinzgau und die durch den Radstatter Tauern abgetrennte Mundart Lungaus. Ja diese Untermundarten stehen mit den angrenzenden Dialecten zum Theil im näheren Zusammenhange als unter sich; so lehnt sich die Mundart des Flachgaues an die des benachbarten Oberbaiern, die pinzgau-pongauische an die Tirols und die lungauische an die von Kärnten und Steiermark. Und doch liegt den salzburgischen Mundarten ein Charakter zu Grunde: die Volkssprache Salzburgs erscheint, wie alle westlichen Dialecte des baierisch-österreichischen Sprachgebietes, alterthümlicher in Laut und Wortschatz, fertiger und entschiedener als die Mundarten der Donaulandschaften im Osten. Die Familiennamen, welche meist aus den Hofnamen hervorgegangen sind, deuten auf unverfälschtes deutsches Volksthum und auf die vorwiegend ländliche Beschäftigung der Bewohner; Aussprache und Schreibung derselben ist vielfach dialectisch, z. B. Hüeber, Riesch, Moär (Mair).

Das Verhältniß der Mundart zur Umgangssprache ist in den wenigen Städten und Märkten des Landes von dem in „Österreich" völlig abweichend. Der „grobe Landton der hierländischen Flachländer", wie der alte Topograph Hübner ihn nennt, greift tiefer in die Umgangssprache ein, so daß dieselbe nicht blos im Wortschatze, sondern auch im Laute mehr bäuerisch erscheint und Abstufungen des Dialectes, nach der größeren und geringeren Abgeschlossenheit eines Gebietes, wie z. B. „thoan" oder „thuon" (thun), „kumen" oder „kemen" (kommen) des Österreichers, hier fast ausgeschlossen erscheinen. Selbst in das Schriftdeutsch Gebildeter mischen sich Provinzialismen, z. B. beilich, Verlurst, Geschwisterte ꝛc.

Die Mundart des Flachgaues bildet den Übergang von dem oberbaierischen Dialecte zu dem weicheren, eigentlich österreichischen Dialecte des Donauthales. Die Vocale sind hier alterthümlicher als im Osten. Ein charakteristisches Merkmal, an welchem

man den Salzburger alsbald von dem Österreicher unterscheiden lernt, ist die Aussprache des (alten) Zwielautes „o͡a", z. B. Sto͡an, österreichisch Stân.

Die Aussprache der Consonanten ist eine schärfere, insbesondere die Kehllaute werden je näher dem Gebirge desto härter gesprochen, so: „Stachl", österreichisch „Stagl" aus Stahl, „Rech" für Reh; „l" und „r", die in Österreich in „i" und „a" überzugehen geneigt sind, werden hier noch meist rein gesprochen.

Der Umlaut zeigt häufig eine von der österreichischen Mundart abweichende Gestaltung, z. B. „Klozen", österreichisch „Klêzen", „Bremen", österreichisch „Bramen" (Bremse), ebenso das Geschlecht der Hauptwörter, z. B. „der Knödel", österreichisch: das Knödel. Die Zeitwörter „lassen" und „müssen" erleiden in einzelnen Formen den Abfall des zweiten Consonanten, z. B. „lå" (laß), er „muo" (muß); „fragen" und „sagen" außerdem Zusammenziehung, z. B. er hat gso͡at (gesagt).

Die Biegung der Zeitwörter hat manche alte Formen bewahrt, so das „nt" der dritten Person Mehrzahl: z. B. „sö brauchnt"; den starken Conjunctiv der Mitvergangenheit: z. B. „i gab" (gäbe), das alte Präsens in: „i hån" (ich habe).

Die Wortbildung ist reich an Hauptwörtern, die aus Eigenschaftswörtern gebildet sind, z. B. „dö Liabn" (Lieblichkeit), „dö Schön" (Schönheit), an Sammelnamen aus „et", z. B. „Aichet" (Eichenwald); an Eigenschaftswörtern mit der Vorsilbe „an", z. B. „an-sauber", etwas sauber. Bei den Ortsnamen ist der alterthümliche Gebrauch des Artikels bewahrt, z. B. in der Gnigl, in der Gastein. Die Verkleinerung vollzieht sich durch „al" und „ai", z. B. „Hansai", Hänschen.

Auch der Wortschatz weist viele in Österreich ungebräuchliche alte Wörter auf, z. B. Klag für Trauer, abspülen für abwaschen, insbesondere aber in den Namen der Speisen und Geräthe, z. B. „Muas" für österreichisch „Schmarrn", „Leilach" (Leintuch), ebenso abweichende Wortbedeutungen, z. B. „Verdruß" für Sorge, „Prater" für Ringelspiel. Der Gebrauch der Fremdwörter ist vielfach ein anderer; für das slavische: Grenze, österreichisch „Graniz", erscheint hier das deutsche „March"; dagegen heißt z. B. der leutselige Städter ein „kommoder" Herr, ein schönes Haus im Pinzgau ein „Prä-haus".

Für den Flachgauer bezeichnend sind seine Lieblings-Partikel „ge(n)" und „hau". Die von dem Topographen Hübner vor nahezu hundert Jahren aufgestellten Unterschiede in der Sprechart benachbarter Bezirke, wie Thalgau und St. Gilgen, dürften wohl durch den lebhafteren Verkehr unserer Zeit verwischt worden sein.

Von dem Felsenthor des Lueg-Passes bis zu den Tauernhöhen erstreckt sich das Gebiet der Mundart des Pongau und Pinzgau, von welcher schon der alte Hübner bemerkte, daß sie sehr viel Eigenartiges aufweise. Die Gebirgsbewohner sprechen meist langsam und singend, das heißt mit beständiger Erhöhung und Vertiefung des Tones.

Daß hier fast jedes Thal Spielarten der Mundart aufweist oder aufwies, bezeugt derselbe Hübner, der z. B. aus Großarl und Rauris Ausdrücke verzeichnet, die nur dort verständlich sind. Zu den Eigenthümlichkeiten dieser Mundart gehört unter anderem die Diphthongisirung des Stammlautes „e" zu „ëi", z. B. gwëin (gewesen), die Einschiebung des „sch" zwischen „r" und den Zahnlauten, vor welchem sch das r oft auch ganz schwindet, z. B. „Hêâschz" (Herz), „kuschz" (kurz) und die rauhe Aussprache der Kehllaute. Im Oberpinzgau geht diese Mundart in die des benachbarten Zillerthales über, z. B. i hun (habe).

Aber nicht blos im Laute, auch im Wortschatze ist die Pinzgauer Mundart ganz eigenartig. Wörter wie „Metz" (Mädchen), „Bösdirn" (Bauerntochter), „fruetig" (munter), „kasig" (lieblich), „lôâpen" (übrig lassen), „anweigen" (anreizen), dürften im Flachgau kaum verstanden werden; andere, wie „foppen" (prahlen), „reiten", z. B. „ob's Roß reiten" oder „ob's Schesi reiten" (fahren), sind ihrer veränderten Bedeutung wegen bemerkenswerth. Sehr beliebt sind die Sammelnamen auf -ach, z. B. „Halmach" (Stoppeln). Die Lieblingspartikel ist „gu" (gugg?), so die der Großarler „gu li"; daher scherzweise die „Guli-Landler" genannt.

Die Mundart Lungaus steht infolge der Abschließung durch den Radstatter Tauern den Dialecten Kärntens, sowie Steiermarks näher; daher bemerkt Hübner: „Die Sprechart ist ein Gemisch des Kärntnerischen, Steirischen und Salzburgischen." Zu ihren Eigenthümlichkeiten im Laut zählt die ungewöhnliche Dehnung der Vocale, z. B. „eesn" (essen), der Übergang des „r" in „ch", z. B. „Hêâchz" (Herz), „Bôânch" (Beine, dagegen „Bôâner", Bohnen) und die Verkleinerung auf „la", z. B. Gamsla.

Der Wortschatz ist ebenfalls höchst eigenartig; er zeigt, neben einigen sprachlichen Überresten aus der slavischen Einwanderung des VI. und VII. Jahrhunderts in Ortsnamen und einzelnen Benennungen, z. B. „Geuschn" (Bauernhaus), „Gischgalitzn" (Sauerdorn), viele dem Kärntnerischen nahe stehende Wortformen (z. B. „Ferl" für junges Schwein, gegenüber dem in Salzburg sonst üblichen Worte „Fak").

Die sprachliche Scheidung drückt sich auch in den Namen aus, welche die verschiedenen Gaue einander beilegen: der Lungauer nennt den Pongauer „Übertäurer", dieser den Lungauer „Enterstäurer"; der Pinzgauer wurde, wie Hübner berichtet, ehemals in Pongau gerne als „Pinzgara Fopper" bezeichnet; im Pinzgau selbst scheidet man den Gaugenossen, den „Dâigen", scharf von dem „fremden" Flachländer, dem „Austarign" und dem Kärntner und Tiroler jenseits des Tauern, dem „Täurer".

Von der reichen Volkspoesie unseres Landes haben bis vor kurzem die Gebildeten außerhalb Salzburg wenig gewußt; die Aufzeichnungen, welche einst Hübner und in unserem Jahrhundert Dürlinger und Andere über Volkspoesie gebracht haben, blieben meist unbeachtet, auch die Sammlung salzburgischer Volkslieder von Süß fand außerhalb

des Landes keine nennenswerthe Verbreitung. So galten denn von den österreichischen Alpenländern nur Tirol und Kärnten als poesie- und gesangreich.

Erst August Hartmanns neuerliche Publicationen über das deutsche Volksschauspiel und die deutschen Volkslieder in Baiern und Österreich enthüllten der gebildeten Welt die reichen Schätze der Volkspoesie unseres Gebietes, von welcher schon Süß behauptet hatte: „Der Salzburger, begabt von seinem Schöpfer mit gesundem Witze, heiterer Laune und reiner Kehle, steht in dem Naturgesange keinem anderen Volke nach."

Ihre reichsten und edelsten Blüten hat die Volkspoesie Salzburgs auf dem Gebiete der religiösen Dichtung getrieben. Den deutschen Volksgesang in der Kirche, welchen das Provinzial-Concil von 1569 schon als „alte Gewohnheit" billigt, pflegten bis zur Einführung der Orgel die „Kirchensänger", welche sich ihre Lieder und die Singweisen dazu meist selbst machten. Die liebevollste Pflege fand das Weihnachtslied, welches nicht nur in der Kirche, sondern auch vor und in den Häusern gesungen wurde und zum Theile noch wird; es zerfällt in Herberglieder, Hirtenlieder, eigentliche Weihnachtslieder, Neujahrslieder der Sternsinger und ähnliche. Der Charakter des Weihnachtsliedes ist fast ausnahmsweise halbdramatisch, der Dialog von rührender Einfalt, hier und da nicht ohne Humor, der aber nicht das Heilige berührt, nur auf die eigene menschliche Unvollkommenheit zielt.

Von den Schöpfungen der Kirchensänger verdienen außerdem ihre hübschen Marienlieder Erwähnung, ferner die dem salzburgischen und dem angrenzenden (ehemals salzburgischen) Theile Oberbaierns eigenthümliche Dichtung der Hochzeitslieder, welche nach der Trauung vom Kirchenchor erklangen, und die naiven, aber bei aller Einfachheit höchst ergreifenden Todtenlieder. In diesen an beiden Ufern der Saale noch heute üblichen Liedern wendet sich der Verstorbene selbst an die Anwesenden, erzählt nach einem wehmüthigen Hinblick auf die menschliche Vergänglichkeit und der Ermahnung, sich an seinem Schicksale ein warnendes Beispiel zu nehmen, die Geschichte seines Hinganges, nimmt dann rührenden Abschied von Weib und Kind, Eltern und Freunden und bittet sein Weib, die Kinder fromm zu erziehen, „daß ein frohes Wiedersehen einst uns all' erfreuen kann". Zum Schlusse dankt er dem Priester für die Ertheilung der heiligen Sakramente und schließt mit einem Lebewohl an Alle, die ihm das letzte Geleite gegeben.

Als das kirchliche Drama des Mittelalters mit Beginn des XVII. Jahrhunderts dem veränderten Zeitgeschmack hatte weichen müssen, fand es, durch mehr als ein Jahrhundert von den Gebildeten unbeachtet, seine eigenartige Weiterentwicklung in den geistlichen Spielen des katholischen Bauernvolkes in Süddeutschland, insbesondere aber in den Alpenländern. Erst seit der Mitte unseres Jahrhunderts wurde durch die Oberammergauer und Brixlegger Spiele das Interesse der gebildeten Welt neuerdings auf das Volksschauspiel gelenkt.

Da die fröhliche Weihnachtszeit den reichsten Stoff zur dramatischen Behandlung bot, so zerfällt das Weihnachtsspiel in eine Reihe von kleinen Dramen: Herberg- oder Adventspiele (Josef und Maria, Herberge suchend in Bethlehem), Hirtenspiele, Dreikönigspiele und Paradiesspiele (der Sündenfall der ersten Menschen als Ursache und Contrast der Erlösung dargestellt). Von diesen Spielen hat Schröer schon 1858 das „Gasteiner Paradiesspiel" und Hartmann vor kurzem Weihnachtsspiele aus Laufen-Oberndorf und aus Hallein veröffentlicht. Höchst beachtenswerth erscheint aber der Nachweis, daß diese Spiele ins XVI. Jahrhundert hinaufreichen und mit zwei geistlichen Dramen des Nürnberger Meistersängers Hans Sachs vielfach wörtlich übereinstimmen. In diesen volksthümlichen Bearbeitungen der Dramen des Hans Sachs erscheint also das deutsche Volksschauspiel des XVI. Jahrhunderts mit seiner Spielweise und Bühneneinrichtung über die Jahrhunderte hinaus gerettet und gehegt. Wir verdanken dieses Fortleben der Dichtung des großen Meisters im Volke wohl dem Bergherrn in Gastein Christof Weitmoser, den Hans Sachs zu seinen Gönnern zählte und dem er einen Band seiner Werke widmete.

Von Osterspielen hat Hartmann aus Salzburg ein Halleiner „Judas- oder Fastenspiel", wahrscheinlich Überrest eines älteren Passionsspieles, und eine Saalfeldener „Passion" veröffentlicht, außerdem noch ein „Kain- und Abelspiel", ein „Goliath-" und ein „König Salomospiel" aus Laufen-Oberndorf. —

Was der „Vater der baierischen Geschichte", Aventin, von den Baiern berichtet: „Das gemeine Volk singt Tag und Nacht beim Wein, tanzt, kartet und spielt, mag überflüssig Hochzeit, Todtenmahl und Kirchtag haben", das war auch für unser fröhliches Alpenvölklein so zutreffend, daß die Salzburger Chronisten Jordan und Steinhauser diese Bemerkung Aventins wörtlich in ihre Werke hinübernahmen.

Freilich ist unsere Kenntniß der weltlichen Volkspoesie älterer Zeit mehr auf Berichte angewiesen, erhalten blieb nur Weniges. So finden sich von dem epischen Liede auch auf unserem Gebiete nur mehr einzelne Überreste: aus der Blütezeit des deutschen Volksgesanges ein Lied auf die Belagerung Radstatts durch die aufständischen Bauern (1526) und in einer Gasteiner Chronik des XVII. Jahrhunderts eine Reihe beschreibender Gedichte, welche wieder an den Namen des Bergherrn Christof Weitmoser anknüpfen; am Schlusse eines dieser Gedichte nennt der Dichter sich „Wolfgang Premb, ein weitmoserischer Diener". Dem XVII. Jahrhundert gehört noch ein Lied auf die Empörung der Zillerthaler in der Manier des Hans Sachs an.

Die Stelle des epischen Liedes vertritt heute in reicher Fülle das Gelegenheitsgedicht sowohl erzählenden als satyrischen Inhalts. Dem Hang zur Satyre traten schon frühe Verbote entgegen: 1469 wurde auf Ansuchen der Schneider „das böse Lied von der Gais" verboten; 1523 wird in Salzburg ein Spottlied der Lutherischgesinnten auf die

Geistlichkeit im Volke verbreitet; wiederholte Verordnungen des letztregierenden Erzbischofs Hieronymus verbieten das Absingen „ärgerlicher Lieder auf geistliche und weltliche Obrigkeiten". Zur selben Zeit aber berichtet Hübner: „Wenn etwas Lächerliches vorkommt, werden lange Lieder gemacht".

Weit über die Grenzen Salzburgs hinaus ist ein Gedicht dieser Gattung bekannt geworden: das Pinzgauer Wallfahrtslied, ein im Flachgau (?) entstandenes Spottlied auf die jährliche Wallfahrt der Zeller und Saalfelder zum Dom nach Salzburg. Der echte Text, den Süß überlieferte, hat im Laufe der Zeit vielfache Umarbeitungen und Zusätze erfahren, den ergötzlichsten durch den Pinzgauer Volkswitz selbst, der dem Flachgauer durch folgende Strophe den Hieb zurückgibt:

Heiliger St. Örg, du warscht mirakulos,
Schick uns hoia recht leibige Roß,
Knödelfleischmähna san ma koan u. s. w.

ihn also mit dem Namen eines „Knödelfleischmähna" (Ochsenlenker) belegt, weil man im Flachgau Ochsenfleisch in den Knödeln ißt und Ochsen statt der Pferde zum Zug verwendet.

Den Übergang von der epischen zur lyrischen Gattung bilden die oft balladenartigen Wildschützen- und Almlieder, in welchen Abenteuer auf der Jagd und der Besuch der Sennhütte den Hauptinhalt bilden, und eine in den Salzburger Gebirgsgauen Pongau und Pinzgau und in dem benachbarten Oberbaiern heimische Art der Liebespoesie: „die Gasselreime". Es sind dies keine eigentlichen Lieder, vielmehr eine Art Reimprosa, die vor dem Kammerfenster eines Mädchens gesprochen wird.

Das „Gassellied" oder der „Fensterstreit" ist eine Salzburg eigenthümliche Gattung des Liedes, in dem ein Zwiegespräch am Kammerfenster halbdramatisch vorgeführt, das aber keineswegs am Fenster selbst gesungen wird. Wie schon der Name andeutet, enden die spöttischen Gegenreden mit dem Abschiede des Burschen.

Den Großtheil der weltlichen Lyrik unseres Volkes bilden die Schnadahüpfel. Obwohl in ihrer Mehrzahl in dem ganzen Gebiete der baierisch-österreichischen Alpen gleichmäßig verbreitet, haben manche dieser Vierzeiligen doch auch locale Färbung; so wenn z. B. der Salzburger Bursche singt:

Im Salzburger Landl
Lebst überall schön,

Dearfst singa, dearfst schnaggln
Auf Gassl dearfst geh'n.

Wie das geistliche Volksschauspiel in den kirchlichen Festen, so hat das weltliche Spiel seine Quelle in den Volksbelustigungen, denen sich auch unser Salzburger Völklein schon von Alters her gerne hingab. „Kaum fand ich in einer Stadt Deutschlands von gleicher Bevölkerung, besonders bei den unteren Volksclassen einen so überwiegenden Hang zu den Theaterlustbarkeiten", berichtet ein Reiseschriftsteller des XVIII. Jahrhunderts

aus Salzburg. Von den wandernden Schauspielertruppen erfreute sich bis zur Gegenwart die der Laufener Schiffer einer allgemeinen Beliebtheit; doch kann ihre Bühne heute, des modernen Repertoirs wegen, nicht mehr das eigentliche Volksschauspiel repräsentiren.

Die letzten Reste des altdeutschen Volksschauspieles finden wir vielmehr in jenen kleinen Comödien, welche durch umherziehende Dilettanten (meist Schiffer, Salzarbeiter oder Schnitzer) zwar im Costüm, aber ohne Decorationen in einer Stube meist zur Winterszeit aufgeführt werden. Die Entstehung dieser Spiele mag auf die schon im XVI. Jahrhundert nachweisbare Sitte des Volkstheaters zurückgehen, nach den geistlichen Spielen noch ein Fastnachtspiel aufzuführen.

Finden wir im geistlichen Volksschauspiele oft den „Präcursor", der in einem Prologe den Inhalt des Darzustellenden mittheilt, durch einen Engel vertreten, so scheint in den weltlichen Spielen schon in älterer Zeit der „Hanswurst" den Präcursor gespielt zu haben. Vielleicht liegt hierin die Erklärung, warum Josef Stranitzky gerade die Salzburger Bauerntracht und Mundart wählte, als er zu Beginn des XVII. Jahrhunderts den „Hanswurst" statt des üblichen Schalksnarren in fremder Maske auf die Wiener Bühne brachte. In einer seiner Staatsactionen: „Der großmüthige Überwinder seiner selbst", hat Stranitzky sogar eine zweite Salzburger Volksfigur in die Handlung aufgenommen, indem er den Nachbarn des Hanswurst, den Bauer „Riepel" aus Salzburg ankommen läßt.

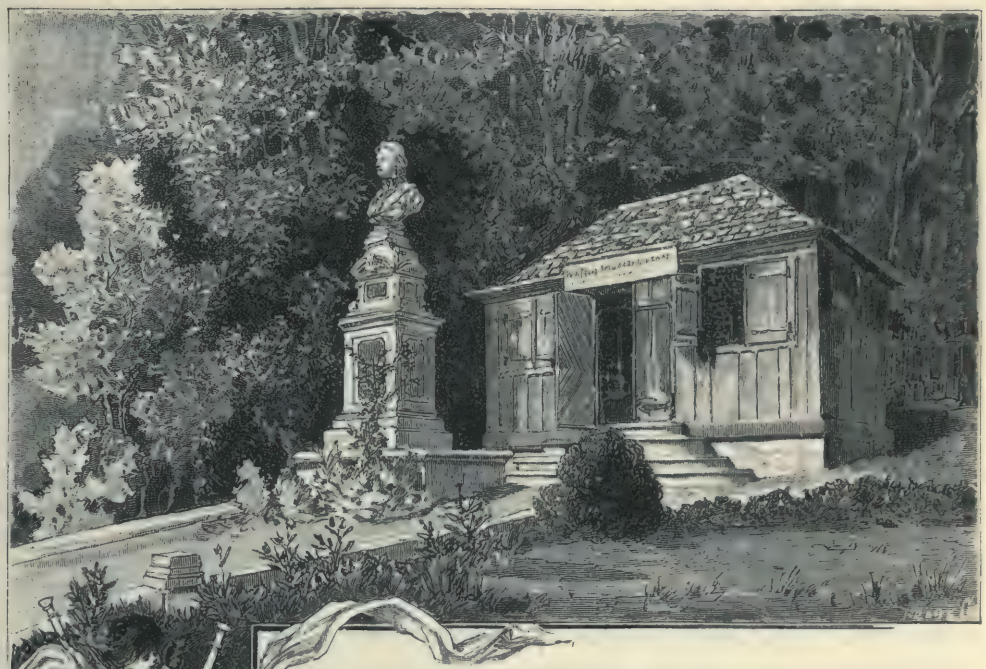
Neben den Spielen der zur Weihnachtszeit umherziehenden Dilettanten findet sich das Volksschauspiel an vielen Orten noch bei den Belustigungen, welche das Landvolk nach dem Abdreschen veranstaltet, in den sogenannten „Drischellegspielen" vertreten. Von solchen Spielen theilte Hartmann mehrere aus den Grenzgebieten von Salzburg und Oberbaiern mit und gab zugleich Nachrichten über die Abfassung dieser volksthümlichen Spiele durch den Salzburger Ferdinand Joly, einem ehemaligen Studenten, der in der Gegend des Chiemsees ein unstetes Leben führte und 1823 starb.

Dieser originelle, durch seine Bildung zwischen dem Landvolk und dem Städter stehende Volksdichter führt uns zum Schlusse auf das Gebiet der Dialectdichtung, die auch in Salzburg seit der Mitte des XVIII. Jahrhunderts gepflegt wurde, zuerst nur auf dem Gebiete der niederen Komik in Possen, welche dem Zuschauer die Tölpelhaftigkeit des Bauers auch in dessen eigener Sprache vorführen sollten, so in den Farcen, welche die Benedictiner J. J. Wimmer und Fl. Reichsiegel auf das salzburgische Hoftheater brachten, in unserem Jahrhundert hingegen in würdigerer Weise in einer Reihe von Dialectdichtern, unter welchen Sylvester Wagner in seinen „Salzburga Bauerngsanga" und Bartholomäus Hutter in seinen Pinzgauer Liedern das Bauernleben ihrer Heimatgaue zu schildern versuchten, während der „Fink von Mattsee", August Radnitzky, den versificirten Anekdotenkram der Salondialectdichtung verschmähend, prächtige Genrebildchen des

Flachgauer Bauern zeichnet. Von seinen, leider meist ungedruckten Gedichten mag hier eine kleine Probe aus dem Gedicht „Die Seefahrt“ eine Stelle finden. Vom Kirchweihfeste zu Seeham kehren Abends die Burschе und Dirnen über den See in das Heimatsdorf zurück und:

Beim Aussteign haut Oana noh's Ruada in See,
Daß's d'Diandln recht anspritzt; dös thuat can nöd weh!
„Schön Dänk für den Weichbrunn!“ sågt a Diandl und lächt
Und hinum und herum schrei'n s' zua: Guade Nächt! Guade Nächt!
D'Buama fåhr'n hoam zu und jodln in d' Heh:
Huidarree, Huidarree!
Pfüat dih God Schätzai!
Ih kenn' dih ja eh'!
Huidarree, Huidarree!

Abendandacht vor einem Feldkreuz.



Das Mozarthäuschen auf dem Kapuzinerberg.

Die Musik in Salzburg.

Die Tonkunst fand unter der Herrschaft des Hochstiftes Salzburg eine frühe Heimstätte. Die zweifache Eigenschaft der regierenden Erzbischöfe als Fürsten und Priester erwies sich der Entwicklung der Musik vorzugsweise förderlich, zu deren Pflege sowohl der katholische Cultus als auch der Glanz des Hofstaates reichen Anlaß gaben. Schon unter der musikalischen Herrschaft der Niederländer wirkte ein Musiker am Salzburger Fürstenhofe, der den hervorragendsten seiner Zeit beigezählt wird: Paulus Hofhaymer. Im salzburgischen Städtchen Radstadt 1459 geboren, der berühmteste Organist seiner Zeit und als Componist und Lehrer seiner Kunst gleich ausgezeichnet, kam Hofhaymer im Jahre 1515 an den Hof Kaisers Maximilian I., wo er, in den Reichsadelstand erhoben, Auszeichnungen aller Art genoß. Von Hofhaymers

wenigen uns erhalten gebliebenen Werken enthalten die Hofbibliotheken in Wien und Berlin Sammlungen, vorzugsweise Kirchenmusik und Compositionen Horaz'scher Oden.

Ein Denkmal aber, großartiger als das dithyrambische Lob seiner Zeitgenossen, hat dem Künstler sein Kaiser selbst gesetzt in dem Entwurfe des Triumphzuges Kaisers Maximilian I., dessen unter den Cimelien der k. k. Hofbibliothek in Wien verwahrte Blätter auch den Wagen für des Kaisers Musik enthalten mit Orgel und Schalmeien, dabei die Verse:

„Paulus Hofhaimer, Organistmaister,
Regal darzue das Positif,
Die Orgel auch mit manchem Griff,
Hab ich mit stimmen woll geziert,
Nach rechter art auch ordinirt,
Auffs allerpest nach Maisterschafft,
Wie dann der Kaiser hat geschafft."

Paul Hofhaymer trat nach dem im Jahre 1519 erfolgten Tode Kaisers Maximilian in die Dienste des Erzbischofs Matthäus Lang von Salzburg, wo er als Organist an der „Ertz Thumbkirchen" bis zu seinem Ende, angeblich 1537, waltete.

Die Hegemonie Italiens auf allen Gebieten der Tonkunst verdrängte die einheimischen Künstler allmälig aus der Musik, welche bald ganz unter wälschem Einflusse stand; dagegen bewirkte der unter dem italienischen Banne geförderte Geschmack an glänzenden musikalischen Aufführungen, die Pflege der Oper und des Concertes mit ihren Anforderungen virtuoser Leistungen, sowie das allmälige Übergreifen dieses Geschmackes auf das Gebiet der kirchlichen Musik einen mächtigen Aufschwung in der technischen Ausbildung der von dem Hofe unterhaltenen Musikkapelle.

Unter den wenigen deutschen Künstlern Salzburgs aus jener Epoche glänzt der Name Franziscus Biber, einer der größten Geiger seiner Zeit, geboren zu Wartenberg in Böhmen 1648, welcher seine an Ruhm und materiellen Erfolgen überreiche Laufbahn als hochfürstlich Salzburg'scher Truchseß und Kapellmeister im Jahre 1698 beschloß.

Erzbischofs Sigismund Graf von Schrattenbach ernster, fast ascetisch frommer Sinn fand an dem von der Höhe idealen Kunstschaffens bereits herabgestiegenen Wälschthume in der Musik wenig Behagen. Er schaffte die Castraten ab und ersetzte, wo es immer anging, die italienischen Gesangskünstler und professori der Hofkapelle durch einheimische Musiker. Zwar klagen Zeitgenossen Sigismunds über den Niedergang des alten Glanzes der Hofkapelle, aber eben jene Zeit bildet den Ausgangspunkt fruchtbarster und regster Pflege der Tonkunst in Salzburg. Sigismunds Nachfolger, Erzbischof Hieronymus Graf Colloredo, neigte dem italienischen Einflusse wohl wieder zu, der Castrat und italienische

Musiker erscheinen wieder in der Hofkapelle, aber der gelegte Keim eigenen heimatlichen Kunststrebens hatte feste Wurzel gefaßt und der lebenskräftigen Saat entsproß eine stattliche Reihe von Tonkünstlern, darunter auch solche von allgemein kunstgeschichtlicher Bedeutung.

Dem Claviervirtuosen Josef Wölfl, 1772 zu Salzburg geboren, unter Leopold Mozart und Michael Haydn zum tüchtigen Musiker herangebildet, wurde die Ehre zutheil, ein Rivale Beethovens am Clavier genannt zu werden. Größere Bedeutung gewinnt Wölfl dadurch, daß in seinem Spiele und seinen Claviercompositionen die Virtuosität wohl zum ersten Male als Selbstzweck auftritt. Kann man in diesem Sinne Wölfl den Vater des deutschen Virtuosenthums nennen, so finden unsere modernen überseeischen Tournées in Sigmund von Neukomm ihren ersten Vertreter. Neukomm, in Salzburg am 10. Juli 1778 geboren, ein Schüler der beiden Haydn, gehört zu den fruchtbarsten Componisten der Zahl seiner Werke nach, welche alle Gebiete musikalischen Schaffens berühren. Neukomm wirkte nicht nur in fast allen europäischen Ländern für die Ausbildung seiner Kunst, er verlebte auch fünf Jahre in Rio Janeiro am Hofe des Königs Johann von Portugal und Herrn von Brasilien, neben seiner Musik eifrig naturwissenschaftlichen Studien obliegend, und besuchte später auch Afrika. Mit Fürst Talleyrand, dessen intime Freundschaft er genoß, kam er im Jahre 1814 zum Congresse nach Wien, wo ihm König Ludwig XVIII. für die Composition eines Requiems zur Gedächtnißfeier für Ludwig XVI. das Ritterkreuz der französischen Ehrenlegion und den Adelsstand verlieh. Zur Enthüllung des ersten Mozartdenkmals in Salzburg componirte Neukomm die von Ladislaus Pyrker gedichtete Hymne: „Österreich".

Salzburg gehört, nach Geburt und musikalischer Erziehung, auch Anton Diabelli an, der Freund unserer clavierspielenden Jugend. In Mattsee am 6. September 1781 geboren, erwarb sich Diabelli im Stifte zu Michelbeuern, sonach im Kapellhause in Salzburg seine musikalische Vorbildung, studirte bei Michael Haydn die Composition und zog 1803 als Clavier- und Guitarrelehrer nach Wien. Hier gründete er 1824 die durch den Hauptverlag der Werke Franz Schuberts berühmt gewordene musikalische Verlagshandlung und starb im Jahre 1858 daselbst, — durch seine melodiösen, dem Clavierunterrichte gewidmeten Werke wohl einer der populärsten Tonsetzer.

„Wer dem preußischen Grenadier Franz Koch mit seiner Maultrommel begegnet, versäume nicht ihn zu hören", schreibt Jean Paul im Hesperus, und der alte Dresdner Oberkapellmeister Johann Gottlob Naumann soll bei den Leistungen Kochs ausgerufen haben: „Wenn ich das vermöchte, ich verbrennte auf der Stelle alle meine Compositionen." Solchen Urtheilen gegenüber gebührt wohl auch dem Mittersiller Buchbinder Franz Koch, welcher, auf seiner Wanderschaft unter die preußischen Grenadiere gesteckt, als solcher an

allen deutschen Höfen auf der Maultrommel sich producirte, eine Stelle in dem Curiositätenkabinet der Musikgeschichte Salzburgs.

Die Regierung der beiden letzten Erzbischöfe des souveränen Hochstiftes Salzburg umfaßt auch Leben und Wirken der größten Salzburg'schen Tonkünstler: Michael Haydn und Wolfgang Amadeus Mozart. Michael Haydns stilles Kunstwalten gehört Salzburg ganz und voll an. Zu Rohrau in Niederösterreich am 14. September 1737 geboren, kam Haydn im fünfundzwanzigsten Lebensjahre nach Salzburg, wo er als fürsterzbischöflicher Concertmeister und Domorganist mit 600 Gulden jährlicher Besoldung bis an sein Lebensende, 10. August 1806, verblieb. Durch Dienstespflicht und fromme Neigung auf das Gebiet der Kirchenmusik gewiesen, empfand Haydn kaum die Fesseln seiner bescheidenen Lebensstellung und der seiner künstlerischen Bedeutung immerhin nicht entsprechenden Verhältnisse Salzburgs. Was Michael Haydn für die Kirche geschaffen, tönt unserer Zeit noch lebendig fort, die Compositionen weltlichen Inhalts dagegen sind unserem Geschmack entfremdet, zu seiner Zeit jedoch erregte die Zwischenactsmusik zur „Zaire" allgemeine Bewunderung und erwarb sich das warme, niemals leichtfertig gespendete Lob Leopold Mozarts. Die vierstimmigen Lieder Michael Haydns, zumeist seinem treuinnig gepflegten Verkehre mit Freunden entsprossen, erlangten in Salzburg eine für die Pflege des Männergesanges daselbst bedeutungsvolle Popularität. Fruchtbar wie als Componist und bewunderter Orgelspieler wirkte Haydn auch als Lehrer. Seiner Schule entstammten fast alle bedeutenderen Musiker Salzburgs und unter den zahlreichen auswärtigen Schülern des Altmeisters glänzt der Name Karl Maria von Weber. Der Lebenslauf Haydns bietet wenige bemerkenswerthe Momente. Tage des Schreckens brachte ihm der Einmarsch der Franzosen in Salzburg im December 1800, bei welchem der greise Künstler durch zwei plündernde Soldaten sein Hab und Gut verlor. Der Aufenthalt in Wien im Jahre 1801 und die Aufführung seiner für die Kaiserin Maria Theresia componirten Messe, die Anerkennung der großen Fürstin, welche selbst bei der Probe mitsang und dem beglückten, allerseits gefeierten Greise wiederholt: „Bravo, Haydn, Braviſſimo!" zurief, das waren Lichtstrahlen in des Meisters freudenarmem Dasein. Sie erhellten die noch kurze Spanne Zeit, bis man ihn hinaustrug wenige Schritte aus dem kleinen Hause der Festungsgasse in den stillen Garten von St. Peter.

Konnte Michael Haydns von frommer Andacht geleitetes Talent unter den beschränkten Verhältnissen Salzburgs frei sich entfalten, so vermochte dagegen Mozarts dem blühenden Leben zugekehrter Genius nur dort zu höchster Höhe sich zu erheben, wo ihm des Lebens Fülle entgegentrat. Mozart der Meister gehört unbestritten Wien an. Die Lehr- und Wanderjahre aber, seine ganze physische und künstlerische Entwicklung haftet mit mächtigen Wurzeln in dem Boden Salzburgs, seiner Vaterstadt.

Mozarts Geburtshaus.

Wolfgang Amadeus Mozart, der Sohn des fürsterzbischöflich Salzburg'schen Concertmeisters Leopold Mozart, eines tüchtigen Geigers und vorzüglichen Musikers, erblickte am 27. Jänner 1756 in dem Hause des Kaufmanns Hagenauer in der Getreidegasse (jetzt Saullichhause) das Licht der Welt. Herangewachsen unter der stolzen harmonischen Linie der heimatlichen Berge, unter dem Zauber einer durch innige Familienbande und allseitige Bewunderung des früh erwachten Talentes beglückten Kindheit, erregten die Kinder Marianne, Nanerl genannt, und der um fünf Jahre jüngere Wolfgang Mozart ob ihres virtuosen Clavierspiels schon auf ihren Kunstreisen in den Jahren 1762 bis 1766 die Bewunderung der Welt. Noch größeres Erstaunen erfüllte die Salzburger, als aus des elfjährigen Wunderknaben Feder in dem darauffolgenden, ernsten Musikstudien unter der Leitung seines Vaters gewidmeten Jahre ein Oratorium: „Die Schuldigkeit des ersten fürnehmsten Gebottes", eine Grabcantate und

die für das Schulfest componirte Oper „Apollo und Hyacinth" flossen. Das nächste Jahr brachte neue wunderbare Gaben in den zu Wien componirten Opern „La finta semplice" und „Bastien und Bastienne", sowie vier Messen. Erzbischof Sigismund Schrattenbach verleiht dem genialen Knaben den Titel eines Concertmeisters, der nun nach dem Lande der Verheißung für alle Musiker jener Zeit, nach Italien zieht. Als Compositore der berühmten Accademia filarmonica in Bologna und als päpstlicher Ritter vom goldenen Sporen kehrt Mozart eben rechtzeitig in seine Vaterstadt zurück, um an der Landestrauer über den Tod Erzbischofs Sigismund theilzunehmen. Aber — le roi est mort, vive le roi! — Hieronymus Graf Colloredo besteigt den Fürstenthron und Wolfgang componirt zum feierlichen Einzuge (1. Mai 1772) das Festspiel „Il sogno Scipione." Von nun an verweilt Mozart bis zum Sommer 1777 in Salzburg, denn Hieronymus mag es nicht leiden, „wenn man so ins Betteln herumreise". Allerdings ist Mozart auch fürsterzbischöflicher Concertmeister mit einer Besoldung von 150 Gulden im Jahre.

Dieser Zeitraum und ein späterer vom Jänner 1779 bis Mai 1781 umfaßt die eigentliche Thätigkeit Mozarts in und für Salzburg. Die Musikpflege größeren Stiles befand sich zu jener Zeit noch ausschließlich in den Händen der Hofkapelle, welche, neben der Kirchenmusik an der Hof- und Domkirche, auch den Dienst bei den seit Hieronymus täglich abgehaltenen internen Hofconcerten, sowie bei allen vom Hofe veranstalteten Festlichkeiten im Theater und Concertsaale zu versehen hatte. Sie bestand aus einem zeitgemäß vollständigen Orchester, in welchem eigenthümlicher Weise die Clarinette fehlte, dann aus dem zum großen Theile aus geschulten Zöglingen des fürsterzbischöflichen Kapellhauses zusammengesetzten Singchore. Die prächtige Wirkung des bei kirchlichen Aufführungen durch Posaunen verstärkten Singchores wird selbst durch Mozarts Urtheil, das in Salzburg'schen Angelegenheiten niemals zu deren Gunsten parteiisch ausfiel, rückhaltslos anerkannt. Neben der Hofmusik fanden aber in den Häusern des begüterten Adels zahlreiche Concerte und musikalische Vergnügungen statt und auch der wohlsituirte Bürger mochte bei besonders feierlichen Anlässen seine Hochzeitstafel- und Abendmusik nicht missen. In diesem Musiktreiben stand nun Mozart, allseitig von übernommenen Verbindlichkeiten gedrängt, mitten darin. Sein Amt, sowie das des Vaters Leopold Mozart, seit 1762 zum Vicekapellmeister ernannt, beschränkte sich keineswegs auf die bloße Leitung der Productionen der Hofkapelle, in welcher Concertmeister und Kapellmeister alternirten; man verlangte zu jener Zeit von dem Leiter der Musik, daß er Selbstgeschaffenes aufführe, und diesen Bedarf an neuen Compositionen hatte Wolfgang für sich und auch für seinen nicht mehr schöpferisch thätigen Vater zu bestreiten. Zu diesen Verpflichtungen seines Amtes kamen die verbindlichen Zusagen an die Adelsfamilien, in deren Häusern Mozart als Lehrer und Künstler verkehrte, und an befreundete oder durch

sociale Stellung einflußreiche Bürger. Mozarts Verweilen in seiner Vaterstadt bildet sohin einen Zeitraum rührigster Thätigkeit und reichen, mannigfaltigen Schaffens, von welchem ein Blick auf die unzweifelhaft in Salzburg in der Zeit vom Sommer 1772 bis 1777 entstandenen Werke Zeugniß gibt. Hierzu zählen, abgesehen von den Arbeiten für den Gottesdienst, an Compositionen größeren Umfanges allein die Oper Re pastore, 7 Clavierconcerte und Sonaten, 7 Symphonien, 3 Streichquartette, 6 große Divertimentis, dann die Lodron'schen Nachtmusiken und die zu den Vermählungsfeierlichkeiten der Bürgermeisterstochter Elise Haffner componirte, unter dem Namen der Haffnermusik bekannte große Serenade. Über dieser Epoche segensreichen Kunstschaffens aber schwebt eine dräuende Wolke, immer tiefere Schatten werfend, — das Verhältniß Mozarts zu seinem Fürsten. Man mag die Ursache der Mißgunst des Erzbischofs Hieronymus Colloredo wo immer, die Schuld in dem Fürsten oder dem Künstler suchen, Thatsache ist, daß Ersterer Mozart jede Anerkennung seiner Leistungen versagte, ihm mit Mißachtung begegnete, ja ihn wiederholt empfindlich demüthigte. So gab die abermalige Verweigerung eines angesuchten längeren Urlaubs die Veranlassung, daß Mozart im September 1777 das Dienstverhältniß löste und Salzburg verließ. Aber schon im Jänner 1779 folgt der Künstler, der unbegreiflicher Weise trotz seines hohen Künstlerruhms weder in Frankreich noch in Deutschland eine bescheidene feste Stellung finden konnte, wie sie heutzutage einem tüchtigen Musiker mittelmäßiger Begabung fast gewiß ist, dem Anerbieten des Erzbischofs und kehrt gegen Erhöhung seiner Besoldung auf 500 Gulden, nach Mozarts bestimmter Behauptung nur 400 Gulden, in sein früheres Amt zurück, zu welchem ihm auch die Stelle als Hof- und Domorganist verliehen wird. Mozart arbeitet nun mit Eifer an der technischen Ausbildung des von ihm geleiteten Musikinstitutes nach seinen im Auslande, besonders in Mannheim, erworbenen Erfahrungen; die Musik zu König Thamos mit ihren imposanten Chorwirkungen, die deutsche Operette Zaïde, mit dem an Stelle des begleiteten Recitativs getretenen Melodram und die Oper Idomeneo sind, nebst Kirchen- und Kammermusiken, Erzeugnisse der letzten Jahre Mozarts in Salzburg. Noch waren die Nachklänge des rauschenden Triumphes nicht verstummt, welcher die erste Aufführung des Idomeneo in München am 29. Jänner 1781 begleitete, als in Wien, im Mai desselben Jahres, jene bekannte, längst zu erwartende Katastrophe eintrat, die das Verhältniß Mozarts zu dem Erzbischof und seiner Vaterstadt für immer löste. Seiner drückenden Fesseln ledig eilt Mozart in Wien von Triumph zu Triumph, seiner höchsten Vollendung und frühem Tode entgegen.

Salzburg, nicht berufen, die heimatliche Scholle des lebenden und strebenden Mozart zu sein, bot der Erinnerung und Verehrung des Meisters eine treue Heimstätte, und als im Jahre 1835 Julius Schillings und L. A. Frankls Stimmen sich erhoben und nach einer Heimat für des großen Tondichters Denkmal riefen, da machte Salzburg das Lied zur

That, denn im Sommer 1841 war das von Schwanthalers Hand geformte Standbild Mozarts vollendet. Am 4. September 1842 fiel unter den Klängen des Titusmarsches die Hülle von dem ersten Mozartdenkmale. An den folgenden, in Gegenwart der Kaiserin-Mutter, des Königs und der Königin von Baiern abgehaltenen Festconcerten betheiligten sich die beiden Söhne Mozarts und, unter den Künstlern aller Länder, auch Heinrich Anschütz, der unvergeßliche Wiener Künstler, Frau Hasselt-Barth und Standigl. Sigmund von Neukomm, Franz Lachner und August Pott standen abwechselnd am Dirigentenpulte.

Inzwischen war aber der Erinnerung Mozarts in dem im October 1841 gegründeten Mozarteum auch ein lebendes für die Musikpflege in Salzburg und den Mozartcultus daselbst eifrig wirkendes Denkmal erstanden. Dieses Institut, das gegenwärtig den Namen „internationale Stiftung Mozarteum" trägt, bildet den Mittelpunkt des musikalischen Lebens in Stadt und Land. In seinen Händen befindet sich die trefflich geleitete Musikschule, das Mozartmuseum in Mozarts Geburtshause mit zahlreichen werthvollen Hinterlassenschaften des Meisters und seiner Familie, dann das Mozartarchiv, wohl eine der reichhaltigsten auf das Schaffen eines Mannes bezüglichen Sammlungen. Auf Anregung und thätige Förderung desselben übersiedelte auch das Mozarthäuschen nach Salzburg — jenes Gartenhaus aus einem Hofe des Freihauses in Wien, worin Mozart die Zauberflöte schrieb — und grüßt nun aus dem lauschigen Dunkel des den Kapuzinerberg krönenden Buchenwaldes.

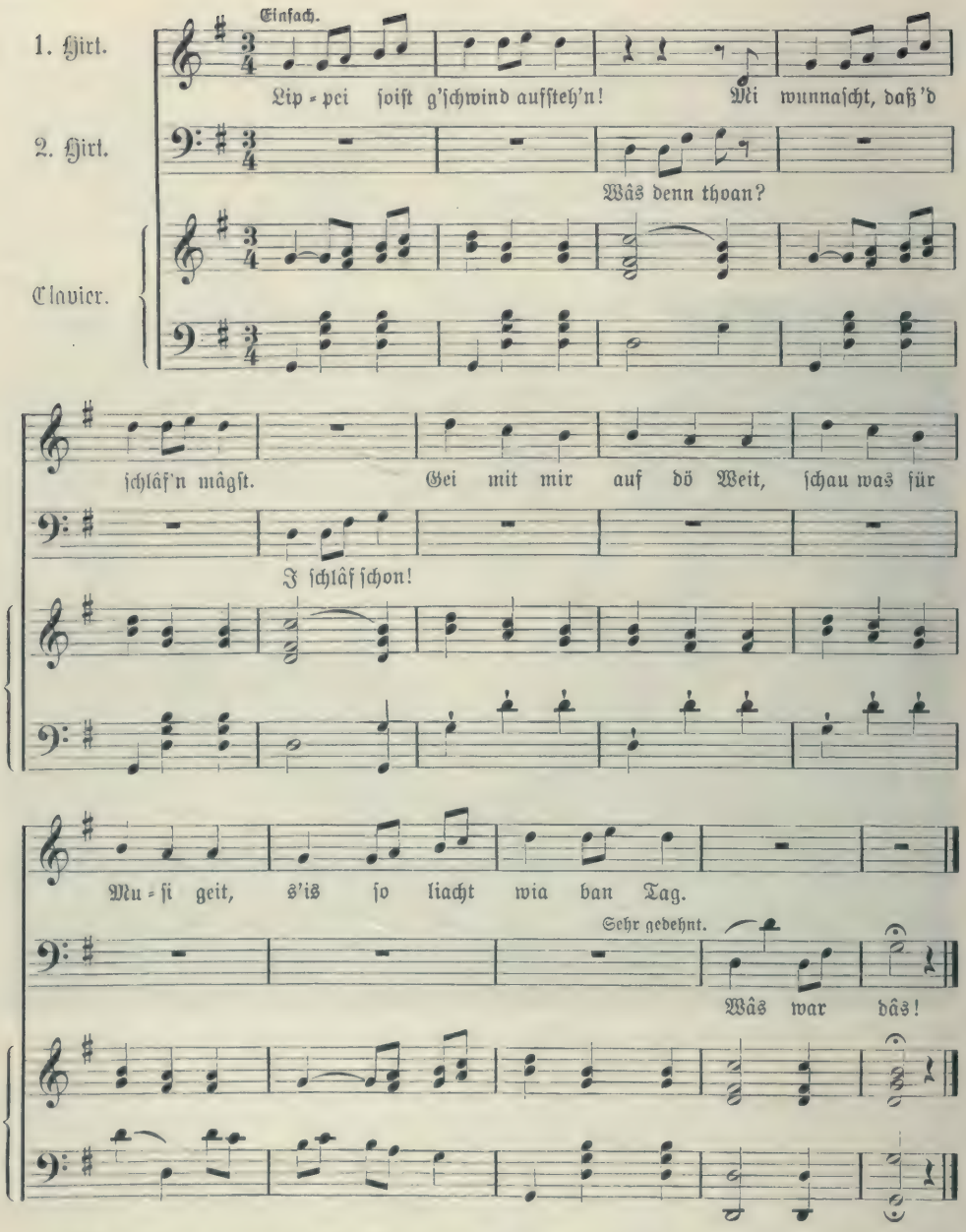
Mit dem ehemaligen Mozarteum vereint, jetzt von der Mozartstiftung getrennt, pflegt der Dommusikverein ausschließlich kirchliche Musik. Aus dem lebhaft angeregten Musikwesen Salzburgs unserer Tage, dessen Mittelpunkt die von der Mozartstiftung veranstalteten und sorgfältig geleiteten Orchestral- und Chorproductionen bilden, ragten, durch ihren Tod dem unmittelbaren Andenken der Gegenwart noch nicht entrückt, zwei Künstlererscheinungen hervor: Gräfin Maria Spaur, die einst unter dem Namen Marie Mösner gefeierte Harfenvirtuosin, und der Benedictinermönch Peter Singer. Dem letzteren hat pietätvolle Erinnerung an dem Gebäude des St. Peterstiftes eine Tafel errichtet und gar Vielen wird dieses Erinnerungszeichen das interessante Bild Paters Peter vor die Seele zaubern, des liebenswürdigen Greises, dessen phantasievolles Spiel auf dem von ihm selbst erfundenen und construirten Panharmonikon durch viele Jahre das lebhafte Interesse aller musikliebenden Besucher Salzburgs zu erwecken vermochte.

Die Volkslieder Salzburgs, wie Land und Leute den Alpen angehörend, reihen sich den Gesängen des benachbarten oberösterreichischen und oberbaierischen Alpenlandes als nächstverwandt an; zahlreiche Lieder und Gesänge werden in diesem weiteren Kreise unverändert gesungen. Salzburg ist im Liede wie in seinem Wesen und seiner Sprache deutsch. Deutsch in seinem Charakter, auch in seinen Mängeln, entbehren seine Gesänge

jener warmen Sinnlichkeit, jenes südlichen Duftes, der uns, ein Product der Perception romanischer Elemente, aus den Melodien jenseits der Centralkette der Alpen oft berauschend entgegenweht. Dafür athmet es Kraft und schneidigen Humor. Zur Pointe der Worte scharf zugespitzt, treten die Umrisse in knappen Formen gehaltener Melodien, von bestimmt ausgeprägten Rhythmen getragen, plastisch hervor. Die Lust an der Bergwelt und die Liebe zur Heimat weht wie würziger Alpenhauch darüber hin.

Leopold Mozart und dessen Kinder Wolfgang Amadeus und Marianne.

Die Gesänge geistlichen Inhaltes — und deren sind noch viele aus sehr alter Zeit erhalten — behandeln meist Scenen aus der heiligen Geschichte, besonders aus dem Leben des Heilands, in der Weise, daß nicht sowohl die heiligen Personen und ihre Begleiter unmittelbar handelnd auftreten, sondern deren Erlebnisse und Thaten von Landleuten, als unmittelbaren Zeugen der heiligen Handlung, besungen werden. Durch das Festhalten localer Anschauungsweise in Wort und Ton bei der Behandlung solcher der Heimat entlegenen Stoffe wird aber ein Contrast zwischen Form und Inhalt geschaffen, welcher häufig erheiternder wirkt als Lieder wirklich komischen Inhaltes. Als Beispiel folgt die erste Strophe eines Hirtengesanges, die Ereignisse der heiligen Nacht erzählend, der noch ab und zu im Pongau zu frommer Erhebung gesungen wird.



Als wichtige, wenn auch für Salzburg nicht ausſchließlich charakteriſtiſche Erſcheinung ſei noch der „Schnadahüpfel", ſalzburgiſch „Schnödahöpfl", gedacht. Das Lied der Lieder aber, der ſchwungvollſte Hochgeſang ertönt auch hier dem Schweifen und Jagen in den geliebten Bergen, dem über Alles geliebten Heimatlande.

Die deutsche Literatur in Salzburg.

Die Verbindung mit dem Westen hatte in Salzburg von jeher eine erhöhte literarische Thätigkeit zur Folge. Unter Arno, dem Freunde Alcuins und Karl des Großen, befand sich hier schon eine Bibliothek, gewiß die älteste in dem heutigen österreichischen Staate. Arno selbst ließ über 150 Bände schreiben. Die Salzburger Schreibschule wurde maßgebend für den Osten, wie die von Tours für den Westen des fränkischen Reiches. Arnos Geist lebte in seinen Nachfolgern fort. Literatur und Dichtung — auch schon deutsche Dichtung — wurden gepflegt.

Von der deutschen Liedersammlung Karl des Großen scheint noch Manches im Gedächtnisse zu haften. Lebhaft an diese Sammlung erinnert das altdeutsche Gedicht Muspilli, in welchem — wie das Chaos in dem Wessobrunner Gebet — der Weltuntergang und das jüngste Gericht noch ganz in eddisch-heidnischen Zügen geschildert werden, nur daß die Götter jetzt zu Heiligen, die Söhne Muspelheims zum Teufel und Antichrist geworden sind. Das merkwürdige Gedicht fand sich in die leergebliebenen Blätter und Ränder eines

noch vorhandenen Gebetbüchleins eingetragen, das in Salzburg geschrieben und dem jungen Ludwig (dem Deutschen) zugeschickt worden war. Ein nicht blos äußerlicher Zusammenhang mit dem Schreibeort darf wohl gefolgert werden.

Wie stürmisch auch die Zeiten sich gestalteten, Salzburg blieb eine Zufluchtsstätte friedlicher Geistesarbeit. Selbst in dem X., dem Jahrhundert tiefsten Niedergangs, sank es nicht von seiner Höhe. Und mit ihrer Metropole wetteiferten die Landbisthümer. Namentlich in Freising trug der Same, den Arno gestreut hatte, reiche Früchte, so daß es zu einer Hauptbildungsstätte des Mittelalters wurde. Otto der Babenberger schrieb hier seine herrliche fromme Weltchronika und das Leben Friedrichs, des großen Staufenkaisers.

Epischen, vorwiegend lehrhaften Charakter trägt die gesammte bisher erwähnte Literatur an sich. Klöster sind ihre Pflegestätten, ihr Inhalt die kirchliche Gelehrsamkeit. Aber die Geistlichen, ihre treuen Pfleger, sind Kinder des Volks. Volksthümliche Klänge, heimische Erinnerungen dringen durch sie in die gelehrten Bücher. Altes verwebt sich mit dem Neuen, Heidnisches mit Christlichem, Göttermythen heften sich an geschichtliche Persönlichkeiten und werden zu Sagen und Legenden, wie die Thorsmythe in der Legende von dem heiligen Einsiedler Wolfgang, die Odinsmythe und die der Götterdämmerung in der Sage vom Untersberg. Um Karl des Großen Andenken schwebt so die doppelte Glorie der Mythe und Geschichte, und der Untersberg wird zum germanischen Olymp.

In dem gewaltigen Kampfe der geistlichen und weltlichen Macht standen die Erzbischöfe Salzburgs auf Seite der ersteren. Auch geistliche und weltliche Dichtung schieden sich nun. Der Minnesang, der die Höfe der Fürsten und die Burgen der Ritter erfüllte, fand in dem geistlichen Salzburg keine Pflege.

Die Blüte des Minnesangs welkte frühzeitig. Auf Walther von der Vogelweide folgte Neidhart, auf diesen der Tannhäuser. Die Dichtung kehrte zum Volke, von dem sie ausgegangen war, zurück. Mit dem Bürgerthum aber, dem die geistige Erbschaft des Mittelalters zufällt, tritt eine neue Zeitrichtung in die Geschichte.

In den salzburgischen Gauen hat das bajuvarische Volksthum, meist unberührt von dem Wechsel der geschichtlichen Vorgänge, seine Eigenthümlichkeiten und Überlieferungen vielfach festgehalten und zum Theil bis auf den heutigen Tag bewahrt. So ist Salzburg eine Heimstätte derb bäuerlichen Volkshumors. In dem ältesten unserer Weihnachtsspiele, aus einer Freisinger Handschrift des X. Jahrhunderts, wirft Herodes den Schriftgelehrten, die er in Sachen der Könige aus dem Morgenlande zu Rathe zog, ihre eigenen Bücher, gewiß zum hellen Jubel der Zuschauer, an die Köpfe. In den uralten Adam- und Eva-Spielen ist der Teufel selbst, in den Laufener und Halleiner Hirtenspielen sind es die Rüpel, Lippel, Irgel u. s. w., in den Osterspielen der Marktschreier, der den Frauen Salben und Specereien feilbietet, welche die komischen Rollen spielen. Die Charakterfigur

des Hanswurstes hat hier ihren Ursprung. Bäuerische Tanz- und Trutz-, Sommer- und Winterlieder, wie sie schon Walthern von der Vogelweide in seinen volksliedartigen Gedichten vorschwebten, werden die Vorbilder der schon erwähnten Neidhart und Tannhäuser, zweier ritterlichen Sänger, welche aber, indem sie die Ritterdichtung von ihrer einförmigen Höhe wieder in die stoffreiche Wirklichkeit des Volkslebens herableiten, den Übergang zu einer

Tannhäuser.

neuen realistischen Zeit- und Literaturepoche bereiten helfen. Beide stehen zu Salzburg in naher Beziehung. Neidhart, von dem Hofe Friedrich des Streitbaren von Österreich durch die fortwährenden kriegerischen Unruhen verscheucht, kehrt mit dem Erzbischof Eberhard von Salzburg nach langer Abwesenheit wieder in sein „Baierlant", also offenbar in das Salzburgische, das ja damals noch nicht den Landesnamen trug, zurück. Auch Gasteins und seines Bades geschieht in einem seiner Lieder Erwähnung.

Der „Tanhusaere", wie er sich mehrmals selbst nennt, jedenfalls, nach seinen Gedichten zu schließen, dem baierisch-österreichischen Zweige seines Geschlechtes angehörend,

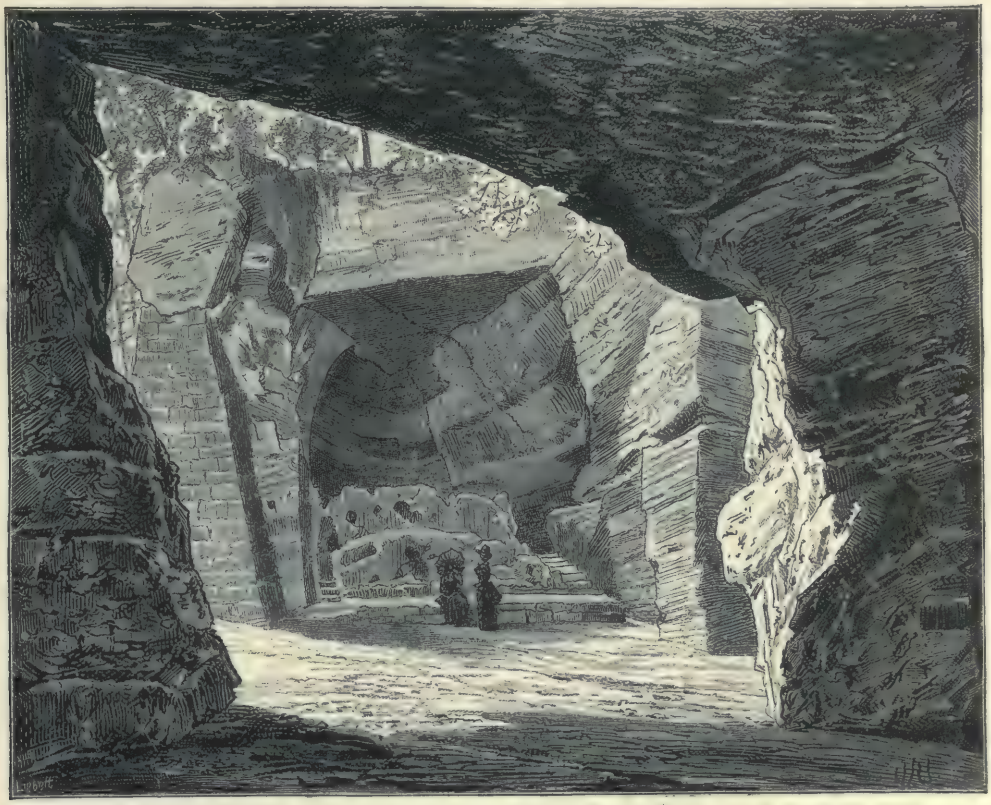
ist der allgemeinen Annahme zufolge ein Salzburger und zwar aus dem Lungau, wo die Tannhäuser seit den ältesten Zeiten seßhaft sind. Das Wappen dieser „Tanhuser" ist eine goldene Greifenklaue auf gekröntem Helm im schwarzen Schilde. Mit dem Bilde des Minnesängers in der Manesse'schen Handschrift hat es das Schwarz und Gold des Wappenschildes gemein. Wie Neidhart wohnt der Tannhäuser eine zeitlang an dem „wonniglichen Hofe" zu Wien, bei Herzog Friedrich, den er in prächtigen Liedern besingt. Er führt das Leben eines Fahrenden, locker und unstät. Heute auf stolzem Rosse, zieht er morgen wieder kümmerlich seine Straße. Vieler Herren Länder durchwandert er; die „milden" Fürsten zählt er getreulich auf. Sogar den fernen Osten lernt er auf einem Kreuzzuge kennen. Wein, Weib und Lied sind seines Lebens Inhalt. Den edleren Ton des Minnesanges schlägt er nur an, um ihn zu verspotten. Die späteren Minnesänger ahmen ihn nach, die Meistersänger wählen ihn zu ihrem Liebling, sie sehen in ihm das Abbild ihres eigenen genußsüchtigen, ruhelosen und in sich zerfallenen Zeitalters. Und so kam es, daß sein Bild, mit alten und neuen Zügen ausgestattet, in den Sagenschatz des Volkes aufgenommen wurde und daß sein Name in höherer sinnbildlicher Bedeutung fortlebt neben dem eines Faust und Don Juan.

Wie anders die fromme Gestalt des Sängers, der uns jetzt entgegentritt: — der Mönch von Salzburg! Hermann nennt ihn die älteste (Tegernseer) Handschrift seiner Lieder. Er lebte in rauher Zeit, an der Wende des XIV. und XV. Jahrhunderts. Aber nicht die lärmende Welt ist seine Heimat, sondern der stille Klosterbezirk, und Maria, die süße Gottesmutter, ist seine Königin. Er übertrug lateinische Kirchenhymnen in die Muttersprache und dichtete zahlreiche eigene Lieder, die er selbst in Musik setzte. Vor Allem schön sind seine Marienlieder, wie „das Ave Maria des Münichs", „das guldein Fingerlein des Münichs" und andere, in denen er weltliche und kirchliche Töne auf das innigste verbindet. Er ist, mit dem etwas späteren Straßburger Geistlichen Heinrich von Laufenberg, der Begründer des deutschen Kirchengesangs, lange vor Luther.

Salzburg war schon früh eine Heimat des geistlichen deutschen Liedes; auch das Volk sang solche Lieder. Aus dieser Quelle schöpften die Salzburger Protestanten ihre religiöse Begeisterung, aus ihr stammen jene zahlreichen, oft ergreifend schönen Exulantenlieder. „In des Münich von Salzburg Tone" ist eine beliebte Tonweise der Meistersänger. Selbst noch in den veränderten Zeiten des XV. und XVI. Jahrhunderts nimmt Salzburg eine weithin bekannte Stellung ein. Hans Sachs selbst kam hieher und dichtete einen Lobspruch auf die Stadt.

Die neue Zeit pochte vernehmlich an die Thore der altehrwürdigen Bischofsstadt. Salzburgs geistliche Fürsten des XVI. Jahrhunderts erwarben sich den Ruhm, dem Neuerungsgeiste nicht sowohl mit Waffen der Gewalt als mit solchen der Wissenschaft und

der Lehre entgegengetreten zu sein. Matthäus Lang, der Cardinal und Staatsmann, Rathgeber zweier Kaiser, verdient hier zunächst genannt zu werden. Ein classisch gebildeter, vornehmer Geist im Stile Leos X., zog er Künstler und Gelehrte Italiens an seinen Hof. Die bedeutendsten Männer waren seine Freunde. Einen Staupitz, Freund Luthers, suchte er an sich zu ziehen. Durch Pflege der Künste und Wissenschaften hoffte er der



Das steinerne Theater bei Hellbrunn.

Verwilderung seines Zeitalters zu begegnen. Es entstanden poetische Schulen in Salzburg; die Griechen und Römer wurden gelesen. Paulus Hofheimer aus Radstadt setzte die Lieder des Horaz in Musik. Liebevolle Pflege wurde auch der Muttersprache zugewendet. Das Volk sollte in ihr über geistliche Dinge belehrt, dadurch vor dem Abfalle geschützt werden. Berthold Pirstinger, Bischof von Chiemsee, schrieb eine „Teutsche Theologey", gedruckt zu München 1528. Berthold starb, von seinem Amte zurückgezogen, in seinem pinzgauischen Heimatsorte Saalfelden. Von dem gelehrten Salzburger Ortholph Fuchsberger in Mondsee erschien eine deutsche Logik, in deren Vorrede der deutschen Grammatik des Valentin Ickelsamer Erwähnung geschieht. Fähige Jünglinge wurden auf fremde Universitäten,

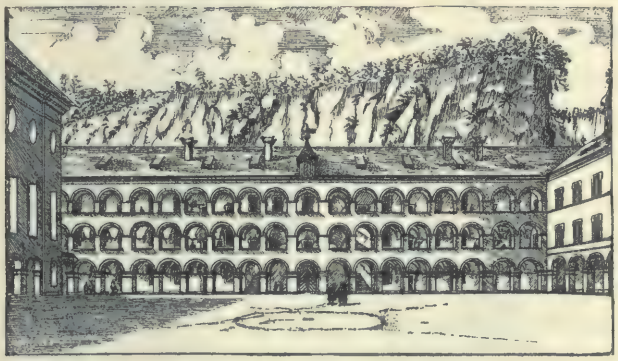
meist nach Ingolstadt, gesendet. Bald aber, der Abhängigkeit müde, dachte man an die Errichtung einer eigenen Universität.

Der Sturm, der im XVI. Jahrhundert die Geister aufwühlte und so viele Schöpfungen der alten kirchlichen Bildung hinwegfegte, konnte die Grundveste des tausendjährigen Salzburg nicht erschüttern. Verjüngt und verschönt trat es in das neue Jahrhundert hinüber. Wolf Dietrichs Feuergeist entwarf die Pläne der ferneren Entwicklung. Der schwermüthige, phantasievolle Marx Sittich (1612 bis 1619), Schwestersohn des heiligen Karl Borromäus, stellte der, wie man sagte, gereinigten Kirchenlehre die volle sinnbildliche Pracht des katholischen Cultus entgegen. Ein Frohnleichnamsumzug in seinen Tagen fand etwa nur in Rom und Madrid seinesgleichen. Aber nicht allein bei kirchlichen, auch bei weltlichen Festen entfaltete sich blühendes Leben und malerischer Prunk. Das Rathhaus wurde nach allen Seiten mit Gemälden, mythologischen und biblischen Scenen versehen. Eine reizende Schöpfung seiner ersten Regierungsjahre war das Lustschloß Hellbrunn. Inmitten der Waldeinsamkeit des bergigen Thiergartens, wo er seine Lieblingsthiere, die Steinböcke, hegte, ließ er ein Felsentheater aushöhlen, eine wilde phantastische Scenerie, die heute noch die Einbildungskraft des Beschauers anregt, sie mit den Gestalten der Dichtung zu beleben. Hier wurden bei festlichen Anlässen Pastorale und Opern aufgeführt, so am 27. August 1617, zu Ehren fürstlicher Gäste aus Baiern „die künstliche Action von der heiligen Blutzeugin Christina, ein fürtreffliches Werk, dergleichen weil Salzburg gestanden, nie gehalten worden." Marx Sittich wird selbst als ein vortrefflicher Dichter gerühmt; er hatte ein eigenes, sehr schön und kunstreich ausgestattetes Theater, wo italienische Comödien aufgeführt wurden. Am 10. October 1619 starb er; seine größten Werke, den Dombau und die Universität, ließ er unvollendet zurück; Paris Lodron war ihr Vollender. Am 11. October 1622 fand die Eröffnung der Alma Benedictina statt.

Von den Greueln des dreißigjährigen Krieges blieb Salzburg wie durch ein Wunder verschont. Unter Guidobald Thun (1654 bis 1668) ging die Universität ihrem Höhepunkte entgegen. Es diente zur Empfehlung, in Salzburg studirt zu haben. An der juristischen Facultät wirkte Hermann Hermes aus Köln, der erste katholische Rechtsgelehrte, der über deutsches Staatsrecht schrieb. In Salzburg empfing Abraham a Sancta Clara (Ulrich Megerle), nach seinem eigenen Ausdrucke, das Salz der Weisheit; er studirte hier 1659 bis 1662. Das akademische oder Aula-Theater, das als Pflegestätte des höheren und musikalischen Dramas und später als Schauplatz des ersten öffentlichen Auftretens Mozarts classischen Ruf gewann, wurde in eben der Zeit errichtet.

Hier ist auch der Ort, eines Mannes zu gedenken, der, so große Wirkung er seinerzeit als Prediger und Dichter ausübte und obwohl er das Vorbild Abraham a Sancta Clara's geworden ist, dennoch heute zu den fast Verschollenen zählt. Nur sein

Ordensname ist auf uns gekommen, Procopius von Templin — dies das Städtchen in der preußischen Mark, wo er 1608 von protestantischen Eltern geboren wurde, jenes der geistliche Name, den er bei seinem Eintritt in den Kapuzinerorden in Wien erhielt, nachdem er in Prag, als achtzehnjähriger Jüngling, zur katholischen Kirche übergetreten war. Procopius gehört in die erste Reihe der katholischen Dichter des XVII. Jahrhunderts. Noch ausgeprägter als Scheffler (Silesius) und Spee steht er der steifen Opitz'schen Kunstdichtung gegenüber, und so geläufig war ihm das altdeutsche Kirchenlied, daß er nicht selten einzelne Strophen davon in seine Predigten verwebte. Eines seiner Lieder: „Zwei Nachtigallen in einem Thal" — wird von Göthe als das liebenswürdigste aller katholischen Gedichte bezeichnet. An den Ufern der Salzach, wohin ihn längst die Sehnsucht zog, in dem schön gelegenen Kapuzinerkloster auf dem gleichbenannten Berge brachte



Der innere Platz der Benedictiner-Universität.

Procopius die letzte, literarisch fruchtbarste Periode seines Lebens zu (1665 bis 1680). Der Buchhändler Johann Baptist Mayer, ein classisch gebildeter Mann und selbst auch literarisch thätig, stellte ihm seine Druckerei in der Gstättengasse zur Verfügung. Ebenda erschienen bald auch Abraham a Sancta Clara's erste Schriften.

Am 15. Mai 1718 beging die Salzburger Universität ihr hundertjähriges Jubiläum. Sie hatte den Höhepunkt ihrer Entwicklung damit zugleich überschritten. In veralteten Methoden erstarrt, trug sie der Zeit und dem Leben keine Rechnung. Erzbischof Hieronymus, ganz vom Neuerungseifer seiner Epoche erfüllt, tritt dem Schulschlendrian entgegen; er will reformiren, beschleunigt aber nur den Verfall. Glücklicher mit seinen Reformen war Hieronymus auf anderen Gebieten, insbesondere auf dem der allgemeinen Volksbildung. Hier fand er einen Mann, wie ihn Maria Theresia in Felbiger gefunden hatte: Franz Michael Vierthaler, geboren zu Mauerkirchen im Innviertel 1758, gestorben als Director des Waisenhauses in Wien 1827, als Schulmann, Gelehrter und geschmackvoller Schriftsteller von ungewöhnlicher Bedeutung. Wie sehr das Theater damals die jungen

Talente anzog, zeigt, daß auch der ernste Vierthaler seine Laufbahn mit einem Drama, „Der geheime Spion", begann. Sein Hauptwerk ist die „Philosophische Geschichte der Menschen und Völker" in sieben Bänden. Von seinen zahlreichen pädagogischen Schriften nennen wir den „Geist der Sokratik" sowie die leider unvollendete „Geschichte des Schulwesens und der Cultur in Salzburg".

Ein anderer Geist war der Weltpriester Lorenz Hübner aus Donauwörth, 1783 bis 1799 in Salzburg, Herausgeber der oberdeutschen Literaturzeitung. Hübner war der Journalist der Hieronymus-Zeit. Auch mit einem Musenalmanache, an dem er selbst sich mit Gedichten betheiligte, eiferte er dem classischen Jena nach. Hier wie in seinen übrigen Schriften verfolgte er ein lehrhaftes Ziel: er wollte den Grundsätzen der französischen Aufklärung Eingang im Volke verschaffen. Überhaupt berührten sich die Salzburger Poeten jener aufgeklärten Epoche eher mit Gottsched und Nicolai als mit Schiller und Göthe. Die großartige Gebirgsumgebung Salzburgs lockte die gelehrten Herren immer wieder zu versificirten Schilderungen, aber sie kamen über das blos Malerische, Äußerliche nicht hinaus. Ihre Naturbeschreibungen füllen ganze Bände. Hübner selbst in seinem „Abschiede vom Mönchsberg" gibt das Beispiel. H. K. Brandstätter und der sonst treffliche Alois Weißenbach in seiner zweibändigen poetischen Beschreibung des Parkes von Aigen folgen ihm nach. Weißenbach (geboren zu Telfs in Tirol 1766, gestorben Salzburg 1821), Arzt und Decan der medicinischen Facultät in Salzburg unter der kurfürstlichen Regierung, war ein äußerst fruchtbarer Schriftsteller. Seine Dichtungen, namentlich die patriotischen, sowohl deutschen als baierischen und österreichischen, erfreuen oft durch edlen Schwung und schöne Gedanken. Das Trauerspiel in Versen „Der Brautkranz" (1810) schickte er an Göthe; dieser dankte eigenhändig, etwas kühl. Der Brautkranz wurde wiederholt im Wiener Hofburgtheater aufgeführt. Mit Beethoven, der eine Cantate von ihm in Musik setzte, verband ihn persönliche Freundschaft. Als vorzügliche Prosaisten neben Vierthaler und Hübner sind noch zu nennen Johann Ernst Ritter von Koch-Sternfeld und der Domherr Graf Friedrich Spaur. Der Erstere schlägt in seinen anziehenden Rhapsodien aus den norischen Alpen auch warme lyrische Töne an. Letzterer fesselt uns in seinen „Spaziergängen", besonders auch durch die Hinblicke auf ein Salzburg der Zukunft, wie es dem Dichterauge des Kronprinzen Ludwig von Baiern vorschwebte. Die edle Schreibart der Genannten läßt uns den großen Aufschwung, den die literarische Bildung unter Hieronymus genommen hatte, bewundern.

Die neue Zeit war der Entwicklung der schönen Literatur in Salzburg nicht allzu günstig. Salzburg hatte aufgehört ein eigener Staat zu sein. Die Regierungen folgten sich im raschen Wechsel. Jede derselben wurde von feilen Schöngeistern in hochtrabenden Versen beglückwünscht. Der Wohlstand schwand. Bei der Unsicherheit der öffentlichen

Zustände suchte man Halt und Stütze im Nächstliegenden. Die bedachtsame wirthschaftliche Anlage des Volksthums kam diesem praktischen Zuge entgegen. Die besseren Geister zogen sich in die Einsamkeit oder doch in engere Kreise zurück und suchten durch Vertiefung in die Natur und die große Vergangenheit Salzburgs der traurigen Gegenwart zu entrinnen. Reges wissenschaftliches Interesse für Natur und Geschichte der Heimat zeichnen überhaupt den Salzburger aus. Viele seiner Botaniker und Geognosten tragen weitbekannte Namen.

Franz Michael Vierthaler.

Der Name Judas Thaddäus Zauners, des Geschichtschreibers, ist nicht allein in gelehrten Kreisen, sondern auch in dem Hause des Bürgers und Bauers bekannt. Seine Salzburger Chronik, eine Arbeit von dreißig Jahren (1796 bis 1826), einfach, nüchtern, wahrhaftig, ist im Volke heimisch.

Recht augenscheinlich traten die Zeichen der veränderten Zeitlage in der Entwicklung des Theaters zu Tage. Das Schauspiel erfreute sich in der geistlichen Musenstadt, wie wir wissen, einer alten Pflege; Salzburg war im besten, künstlerischen Sinne eine Theaterstadt. Das Universitätstheater hatte classischen Ruf. Corneille, Metastasio, Apostolo Zeno

galten als Muster; Klopstocks „Abels Tod“ wurde 1778 aufgeführt. Der heimischen dramatischen Dichter, meist in lateinischer Sprache, war Legion. Florian Reichssiegel, Benedictiner von St. Peter, (1735 bis 1793) schrieb schon deutsche Schau- und Singspiele, eine Tragödie „Titus“, ein Trauerspiel „Hermann“. Jakob Anton (Marianus) Wimmer, Benedictiner von Seon, Freund der Familie Mozart, verfaßte das Textbuch des geistlichen Singspiels „die Schuldigkeit des ersten und fürnehmsten Gebotes“, zu welchem der zehnjährige Wolfgang Mozart mit M. Haydn und Adlgasser die Musik schrieb. Placidus Scharl, Benedictiner von Andechs, gleichfalls ein Zeitgenosse und Freund Mozarts, schrieb zahlreiche lateinische Theaterstücke, die aber nach Stil und Inhalt sich schon dem neuen deutschen Drama näherten. Seine Tragödie „Synnorix und Camma“ wurde von Lorenz Hübner deutsch bearbeitet: „Camma, die Heldin“, ein vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen (München 1784). Das Stück war bestimmt, große patriotische Wirkung auszuüben. Unter Erzbischof Hieronymus wurde das neue, heute noch bestehende Theater im Ballhause, wo bis dahin Hanswurst und Lipperl ihre Possen trieben, errichtet und am 16. November 1775 mit dem Stücke „die Gunst der Fürsten“ (Graf Essex) von Professor Schmidt in Gießen, nach dem Englischen, eröffnet. Am 17. November schon wurde Lessings „Minna“, am 24. November Göthes „Clavigo“, am 1. December „Hamlet“ von Shakespeare gegeben. Die Glanzzeit war eine kurze. Das Theater, der äußeren Förderung entbehrend, sank rasch von seiner Höhe zur bloßen Geschäftsunternehmung herab, deren Gedeihen von der Gunst der großen Menge abhing. Und nur allzuwillig buhlten die verschiedenen Unternehmer um diese Gunst. Vierthaler wendet sich — in einem Gutachten über die sittlichen Gefahren des Theaters — insbesondere gegen Schikaneder (1782 bis 1787 mit seiner Truppe in Salzburg), „den Vater der Possen und Farcen“, dessen Stücken er „triviale Erfindung, ungebildeten Ton und schlecht verhüllte Sinnlichkeit“ nachsagt; hingegen spricht er sich günstig über Lessings, Ifflands, Schröders und Jüngers Stücke aus und empfiehlt eine strenge Theatercensur im moralischen Sinne.

Unter der kurzen, ruhmvollen Regierung des Kurfürsten Ferdinand erglänzte der salzburgische Parnaß im neuen Lichte. Auch das Theater lenkte wieder in höhere Bahnen. Ferdinand, selbst Kenner und Kunstfreund — Musik war seine liebste Erholung — förderte besonders die Oper. Am 19. Jänner 1804 wurde Mozarts „Don Juan“ gegeben. Musik blieb von da an der bevorzugte Ausdruck des künstlerischen Geistes in Salzburg.

Von Dichternamen aus den früheren Decennien unseres Jahrhunderts heben wir zwei hervor: den Lyriker Leopold Ladislaus Pfest und die „Salzburgische Sappho“ Maria Johanna Sedelmaier. Beide wandeln auf den Spuren der Classik. Des Ersteren Dichtungen, mehrere Bände umfassend, zeichnen sich insgesammt durch edle Form aus. Seine Cantate „Bei Ferdinands Einzug in Salzburg“ (März 1803) und „Juvavia an ihren Ferdinand“

gehören zu den schönsten und lautersten Erzeugnissen der damaligen patriotischen Muse. Pfest starb als königlich baierischer Landrichter in Salzburg 1816. Maria Johanna Sedelmaier wurde in Salzburg 1811 geboren. Sechsjährig las sie Pestalozzis „Lienhart und Gertrud". Mit ihrem Bruder studirte sie Latein und Griechisch. Sie kannte ihren Horaz und Virgil wie ihren Klopstock und Schiller. Nach dem Tode der Mutter übernahm sie das Tabakgeschäft derselben, nebenbei ertheilte sie Unterricht. In ihrem Laden verkehrten merkwürdige Männer. König Ludwig von Baiern suchte die Dichterin auf, so oft er nach Salzburg kam; Ladislaus Pyrker bei seiner jährlichen Durchreise nach Gastein; Lenau, Feuchtersleben sprachen bei ihr vor, selbst der ernste Grillparzer zollte ihrem Streben seine Anerkennung. Das Leben der Dichterin ist sonnen- und freudelos. Ihre ganze Liebefähigkeit wendete sie der Heimat, ihrem theuren Salzburg zu, dessen Natur und Geschichte sie mit Schiller'schem Pathos besingt. In das Alterthum, in das Salzburg der Römer hat sie sich ganz eingelebt; der Verlust der römischen Funde von Bürglstein erfüllt sie mit wahrem Schmerz. Ihre Dichtungen, besonders die epischen: der heilige Maximus und Rupertus, die Sage von Lambach, Josef Speckbacher, sollten in ihrer Heimat unvergessen bleiben. Maria Johanna Sedelmaier starb 1853. Ein vollständiges, regelrecht durchgeführtes Drama „Romulus und Remus" fand sich in ihrem Nachlasse.

Als österreichisches Herzogthum ist Salzburg in eine neue Phase der Entwicklung getreten. Der gesteigerte Verkehr brachte geistige Zufuhr. Heimisches und Fremdes verbanden sich zu neuen Lebensformen. Ludwig Mielichhofer, dessen Erinnerungen an das classische Wien der Zwanziger- und Dreißigerjahre reichen, war als Redacteur der Salzburger Zeitung durch viele Jahre der gesellige Mittelpunkt des literarischen Sommerlebens in Salzburg. Julius von der Traun (Alexander Schindler) fand in seinem salzburgischen Tusculum die Sammlung zu seinen reifsten poetischen Schöpfungen. Karl Ziegler (Carlopago) schrieb hier seine formschönen Verse „Vom Kothurn der Lyrik" und „Oden". Dr. Märzroth rettete seine Alt-Wiener Erinnerungen in den Frieden der Alpennatur. Ludwig von Mertens, der Sänger des belagerten Wien und des Idylls auf dem Kahlenberge, einer der wenigen epischen Dichter Österreichs, und Adolf Bekk, als Lyriker nicht unbekannt, nennen Salzburg ihre zweite Heimat. Constant von Wurzbach, der Verfasser des „Schillerbuches", weilt gleichfalls in dem Banne der Alpenstadt; vom Südfuße des Untersberges, dem nahen Berchtesgaden aus sendet er seine poetischen und literarischen Arbeiten, die Bände seines österreichischen biographischen Lexikons in die Welt. Richard von Strele stimmt markige Lieder im Tone Scheffels an. Anton Breitner in Mattsee versuchte sich auf episch-lyrischem Gebiete, gleichfalls in Scheffels Weise. Heinrich Reitzenbeck und Josef Mayr wirkten von der Schule aus poetisch anregend auf die Jugend. Als Jugend- und Volksschriftsteller im Geiste Christoph von Schmids ist P. Heinrich Schwarz

in Michelbeuren ehrend zu nennen. Von Salzburger Poeten des jüngeren Zeitraumes seien noch erwähnt: Ferdinand Sauter, dessen reiches lyrisches Talent auf fremdem Boden verkümmerte; Joh. Nep. Gotter von Gastein, Heinrich von der Mattig (Dr. Wallmann) und August Radnitzky, „der Fink von Mattsee" — treue Sänger ihrer Heimat. Karl Enk von der Burg, der ausgezeichnete Schulmann, ein Sohn Salzburgs, wo er den Morgen und Spätabend seines Lebens zubrachte, ist als Dante-Übersetzer beachtenswerth. Theodora Schleifer (Macarius), die Tochter und Enkelin eines Dichters, und Baronin J. von Gerstäcker erfreuen durch die sinnige Anmuth ihrer religiösen und patriotischen Gelegenheitsgedichte. Erzherzogin Maria Antoinette, Prinzessin von Toscana, schied aus dem Leben, ehe noch die Knospe ihres Talentes sich voll entwickeln konnte.

Wir sind am Schlusse. Salzburg hat sich unter Österreichs Fittig verjüngt. Und so möge auch seine schöne Literatur, dem Boden der Heimat treu, zu immer höherer Blüte sich entfalten!

Der Petersfriedhof.

Architektur, Malerei, Plastik und Kunstindustrie in Salzburg.

Die Vorzeit und der Romanismus.

Die vorgeschichtliche Urzeit sowohl als auch die Periode der Römerherrschaft haben in Salzburg reichliche Spuren hinterlassen, welche von der technischen und künstlerischen Thätigkeit der ältesten Bewohner des Landes Zeugniß geben. Leider finden sich darunter aus der Vorzeit keine, aus der Römerzeit nur wenige und ruinenhafte Reste der Architektur. Was von solchen bis jetzt zu Tage kam, trägt wie leicht begreiflich die Charakterzüge der römischen Spätzeit, ihrer praktisch verständigen Baugrundsätze, ihrer technischen Solidität, aber auch ihres Kunstverfalles an sich. Von künstlerischem Schmucke verdienen nur die Mosaikfußböden, deren im Bereiche der einstigen Stadt Juvavum viele und zum Theile von hoher Schönheit aufgedeckt wurden, und einige schwache Überreste von Skulpturen Erwähnung.

Geraume Zeit erst nach den Stürmen der Völkerwanderung nahmen die Bajuvaren das entvölkerte Land in Besitz; mit ihnen kam das Element einer völlig neuen — germanischen — Cultur, die mit ihrer Bekehrung zum Christenthume zugleich eine christliche wurde. Ihr Apostel, der fränkische Wanderbischof Rupert, gründete bekanntlich auf den Trümmern Juvavums das heutige Salzburg. Aus der Geschichte erfahren wir, wie seine Schöpfung zu reichem Besitz, Ansehen und Macht gelangte und allmälig zu einem selbständigen geistlichen Staatsgebiete, dem östlichsten unter den zahlreichen Priesterstaaten des heiligen römisch-deutschen Reiches, heranwuchs. Ein volles Jahrtausend währte die Herrschaft des Krummstabes über das Land und drückte seinem gesammten Culturleben ihr Gepräge auf. Ihr Einfluß bestimmte auch die Entwicklung der heimischen Kunst; der Grundzug derselben mußte nothwendig ein kirchlicher werden. Dieser blieb durch alle Jahrhunderte überwiegend trotz des Glanzes profaner Bau- und Kunstwerke, mit dem die geistlichen Landesherren späterer Zeit sich umgaben. Eben darin liegt für Salzburg gegenüber den Nachbarländern und namentlich den altösterreichischen Provinzen ein gewisser unterscheidender Charakterzug. Er spricht sich am schärfsten in der kirchenreichen Landeshauptstadt, unverkennbar aber auch in allen anderen Theilen des Landes aus.

Von der Zeit, da die christlich-germanische Cultur sich künstlerisch verkörpert, zu selbständigen Kunstformen sich durchgerungen hatte, lösten auch hier wie überall die großen Stilperioden des Romanismus, der Gothik und endlich der Renaissance mit ihren Wandlungen einander ab. Jede dieser Stilperioden kam verhältnißmäßig spät ins Land und ging auch wieder spät von dannen. Man darf die volle Herrschaft des Romanismus für unser Land erst vom XII., jene der Gothik vom XV., jene der Renaissance endlich von dem Ausgange des XVI. Jahrhunderts an rechnen.

Für die Betrachtung der Architektur ist es vor Allem nöthig, zwischen Stadt und Land Salzburg zu unterscheiden. Dort baulicher Prunk und Formenreichthum bis zum Übermaß, wie auf deutschem Boden wenige Städte gleichen Ranges ihn aufzuweisen haben, hier das entschiedenste Gegentheil. Die Stadt mit ihren Kirchen, Kuppeln und Thürmen, mit ihren breitgelagerten Palästen und Klöstern, ihren Zierbrunnen und Denksäulen auf imposanten Plätzen, neben und zwischen welchen das bürgerliche Wohnhaus, in engen Gassen gequetscht und in seiner Entwicklung nach innen gedrängt, eine bescheidene Rolle spielt, trägt einen ins Große gehenden monumentalen, mehr vornehmen als anheimelnden Zug, der stark an die Fremde und zumal an den Süden mahnt; im Lande nichts von alledem. Vergebens sucht man hier nach einem alten Baudenkmale von mehr als gewöhnlichem Schlage; kein stolzes Herrenschloß, kein gastlich leuchtendes Kloster- oder Stiftsgebäude, kein anderes Bauwerk von imponirender Erscheinung — Alles schlicht, auf das Bedürfniß beschränkt, gering an Umfang und arm an Form. Selbst die Kirchen, womit

das Land förmlich übersäet ist, folgen rein baulich betrachtet mit wenigen Ausnahmen diesem allgemeinen Zuge. Die bürgerliche Bauweise blieb außerhalb der Stadt völlig unbedeutend oder hielt sich an die von dort ausgegangenen mehr eigenartigen als mustergiltigen Formen. Einzig nur die bäuerliche Architektur brachte es im Lande zu einer eigenthümlichen, in ihrer Art nicht uninteressanten Entwicklung. Das Salzburger Bauernhaus weist nicht weniger als drei wohl unterscheidbare Typen auf und in jedem derselben Exemplare von vollkräftig ausgebildeter Form, der selbst künstlerische Zier nicht gänzlich mangelt. Manches Bauernhaus im Gebirge könnte man füglich ein Bauernschloß nennen, sowie umgekehrt dort manches sogenannte Schloß von einem Bauernhofe sich wenig unterscheidet.

Und nun zu einer kurzen Revue der salzburgischen Bauwerke nach der historischen Zeitfolge ihres Entstehens! Von den Bauten der frühesten altchristlichen Zeit bis herab ins XI. Jahrhundert besitzt die Stadt, und fügen wir gleich hinzu, auch das Land Salzburg heute nichts mehr; so viele deren die alten Chroniken nennen, sind sie sammt und sonders bis auf die letzte erkennbare Spur verschwunden. Als ein historisch bedeutsames Erbstück der christlichen Frühzeit, diesseits der Alpen wohl das einzige seiner Art, obschon kein eigentliches Bauwerk, mögen nur die bekannten Felsengrotten in der Wand des Mönchsberges bei St. Peter: die Maximus-, Rupert- und Ägydius-Kapelle hier Erwähnung finden. Der ob seines malerisch-romantischen Reizes berühmte St. Petersfriedhof besitzt in ihnen seine ältesten und weihevollsten Denkmale. Sie haben schon die Zerstörung Juvavums erlebt und Märtyrerblut gesehen; einige Gelehrte wollen daselbst sogar manche Verwandtschaft der Anlage mit den Kapellen der römischen Katakomben erkennen.

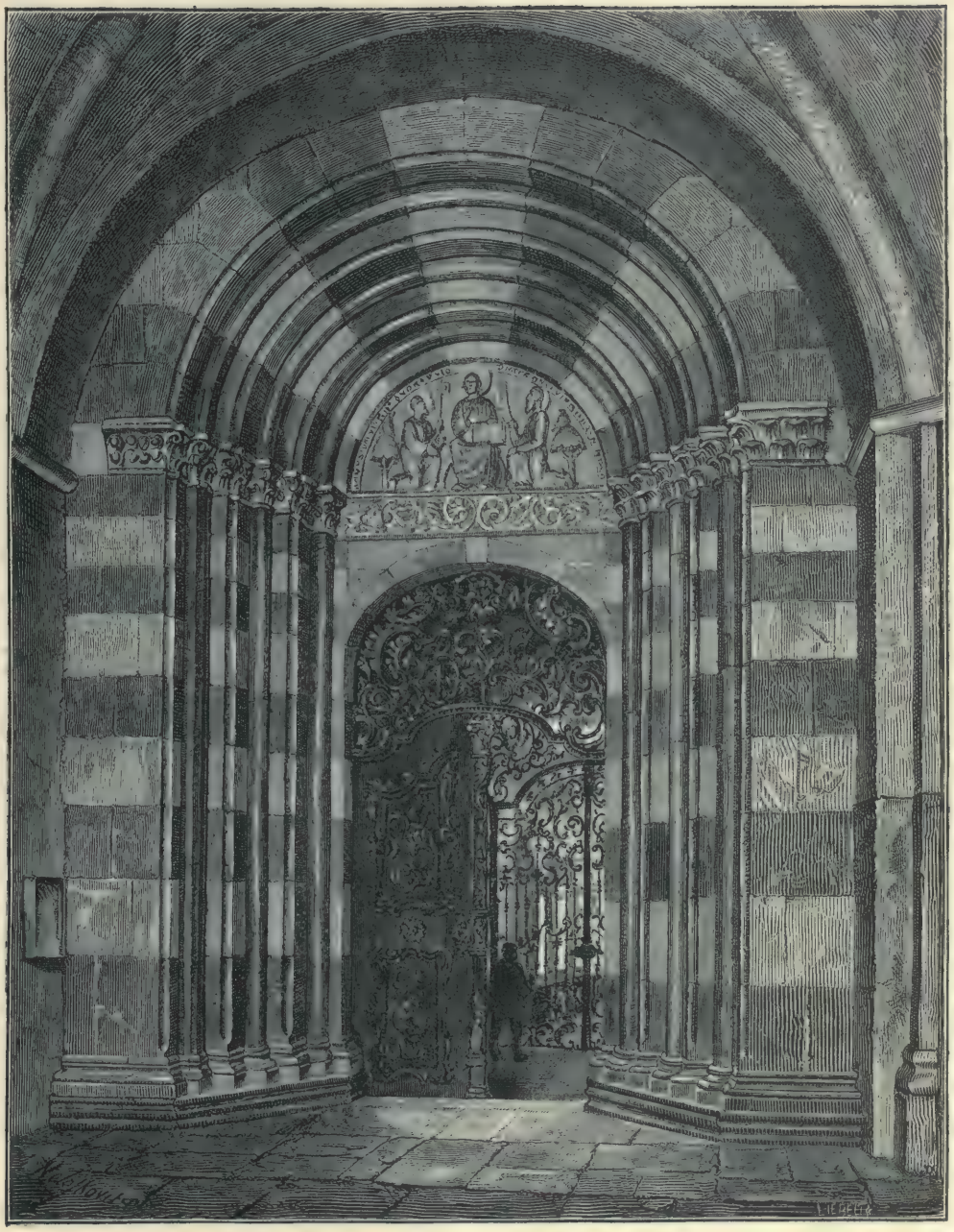
Auch aus der Zeit des Romanismus ist der heutige Besitz Salzburgs an Baudenkmalen und Baureſten verhältnißmäßig gering. In der Stadt Salzburg können wir nur drei Bauobjecte nennen, die wenigstens in ihren Grundformen sich noch als Schöpfungen jenes ältesten voll entwickelten Baustiles der christlich-germanischen Zeit darstellen. Darunter nimmt dem Alter nach die erste Stelle der Kreuzgang des Frauenstiftes Nonnberg ein. Er bildet ein Viereck von kleinen Dimensionen, in derben, noch wenig entwickelten Formen ausgeführt, die er völlig unentstellt bis zur Gegenwart sich erhalten hat. In seiner Gewölbebildung, seinen Rund- und Halbsäulen, seinen Bogenöffnungen gegen den freien Hofraum trägt er unverkennbar die Merkmale frühromanischer Bauweise an sich. Man irrt kaum, wenn man ihn dem XI. Jahrhundert zurechnet und darin einen ehrwürdigen Überrest jenes Baues erblickt, welchen das Kloster seinem zweiten Gründer, dem Kaiser Heinrich II., um den Anfang jenes Jahrhunderts verdankte. Unter den noch bestehenden Bauanlagen dieser Art auf deutschem Boden dürfte er somit den Ruhm des höchsten Alters in Anspruch nehmen. Auch das Kapitelhaus und einige weitere

Innenräume des durchaus modernisirten Stiftsgebäudes tragen noch deutlich die Spuren des romanischen Ursprunges an sich. Desgleichen die gothisch umgebaute Kirche, die wir später werden kennen lernen.

Die Benedictiner-Stiftskirche St. Peter leitet ihr Entstehen auf den heiligen Rupert, den Gründer Salzburgs, zurück. Sie ist sohin die eigentliche Mutterkirche der Stadt und des Erzstiftes und war bis zum Dombaue Bischof Virgils um 750 auch die bischöfliche Kathedrale. Ein Brand zerstörte sie 847, ein zweiter 1127, worauf sie bis 1131 vom Grunde neu erbaut wurde. Dieser letztere Bau steht noch heute im Grundrisse vollkommen, im Aufbaue größtentheils erhalten vor uns, freilich mit einer Menge von Zuthaten späterer Jahrhunderte, aus deren Hülle die altehrwürdige Basilika fast nur mehr dem Kennerauge wie eine Schattengestalt entgegentritt. Das Innere zeigt noch am deutlichsten die romanischen Grundformen in nicht unbedeutenden Dimensionen und edlen Verhältnissen: ein schmales, lang gezogenes Mittelschiff von beträchtlicher Höhe, niedrige Abseiten mit rundbogigen Arcaden und einer wechselnden Säulen- und Pfeilerstellung dazwischen, ein stark erhöhtes Querschiff mit Kuppel über der Vierung. Dem Mittelschiffe ist an der Westfront der Thurm mit Kapellenräumen zu beiden Seiten und diesem wieder eine Vorhalle, die noch ihr spätromanisches Kreuzgewölbe mit derben unprofilirten Rippen trägt, vorgebaut. Die einstigen Apsiden, die Krypta unter dem Querschiffe und Chore, die getäfelte Flachdecke, endlich der romanische Gemäldeschmuck der Innenwände, von dessen ehemaligem Bestande wir durch die Chronik und durch neuestens erst entdeckte Überreste sichere Kunde haben, mußten der Modernisirung weichen. Eine solche erlebte die alte Kirche zu wiederholten Malen, im XVII. und noch gründlicher in der Spätzeit des XVIII. Jahrhunderts. Der ursprüngliche Bau erscheint nunmehr nach innen wie nach außen in das Gewand schnörkelreichen Rococos gehüllt, mit nicht weniger als sechzehn von Gold und Marmor strotzenden Altären, Gewölbe und Wände mit neueren Gemälden höchst verschiedenen Werthes bedeckt und mit einem sinnlosen Gekräusel von Stuccaturen übersponnen.

Die Neuerung ist so energisch, aber in ihrer Art auch so harmonisch durchgeführt, daß hier eine Rückkehr zum Alten weder mehr zu hoffen noch selbst zu wünschen ist. Umsoweniger als auch das Neue unbestreitbar manches künstlerisch Werthvolle aufweist, wovon wir Einzelnes später nennen werden.

Ein Juwel bewahrt die Kirche noch aus romanischer Zeit: ihr Hauptportal an der westlichen Frontseite des Thurmes unter der schon erwähnten Vorhalle. Es dürfte gleich dieser etwas jüngeren Alters als die Kirche selbst sein und entstammt wahrscheinlich der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts. Das Portal, in zweifarbig wechselndem Marmor ausgeführt, folgt in seiner Anlage dem gemeinsamen Typus aller romanischen Portale,



Das Hauptportal der Benedictiner-Stiftskirche St. Peter.

aber mit ungewöhnlicher Höhenentwicklung und mit kräftiger Durchbildung des Details. Das von einer Umschrift mit dem leoninischen Vers:

Janua sum vitae, salvandi quique venite,
per me transite, via non est altera vitae

eingerahmte Tympanon zeigt in Relief den thronenden Christus mit den Aposteln Petrus und Paulus zu beiden Seiten.

Die an die südliche Stirnseite des Querschiffes angebaute Katharinenkapelle, 1227 geweiht, ist im Innern vollständig umgestaltet, zeigt jedoch nach außen noch wohl erhalten die halbrunde Chorapside mit Gliederung der Wandflächen durch Halbsäulchen und einem derben Bogenfries darüber.

Das dritte Baudenkmal des Romanismus in Salzburg ist das Langhaus der Franciscanerkirche U. L. Frau. Diese ansehnliche Kirche, im Mittelalter Pfarrkirche der Stadt, besteht zweifellos seit dem XI. Jahrhundert. Sie erlebte mancherlei Unfälle, Um- und Neubauten, die von dem ältesten Gebäude keinen sichtbaren Rest übrig ließen, dafür aber alle drei Hauptstilperioden der kirchlichen Baukunst in bedeutenden Schöpfungen und in origineller, fast wundersamer Verschmelzung zum Ausdrucke brachten. Die Kirche besteht aus zwei Hälften von annähernd gleicher Größe: einem hohen gothischen Chore, in der Gestalt einer Rotunde ähnlich (38 Meter lang, 32 Meter breit, 30 Meter hoch) und dem beträchtlich niedrigeren romanischen Langhause (33 Meter lang, 25 Meter breit, 17 Meter hoch); an der Verbindungsstelle beider steigt ein überaus schlanker gothischer Thurm zu imposanter Höhe (beiläufig 70 Meter) empor. Im Innern des Chores endlich wird durch reichbelebte Einbauten der Renaissance das pittoreske Stilgemenge vollendet. Das Langhaus der Kirche, das uns vorderhand allein beschäftigt, hat nach außen unter mannigfachen Zubauten und grausamer Tünche sein romanisches Gepräge völlig eingebüßt. Einzig nur das Hauptportal inmitten der jämmerlich verzopften Westfront zeigt edle, wiewohl gänzlich schmucklose romanische Formen, in Marmor ausgeführt. Das Innere dagegen stellt sich heute noch als ein ungemein klar entwickelter Bau der Übergangsepoche zur Gothik dar. Seine Entstehungszeit ist urkundlich nicht bekannt, darf aber nach dem Baucharakter völlig sicher der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts zugerechnet werden. Das Mittelschiff wie die zur Hälfte niedrigeren Seitenschiffe tragen sämmtlich noch rundbogige Kreuzgewölbe, ersteres mit derb geformten Rippen und Gurten, die jeder Profilirung ermangeln. Kräftige Viereckspfeiler mit vorgestellten Halbsäulen stützen die Gewölbe und trennen die Schiffe, die Arcaden dazwischen zeigen bereits den Spitzbogen. Vielfach treten an den Pfeilern noch die romanischen Blättercapitäle und attischen Basen mit dem charakteristischen Eckblatte aus der Tünche, die leider auch hier arg gewirthschaftet hat, erkennbar hervor.

Auch die gothische Osthälfte dieser Kirche mit dem Chore erfreut sich noch des Schmuckes eines prächtigen streng romanischen Portals, das in Aufbau wie in decorativer Durchführung aus zweifarbig wechselndem Marmor jenem der Stiftskirche St. Peter nahe verwandt und im Kunstwerth ebenbürtig zur Seite steht. Dasselbe nahm zweifellos ursprünglich die Stirnseite eines romanischen Querschiffes ein, welches dem gothischen Chorbaue weichen mußte; gegenwärtig ist ihm der Thurm vorgebaut und bildet dazu die

Kreuzgang im Stift St. Peter.

Eingangshalle. Es darf unbedenklich angenommen werden, daß dieses Prachtportal älter als das Langhaus, ungefähr gleichzeitig mit jenem von St. Peter und ebenso unter dem Einflusse italienischer Kunstübung entstanden ist.

Die Nähe Italiens und dessen Einwirkung macht sich in den romanischen Baudenkmalen Salzburgs überhaupt mehrfach bemerklich. Insbesondere sei hier nur der Löwenfiguren aus Marmor gedacht, die sich in der Stadt und ihrer Umgegend (Berchtesgaden, Reichenhall) zerstreut vorfinden. Sie hatten einst an den Kirchenportalen als Wächter und Säulenträger ihren Platz, wie man sie in Italien noch heute in Menge trifft.

Einige derselben zeigen auf dem Rücken noch den Rumpf der Säule, die sie ehemals zu tragen hatten.

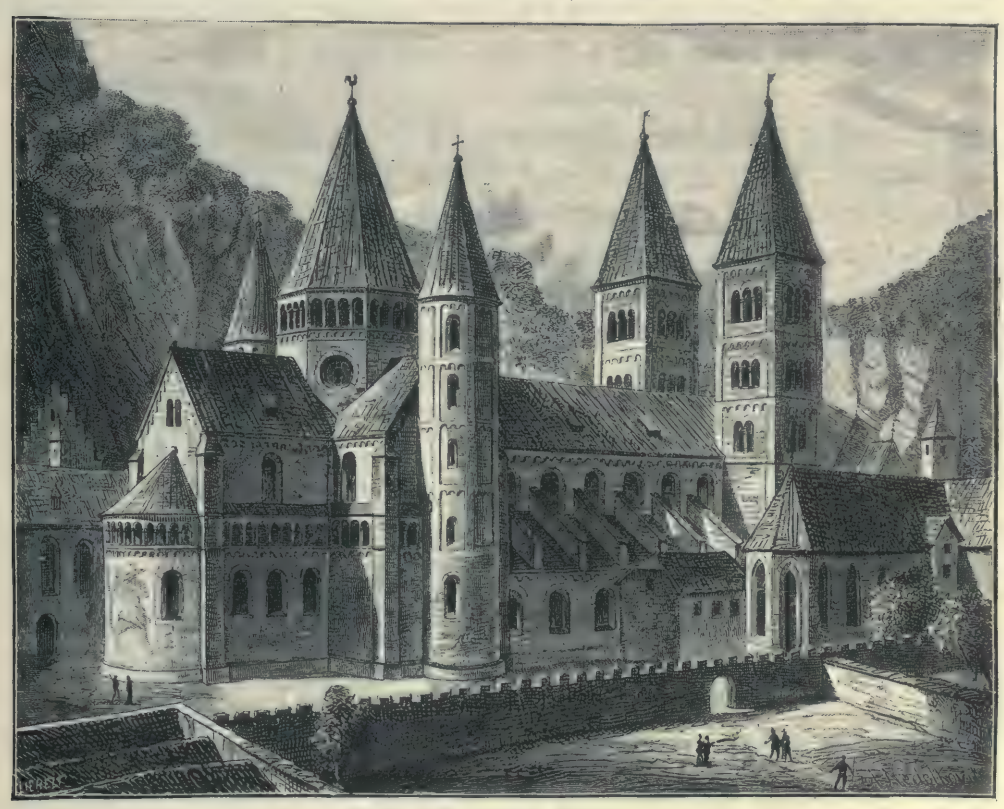
Endlich ist noch der Kreuzgang im Stifte St. Peter hier kurz zu erwähnen. Er ist in seiner heutigen Anlage und Ausdehnung größtentheils ein Werk des XVII. Jahrhunderts, schließt aber nicht unbeträchtliche Baureste romanischen und spätgothischen Stiles in sich. Der romanische Theil namentlich, mit wechselnder Säulen- und Pfeilerstellung, mit kräftigen Kämpfern und mannigfachen, offenbar aus verschiedener Zeit stammenden Capitälen und Basen, bildet heute die anziehendste Partie der im Übrigen ziemlich nüchternen Bogenhallen.

Über die im Bereiche der Stadt noch außerdem vorhandenen kleineren Denkmale und Bruchstücke von Gebäuden romanischen Alters und Stiles, wie Grabsteine, Capitäle, Säulenfüße, Reliefs und andere Sculpturen, müssen wir natürlich hinweggehen.

Bei weitem das größte kirchliche Bauwerk, das der Romanismus in Salzburg geschaffen, ging durch ein beispielloses Verhängniß zu Grunde: der ehemalige Salzburger Dom. Bischofs Virgil ersten Dom aus dem VIII. Jahrhundert, an gleicher Stelle, wo der heutige steht, hatten seine Nachfolger im Laufe der weiteren Jahrhunderte zu einem imposanten Münster ausgestaltet, einem Baudenkmal ersten Ranges, das nach Allem, was wir davon wissen, in Süddeutschland nicht Seinesgleichen hatte und den berühmten romanischen Domen des Rheinlandes kaum nachstehen mochte. Die davon erhaltenen Nachrichten und Abbildungen gestatten noch eine völlig deutliche Vorstellung des verschwundenen Bauwerkes. Sie zeigen uns einen mächtigen Quaderbau romanischen Stiles, eine dreischiffige Basilika mit Querschiff, Apsis und Krypta, zwei Thürmen an der Westfront, zwei weiteren an den Stirnseiten des Querschiffes und einer gewaltigen Kuppel über der Vierung. Zierliche Triforiengänge belebten die sämmtlichen Außenwände der Kirche und Kuppel. Die Jahrhunderte fügten jedes in seiner Art dem Bauwerke, dem stolzen Mittelpunkte Salzburgs und Wahrzeichen seiner kirchlichen Machtstellung, mancherlei Neues hinzu, erhöhten fortwährend den Glanz seiner Erscheinung, füllten den Innenraum allmälig mit achtzehn Altären, unzähligen Grab- und Denkmalen, aber sie änderten nichts Wesentliches an seiner Gestalt. Selbst die baulustige Gothik beschränkte sich auf den Einbau eines sculpturenreichen Prachtportals, Paradies genannt, und vielleicht noch ein paar kleinere Zuthaten. Der Dom blieb im Großen und Ganzen ein Baudenkmal des Romanismus bis zu seinem Untergange.

Diesen bereitete ein Brandunglück — der siebente der Dombrände, von denen uns die Chronik erzählt — in einer Decembernacht des Jahres 1598 vor, vollendet wurde er aber durch die ungezügelte Baulust und den Übermuth des damaligen Landesherrn, Erzbischofs Wolf Dietrich von Raitenau. Der Brand hatte im Dome fast nur das

Brennbare zerstört, ohne dem Baue selbst großen Schaden zuzufügen; Wolf Dietrich jedoch benützte ihn als willkommenen Anlaß, um an Stelle des alten Münsters, der seinem Geschmack und Stolz nicht mehr genügte, einen Prunkbau der Renaissance aufzuführen. Diesen hochfliegenden Plänen, nicht dem Brande fiel der Dom zum Opfer. Trotz des Schmerzes und lauten Murrens der Bürgerschaft schritt Wolf Dietrich nach einem Scheinversuche der Wiederherstellung zum Abbruche des Gebäudes. Nicht weniger als sieben



Der ehemalige Dom in Salzburg.

Jahre währte die traurige Arbeit, ungeachtet sie mit einer Hast und Schonungslosigkeit, die geradezu vandalisch genannt werden muß, vollzogen wurde. Kein Bautheil, kein Kunstwerk, kein altes Denkmal entging der Vernichtung. Salzburg besitzt heute trotz der verhältnißmäßig kurzen Zeit kaum ein Stückchen mehr, das man mit Gewißheit als Überrest seines einstigen Domes bezeichnen könnte.

Im Laufe des Mittelalters hatte sich ein großer Complex von Gebäuden kirchlicher Bestimmung, das Domstift mit Kreuzgang und Capitelhaus, der Domfriedhof und ein halbes Dutzend romanischer und gothischer Kapellen um den Dom gelagert; sie wurden sammt und sonders mit ihm dem Erdboden gleich gemacht.

Diese gewaltsame Zerstörung des Domes mit Allem, was drum und dran hing, war für das ganze geschichtliche Leben Salzburgs ein Riß, viel tiefer und nachhaltiger wirkend, als es oberflächlich betrachtet scheinen mag. Aber auch die Kunstgeschichte, und nicht die salzburgische allein, hat Ursache genug den Verlust zu beklagen. Für sie bedeutet der zerstörte Dom ein herausgerissenes Blatt, das zu mancher dunklen Frage den Schlüssel geboten hätte. Was aus romanischer Zeit Salzburg noch besitzt, ist trotz der Bedeutung des Einzelnen loses Stückwerk, dem mit dem Dome der zusammenhaltende und lichtgebende Mittelpunkt verloren ging.

Im Lande Salzburg außerhalb der Hauptstadt ist es mit romanischen Baudenkmalen noch spärlicher bestellt, obwohl man daselbst beim Ausgange jener Stilperiode schon weit über hundert Kirchen zählte. Vor Allem ist hier die Benedictinerstiftskirche Michaelbeuren an der nördlichen Landesgrenze zu nennen; ähnlich wie St. Peter stellt sie sich als ein in den Grundformen wohlerhaltenes, leider freilich auch ebenso energisch modernisirtes Bauwerk romanischen Alters, als langgestreckte dreischiffige Pfeilerbasilika ohne Querschiff dar. Auch das romanische Portal hat die Kirche in der ursprünglichen höchst einfachen Gestalt mit beinahe rohen Formen sich leidlich bewahrt. Nach der Chronik des Stiftes stammt das Gebäude noch aus der Spätzeit des XI. Jahrhunderts. — Die Burgkapelle des Hochschlosses Werfen im Pongau verräth in der halbrund ausspringenden Apsis, dem oblongen Schiffe und den kleinen rundbogigen Fenstern gleichfalls noch deutlich die romanische Anlage. Ein bedeutsameres Überbleibsel dieses Stiles besitzt sie aber in den Marmorbalustraden ihrer zwei Emporen mit theils runden, theis achteckigen Säulchen, welche mit kräftigen, streng romanischen Würfel- und Blättercapitälen vorzüglichster Sculptur, leider stark übertüncht, geziert sind. — Wenn wir endlich das schadhaft erhaltene romanische Portal der Pfarrkirche Stuhlfelden im Pinzgau anführen, sind die nennenswerthen Reste dieses Baustiles im Lande aufgezählt. Nur in den abseitigen Gebirgsthälern steckt hier und da ein weltvergessenes Kirchlein, einfach bis zur Stillosigkeit, ohne Schmuck und Kunst gebaut, doch mit ausgesprochenem romanischen Altersgepräge, das ihm die Armuth und Einsamkeit erhalten haben. Einen auffälligen Gegensatz hierzu bilden die baierischen, einstmals salzburgischen Nachbargebiete von Reichenhall, Laufen und Berchtesgaden mit ihren vielen und höchst bedeutsamen Baudenkmalen romanischen Stiles. Sie entstanden zweifellos unter dem unmittelbaren Einflusse von Salzburg aus und gehören strenge genommen in den Bereich seiner Kunstgeschichte.

Der Übergangszeit zur Gothik — Ende des XIII. bis Mitte des XIV. Jahrhunderts — verdankt endlich unser Land eine Reihe stattlicher Kirchenthürme, zum Theile Quaderbauten, die noch heute in ihrer alten, wenig veränderten Gestalt in die Ferne leuchten. Wir nennen als die ansehnlichsten jene zu Hallein, Radstadt, Hofgastein, Taxenbach und

Saalfelden. Sie tragen die Merkmale des Überganges an sich: auf einem kräftigen, meist schon im Spitzbogen eingewölbten Unterbaue erhebt sich der Thurm vierseitig ohne Verjüngung in Geschosse getheilt mit romanischen Lisenen, Bogenfriesen und gekuppelten Schallfenstern. Diese schön gegliederte romanische Fensterbildung hielt man sogar noch durch die ganze Zeit der Gothik hierzulande mit Vorliebe fest.

Sollen wir zum Schlusse noch einen Blick auf die romanische Sculptur und Malerei werfen, die als Schwesterkünste mit der Architektur Hand in Hand zu gehen pflegen, so gibt es hierüber wenig zu sagen. Die hoch gesteigerte Bauthätigkeit Salzburgs im frühen Mittelalter läßt sicher auch auf einen entsprechenden Stand jener verwandten Kunstzweige schließen, zumal die Übung der Künste dazumal fast ausschließlich in geistlichen Händen lag; allein von ihren Werken, die dem Zahne und Wechsel der Zeit leichter unterliegen, ist die auf uns gekommene Erbschaft höchst gering. Sie reicht nicht hin, um daraus ein Gesammtbild zu gewinnen, zumal wir von dem Wenigen, was noch vorhanden ist, weder den Ursprungsort noch den Meister kennen. Auch hier fühlt man insbesondere die Lücke, die der Abbruch des alten Domes gerissen hat.

Der decorativen romanischen Sculpturen in Capitälen, Friesen und dergleichen haben wir bei den betreffenden Bauwerken schon kurz erwähnt. Von figürlicher Bildnerei nehmen das erste Interesse die Madonnenstatuen in Anspruch, welche Tradition und Volksglaube als Steingußwerke des kunstgeübten salzburgischen Erzbischofs Thiemo (1090 bis 1101) bezeichnen. Die schönste und größte derselben prangt in Gold gefaßt auf einem Seitenaltare der Stiftskirche St. Peter, eine beträchtlich kleinere, aber nicht minder schöne besitzt als verehrtes Gnadenbild die Pfarrkirche Altenmarkt im Pongau; auch in anderen Kirchen unseres Landes (Mülln, Maxglan, Großgmein, Irrsdorf, Radstadt) wie der Nachbarländer begegnet man solchen „Thiemonischen" Marienstatuen. Sie stellen sämmtlich die Madonna in stark ausgebeugter Haltung stehend als Gottesmutter mit dem Kinde auf dem Arme dar. Die neuere technische und künstlerische Untersuchung, so weit eine solche bis jetzt stattgefunden, bestätigt weder den Steinguß noch das Thiemonische Alter; nach ihrem allerdings noch nicht gänzlich abgeschlossenen Ergebnisse sind die Figuren aus einer cementartigen Steinmasse nicht gegossen, sondern mit freier Hand geformt und Werke des XIII. bis XV. Jahrhunderts. Die vorzügliche Arbeit in Ausdruck und Gewandung, die bei den obigen zwei Statuen zu hoher Anmuth und Würde sich steigert, spricht in der That sofort für ein jüngeres Alter, obwohl deren Gesammtcharakter noch vorwiegend romanisch ist. Die angeblich gleichfalls Thiemonische Madonna zu Großgmein trägt sogar auf dem Sockel die Jahreszahl 1473. Möglich immerhin, daß der Ursprung dieser ehrwürdigen und interessanten Bildwerke auf Thiemo, der ja ein Schüler des kunstberühmten Klosters Hirsau war, zurückreicht.

Eine kurze Erwähnung verdienen noch die vielen romanischen Grabsteine in St. Peter, Nonnberg und anderen Orten. Sie stammen zumeist aus dem XIV. Jahrhundert; ihre höchst einfache Ausführung in Marmor, mehr Gravirung als Sculptur, läßt den Übergang zur Gothik deutlich verfolgen.

Den Gemäldeschmuck in Fresco, womit der deutsche Romanismus die Innenwände seiner Kirchen, eine Bilderbibel für das Volk, zu bekleiden liebte, haben bekanntlich die folgenden Jahrhunderte, soweit er überhaupt erhalten blieb, unter Tünche und Stucco vergraben. Reste davon treten bei neueren Restaurirungen gar oft zu Tage; auch in unserer Stiftskirche St. Peter war dies erst jüngst der Fall. Ein einziges Denkmal solcher Art, dafür aber von höchster kunsthistorischer Bedeutung, blieb uns in Salzburg erhalten: eine Reihe uralter Frescobilder in der Frauenstiftskirche Nonnberg. Der dunkle abgesperrte Vorraum, in welchem sie sich befinden, rührt ohne Zweifel von dem Kirchenbaue Kaiser Heinrichs II. aus dem Anfange des XI. Jahrhunderts her. Die Nord- und Westwand desselben ist von neun nach oben rund geschlossenen Nischen durchbrochen, von welchen jedoch nur mehr vier ganz offen, die übrigen durch spätere Umbauten, besonders durch die Pfeiler eines eingefügten Gewölbes zur Hälfte vermauert oder weggebrochen sind. Die flache Hinterwand dieser farbig eingefaßten Nischen zeigt die lebensgroßen Brustbilder von Heiligen, nicht eigentlich al fresco, sondern mit Temperafarben auf trockenen Kalk oder Gyps gemalt. Es sind durchaus feierliche Gestalten mit dem Gepräge ruhiger Größe und Erhabenheit, an byzantinische oder ravennatische Mosaiken erinnernd; die Köpfe mit rundem Nimbus im Ausdrucke ernst, beinahe starr, die Gewandung in leichten Linien einfach und edel mit gedämpften Farbentönen gehalten. Die neuere Kunstforschung setzt das Alter dieser ehrwürdigen Bilder in die erste Hälfte des XI. Jahrhunderts, was mit der Bauzeit der Kirche Heinrichs übereinstimmt. Die Tradition jedoch, sogar von einzelnen Gelehrten unterstützt, will ihnen noch höheres Alter, selbst bis zu Karl dem Großen hinauf zuerkannt wissen.

Das andere Gebiet romanischer Malerkunst, die Miniaturenmalerei, war und ist noch immer, trotz der Auswanderung vieles Werthvollen, in Salzburg ansehnlich vertreten. Obenan steht hier das berühmte Antiphonar des Stiftes St. Peter aus dem XIII. Jahrhundert mit nahe an 500 großentheils prachtvollen Initialen und Miniaturen auf Goldgrund. Auch die k. k. Studienbibliothek besitzt schöne Arbeiten dieser Art. Nicht weniger als 136 mittelalterliche Handschriften, darunter 15 mit Miniaturen von hohem Werthe, kamen nach der Säcularisation von Salzburg nach München und bereichern dort die Schätze der königlichen Hofbibliothek.

Es würde zu weit führen, die Kostbarkeiten alle aufzuzählen, welche die Schatzkammern des Domes, sowie der Stifte St. Peter und Nonnberg an Erzeugnissen der

romanischen Textil- und Kleinkunst, an liturgischen Gewändern und Geräthen, Reliquiarien, Elfenbein- und Emailarbeiten besitzen. Sie sind größtentheils aus kunsthistorischen Fachblättern und Büchern schon längst bekannt. Auch im städtischen Museum finden sich einige durch Alter und Form interessante Objecte dieser Art. Das berühmte Antipendium des Domschatzes, der Speisekelch in St. Peter, das Faldistorium in Nonnberg gelten als Seltenheiten ersten Ranges. Freilich ist der heutige Reichthum kaum mehr zu vergleichen mit dem einstigen; der kostspielige Dombau des XVII. Jahrhunderts, die Neuerungssucht der Barockzeit, endlich und ganz besonders die der Säcularisation gefolgten Kriegsjahre haben unter den alten Schätzen gewaltig aufgeräumt.

Die Zeit der Gothik.

Die Gothik, die wunderbare Tochter des Romanismus, die in engem Formenkreise es zu so hohem Zauber der Erscheinung gebracht, kam wie ihr Vorläufer spät ins Land, so spät, daß ihr zur Herrschaft nur ein verhältnißmäßig kurzer Zeitraum, wenig über ein Jahrhundert offen blieb. Die Zeit ihrer Hochblüte, das XIV. Jahrhundert, ist für Salzburg überhaupt eine unruhige, durch innere und äußere Kämpfe vielfach bewegte, der Kunstentwicklung und speciell der Bauthätigkeit ungünstige gewesen. Erst mit dem XV. Jahrhundert kamen wieder bessere Tage; sofort erwachte auch wieder eine frischere Baulust, und zwar im neuen — gothischen — Stile. Allein dieser war inzwischen selber alt geworden und seine beste Triebkraft bereits erschöpft. So war es fast nur mehr die Spätgothik mit allen ihren Vorzügen und Schwächen, deren sich das Land, die Hauptstadt nicht ausgenommen, erfreuen konnte.

Diese kurze Periode der Spätgothik bietet indeß mannigfaches Interesse. Nicht in der Größe und Schönheit, sondern in der Menge dessen, was sie schuf, liegt hierzulande ihre Bedeutung. Das XV. Jahrhundert war für Salzburg eine goldene Zeit. Die früheren Kämpfe und Wirren hatten ausgetobt, Tauernhandel und Bergsegen schütteten ein Füllhorn von Wohlstand über Stadt und Land, Alles sonnte sich im lange entbehrten Frieden und Gedeihen. Da regte sich auch durch alle Kreise eine frische fröhliche Schaffenslust und allerorts, nicht blos bei den Hohen, sondern auch bei Bauern und Bürgern fing man zu bauen an. Nichts Großes, aber erstaunlich Vieles, keine stolze Burg, kein hochragender Münster, aber ein Gewimmel von Kirchen und Kirchlein, einfach bis zur Nüchternheit, dabei jedoch verständig, solid und wetterfest, wie man es im rauhen Berglande brauchte, liebte und verstand. Es will etwas sagen, daß in dem einzigen Jahrhundert das kleine dünn bevölkerte Erzstift über 150 Kirchen, theils vom Grunde neu, theils an Stelle älterer entstehen sah. Alles natürlich spätgothisch, ohne den Prunk und Zieratenschwulst, doch in der strengen Gesetzmäßigkeit, Harmonie und Würde, mitunter selbst Kühnheit des

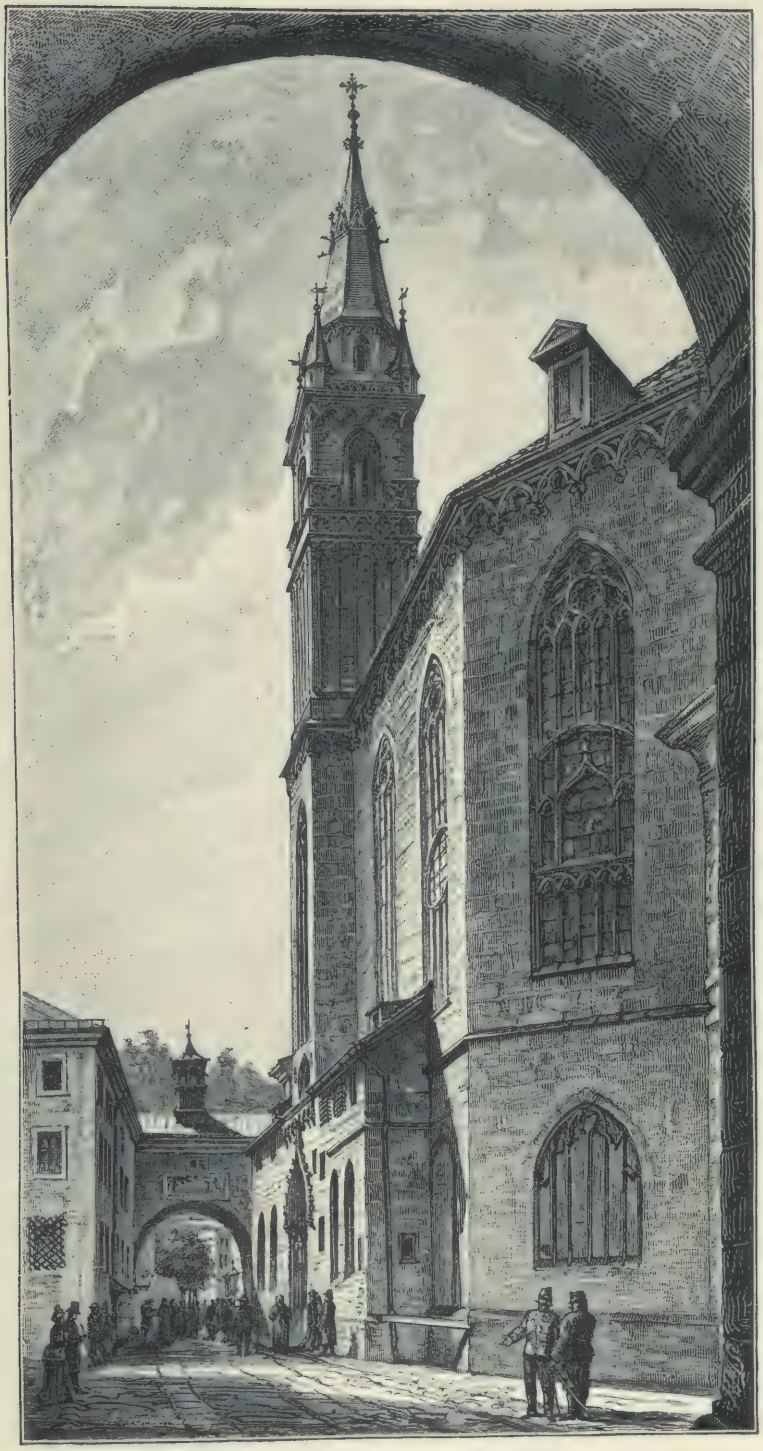
überreifen Bauſtiles. Von den gothiſchen „Brüſſeler-Spitzen aus Stein“ lernte Salzburg nichts kennen. Durch ſeine Gothik ging vom Anfang bis zum Ende ein naturwüchſiger, ruſtikaler, im Gegenſatze zu dem von Hierarchie und Adel getragenen Romanismus geradezu demokratiſcher Zug.

In dem beſprochenen Sinne, freilich auch nur in dieſem, darf man das XV. Jahrhundert als eine Blütezeit der Architektur in Salzburg bezeichnen. Erwägt man noch die rege Bauthätigkeit, die dazumal neben dem kirchlichen auch auf profanem Felde herrſchte, wie auch den großen künſtleriſchen und gewerblichen Bedarf zur ſtilgerechten Ausſtattung und Ausſchmückung der vielen Bauten, ſo wird man jenes glückliche Jahrhundert wohl beſſer noch eine Blütezeit des geſammten heimiſchen Kunſt- und Gewerbelebens nennen.

Die Stadt Salzburg beſitzt unter ihren 34 Kirchen gegenwärtig noch acht gothiſche, die ſich ihren Bauſtil wenigſtens nach einer Seite, nach innen oder außen, ziemlich unverſehrt bewahrt haben. Den erſten Platz nimmt die ſchon einmal genannte Franciscanerkirche U. L. Frau oder genauer die öſtliche gothiſche Hälfte derſelben ſammt dem Thurme ein. Sie iſt ein kühner Quaderbau von anſehnlichen, oben bereits angegebenen Dimenſionen, aus dem augenſcheinlich eine großartige Hallenkirche hätte werden ſollen. Wie es der Gothik nicht ſelten paſſirte, blieb das Werk auf halbem Wege ſtecken und ließ von der älteren romaniſchen Kirche das Langhaus ſtehen. So entſtand ein Ganzes von eigenartiger, faſt bizarrer Wirkung, nicht ohne maleriſchen Reiz. So ſchwer und düſter die eine Hälfte, ſo hochräumig, leicht und hell iſt die andere.

Dieſer gothiſche Theil der Kirche zeigt nach außen kahle ungegliederte Wände, die nur durch ein Kranzgeſimſe mit Bogenfries belebt und von mächtigen Fenſtern mit Maßwerk durchbrochen ſind. Bei weitem wirkungsvoller iſt der Innenraum. Er präſentirt ſich als Hallenbau mit weitgezogenem polygonen Schluſſe (ſiebenſeitig aus dem Zwölfeck) und drei gleich hohen Schiffen, von welchen die beiden Seitenſchiffe als ſogenannter Chorumgang das mittlere im Halbkreiſe einſchließen. An dieſen reiht ſich noch ein Kapellenkranz zwiſchen den nach einwärts gezogenen Strebepfeilern. Letztere nebſt fünf freiſtehenden Rundpfeilern von ſchwindelnder Schlankheit und Höhe tragen das Gewölbe, ein überkünſtelt verſchlungenes Rippennetz, das in unzähligen Falten und Biegungen ſich über dem luftigen Raume ſchwingt. In Anlage wie Durchführung läßt das Bauwerk eine gewiſſe Verwandtſchaft mit der Münchener Frauenkirche nicht verkennen, mit der es ja auch die Herkunft aus gleicher Schule gemein hat.

Der Neubau der Kirche war ein Werk der Gemeinde mit Beiſteuer aus allen Kreiſen des Volkes. Den Meiſter des Baues gelang es erſt in jüngſter Zeit völlig zweifellos zu ermitteln. Es war ein Altbaier aus der berühmten Landshuter Bauhütte, Hans Stethamer von Burghauſen, in Ober- und Niederbaiern viel geſucht und beſchäftigt,



Chor und Thurm der Franciscanerkirche Unserer Lieben Frau in Salzburg.

darüber hinaus aber kaum bekannt. „Meister Hans" — so wurde er schlechthin genannt — bekundete mit diesem wie mit seinen übrigen Kirchenbauten mehr handwerksmäßige Tüchtigkeit und bis zur Virtuosität gesteigerte Technik als wirkliche Kunst. Er wurde von der Bürgerschaft schon um das Jahr 1408 zum Umbaue der Kirche, damals Pfarrkirche der Stadt, berufen und leitete bis zu seinem Tode, 1432, den Bau. Dieser währte jedoch noch lange darüber hinaus; er war hauptsächlich auf fromme Gaben, Vermächtnisse und dergleichen angewiesen, schritt deßhalb langsam vorwärts und wurde um 1470, vermuthlich wohl infolge des Versiegens jener Zuflüsse, halbfertig eingestellt.

Danach erst und gewiß nicht an der von Meister Hans beabsichteten Stelle schritt der Stadtrath zur Erbauung des Thurmes. Er wurde 1486 bis 1496 nach einem in Nürnberg bestellten und von dort bezogenen Plane an der südlichen Langseite aufgeführt. Man merkt dem zierlichen, schlank und hoch aufschießenden Thurme neben dem weitgebauchten Chore die Stammesverschiedenheit — den Franken neben dem Altbaier — ziemlich an, sowie er anderseits an einige wohlbekannte Thürme von Nürnberg erinnert.

Noch möchten wir des einstigen Hauptaltars erwähnen, den der Stadtrath für die erneuerte Pfarrkirche durch den berühmten Meister Michael Pacher von Bruneck, den Urheber des herrlichen Flügelaltars von St. Wolfgang, um 1496 anfertigen ließ. Die für jene Zeit gewaltige Summe von 3.300 rheinischen Gulden, die er kostete, läßt auf die Pracht der Ausführung schließen. Er ist wie die ganze übrige gothische Einrichtung spurlos verschwunden; nur die reizende Figur der Madonna auf dem gegenwärtigen Hochaltare, leider wenig glücklich restaurirt, stammt ohne Zweifel noch von Pacher her.

Unsere romanisch-gothische Kirche erhielt sich ihren Baucharakter auch unter der nachgefolgten Renaissance im Wesentlichen unverändert. Der neue Baustil beschränkte sich auf den Einbau eines Oratoriums, eines Betchores für die Mönche und nischenartiger Altarräume mit einer großen Galerie darüber in dem schon von der Gothik angelegten Kapellenkranze. Diese letzteren gehören unstreitig zu den interessantesten Partien der Kirche. Die neun in weitem Halbkreise den Chor umgebenden Nischen, jede mit einem Altare an der Rückwand, strotzen von reichster und hocheleganter Ornamentik in Stuccatur. Bei voller Harmonie des Ganzen entzückt eine fast unerschöpfliche Mannigfaltigkeit des Details, die bei näherer Betrachtung sogar auch die Wandlungen des Stiles bis herab zum Rococo erkennen läßt. Dazwischen reichlicher Gemäldeschmuck mit einzelnen vorzüglichen Stücken. Aber nicht nur an sich, sondern mehr noch durch seine Verbindung mit der gothischen Architektur erscheint dieser üppige Renaissancebau beachtenswerth; der Gegensatz der Stile könnte nicht leicht schärfer zum Ausdrucke kommen.

Minder Günstiges läßt sich von den acht weiteren Altären der Kirche, wie von ihren sonstigen baulichen Umstaltungen sagen. Besonders empfindlich fällt die Verstümmelung

Inneres der Frauenstiftskirche auf dem Nonnberg in Salzburg.

der prächtigen gothischen Fenster, die zudem ihres einstigen Farbenschmuckes vollständig beraubt sind, ins Auge.

Die Frauenstiftskirche Nonnberg nimmt ihrer Größe und äußeren Erscheinung nach die zweite, als harmonisch durchgeführtes und stilvolles Ganze aber unstreitig die erste Stelle unter den gothischen Kirchen der Stadt Salzburg ein. Die von Kaiser Heinrich II. zu Anfang des XI. Jahrhunderts erbaute Kirche hatte sammt dem Kloster ein Brand im Jahre 1423 zerstört. Erst geraume Zeit danach, um 1464, konnte das hart mitgenommene Frauenstift zur Wiedererbauung der Kirche schreiten, welche bis 1475 währte. Aus Gründen der Ersparung wie der Pietät hielt man sich hierbei möglichst an die Reste des früheren Gebäudes und bezog alles noch Verwendbare davon in den Neubau ein. So entstand ein Werk im Stile der Spätgothik, aber mit zahlreichen romanischen Überresten und mit deutlichen Nachklängen dieses Stiles im Grundrisse wie im Aufbaue. Der Meister war Wolfgang Wiesinger, ein sonst völlig unbekannter Name, wahrscheinlich aus Baiern hierher berufen. Die Art, wie er seine Aufgabe unter Schwierigkeiten mancher Art gelöst, spricht für große Tüchtigkeit, in der nebst dem Handwerke auch ein gutes Stück Kunst steckte.

Die heutige Kirche ist ein Quaderbau aus Nagelfluh, langgezogen bei mäßiger Höhe, dreischiffig mit niedrigen Abseiten und einem stark erhöhten Querschiffe, aus dessen östlicher Schlußwand ohne eigentliche Chorbildung drei Apsiden, den drei Schiffen entsprechend, vorspringen. Darunter eine große von Rundsäulen getragene Krypta, die das alte Heiligthum des Klosters, das Grab der ersten Äbtissin St. Erntrud birgt. Reich verschlungene Netzgewölbe, theils auf Consolen, theils auf bündelartigen Pfeilern ruhend, überdecken sämmtliche Räume. Gleichen Charakter zeigt das Portal an der südlichen Langseite der Kirche, seiner Romantik halber ein bekanntes Lieblingsstück der Zeichner und Maler. Den kräftig profilirten spätgothischen Rahmen füllen Sculpturen aus, zum Theil bedeutsame Überreste eines früheren romanischen Portals, Alles verbunden zu einem vortrefflich wirkenden Ganzen.

Die Renaissance hat an unserer Kirche verhältnißmäßig wenig umgestaltet; ihre schlimmsten Zuthaten wurden neuestens bei einer mit Liebe und Verständniß durchgeführten Restaurirung glücklich entfernt. An die Stelle des barocken Hochaltars trat ein schöner spätgothischer Flügelaltar, aus einer Landkirche hierher versetzt, der mit dem prächtigen Glasgemälde von 1480 dahinter eine Hauptzierde der Kirche bildet. Man darf kühn sagen, daß sie in stimmungsvoller, traulich-ernster Wirkung des Inneren gegenwärtig von wenigen Kirchen im Lande erreicht, von keiner übertroffen wird.

Als drittes unter den gothischen Kirchengebäuden Salzburgs verdient noch die Bürgerspital-Stadtpfarrkirche besonders genannt zu werden, nicht ihrer architektonischen Schönheit, sondern der Originalität ihrer Anlage wegen, die sich in so

bedeutenden Dimensionen selten finden dürfte. Wir besitzen nämlich in ihr eine große planmäßig angelegte und höchst verständig, wiewohl in derben kunstlosen Formen ausgeführte Doppelkirche mit zwei dreischiffigen Langhäusern übereinander, welche in einen gemeinsamen hohen und hellen Chor münden. Das Gewölbe des letzteren zeigt die kräftig profilirten Kreuzrippen und Schlußsteine der besseren Gothik. Die Zweitheilung des Langhauses, die man sonst fast nur in kleineren Kirchenräumen, namentlich in Burgkapellen antrifft, hatte den Zweck getrennter Benützung, einerseits für die Bewohner des mit der Kirche verbundenen Spitals, anderseits für die Besucher von außen.

Grabstein der Familie Räwtter (Reutter) am Margarethenkirchlein.

Die Zeit der Erbauung ist leider nicht bekannt. Aus dem Gründungsjahre 1327 des Spitals und aus mehreren Baumerkmalen läßt sich jedoch mit einiger Wahrscheinlichkeit schließen, daß der Bau noch im XIV. Jahrhundert entworfen und begonnen, aber im XV. erst vollendet worden ist.

Die Pfarrkirche der Vorstadt Mülln, 1466 erbaut, hat nur mehr an ihrer Außenseite mit dem stattlichen, weithin schauenden Thurme und den Strebepfeilern aus Quadern die Formen des gothischen Baustiles sich bewahrt; das Innere unterlag einer wiederholten Umkleidung im Barockstile mit reichlichem Stucco, Gold und Marmor. Die übrigen gothischen Kirchen der Stadt sind klein, dennoch aber in mancher Hinsicht beachtenswerth. Obenan steht die St. Veits-Kapelle im Stifte St. Peter, das älteste hiesige Baudenkmal dieses Stiles aus der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts. Nach außen durch Überbauten entstellt, zeigt der Innenraum die

edlen Verhältnisse und die einfach klare Gewölbeconstruction der Frühgothik in ursprünglich polychromer Fassung, die erst in jüngster Zeit bei Gelegenheit einer Restaurirung wieder zu Tage kam. Unfern davon stellt der tiefernste dunkle Quaderbau des Margarethenkirchleins aus dem Jahre 1491 die Formen der Spätgothik ansprechend vor Augen. Auch dieses erfreut sich einer stilgerechten Verjüngung und bildet mit seinem Reichthume an alten, zum Theile kunstvollen Epitaphien den poetisch angehauchten Mittelpunkt des St. Petersfriedhofes. Endlich ist noch das Schloßkirchlein St. Georg der Veste Hohensalzburg zu nennen, höchst schlicht in spätester Gothik 1502 erbaut, aber sehenswerth wegen des reichen Schmuckes von Marmorsculpturen aus derselben Zeit, womit seine Innen- und Außenwände bekleidet sind. Wir werden diese noch näher kennen lernen.

Wie fruchtbar im Lande Salzburg die Spätgothik auf dem Felde des Kirchenbaues gewesen, haben wir schon früher kurz bemerkt. Den Beweis liefert die Thatsache, daß von den 248 öffentlichen Kirchen, welche das kleine Land ohne die Hauptstadt gegenwärtig besitzt, nicht weniger als 147 sich theils vollständig, theils durch mehr oder minder bedeutende Baubestandtheile als Schöpfungen der Gothik, und zwar beinahe ausnahmslos der Spätgothik legitimiren. Der schon oben erwähnte schlichte Zug — praktisch verständige Solidität in äußerster Einfachheit — beherrscht fast alle diese aus der Mitte des Volkes hervorgegangenen Bauwerke. Dennoch entbehren sie, soweit sie der Modernisirung leidlich entgingen, des Reizes der Erscheinung nicht. Der Hauch des Alterthums allein schon hebt und verklärt die Armuth der Form. Gerade die Einfachheit stimmt die Kirchengebäude mit ihrer ländlichen Umgebung wohlklingend zusammen und gibt ihnen nicht selten eine Weihe, die es allem baulichen Prunke zuvorthut. Dazu kommt bei vielen ein tadelloses Ebenmaß der Verhältnisse, ein markiges Profil und ein anmuthend klarer Fluß der sparsamen Linien. Man lernt hier die Gothik, die man sich so schwer ohne kostspieliges ornamentales Beiwerk denken kann, von einer ganz anderen, wir möchten sogar sagen, von ihrer liebenswürdigsten Seite kennen.

In dem Besitze stattlicher und meist wohl erhaltener gothischer Kirchen steht unter den salzburgischen Gauen entschieden der Pongau obenan. Die Kirchen zu Bischofshofen, Pfarrwerfen, Hüttau, Altenmarkt, St. Veit und Hofgastein verdienen eine Musterreihe gothischer Landkirchen genannt zu werden. Auch der Chor der vor kurzem recht glücklich restaurirten großen Stadtpfarrkirche zu Radstatt reiht sich diesen schönen Bauwerken würdig an. Im Pinzgau und noch mehr im Flachgau, hier ohne Zweifel unter dem nahen Einflusse der baulustigen Landeshauptstadt, haben modernisirende Um- und Neubauten der alten Gothik weit empfindlicheren Schaden zugefügt.

Die Perle der gothischen Kirchen Salzburgs birgt jedoch der entlegenste und kleinste Gau jenseits der Tauern, der Lungau, in seiner Wallfahrtskirche St. Leonhard bei

Die Frauenkirche in Bischofshofen.

Tamsweg. Sie ist ein Gebäude von mäßiger Größe, aber gleich ausgezeichnet durch Originalität der Anlage, splendide, bis ins Kleinste stilvolle Ausführung und dabei in der ursprünglichen Reinheit der Bauformen wie wenige erhalten. Auf aussichtsreichem Berghange herrlich gelegen, von hohen Schutzmauern mit noch wohl erkennbarem einstigen Wehrgange, mit Thorbogen, Blockhaus und Wartthürmen umschlossen, zieht die schlank aufstrebende Kirche schon von weitem das Auge auf sich. Näher betrachtet präsentirt sie sich von außen als ein dreischiffiger Bau mit hohem Mittelschiffe, beträchtlich niedrigeren Abseiten, eingezogenem dreiseitig geschlossenen Chore, abgestuften Strebepfeilern und mehrfach gegliederten Spitzbogenfenstern mit Maßwerk. An der Nordseite des Chores erhebt sich ein zierlicher Thurm mit Blendmaßwerk und Spitzhelm. Das Ganze ist Rohbau aus Bruchsteinen und Quadern, sämmtliche Maßwerke, Gesimse und Gliederungen in Tuff bewundernswerth rein und scharf gemeißelt. Der Innenraum entspricht dem Eindruck des Äußeren. Langhaus und Chor bilden eine Halle von überraschender Höhe und Raumweite, durch runde Wandsäulchen gegliedert und von Netzgewölben, die Rippen aus Tuff in der Naturfarbe, überspannt. Die Stelle der Seitenschiffe vertreten beiderseits kapellenartige Räume, je drei nach innen, die mittleren als Portalvorhallen nach auswärts geöffnet, — eine originelle, der Gothik sonst nicht geläufige Anlage, die erst in der nachgefolgten Renaissance zur Entwicklung

kam. Nicht minder eigenartig ist die Empore construirt und der Raum unter ihr erweitert. Die zahlreichen Fenster prangen zum großen Theile noch in dem Farbenschmucke der alten Glasgemälde. In ihrem gedämpften Lichte ist die Gesammtwirkung des Innern eine vortreffliche, nicht augenblicklich packend, aber immer stärker fesselnd, je öfter und länger man darin verweilt. Sie wird selbst durch die heutige, vollständig barocke Einrichtung, die übrigens reicher und edler als gewöhnlich gehalten ist und theilweise wirklichen Kunstwerth besitzt, nicht wesentlich gestört, ja in gewissem Sinne als Spiegelbild der wechselnden Jahrhunderte sogar noch gesteigert.

Auch die ursprüngliche Ausstattung der Kirche mit Altären ꝛc. scheint so gediegen wie der Bau selbst gewesen zu sein. Ansehnliche Reste davon bewahrt sie heute noch in prächtigen Schnitzarbeiten und Tafelgemälden, Bruchstücken einstiger Flügelaltäre. Auch ein gothischer Betstuhl mit Intarsien zieht die Bewunderung der Kenner auf sich.

Die Leonhardskirche ist in den Jahren 1421 bis 1433 erbaut und im letzteren Jahre eingeweiht worden. Fromme Verehrung für ein kleines geschnitztes Bild des heiligen Leonhard, durch allerlei Wundergeschichten angefeuert, veranlaßte den Bau und brachte von weit und breit die Mittel dafür zusammen. Sie müssen nach Allem, was wir jetzt noch sehen, rasch und reichlich geflossen sein. Als Meister des Baues nennt uns eine Aufschrift der Chorwand einen gewissen Peter Harperger aus Salzburg; es ist ein sonst völlig unbekannter Name. Weder in der Stadt noch im Lande gibt es eine zweite Kirche, die durch urkundliche Nachricht oder Verwandtschaft der Bauformen als ein Werk desselben Meisters sich erweisen ließe. Nur die Leonhardskirche im benachbarten steirischen Murau wird ihm, wir wissen nicht mit welchem Recht, zugeschrieben, ein gleichfalls vorzügliches Bauwerk, doch unserer Kirche, wie uns dünkt, zu wenig ähnlich, um daraus auf die gleiche Urheberschaft schließen zu dürfen.

Auch sonst stößt man noch im Lungau auf manches beachtenswerthe Denkmal mittelalterlicher Baukunst. Das ansehnlichste ist die gothische Kirche Mariapfarr, ein großes, in den kräftigen Formen der besseren Gothik aufgeführtes Gebäude, das dreischiffige Langhaus um 1445, der Chor mit dem darüber hoch aufsteigenden Thurme noch früher, wahrscheinlich um den Anfang jenes Jahrhunderts erbaut. Das ehrwürdige Gotteshaus besteht übrigens urkundlich verbürgt seit dem X. Jahrhundert; einen Zeugen des hohen Alters besitzt es in der Krypta, welche den ganzen Unterraum des Chores einnimmt.

Ein nach außen unscheinbares und fast unbekanntes Kleinod der Gothik besitzt endlich der Lungau in der Schloßkapelle zu Mauterndorf. Sie tritt aus dem Gebäudeknäuel des dortigen Hochschlosses nur durch die apsidenartige Chornische bemerkbar hervor und zeigt auch im Innern die höchste Einfachheit. Der kleine Raum mit schmal geschlitzten Fensterchen trägt eine schwärzlich gebräunte Holzdecke; seine Rückwand ist von einem eben

Die Wallfahrtskirche St. Leonhard bei Tamsweg.

solchen Oratorium in schweren, fast rohen Formen, die östliche Vorderwand aber von der fünfseitig gebildeten Chornische durchbrochen. Diese letztere und die den Chorbogen umgebende Ostwand sind es, welchen die Kapelle den hohen Kunstwerth verdankt, indem beide vollständig mit wohlerhaltenen Freskogemälden aus dem XIV., spätestens vom Anfange des XV. Jahrhunderts, überkleidet sind. Von diesen nehmen besonders jene um den Chorbogen das Interesse in Anspruch; sie bilden einen den Bogen umrahmenden geschlossenen Cyklus von feierlich erhabener Wirkung. Den Bogenlinien folgend erscheinen um denselben zahlreiche Heiligengestalten mit Spruchbändern, theils in ganzer Figur theils als Brustbilder in Medaillons, gereiht. Zu Seiten des Bogens zwei größere gekrönte Gestalten, vielleicht, weil für den Lungau von Bedeutung, Kaiser Heinrich und Kunigunde, am Scheitel eine Krönung Mariens. Decoratives und allegorisches Beiwerk füllt und verbindet die Zwischenräume. Das Ganze spricht eine sinnvolle Verherrlichung des Heiligthums aus, das der Chor umschließt. Ein leider sehr schadhafter, aber fein geformter kleiner Flügelaltar, unter dem Bogen vortrefflich postirt und von dem rückwärts einfallenden Lichte förmlich umflossen, vollendet den stimmungsvollen Eindruck.

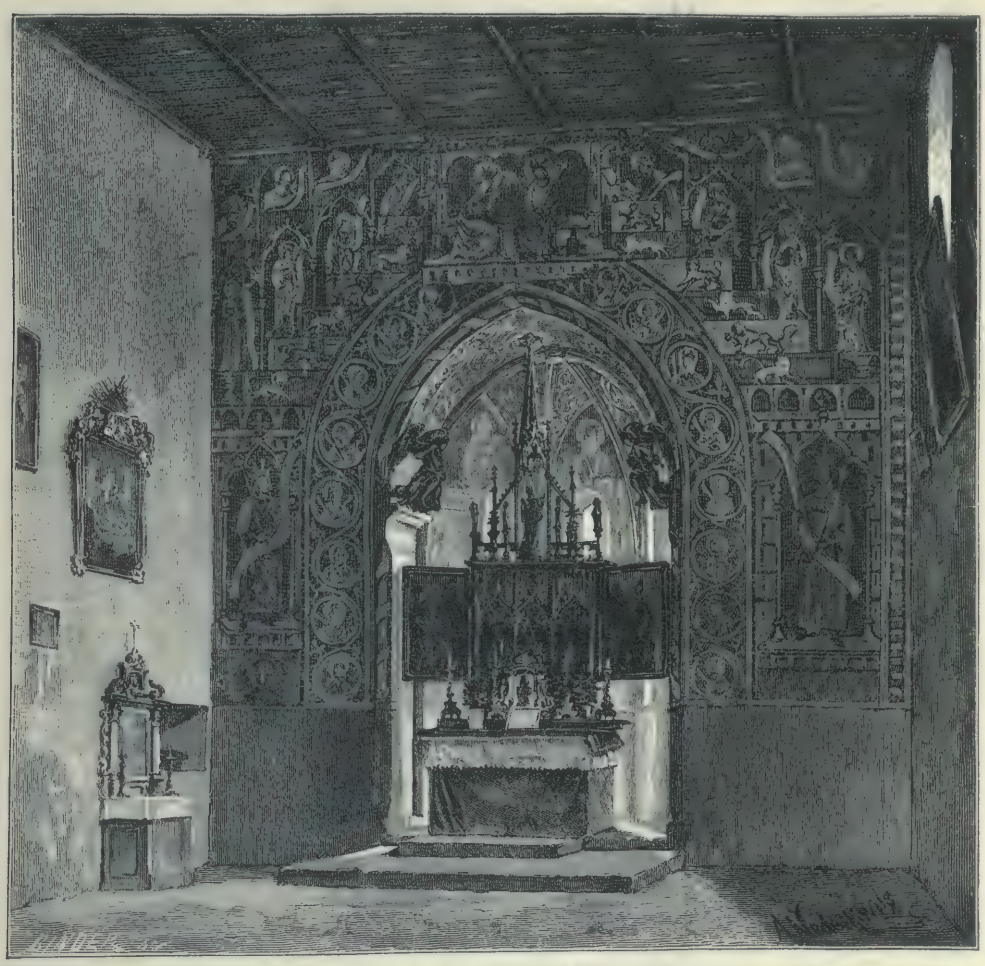
Das Schloß Mauterndorf, eines der wenigen in Salzburg, die nach Anlage, Umfang und Bauweise den Namen „Burg" verdienen, geht raschen Schrittes dem vollen Ruin entgegen. Hoffentlich bewahrt ein günstiges Geschick die bedrohte Kapelle mit ihrem Gemäldeschatze vor gleichem Schicksale.

Am Schlusse des Mittelalters haben wir endlich auch seiner profanen Baudenkmale noch zu erwähnen. Es gibt darüber von Salzburg nicht viel zu sagen, denn die meisten liegen entweder in Ruinen oder sind von späteren Um- und Zubauten bis zur Unkenntlichkeit verdeckt. Nach dem, was noch vor Augen steht, dürften nur wenige derselben architektonisch bedeutend gewesen sein.

Außer den geistlichen Machthabern fehlte es im Erzstifte Salzburg an baukräftigen Elementen; kein mächtiger Adel, kein stolzes Bürgerthum konnte mit reichen Mitteln die Bauluft pflegen.

An alten Schlössern ist das Land nicht der Zahl, wohl aber der Größe und architektonischen Bedeutung nach auffallend arm; es hält mit dem Schlösser- und Burgenreichthum der altösterreichischen Länder keinen Vergleich aus. Die Geschichte des Erzstiftes gibt dafür die Erklärung. Imponirender Erscheinung mit großentheils noch erhaltenem mittelalterlichen Stilgepräge können sich nur die Schlösser Hohensalzburg, Hohenwerfen und Mauterndorf, allenfalls noch Mosham, Goldegg und Mittersill, einstmals insgesammt im Besitze des Landesherrn, rühmen. Daneben finden sich freilich alte Herrensitze kleinen Schlages, Burgställe und Thürme noch in Menge durch das Land zerstreut; auch an Ruinen bis herab zum formlosen Trümmerwerk verschollenen Namens fehlt es nicht.

Noch heute nicht ohne Interesse, wiewohl gleichfalls in fortschreitendem Verschwinden begriffen, sind die mittelalterlichen Befestigungsbauten von Radstatt. Ihrer Anlage und Ausführung nach dürften sie kaum viel jünger sein als die 1286 gegründete Stadt. Das gewaltige Mauerviereck, hinter dem das Städtchen sich verbirgt, mit Rundthürmen an den



Das Innere der Schloßkapelle in Mauterndorf.

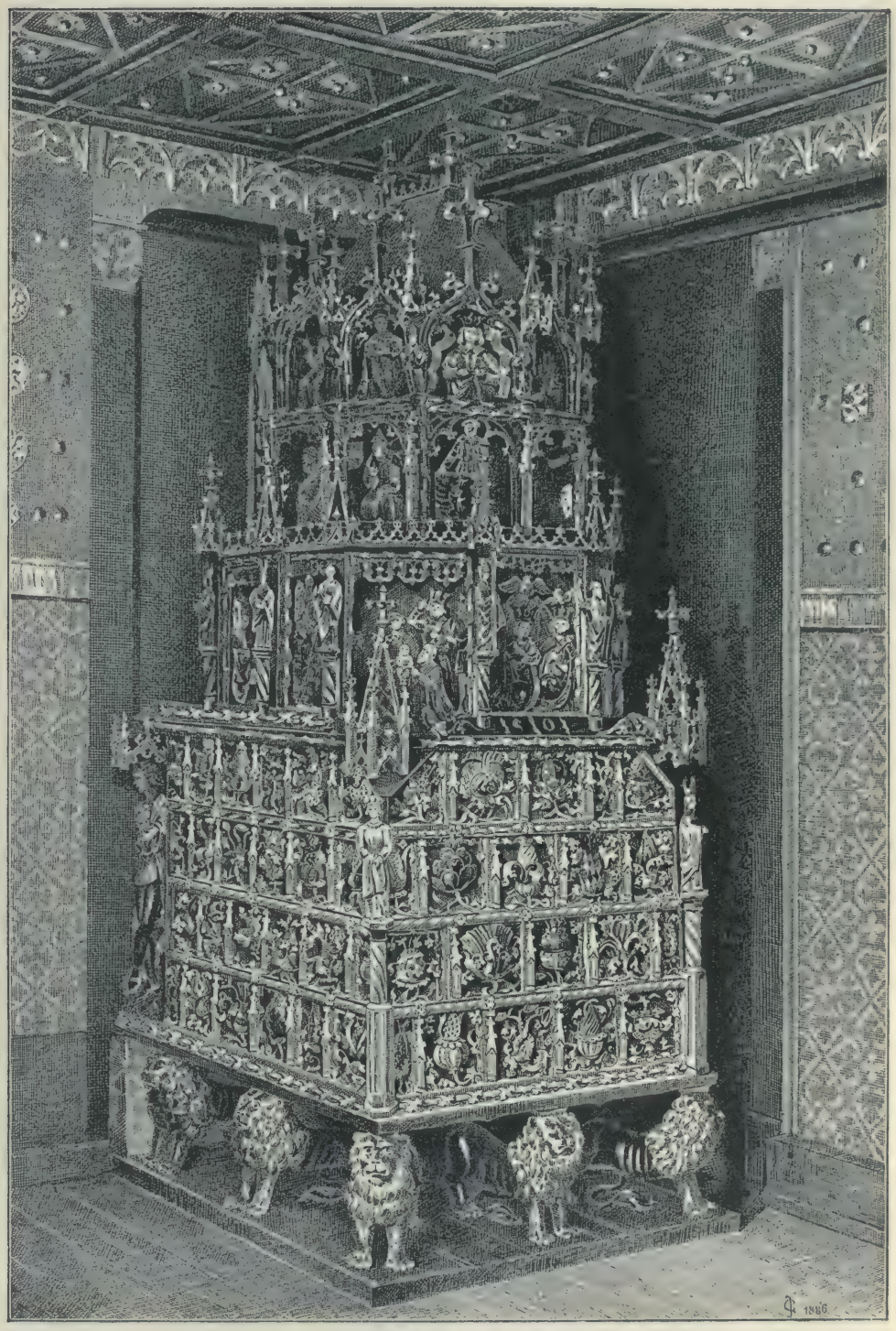
Ecken, Resten des einstigen Wehrganges, Zwingers und Wassergrabens, gibt noch immer ein malerisch wie historisch bedeutsames Bild.

Das Bürgerhaus hatte in der Stadt Salzburg zweifellos schon tief im Mittelalter den Anlauf zu jener eigenartigen Entwicklung genommen, von der wir später noch Einiges hören werden. Seine ältesten Bauformen sind unter den nachgefolgten Neuerungen fast bis auf die letzte Spur verschwunden. Nur hier und da verräth noch eine spätgothisch profilirte Thür- oder Fenstereinfassung das höhere Alter. Das Gleiche gilt von den

kleineren Orten des Landes, in denen übrigens die rusticale Bauweise vorherrschend blieb. Ein paar spätgothische Überreste bürgerlicher Herkunft finden sich noch aus der Zeit des Bergsegens an den Häusern einstiger reicher Gewerke zu Hofgastein und Rauris.

Die Veste Hohensalzburg allein, die von ihrer stolzen Höhe so unvergleichlich schön ins Land hinaus schimmert, darf auch ein wahrhaft imposantes Denkmal des mittelalterlichen Profanbaues in Salzburg genannt werden. Sein Bestand reicht urkundlich nachweisbar ins XI. Jahrhundert, höchst wahrscheinlich aber noch weiter, vielleicht sogar bis in die Römerzeit zurück. Es ist ja kaum zu denken, daß die klugen Machthaber einen so weithin dominirenden Lug-ins-Land wie den Schloßberg unbesetzt gelassen hätten. Die geistlichen Landesherren erbauten das Schloß als Stützpunkt ihrer Herrschaft, als Hauptwaffenplatz und Schutzwehr für Stadt und Land; sie hielten es darum fortwährend in besonderer Hut und Pflege und waren auf seine Erweiterung, Verstärkung und Verschönerung bedacht. Kein Jahrhundert, das nicht zu dem Alten Neues fügte und so allmälig jenen großartigen Complex von Gebäuden schuf, der von unten kaum geahnt den Besucher überrascht. Das Schloß spielte aber auch als Hauptfestung des Landes in seiner Geschichte eine hervorragende Rolle; die Aufgabe der „Festung" behielt es sogar, wiewohl derselben längst nicht mehr gewachsen, bis zur letzten Zeit und trägt volksüblich noch heute diesen Namen.

In der Gebäudemasse unterscheidet sich deutlich als Kern des Ganzen das eigentliche Hochschloß, auf den ersten Blick als Erbstück des Mittelalters erkennbar, und ein Kreis von jüngeren Zubauten und Vorwerken, zum großen Theile aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Die ältesten, namentlich romanischen Bauten sind unter den vorerwähnten späteren verschwunden. Das Hochschloß, zu Zeiten auch Wohnsitz der alten Landesherren, verdankt hauptsächlich dem thatkräftigen Erzbischof Leonhard Keutschach (1495 bis 1519) seine letzte Gestalt. Es trägt in allen Theilen den Stempel derber, auf wehrhaften Schutz und Trutz berechneter Spätgothik von der Wende des XV. und XVI. Jahrhunderts, wobei aber auch künstlerischer Schmuck nicht fehlte. Außer der schon besprochenen Schloßkirche im äußeren Burghofe fällt dem Eintretenden im inneren Hofe über dem Hauptthore die in reizender Form ausspringende Chornische einer kleineren gothischen Kapelle ins Auge, die leider ihres ehemaligen Flügelaltars und der sonstigen Einrichtung beraubt ist. Überall in den weiträumigen Stiegenhallen wie in den Gelassen erfreuen theils wuchtige Rippengewölbe, theils getäfelte Flachdecken und eine Fülle von Marmorsculpturen spätgothischen Charakters in gewundenen Säulen, markig profilirten Thüreinfassungen, reichgezierten Consolen und Tragsteinen den Freund der Gothik. Die Krone des Ganzen bilden aber die sogenannten Fürstenzimmer, einstmals Wohngemächer der Landesherren, aus einem großen Saale und zwei Stuben nebst kleiner Seitenkammer



Ofen auf der Veste Hohensalzburg.

bestehend. In ihrer reichen decorativen Ausstattung mit prächtiger Schnitzarbeit bieten sie aufs beste erhalten ein interessantes Originalbild fürstlicher Prunk- und Wohnräume jener Zeit. Der berühmte mächtige Ofen daselbst (von dem gegenwärtig auch das städtische Museum eine getreue Nachbildung aus Gyps in Naturgröße besitzt) dürfte als Meisterwerk gothischer Keramik ein Unicum auf deutschem Boden sein.

Von den mittelalterlichen Befestigungsbauten, welche einstmals in Verbindung mit den natürlichen Schutzmitteln durch Felsen und Fluß die Stadt umschlossen, stehen nur mehr einzelne Reste. Sie versehen gegenwärtig den leichteren Dienst romantischen Schmuckes in dem landschaftlichen Bilde Salzburgs. Die meisten fielen in der Noth des dreißigjährigen Krieges, da der große Erzbischof Paris Lodron (1619 bis 1653) Stadt und Schloß sammt den umgebenden Höhen mit allen Mitteln damaliger Fortificationskunst in Vertheidigungsstand setzte und zu einer Festung ersten Ranges umschuf, die für halb Baiern in der wiederholt nahegerückten Feindesgefahr eine Zufluchtstätte wurde. Das einzige noch ziemlich in seiner ursprünglichen Gestalt aus dem Mittelalter erhaltene Bollwerk trägt noch der Rücken des Mönchsberges in der sogenannten Bürgerwehre, einer hohen und mächtigen Sperrmauer mit fünf Thürmen, ehemaligem Wehrgang, Bastei, Zwinger und Graben, welche das Plateau des Berges von einer Absturzwand zur anderen durchquert. Sie wurde um 1486 erbaut; als ein Schaustück alter Befestigungsweise verdient das morsche laubumsponnene Gemäuer ebensosehr wie seines malerischen Reizes wegen die fernere Erhaltung.

Der geschilderte Entwicklungsgang der gothischen Architektur in Salzburg konnte natürlich auf die verwandten Künste nicht ohne Rückwirkung bleiben. Die Sculptur, und zwar zunächst jene in Stein, fand hierzulande ein wenig ergiebiges Feld. Ihre decorativen Aufgaben blieben bei der durchgängigen Einfachheit der Gebäude äußerst beschränkt. Das Beste findet sich an den Kirchenportalen, deren viele durch harmonische Gliederung und markige Profilirung in Marmor das Auge erfreuen. Auch Kunststein wurde schon damals hier und da, wie die hübsche Empore der Kirche in Zell am See zeigt, zu decorativer Sculptur verwendet.

Von der figürlichen und monumentalen Steinsculptur der Gothik besitzen wir dagegen noch manches kostbare Werk. Vor Allem sind hier die Grabdenkmale zu nennen, die in großer Zahl die Innen- und Außenwände, leider auch häufig noch den Fußboden unserer Kirchen bedecken. Der Friedhof und Kreuzgang in St. Peter, die Stiftskirchen Nonnberg und Michaelbeuren, aber selbst viele Landkirchen enthalten prächtige Exemplare dieser Art.

Reichen Schmuckes in spätgothischen Marmorreliefs darf sich das schon bekannte Schloßkirchlein St. Georg auf der Feste Hohensalzburg rühmen. Seine Außenseite zeigt eine Kreuzigungsgruppe und einen großen heiligen Christof, beide von geringem

Kunstwerthe, von höherem dagegen ein Denkmal des Erzbischofs Leonhard Keutschach aus dem Jahre 1515 in einer Mauerblende der Südwand. Dieses stellt in kräftigstem Relief, beinahe rund gemeißelt, den Erzbischof in lebensgroßer segnender Gestalt, mit den Pontificalien bekleidet, inmitten zweier Leviten, unter einem reich verzierten Baldachin stehend dar. Haltung und Gewandung der Hauptfigur sind gleich vortrefflich, die Modellirung des Kopfes, ohne Zweifel Porträt, von bewundernswerther Feinheit. Nicht ohne Interesse nimmt man in der Formenbildung bei ausgesprochen gothischem Gesammtcharakter das Nahen der Renaissance in leisen Anklängen wahr. Das schöne Denkmal, vom Erzbischof selbst errichtet, verdankt sein Entstehen einer Legende, der zufolge Leonhard in einer Vision sich selbst vom Fenster seines Hochschlosses aus das Erzstift segnend erblickt habe.

Nicht minder bedeutend ist der Schmuck des Innenraumes, bestehend in den lebensgroßen Relieffiguren der zwölf Apostel auf ebenso vielen

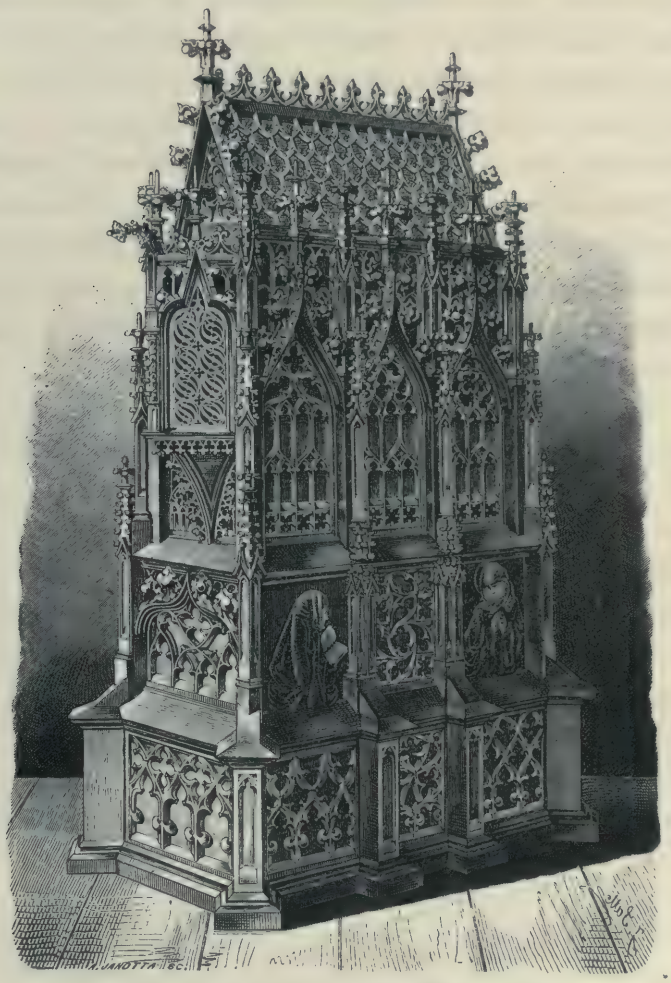
Messaverkleidung in der Kapelle des städtischen Museums in Salzburg.

den gothischen Grabsteinen ähnlichen Marmorplatten, welche an den Wänden des Chores und Schiffes vertheilt sind. Jede Figur hat über sich eine architektonische Bekrönung, zu Füßen aber einen der zwölf Sätze des apostolischen Glaubenssymbolums nach der im Mittelalter beliebten sinnigen Darstellungsweise. Der künstlerische Werth ist ungleich und deutet auf verschiedene Hände; neben hoher Schönheit findet sich auch viel Derbes und Ungelenkes in Zeichnung und Ausführung. Sämmtliche Gestalten aber bringen durch lebenskräftige Züge und scharfe Individualisirung den Realismus der Spätgothik mächtig zum Ausdruck. Ihr ernster Kreis in dem engen Raume übt eine ergreifende Wirkung, die gegenwärtig nur durch die trostlos weiße Tünche der übrigen Flächen und die zopfig modernisirte Einrichtung geschädigt wird.

Daß die Sculptur in Holz, die Schnitzkunst, ein Lieblingskind der Gothik, in Salzburg eifrige Pflege gefunden und einen hohen Grad der Blüte erreicht hat, darf bei der großen Menge gothischer Kirchenbauten, die wir oben kennen gelernt, nicht bezweifelt werden. Ihre innere Ausstattung mit Flügelaltären, Chor- und Betstühlen 2c. nahm ja vorzugsweise den Holzschnitzer in Anspruch. Nicht eben viele, aber bedeutsame Überreste davon blieben unserer Zeit erhalten. Einige derselben, soweit sie dem Bereiche der religiösen Kunst angehören, brachten wir schon mit der betreffenden Kirche zur Sprache. Auch der prachtvollen Holzornamentik der Fürstenzimmer auf Hohensalzburg, in Gold und Farbe prangend, wurde bereits gedacht. Hier sei nur noch auf das städtische Museum Carolino-Augusteum hingewiesen, welches namentlich in gothischen Schnitzwerken kirchlicher und profaner Bestimmung, in Altarresten, Reliefs, Heiligenbildern, Schränken und dergleichen eine ansehnliche Sammlung verwahrt. Die erste Stelle darunter behauptet der große in Gold gefaßte Tragschrein aus der Bürgerspital-Pfarrkirche, gewöhnlich, obwohl mit zweifelhaftem Rechte, als Reliquienschrein bezeichnet, ein Meisterwerk hohen Ranges aus der besseren Zeit der Gothik und dazu ein höchst selten gewordenes Gebrauchsstück des mittelalterlichen Cultus. Er zeigt die Gestalt eines auf verhältnißmäßig geringer Basis hoch aufsteigenden Hauses mit Strebepfeilern und Giebeldach, aus dessen vorderer Schmalseite ein Erker, das reizendste Stück des Ganzen, ausspringt. Sämmtliche Flächen sind in zierlichem Maßwerk, jedes Feld mit wechselnder Zeichnung filigranartig durchbrochen, und gestatten den Blick in den Innenraum. Das herrliche Schnitzwerk hat in Österreich einen einzigen, an Kunstvollendung freilich noch überlegenen Rivalen in dem berühmten Schreine der Pfarrkirche Möchling in Kärnten.

Wir können, bevor wir die gothische Sculptur verlassen, nicht umhin, auch hier wieder zum Schlusse einen kurzen Seitenblick auf die baierischen, einstmals salzburgischen Nachbarorte Berchtesgaden, Laufen und Reichenhall zu werfen. Die schönen gothischen Stiftskirchen daselbst erfreuen sich eines Reichthums an Sculpturen gleichen Stiles in

Holz wie in Stein, der auch für Salzburg, ihren gemeinsamen Ursprung, nicht ohne Bedeutung ist. Die Grabdenkmale der Fürstpröpste von Berchtesgaden aus dem XV. Jahrhundert dürfen dem Schönsten beigezählt werden, was die deutsche Gothik in Marmor gemeißelt hat. Salzburg kann ihnen heute nichts Gleiches mehr an die Seite stellen. Man



Tragschrein aus der Bürgerspital-Pfarrkirche in Salzburg.

frägt dabei unwillkürlich nach den Grabmonumenten der Salzburger Erzbischöfe, die mit dem alten Dome verschwunden sein mögen.

In der Malerei hat sich die Gothik bekanntlich ein paar völlig neue, bis dahin wenig oder nicht bebaute Felder eröffnet: die Tafelmalerei für ihre Flügelaltäre, die Glasmalerei für die großen Fenster, womit sie die Wände ihrer Bauwerke durchbrach oder vielmehr in ein luftiges Geäste von Maßwerk auflöste. Daneben malte sie auch noch

fleißig, viel fleißiger als man bis vor kurzem glaubte, al fresco fort und gab den Flächen, die ihre Architektur offen ließ, ein polychromes Gewand. Die wenigen erheblichen Überreste der gothischen Glas- und Freskomalerei lernten wir bereits in der Schloßkapelle Mauterndorf, sowie in den Kirchen Nonnberg und St. Leonhard kennen; kleinere Bruchstücke finden sich außerdem noch vielfach im Lande zerstreut oder tauchen bei Restaurirungsarbeiten aus der Tünche, leider selten mehr in brauchbarem Zustande, wieder auf. Nur die vorhandenen Tafelgemälde der gothischen Stilperiode, fast durchaus von einstigen Flügelaltären stammend, verdienen noch eine kurze Besprechung. Ihre Zahl und kunstgeschichtliche Bedeutung ist nicht gering, zumal sie in künstlerischem Zusammenhange stehen mit vielen in München, Freising und in verschiedenen Landkirchen Altbaierns befindlichen Tafelbildern, welche urkundlich oder durch gewisse gemeinsame Charakterzüge nachweisbar salzburgischen Ursprunges sind. Die fortschreitende Erforschung und Vergleichung aller dieser Bilder läßt immer bestimmter Salzburg als einen Centralsitz der gothischen Tafelmalerei erkennen, von dem diese, wenn auch nicht mit der Stilstrenge einer eigenen Schule, doch mit wohl erkennbarem Einflusse nach allen Richtungen ausstrahlte. Eine Bestätigung findet diese Annahme in der großen Zahl von Malern in Salzburg, deren Namen die Nekrologien, Zunft- und Bürgerbücher des XV. Jahrhunderts verzeichnet enthalten. Leider ist von keinem derselben ein sicheres Werk und umgekehrt von keinem der vorhandenen Werke der Meister bekannt.

Eine nähere Beschreibung der auf uns gekommenen Tafelbilder würde den hier gestatteten Raum bei weitem überschreiten. In Stadt und Land Salzburg besitzen das Stift Nonnberg, die Kirchen Großgmein und Liefering, Mariapfarr und St. Leonhard im Lungau, endlich das Museum Carolino-Augusteum manche werthvolle Stücke dieser Art aus dem XIV. bis XVI. Jahrhundert. Allen voran gehen wohl die vielgenannten vier Flügelbilder in der Pfarrkirche Großgmein, prächtige Gemälde auf Goldgrund, Mariä Reinigung, die Auffindung Jesu im Tempel, den Tod Mariens und die Sendung des heiligen Geistes darstellend. Das erstgenannte Bild trägt das Datum 1499, welches Alter bei der augenfälligen Herkunft aus Einer Hand annähernd für alle gilt. Naivetät des Ausdrucks, lebendige Bewegung, scharf individualisirende, aus dem Leben gegriffene Charakteristik der Gestalten, ganz besonders aber eine wunderbare Feinheit und Frische der Farbengebung zeichnen sie gleichmäßig aus, in merkwürdigem Gegensatze zu der Mangelhaftigkeit, ja selbst Unbeholfenheit der Zeichnung. Man hat sich gewöhnt, die eigenartigen Bildwerke dem schwäbischen Meister Bartholomäus Zeitblom oder doch seiner Schule zuzurechnen, ob mit Recht, bleibt mindestens zu bezweifeln. Uns scheint es überhaupt schwer, sie in eine der bekannten altdeutschen Malerschulen mit Sicherheit zu verweisen; ihr Urheber dürfte wahrscheinlich ein einheimischer Meister gewesen sein, der in guter

Schule das Malerhandwerk erlernte, zum fertigen Künstler aber sich selbst weiter bildete und als solcher dann seine eigenen Wege ging. — Weniger bekannt, aber kaum weniger bedeutend sind die vier Flügelbilder der Kirche Mariapfarr im Lungau, gleichfalls Scenen aus dem Leben Marias darstellend. Sie verdienen größere Beachtung, als sie bis jetzt in der Abgeschiedenheit des Gaues gefunden haben.

Endlich dürfen die Leistungen der Gothik in den sogenannten Kleinkünsten nicht übergangen werden. Daß sie in Salzburg bedeutend waren, kann bei der blühenden Lage des Landes und bei dem sprüchwörtlich gewordenen Reichthume seiner Fürsten zu jener Zeit nicht Wunder nehmen. Voran gingen in dem geistlich regierten Erzstifte natürlich die Kirchen und Klöster; noch heute besitzen die Stifte St. Peter und Nonnberg, die Kirchen St. Leonhard und Mariapfarr im Lungau wahre Perlen gothischer Goldschmiedkunst. Auch an gothischen Kelchen, Ostensorien, kunstreich gestickten Meßgewändern und dergleichen fehlt es in den Schatzkammern und Sacristeien nicht. Dennoch ist freilich Alles nur mehr ein Schatten des einst vorhandenen Reichthums. Wir wissen aus anderen Quellen nur zu gut, was Unverstand und Geschmackswechsel, Kriegsstürme und Geldnoth, Habsucht und Verschleppung in den alten Kunstschätzen Salzburgs angerichtet haben.

Die Zeit der Renaissance.

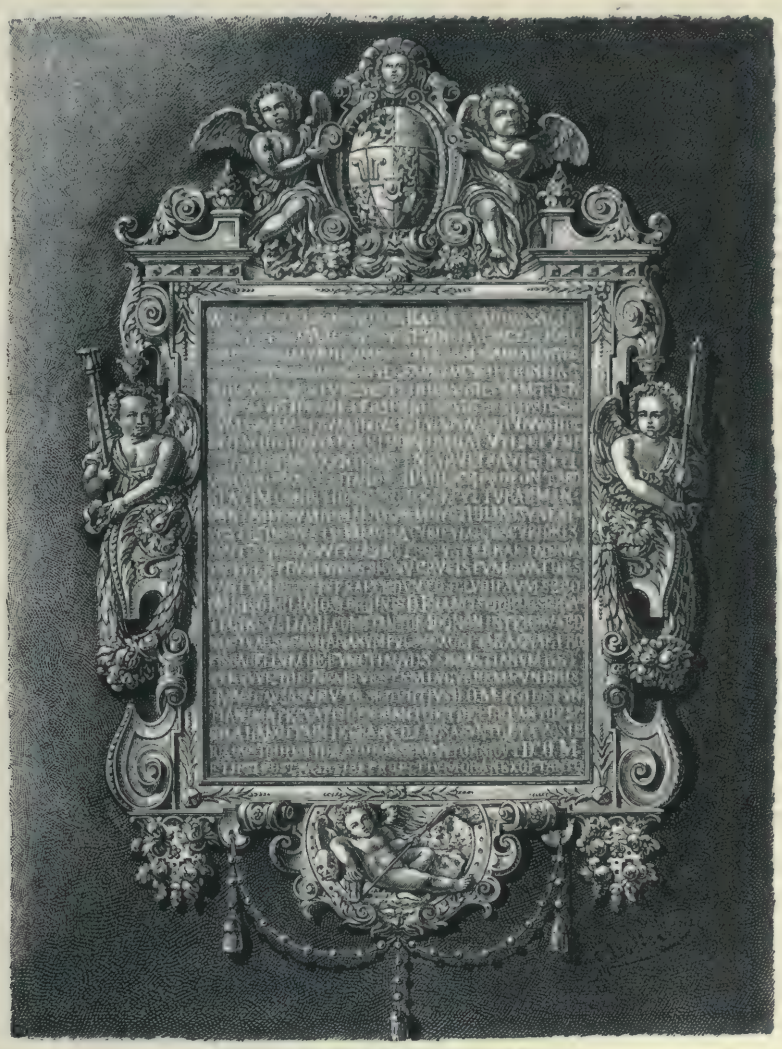
Das XVI. Jahrhundert brachte es bis gegen sein Ende für die Baugeschichte Salzburgs zu keiner Bedeutung. In den ersten Jahrzehnten lebte sich die alt gewordene Gothik vollends aus. Was sie da noch schuf, waren verkümmerte Spätlinge in den hergebrachten Formen ohne den alten Geist. Für einen kräftigen Umschwung und Einzug des Neuen waren aber die Verhältnisse damals wenig angethan. Mit dem Erzbischof Leonhard Keutschach, der 1519 starb, ging auch die goldene Zeit des Landes zu Grabe. Alsbald nach ihm brachen die Religionswirren und der Bauernkrieg mit seinen Schrecknissen herein; sie machten die alten Reichthumsquellen allmälig versiegen und zehrten mit ihren Nachwehen wie eine schleichende Krankheit am Mark und Blut des Landes. Es gab da noch lange Zeit zu viel der Sorgen und Bedrängnisse, als daß an ein kostspieliges Bauen zu denken war. In der That hinterließ das XVI. Jahrhundert nicht ein einziges Bauwerk, namentlich keine neue Kirche von Bedeutung, weder im Lande noch in der Stadt. An dem Kleineren aber was gebaut, oder richtiger was erneuert und umgebaut wurde, — darunter spielte besonders der Wiederaufbau der im Bauernkriege zerstörten Schlösser, Amts- und Herrenhäuser eine Rolle — trat bereits sichtbar der Kampf zu Tage zwischen der scheidenden Gothik und ihrer aus Süd herangezogenen Nachfolgerin, der Renaissance.

Der neue Kunststil, der in Italien dazumal schon ein volles Jahrhundert und darüber geblüht hatte, brach sich bekanntlich in den deutschen Landen nur schrittweise und

einigermaßen mühsam Bahn; in Salzburg konnte es ihm unter den kurz geschilderten Umständen nicht besser ergehen. Zu schnellem Siege hätte er einen mächtigen Bauherrn und Werke von durchschlagender Wirkung gebraucht. Beides fand sich erst gegen die Neige des XVI. Jahrhunderts, und zwar mit dem schon oben genannten Erzbischof Wolf Dietrich von Raitenau. Und hier tritt uns der merkwürdige Mann in freundlicherem Lichte entgegen; der gewaltsame Zerstörer des Alten war ein ebenso energischer Vorkämpfer, Förderer und Bahnbrecher des Neuen. Auf seinen Reisen durch Italien und Frankreich hatte er den Zauber der dort gerade zur höchsten Blüte herangereiften Renaissance in vollen Zügen eingesogen. Sie wurde sein Ideal, und dieses zu verwirklichen benützte er nun die Macht und die Mittel seiner neuen hohen Stellung mit dem Ungestüm der Jugend und eines heißblütigen Naturells. Seine Residenzstadt bot ihm dazu Anlaß und Gelegenheit genug. Diese von Grund aus nach südlichen Vorbildern umzugestalten und zu verjüngen, faßte Wolf Dietrich den Gedanken, und zwar unstreitig in großem und kühnem Geiste. Alsbald schritt er auch mit rücksichtsloser Energie zur That. Vor Allem brauchte er für seine Baupläne Raum; er schuf sich ihn durch massenhaftes Niederreißen alles dessen, was ihm im Wege lag. So entstanden in ihren Anfängen wenigstens jene großen und schönen Plätze, die noch heute ein Prunkstück Salzburgs sind; sie wurden sozusagen aus den Häuserknäueln herausgeschnitten. Gleichzeitig aber hub an allen Ecken und Enden das Bauen an. Leider gebrach es dabei an festem Plane, an Überlegung und Ausdauer. Es waren hauptsächlich Profanbauten, mit welchen der stolze Fürst seine Hauptstadt schmücken wollte: ein riesiger Marstall, ein prächtiges Sommerschloß, ein großes Kapitelhaus, mehrere Paläste für seine Verwandten; auch die alte bischöfliche Burg baute er zum großen Theile palastartig um und führte ihr gegenüber eine zweite Residenz (heute Regierungsgebäude) auf. Alles natürlich im neuen Stile der Renaissance und nach großem Schnitte, häufig allerdings mit mehr Prunk als wahrer gediegener Kunst. Viele von seinen Bauten blieben übrigens unvollendet oder fielen kaum fertig der Überstürzung oder dem Wechsel der Laune wieder zum Opfer.

Auch die Umgebung des Domes lichtete und veränderte Wolf Dietrich auf mancherlei Weise, doch an den altehrwürdigen Dom selbst, so sehr dieser seinem Geschmack widerstrebte, wagte er sich lange nicht. Da kam ihm der schon oben erwähnte Dombrand 1598 zu Hilfe. Wir schilderten bereits die grausame Art, wie das mächtige Gebäude sammt allen Nebenbauten in siebenjähriger Zerstörungsarbeit vernichtet wurde. Wolf Dietrichs hochfliegende Pläne gingen auf einen neuen Dom, der allen seinen Bauten die Krone aufsetzen und diesseits der Alpen nicht seinesgleichen haben sollte. Er erreichte dieses Ziel nicht. Anstatt des geträumten Domes hinterließ er inmitten all des Neugeschaffenen, wofür ihm der Dank der Nachwelt gebührt, im Herzen der Stadt eine wüste, traurige Lücke.

Den alten Domfreithof (heutigen Residenzplatz) hatte Wolf Dietrich mehrfach umgestaltet und durch verschiedene Bauten beträchtlich geschmälert; nach dem Dombrande beseitigte er ihn sofort gänzlich. Er erbaute dafür am äußersten Rande der Stadt den



Epitaphium der St. Gabriels-Kapelle in Salzburg.

schönen noch bestehenden Friedhof bei der Kirche St. Sebastian, von gewölbten Bogengängen im Viereck umschlossen, und errichtete in dessen Mitte als Mausoleum für sich die St. Gabriels-Kapelle. Die kleine Rotunde, nach außen einfach, stellt sich in dem mit Mosaik bekleideten Innenraume als ein zierliches Werk der Spätrenaissance dar.

Daß das Beispiel des Landesherrn nicht ohne mächtigen Einfluß auf die Bauthätigkeit auch aller übrigen Kreise blieb, versteht sich wohl von selbst. Das reiche Domkapitel, die

geistlichen Stifte und Klöster, der Adel und die Bürgerschaft folgten ihm theils aus freien Stücken, theils mehr oder weniger gezwungen im Niederreißen und Bauen, Erneuern und Verschönern nach. Was seine Reformpläne verlangten, mußte geschehen, man mochte wollen oder nicht, wobei er übrigens mit Förderung und Unterstützung jeder Art nicht kargte. Seine Großmuth gegen die Willfährigen kannte keine Grenzen. In kurzer Zeit bekam fast die halbe Stadt, wie der Chronist schreibt, eine neue Gestalt. Sie muß sich auch erheblich vergrößert haben, denn die durch die Demolirungen aus dem Inneren verdrängten Elemente setzten sich zum guten Theile an der Peripherie wieder an.

Und hier scheint es uns am Platze, auch auf das salzburgische Bürgerhaus, wie es in den alten Stadttheilen noch heute vorherrscht, einen kurzen Blick zu werfen. Es hat bekanntlich eine eigenartige, auf deutschem Boden seltene Gestalt, der man weder architektonische Schönheit, noch mit Rücksicht auf Klima und Lebensweise große Zweckmäßigkeit nachrühmen kann. Eng und massig an einander gedrängt, mehr in die Tiefe als Breite gehend, strebt das Gemäuer mit glatten unbelebten Außenwänden zu der Höhe von vier bis fünf Geschossen empor und schließt, oben mit einem horizontalen Gesimse das plattformartig construirte Holzdach verdeckend, ab. Weder der Erker- noch der Giebelbau des altdeutschen Bürgerhauses kam hier zur Geltung. Und wie das Äußere, so zeigt in fast typischer Gleichförmigkeit auch das Innere manchen eigenen Zug: ein meist unverhältnißmäßig großes Stiegen- oder nach ortsüblicher Sprachweise „Vorhaus" in der Mitte und offene, von Marmorsäulen getragene Bogengänge, welche das vordere Hauptgebäude mit einem oft ebenso großen Hinterbaue verbinden. Zwischen beiden ein enger Hofraum mit dem oft recht zierlichen Schmuck der erwähnten Säulengänge. Man gewöhnte sich dieses Salzburgerhaus „italienisch" zu nennen, und in der That mahnt es in einigen Stücken lebhaft an Italien. Manche Uferpartie unserer Stadt, wo die alten Bürgerhäuser in gequetschter Masse sich an die Salzach drängen, könnte ebenso gut am Po oder Arno stehen. Wir bemerkten früher, daß diese absonderliche Bauanlage in Salzburg unzweifelhaft hohen Alters, vermuthlich so alt wie die Stadt selber ist. Wie viel zu ihrer Entwicklung Einflüsse vom nahen Italien, die kaum ganz wegzuleugnen sind, mitgewirkt haben mögen, läßt sich heute schwer entscheiden, gewiß aber liegt der erste und natürlichste Erklärungsgrund in der Lage der Stadt und in der Art ihres Entstehens. Das felsige Becken, das heute die Stadt nach allen Seiten überquellend ausfüllt, bot von Anfang schon zwischen Berg und Fluß kargen Raum zur Besiedlung, und von diesem hatte den größten und — in den Augen des schutzbedürftigen Mittelalters wenigstens — besten Theil das Besitzthum der Kirche eingenommen. Für das Bürgerthum, das unter ihren Fittigen allmälig heranwuchs, blieb wenig übrig, mit seinem Erstarken wurde es bald zu wenig. Dieses mußte sich in engen Gassen und Gäßchen um den breitgelagerten Kern der kirchlichen Gebäude

drücken und nach aufwärts zu gewinnen suchen, was ihm unten für seine baulichen Bedürfnisse zum Wohnen und Hantiren an Raum, an Sonne, Luft und Licht gebrach. Man mußte mit einem Worte anstatt wie anderorts auf bequemerem Boden nebeneinander hier unter zweifachem Drucke übereinander bauen. So entstand das vielgeschmähte altsalzburgische Bürgerhaus; sein nach außen zurückhaltendes, nach innen gekehrtes Wesen, seine Giebelverachtung, sein Aufstreben in voller Masse zu ungewöhnlicher Höhe, endlich die für mannigfachen Gebrauch der Bewohner dienende Plattform des Daches findet darin die Erklärung. Das Haus gestaltete sich weder architektonisch noch rechtlich betrachtet zu einer Einheit, sondern zu einem Sammelbegriffe von Stockwerken, deren jedes als selbständiges Besitzobject seinen eigenen Herrn haben konnte und vielfach wirklich hatte, zum Theil noch heute hat. Unterbau und Dachung sind gemeinschaftlich, alles Übrige in horizontaler Schichtung getheilt. Daß das complicirte Verhältniß zu mancher Irrung Anlaß gibt und namentlich den baulichen Fortschritt gewaltig hindert, liegt auf der Hand. Man geht ihm darum schon seit Jahren nicht ohne Erfolg zu Leibe, doch ist es zu tief und fest gewurzelt, um sein volles Verschwinden so bald hoffen zu dürfen.

Wolf Dietrichs energische Baureformen konnten auch auf die geschilderte Entwicklung der bürgerlichen Bauweise in Salzburg nicht ohne Einfluß bleiben. Je mehr des Raumes seine neugeschaffenen Plätze und seine grandiosen Bauten im Herzen der Stadt wegnahmen, desto spärlicher und enger wurde er für das Bürgerthum. Dieses sah sich zum Theil, wie schon erwähnt, gegen die Peripherie, gewiß aber ebenso dem gewohnten Zuge folgend gegen die Höhe gedrängt. Die alten Bürgerhäuser erhielten um dieselbe Zeit ihre letzte, im Wesentlichen bis heute bewahrte Gestalt. So wurde Salzburg binnen wenigen Jahrzehnten aus einer Stadt des Mittelalters eine Stadt der Renaissance und Erzbischof Wolf Dietrich war deren Schöpfer. Das Viele und Große, das seine Nachfolger schufen, war im Grunde nur Fortwirkung seiner Impulse, Ergänzung und Vollendung seines Werkes.

Die Bauten Wolf Dietrichs waren durchaus noch im Stile der Hoch- und Spätrenaissance gehalten, mit ruhigen, klaren Linien, großen Flächen, maßvollem, meist sogar ziemlich magerem plastischen Ornament. Auch seine nächsten Nachfolger bis über die Mitte des XVII. Jahrhunderts blieben in ihren Bauwerken, dem neuen Dom voran, dieser Stilart treu. Erst um 1670 kam auf dem kirchlichen wie profanen Baufelde das bewegtere und üppigere Barock, ein halbes Jahrhundert später, um 1720, das Rococo in seiner reizenden Zügellosigkeit zum vollen Durchbruche. Keines natürlich im Sprunge; es ist interessant und bei den ansehnlichen Bauobjecten, die jede dieser Epochen in Salzburg auf kleinen Raum zusammengedrängt hinterließ, auch leichter als in großen Städten, die mannigfachen Wendungen, Übergänge, Fort- und Rückschritte der Stilbewegung zu verfolgen. Das Rococo behauptete seine Herrschaft bis zum letzten souveränen Erzbischof Hieronymus

Colloredo (1772 bis 1803), dessen wenige Bauten bereits den dürren Ausläufer der Renaissance, den eigentlichen Zopfstil, bekunden.

Aus dieser langen Jahresreihe verdient ein Zeitraum noch besonders hervorgehoben zu werden: die Zeit des Überganges vom Barock zum Rococo, beiläufig 1690 bis 1720. Man darf sie unbedenklich eine zweite Blütezeit der Architektur, ja der Kunst überhaupt in Salzburg nennen, der ersten gegen Ausgang des Mittelalters an Gehalt und Fruchtbarkeit kaum nachstehend und doch von ihr gar sehr verschieden. Jene hatte im Volksthum bis hinab zu dessen untersten Schichten gewurzelt, fast ausschließlich religiösen Zwecken gedient und ihr Wirken über das ganze Land ausgebreitet; diese zweite war dagegen fürstlich-vornehmen Ursprunges und Charakters, neben der kirchlichen auch der profanen Kunstrichtung in gleichem, ja stärkerem Maße zugewendet und mit ihren Schöpfungen fast einzig auf die Verschönerung der Hauptstadt und ihrer Umgegend bedacht. Der leuchtende Stern dieser Periode war Erzbischof Johann Ernest Thun (1687 bis 1709), der hochsinnige Stifter, der auch als prachtliebender Bauherr und Kunstmäcen seinen Namen in Salzburg unsterblich machte. Die Zahl seiner kirchlichen wie profanen Bauwerke von künstlerischem Range ist wahrhaft erstaunlich. Wir werden in der Folge Gelegenheit haben die bedeutendsten derselben vorzuführen; hier sei nur noch einer kunstgeschichtlich nicht uninteressanten Wendung, welche jene Periode für Salzburg brachte, kurz gedacht. Während des ganzen Mittelalters, besonders aber von Beginn der Gothik an, da die Kunstübung aus den geistlichen in bürgerliche Hände, aus den Klosterzellen in die Bauhütten und Werkstätten übergegangen war, stand Salzburg in Bezug auf Kunst und Künstler mit Baiern in engster Verbindung. Zwischen hier und den baierischen Kunststätten Regensburg, Landshut, Passau, München fand ein steter und reger Wechselverkehr statt, der zeitweise noch weiter bis Nürnberg und Augsburg sich erstreckte. Der geistliche Verband allein schon hatte Salzburg als Metropole Baierns auf diese Richtung gewiesen. Mit der Renaissance überließen sich beide — Salzburg und Baiern — für lange Zeit der künstlerischen Führung Italiens; von dorther verschrieb man sich fast ausschließlich die Architekten, aber auch Künstler anderer Art, namentlich Maler, Bildhauer und Stuccatorer in großer Zahl. Sie kamen theils direct, theils auf dem Wege über München hierher. Erzbischof Johann Ernest Thun und sein Nachfolger Franz Anton Harrach waren die Ersten, die für ihre Bauunternehmungen Meister der Kunst aus Wien beriefen, und zwar keine geringeren als die berühmten kaiserlichen Hofarchitekten Johann Bernhard Fischer von Erlach und Johann Lukas Hildebrandt. Damit war für Salzburg die künstlerische Herrschaft der Wälschen auf immer gebrochen und auch der Einfluß Baierns zurückgedrängt; an deren Stelle trat eine bis dahin völlig unbekannte Fühlung und Verbindung mit dem Kunstleben der österreichischen Lande und vor Allem Wiens, die auch in der Folge niemals mehr gänzlich

zerriß. Von dort an macht sich aber auch das Emportauchen einheimischer Kräfte zu künstlerischem Rang und Namen in stärkerem Maße als früher bemerklich; sie spielten durch das ganze XVIII. Jahrhundert neben den von außen berufenen Künstlern eine achtunggebietende Rolle und entfalteten eine Wirksamkeit, die bei einigen selbst in weite Kreise über Salzburg hinaus drang. Die verwandtere Schule der deutschen Meister scheint anregender gewirkt zu haben als jene der fremden. Was namentlich Fischer von Erlach betrifft, so ist es ein Verdienst der neuesten Forschung, sein fast in Vergessenheit gerathenes künstlerisches Wirken und Schaffen in Salzburg wieder ans Licht gezogen zu haben. Die Summe desselben ist überraschend groß und dürfte sogar durch weitere archivalische Aufschlüsse sich noch vermehren. Wir wüßten keinen zweiten in Salzburg jemals so viel beschäftigten Architekten, selbst die Zeit des Dombaues nicht ausgenommen, zu nennen, aber nach Wien auch keine zweite Stadt in Österreich, in der sein Genius sich durch so viele und glänzende Werke verewigt hat.

Aus der Menge der salzburgischen Renaissancebauten läßt sich hier nur das Bedeutendste im Einzelnen aufführen. Voraus sei bemerkt, daß auch während dieser Stilperiode im Lande — weniger freilich in der Stadt — der Kirchenbau sein altes Übergewicht behauptete. Die bereits große Zahl kirchlicher Gebäude wurde um nicht weniger als 104 neue vermehrt, daneben aber auch an den alten umgebaut, restaurirt und „modernisirt", daß es eine Freude, um nicht zu sagen, manchmal ein Jammer war.

Auch die Stadt Salzburg wurde von der Renaissance mit 14 weiteren Kirchen beschenkt, darunter mit dem neuen Dome und mehreren so ansehnlichen, daß eine davon füglich ein zweiter Dom genannt werden darf. Sie sind es vornehmlich, die mit ihren Kuppeln und glockenreichen Thürmen der Stadt die Signatur der geistlichen Metropole und jene festtägliche, südlich angehauchte Stimmung geben, für die man den durch lange Zeit beliebten, stark übergreifenden Ausdruck „deutsches Rom" erfand.

Unter den Kirchenbauten der Renaissance, um diesen wieder den Vortritt zu lassen, gebührt in jeder Hinsicht der erste Platz dem Dome. Was seiner Erbauung vorangegangen und durch welche Ereignisse sie veranlaßt worden, haben wir bereits erzählt. Der alte romanische Münster lag seit 1598, richtiger seit 1606, zerstört, um einem größeren und vermeintlich schöneren Dome an gleicher Stelle Platz zu machen. Der oftgenannte Erzbischof Wolf Dietrich war nicht der Mann, mit der Ausführung seiner Pläne, welche ihm der Dombrand so willkommen in die Hände gespielt, lange zu zögern. Kaum hatte der Abbruch begonnen, so berief er auch schon für den Neubau den venetianischen Baumeister Vincenzo Scamozzi (1552 bis 1616), einen Schüler Palladios, der durch zahlreiche Palast- und Kirchenbauten in Venedig selbst wie in verschiedenen Orten Oberitaliens seinen Namen berühmt gemacht hatte. Nach dessen von Wolf Dietrich genehmigten Bauplänen, welche in

der Hauptsache erhalten blieben, wäre der neue Dom in der That ein Gebäude von riesigen Dimensionen, genialer Anlage und reicher architektonischer Durchbildung geworden, mit Vorhalle, Haupt- und Querschiff, zu deren Seiten 18 kuppelförmig überwölbte, untereinander verbundene Kapellenräume eine Art von Nebenschiffen bilden sollten. Eine mächtige Kuppel war über der Vierung, eine zweite über dem Presbyterium beantragt, nach venetianischer Vorliebe wären deren vielleicht noch mehr geworden. Auch auf den Bau von Thürmen an der Westfront scheint der Plan Bedacht genommen zu haben. Die Maße im Lichten waren mit 135 Meter Länge für Hauptschiff und Chor, 95 Meter für das Querschiff, über 7.000 Quadratmeter Flächeninhalt projectirt; sie hätten sonach jene der größten deutschen Kirchengebäude, des Kölner und Speyerer Domes, um ein Beträchtliches überboten. Das Überschwängliche des Ganzen liegt auf der Hand. Der Riesenbau wäre außer allem Verhältnisse zur Größe der Stadt und des Erzstiftes, auch außer Verhältniß zu den Mitteln des Bauherrn gestanden und hätte seine Vollendung sicher niemals erlebt. Am 18. April 1611 ließ Wolf Dietrich zu diesem Dome den Grundstein legen und den Bau sofort mit seiner gewohnten Hast wirklich beginnen. Nicht wenig kostbares Steinwerk vom alten Dome scheint dabei als Material benützt und in die Grundmauern versenkt worden zu sein. Allein kaum waren diese über die Erdoberfläche hinausgestiegen, ereilte den Bauherrn 1612 sein selbstbereitetes Schicksal, kläglicher Sturz und Gefangenschaft, aus der ihn 1617 erst der Tod befreite. Mit Scamozzis grandiosem Baue war es nun für immer vorbei. Wir besitzen von dem gefeierten Meister nur ein paar kleinere Bauten, die er während seines Aufenthaltes in Salzburg um 1604 im Auftrage des Erzbischofs nebenher ausführte oder wenigstens entwarf: einige in edelster Renaissance gehaltene Theile sowie vermuthlich auch die reizend decorirte Haupttreppe des heutigen Regierungsgebäudes und ein an sich schönes, aber völlig unharmonisch und störend eingebautes Oratorium in der Franciscanerkirche, welche für die Gottesdienste der Domkirche während des Neubaues ausersehen war.

Wolf Dietrichs Nachfolger Marx Sittich von Hohenembs faßte einen den Verhältnissen besser entsprechenden Bau des Domes ins Auge und berief hierzu an Scamozzis Stelle gleichfalls einen wälschen Meister von bescheidenerem Namen: Santino Solari aus Como. Er war aus guter Schule, einer von den unzähligen Architekten, womit Italien dazumal die halbe Welt versorgte. Dieser lieferte schon 1613 zu einem beträchtlich kleineren und einfacheren Gebäude, in den Grundformen der Peterskirche von Rom nach damals beliebter Weise nachgebildet, die Pläne; 1614 wurde neuerdings der Grundstein gelegt und auf neuen Grundmauern der Bau abermals begonnen. Marx Sittich und nach dessen 1619 erfolgtem Tode Erzbischof Paris Lodron führten ihn unter Solaris Leitung so rüstig fort, daß nach 14 Jahren die auch jetzt noch großartige Kirche in der Hauptsache

Die gegenwärtige Domkirche in Salzburg.

fertig und zur Einweihung bereit stand. Am Rupertsfeste 1628 erfolgte die letztere mit außerordentlicher Feierlichkeit und Pracht im Beisein fast des ganzen baierischen Hofes. Die Drangsale des dreißigjährigen Krieges verzögerten indeß noch lange die gänzliche Vollendung. Des Erzbischofs Paris erste Sorge nahm während des Baues die wiederholt nahe gerückte Feindesgefahr und die Vertheidigung der Stadt und des Erzstiftes in Anspruch. Sein Hofbaumeister Solari leitete gleichzeitig mit dem Dombaue auch die für jene Zeit großartige Fortification der Hauptstadt, mußte rings um dieselbe Festungswerke aufführen, die Schlösser und die Pässe des Landes in wehrhaften Stand setzen. Erst nach Wiederkehr des Friedens brachte Erzbischof Guidobald Thun um 1655 durch Aufführung der beiden Thürme und Vollendung der Westfront den Bau zum Abschlusse. Die innere Ausstattung währte noch länger; gegen 1680 endlich unter Erzbischof Max Gandolf Khünburg konnte man sie in allem Wesentlichen vollendet nennen. Aber auch fast jeder der nachfolgenden Erzbischöfe verewigte seinen Namen im Dome durch irgend eine monumentale Zuthat.

Es war eine harte Kriegszeit, die leidenvollste des deutschen Reiches, in der der neue Dom sozusagen mit dem Schwerte in der Faust erbaut wurde. Wüster Waffenlärm mischte sich mehr als einmal in die Arbeit der Künstler und Bauleute. Daß trotz alledem der gewaltige Bau energisch und unentwegt und, was noch mehr sagen will, ohne Schuldenlast oder Bedrückung des Volkes ausgeführt wurde, war nicht die geringste unter den Thaten des großen Paris Lodron. Aber auch manche schwache Seite der Gestalt des Bauwerkes findet damit die Erklärung.

Der heutige Dom stellt sich in den völlig klaren Formen einer Basilika mit hohem Mittel- und Querschiffe, niedrigeren Abseiten, Kuppel über der Vierung, Vorhalle und zwei Thürmen an der Westfront dar, Alles aus Einem Gusse im Stile der Spätrenaissance mit merklichem Übergehen zum Barock. Er ist in Quadern aus dem Sandsteine (Nagelfluh) des Mönchberges aufgeführt, die Front sammt Thürmen mit weißem Marmor überkleidet. Seine Dimensionen (Länge 99 Meter, Breite im Querschiffe 68 Meter, im Langhause 45 Meter, Höhe der Hochschiffe 31 Meter, der Kuppel 65 Meter, der Thürme 79 Meter, Gesammtbaufläche 4.500 Meter) sind sehr bedeutend und weisen ihm unter den größten Domen Österreichs und Deutschlands den Platz ungefähr in der Mitte der Reihe an. Als Denkmal der kirchlichen Renaissance hat er auf deutschem Boden keinen Rivalen. Nach dem Muster der Peterskirche sind Chor und Querschiff in weit ausladendem Halbrund geschlossen, die Nebenschiffe aber in je vier unter sich verbundene Kapellen getheilt und über denselben Oratorienräume von imposanter Ausdehnung angebracht, welche mittels hoher Doppelöffnungen mit Marmorbalconen in die Hochschiffe münden. Im Äußern fällt der Gegensatz der Front sammt Thürmen zu dem übrigen Baukörper einigermaßen

störend auf. Erstere prangt in lebhafter Gliederung, mit dreifacher Pilasterstellung übereinander, reichlichem Sculpturenschmuck an Statuen und decorativem Beiwerk; alle anderen Seiten dagegen wie auch die Kuppel zeigen kahles, fast trotzig aufsteigendes Gemäuer,

Gewölbedecoration im heutigen Regierungsgebäude in Salzburg.

außer den Fenstern durch wenige Linien belebt. Man fühlt sich dabei an die vorerwähnten gleichzeitigen Festungsbauten Solaris gemahnt, die dem guten Meister wohl ebenso viel zu schaffen geben mochten wie der Dom. Dennoch wirken diese ungemein klar entwickelten Massen kaum minder bedeutend als die schmuckbeladene Front. Dazu trägt besonders auch die herrliche freie Stellung des Gebäudes inmitten dreier großen Plätze, wie sie den alten Kathedralen selten beschieden ist, bei.

Das Innere betritt man durch eine hoch gewölbte schmucklose Vorhalle mit drei Marmorportalen. Es übt eine mächtige Wirkung durch Großräumigkeit, Ebenmaß der Verhältnisse und vollendete Harmonie des Details; Alles athmet eine heitere, wiewohl etwas kühle, gemessene und von profanem Anhauche nicht gänzlich freie Noblesse. Der Abgang warmen Farbentones, der ursprünglich vielleicht nicht bestand, macht sich heute entschieden fühlbar. Wahrhaft kunstvoll und reizend dagegen ist der Stuccaturenschmuck, der im Inneren alle Wandflächen und Gewölbe überkleidet. Sein Reichthum, dabei sein maßvolles Sich-Anschmiegen an die Architektur, endlich die graziöse Feinheit und Eleganz der Einzelbildungen erregt in gleichem Maße Bewunderung. Die Ausstattung der Innenräume in Sculptur und Malerei stimmt wohlklingend zu dem Baue, hält jedoch mit dessen Großartigkeit und Schönheit nicht durchaus gleichen Schritt. Die elf Altäre von Marmor zeigen noch die edlere Formenbildung der Spätrenaissance von barocken Zuthaten ziemlich frei; der Hochaltar und die beiden großen Altäre des Querschiffes verdienen Prachtstücke ihrer Art genannt zu werden. Die figürliche wie ornamentale Sculptur erreicht dort zum Theil einen classischen Rang. Einfacher, doch ebenso stilgerecht und durch Schönheit des Marmors wie durch Adel der Form ausgezeichnet, sind die Altäre der Seitenkapellen. Sie wurden erst um 1665 durch Antonio Dario, den Erbauer des Residenzbrunnens, hergestellt. Die übrigen Meister der Steinsculpturen wie der Stuccaturen, vermuthlich meist Italiener, sind leider unbekannt.

Erwähnenswerth scheinen uns noch die großen Epitaphien der zehn Erzbischöfe von Marx Sittich bis zu Hieronymus Colloredo, der als letzter die Säcularisation überlebte, 1812 in Wien starb und in der dortigen Stefanskirche sein neuestens arg zugestutztes Grabdenkmal besitzt. Sie erheben sich im Anschlusse an die Architektur völlig gleich gestaltet und symmetrisch im Chore und Querschiffe aufgestellt zu ansehnlicher Höhe und ziehen mehr durch prunkhafte als künstlerisch edle Sculptur in verschiedenen, zum Theile kostbaren Steinarten das Auge auf sich. Jedes trägt in Öl gemalt das Porträt des betreffenden Erzbischofs. Abgesehen von der historischen Bedeutung kommen diese Denkmale auch als belebender Schmuck den mächtigen Räumen vortrefflich zustatten. Auffallend karg bedacht, ja fast vernachlässigt blieben im Dome zwei Ausstattungsobjecte, die sonst gewöhnlich durch decorativen Kunstaufwand sich hervorthun: das Chorgestühl und die Kanzel. Ihr ärmliches Aussehen stand zu dem Übrigen in verletzendem Contraste, bis erst die jüngste Restaurirung 1859 für eine würdigere Neuherstellung sorgte.

Der Gemäldeschmuck des Domes ist dem Ursprunge wie dem Kunstwerthe nach sehr verschieden. Schon während des Baues berief Erzbischof Paris Künstler aus Italien zur malerischen Ausschmückung des Inneren hierher. Ihr Führer war der florentinische Servitenmönch P. Arsenio Mascagni, dem sich Antonio Solari, ein jüngerer Verwandter

des Dombaumeisters, und Francesco da Siena zugesellten. Diese führten die sämmtlichen Freskogemälde, die zwei großen Wandgemälde im Chore und die Ölbilder der drei Hauptaltäre aus.

Was zunächst die Fresken betrifft, welche die Innenflächen der Kuppel und die Gewölbe der Hochschiffe bekleiden, so litt ihre Anordnung und Wirkung unter der vom Architekten auferlegten Fessel der Zersplitterung in zu viele und kleine Felder. Er legte das decorative Hauptgewicht offenbar auf die Stuccatur und bannte die Malerei in nicht weniger als 81 reizend eingerahmte Flächen verschiedenster Größe und Gestalt. Ihre Menge wirkt unruhig und ihr Inhalt geht infolge der Kleinheit des Formats sowie der Höhe ihres Standortes für den Beschauer halb verloren. Dies ist um so mehr zu beklagen, als Mascagni wie Solari unbestreitbar Meister hohen Ranges waren und hier einen Gemäldecyclus schufen, der im Ganzen betrachtet dem Besten, was die Malerei aus jener Zeit auf deutschem Boden aufweist, beigezählt werden darf. Die größeren Fresken des Chores und Querschiffes, noch mehr die beiden Wandbilder des Chores sind Meisterwerke von packender Schönheit. Das Gleiche gilt von den Bildern der zwei großen Seitenaltäre, wogegen leider gerade jenes des Hochaltars bedeutend schwächer ist.

Mascagnis Pinsel verräth den Einfluß, vielleicht die Schule des großen Florentiners Fra Angelico da Fiesole mit ihren Vorzügen und Mängeln. Er spricht sich in dem Adel und Liebreiz der Gestalten, in der Innigkeit der Empfindung, in dem weichen heiteren Farbenschmelz ebenso deutlich aus wie in dem Abgange lebendiger Charakteristik und individuellen Ausdruckes. Zu freierer Bewegung und Naturwahrheit brachte es sein Schüler Antonio Solari, wie dessen herrliche Wandbilder, Christus in der Vorhölle und die Grablegung, im Chore des Domes beweisen. Auch die Stiftskirche St. Peter besitzt ein großes, flüchtig und derb gemaltes, aber ergreifend componirtes Bild desselben Meisters, die Kreuzigung.

Nicht unerwähnt lassen möchten wir die köstliche, bis heute erhaltene Farbenfrische der Altar- und Wandbilder. Die Gewölbefresken brachte der letzte Dombrand 1859 dem Verderben nahe, so daß man einen großen Theil derselben durch längere Zeit für unwiederbringlich verloren hielt. Einer geschickten Restaurirung gelang es zum Glück, sie über Verhoffen gut wieder herzustellen und wenigstens die ursprüngliche Zeichnung derselben vollständig zu retten. Die Altarbilder in den Seitenkapellen rühren von verschiedenen Malern des XVII. Jahrhunderts, Joachim Sandrart, Franz Neve, Karl Scretta und Heinrich Schönfeld, her. Nicht alle sind in ihrem Kunstwerthe des Domes würdig; nur Schönfelds „Rochus und Sebastian" wird als ein Meisterbild hohen Ranges einstimmig anerkannt. Auch in den Oratorien mit der Ruperts- und Virgilskapelle (erstere durch prächtige Ornamentik ausgezeichnet), sowie in den zwei Sacristeien finden sich gute, zum

Theile vorzügliche Gemälde von Mascagni, Solari, Andreas Rensi und Franz Reve. In neuester Zeit wurde der Gemäldekreis des Domes noch mit den Bildern der vier Evangelisten an den Pendentifs der Kuppel von August von Wörndle in Wien (an Stelle der vom Brande 1859 zerstörten) und mit den wohl gelungenen Darstellungen des Kreuzweges an den Zwischenwänden der Seitenkapellen, von Ludwig Glötzle in München gemalt, vermehrt. Die augenscheinlich zur Aufnahme von Fresken bestimmten Gewölbefelder in diesen Kapellen wie auch in den Oratorien sind leider leer, das einzig Unvollendete im ganzen Gebäude.

Auch der heutige Dom ist der dominirende Mittelpunkt, das architektonische Glanzstück Salzburgs, mit Recht sein Stolz. Eines jedoch, der weihevolle Altershauch, der seinen Vorgänger einst durchweht hatte, bleibt ihm versagt. Für das Jahrtausend, das über dieser christlichen Cultusstätte hingegangen, für die Rolle, die sie im Kirchenleben Deutschlands und darüber hinaus gespielt, die Schicksale und Thaten, deren Zeuge sie gewesen, die Geschlechter, die sie kommen und schwinden gesehen, hat der verjüngte Bau mit Allem, was er einschließt, keine Sprache mehr.

Die zweitgrößte Kirche Salzburgs, die ehemalige Universitäts-, nun Studienkirche zu Mariä Empfängniß, wurde vom Erzbischof Johann Ernest Thun in den Jahren 1696 bis 1707 nach dem Plane und unter der Leitung des oben genannten kaiserlichen Hofarchitekten zu Wien Johann Bernhard Fischer von Erlach erbaut. Sie ist unseres Wissens das größte Kirchenbauwerk dieses Meisters, seiner berühmten Wiener Karlskirche, wiewohl in Kunstrang und Glanz der Erscheinung nachstehend, doch an Umfang überlegen. Wie schon erwähnt, könnte sie auf den Namen eines „zweiten Domes" in Salzburg Anspruch machen. Ihr Baustil ist vollkräftiges, an Rococo streifendes Barock. Die Maßverhältnisse sind bedeutend: die Länge beträgt 81 Meter, die größte Breite 35 Meter, die gesammte Baufläche rund 2.700 Quadratmeter. In der Anlage stellt sich das Gebäude als ein oblonger Centralbau dar, mit längerem Haupt- und kürzerem Querschiffe, deren Axen sich im Halbirungspunkte schneiden. Die Gewölbe erreichen die Höhe von 29 Meter, über der Vierung erhebt sich bis auf 57 Meter eine stattliche Kuppel. Die Winkel zwischen den Kreuzarmen der Hochschiffe füllen nach innen oval geformte Kapellen mit großen Oratorienräumen darüber aus. Sie öffnen sich gegen das Hauptschiff in hohen, gegen das Querschiff in niedrigeren Bogen und stellen durch diese zweifache Verbindung zugleich eine Art von Nebenschiffen her.

Das Äußere der Kirche fällt zunächst durch lebhaft, fast unruhig bewegte Formen und eine im Verhältnisse zur Grundfläche überspannte Höhenentwicklung ins Auge. Ein architektonisches Prunkstück origineller Art ist die Front, in breiter Bogenlinie mit weit geöffneter Vorhalle ausbauchend und von zwei kräftigen Glockenthürmen flankirt, die nach

Die Studienkirche zu Mariä Empfängniß in Salzburg.

oben mehr absonderlich als schön mit Voluten, geschweiften Balustraden und Statuen an den Ecken abschließen. Reichliches decoratives Beiwerk dieser Art belebt die ganze Front, die malerisch recht wirksam, doch von einem gewissen pomphaften Schwulste nicht freizusprechen ist.

Bei weitem ruhiger und edler ist der Eindruck des Inneren. Die großen Verhältnisse und die vornehmen spätrömischen Formen der Architektur wirken trotz einzelner Bizarrerien bedeutend. Sie würden es noch mehr, wenn nicht das eintönige Weißgrau und das unfertige Aussehen des Ganzen störend hinzukäme. Die prächtige Architektur mit flotter, aber

sparsam angebrachter Stucco-Ornamentik war offenbar auf die Mitwirkung eines reichen Sculpturen- und Farbenschmuckes berechnet, den man ihr schuldig blieb. Die kahlen Flächen seufzen förmlich nach Gemälden, die leeren Nischen nach den Statuen, für die der Architekt sie geschaffen hat.

Auch die sonstige innere Ausstattung entspricht nicht der Größe und künstlerischen Bedeutung des Bauwerkes. Mit Ausnahme des Hochaltars sind sämmtliche Altäre aus Holz in kläglichstem Rococo mit ebenso werthloser decorativer wie figürlicher Schnitzarbeit aufgebaut. Von den Altarbildern darf man nur die zwei an den Altären des Querschiffes als schön, vielleicht sogar als den Hauptschmuck der Kirche bezeichnen. Sie sind Werke des seinerzeit berühmten kaiserlichen Hofmalers Johann Fr. Rottmayr von Rosenbrunn (1660 bis 1727), eines gebornen Salzburgers, und dürften zu den besten Schöpfungen seines Pinsels zählen. Ihren Gegenstand bilden Scenen aus dem Leben des heiligen Benedict und Karl Borromäus, Schutzpatrone der einstigen Universität. Zeichnung wie Farbengebung, an die Weise des Rubens erinnernd, sind vorzüglich, die Composition voll Leben und Ausdruck.

Bei dem Namen Rottmayr wollen wir nicht unterlassen, auf ein noch höher geschätztes Bild von seiner Hand aufmerksam zu machen. Dasselbe ziert den Altar einer Seitenkapelle in unserer Franciscanerkirche und stellt den heiligen Franciscus als Nothhelfer und Fürbitter der Bedrängten dar. Bekanntlich hat Rottmayr seine ungemein fruchtbare Thätigkeit hauptsächlich in Wien, Niederösterreich und Baiern entfaltet. Aber auch Salzburg besitzt von ihm in den Kirchen, in der Residenz und anderen Orten außer den obigen noch eine ansehnliche Zahl von Gemälden, die meisten freilich von bedeutend geringerem Werthe.

In unserer Studienkirche erscheint noch das Presbyterium beachtenswerth durch ein in seiner Art interessantes Paradestück des übermüthigsten Rococo. Der Hochaltar daselbst besteht nur aus der Mensa mit einem kleinen in Marmor und Gold aufs reichste ausgeführten Aufsatze. Über ihm aber thürmt sich, die ganze Abschlußwand des Chores bis zum Gewölbe ausfüllend, ein riesiges Stuccaturwerk, die Glorie der Immaculata darstellend, auf: ein augenverwirrendes Gemenge von Wolken, flatternden und jubilirenden Engeln, in deren Mitte die Gestalt der Heiligen auf der Weltkugel emporschwebt. Das Ganze voll sprudelnder Phantasie, künstlerischer und technischer Bravour; leider beeinträchtigt das fahle Colorit und der Lichtmangel die Wirkung. Der Meister dieses großartigen Werkes, vermuthlich ein Italiener, ist in Vergessenheit gerathen; hoffentlich bringt fortgesetzte Forschung seinen Namen wieder an das verdiente Licht.

Von den übrigen kleineren Kirchengebäuden des Barockstiles in Salzburg seien hier nur noch jene kurz aufgeführt, welche mit der Studienkirche zugleich in der oben

erwähnten Blütezeit der Architektur um die Wende des XVII. und XVIII. Jahrhunderts entstanden sind. Bei bescheidener Größe haben sie sämmtlich Anspruch auf den Rang künstlerisch und stilgerecht ausgeführter Bauwerke. Keinem derselben fehlt es an dem obligaten Schmucke von Stuccaturen, Gemälden und besonders reichlich aufgewendetem Marmor. Die St. Erhards-Pfarrkirche in der Vorstadt Nonnthal und die Cajetanerkirche, die beiden ältesten der Reihe, wurden von dem baierischen Hofarchitekten Kaspar Zugalli aus München, die anderen aber, Dreifaltigkeits-, Ursulinen- und St. Johannisspitals-Kirche, von J. B. Fischer von Erlach aus Wien erbaut. Nebenbei bemerkt, ist auch die schöne Wallfahrtskirche Maria-Kirchenthal im Pinzgau ein Werk desselben Meisters. Nicht ohne Interesse scheint uns endlich noch, daß alle diese Kirchen, sowohl jene von Zugalli als die von Fischer von Erlach, eine ausgesprochen centrale Anlage gemein haben, welche bei dreien derselben zum vollkommenen Rotundenbau mit Apsiden und Kuppelbekrönung entwickelt ist.

Dem Rococostile ließ der schon vorhandene Kirchenreichthum der Stadt Salzburg wenig Raum mehr auf dem Felde der kirchlichen Architektur übrig. Das jüngste lustige Kind der Renaissance kehrte ja bekanntlich seine stärkste und liebenswürdigste Seite überhaupt dem Profanen zu, der Ernst der Kirche widerstrebte eigentlich seinem Naturell. Es ließ darum auch unsere älteren Kirchen, die Stiftskirche St. Peter, wie wir oben gezeigt, ausgenommen, ziemlich unbehelligt. Einen einzigen nennenswerthen Repräsentanten dieser Stilperiode besitzt die Stadt in der 1754 vom Grunde neu erbauten Kirche St. Sebastian. Sie ist heute — vor dem Brande von 1818 mag es anders gewesen sein — herzlich nüchtern; nur ihr herrliches Marmorportal und ein kunstvoll gearbeitetes Eisengitter, beide wahre Glanzleistungen des Rococo, nehmen das Interesse des Kunstfreundes in Anspruch.

In den Kirchen des Landes außerhalb der Hauptstadt war die Renaissance als Baustil zwar quantitativ, wenig aber qualitativ fruchtbar. Das Meiste, was sie dort schuf, ist praktisch verständig, für die vielfach geänderten Bedürfnisse des Cultus und der Gemeinde oft sogar vortrefflich angelegt, in der Beschaffung von freiem Raum, Luft und Licht der Gothik vielfach überlegen, aber formenarm und nüchtern bis zur völligen Stillosigkeit. Den Mangel ersetzte freilich, und zwar meist im Rococostile, eine desto schmuckreichere innere Ausstattung, nicht selten in schreiender Überladung.

Als kirchliche Bauwerke von Bedeutung verdienen hier besonders genannt zu werden: die große Stadtpfarrkirche in Hallein, an Stelle einer gothischen Kirche 1767 bis 1774 in nahezu profanisirendem Zopfstile erbaut; ferner die zweithürmigen Wallfahrtskirchen Mariaplain und Kirchenthal, erstere 1674 erbaut und durch ihre reiche innere Ausstattung bemerkenswerth, letztere ein bis auf die unschöne Front durchaus

edel gehaltener Bau Fischers von Erlach aus dem Jahre 1700, endlich die Kirche in Dürnberg, ein weithin leuchtender Quaderbau aus rothem Marmor. Diese ist schon 1594 bis 1609 erbaut, eine der wenigen Kirchen, womit Erzbischof Wolf Dietrich das Land beschenkt hat. Auffallend sind an ihren ziemlich trockenen Bauformen einige in so später Zeit überraschende Nachklänge der Gothik.

Zur profanen Architektur der Renaissanceperiode übergehend, können wir fast nur von der Stadt Salzburg reden. Auf diese concentrirte sich alles Bedeutende, was die Baulust der Landes- und Kirchenfürsten von Wolf Dietrich bis zur Säcularisation zu profanen Zwecken schuf. Obenan steht darunter das erzbischöfliche, nun kaiserliche Residenzschloß im Herzen der Stadt, zur Unterscheidung vom Sommerschlosse Mirabell ehemals auch die Winterresidenz genannt. Es nimmt dieselbe Stelle ein, wo seit Anfang des XII. Jahrhunderts der Hof oder die Burg der geistlichen Landesherren, ein wie es scheint wirrer Complex von Gebäuden jedes Alters, von denen keine wahrnehmbare Spur mehr übrig ist, gestanden hatte. Als Erbauer der heutigen Residenz und Gründer ihrer neueren Gestalt ist wieder Erzbischof Wolf Dietrich zu nennen; sie wurde indeß von seinen Nachfolgern fort und fort erweitert und verschönert. Es war kaum Einer, der sich nicht hier ebenso wie am benachbarten Dome in irgend einer Weise monumental verewigt hätte. Von einem einheitlichen Plane und Baustile kann bei solcher Entstehung keine Rede sein. Die Residenz ist ein weitläufiges, vielgliedriges Gebäude mit drei großen Höfen und ebenso vielen Fronten, jede in einer anderen Stilart der Renaissance. Ihre Architektur ist durchaus prunklos, mit dem Bauluxus anderer Fürstenschlösser nicht zu vergleichen, aber großräumig und fürstlich vornehm gehalten. Eine Hauptzierde ihres Inneren wie Äußeren bilden die schönen, zum Theile prachtvollen Marmorarbeiten in Portalen, Brunnen, Treppenbalustraden und dergleichen. Sie enthält ungefähr 180 Gemächer, darunter eine stattliche Galerie und fünf Säle, mit Stuccaturen, Decken- und Wandgemälden wohl geziert. Ihre einst reiche Ausstattung wurde in der der Säculariſirung nachfolgenden Kriegszeit, namentlich bei den Einfällen der Franzosen, gar sehr gelichtet. Erst in neuerer Zeit erfreut sich dieselbe, seit die Residenz zum Wohnsitze von Mitgliedern des Allerhöchsten Kaiserhauses erkoren ist, wieder eines entsprechenden Zustandes.

Von den verschiedenen Tracten der Residenz kehrt der südliche, mit dem großen sogenannten Carabiniersaale, seine Längenfront dem Dome zu. Sie ist eine Palastfront aus der Zeit Wolf Dietrichs im Gepräge der Spätrenaissance mit einfachen, etwas steifen Linien und arm an Plastik. Wir müssen sie aber deshalb besonders erwähnen, weil sie dem prachtliebenden Erzbischof Guidobald Thun (1654 bis 1668) den Anstoß zu einer der glücklichsten Bauunternehmungen gab, die in genialer Weise die Architektur des Domes mit jener der Residenz zu einem ebenso großartigen wie malerisch wirksamen Ganzen

verbindet. Guidobald führte nämlich gegenüber dem obigen Tracte einen Frontbau vollkommen gleicher Größe und Gestalt, an den Enden beider Fronten aber zur Verbindung mit dem Dome die sogenannten Dombogen, offene Arkadenbauten eleganter Form, mit Marmor überkleidet, auf. Damit schuf er den Domplatz, den architektonisch schönsten und stilvollsten Platz der Stadt, wie sich eines schöneren wohl keine deutsche Mittelstadt rühmen kann, zugleich aber auch dem Dome selbst einen der Majestät des Gotteshauses würdigen geschlossenen Vorhof. Die ein Jahrhundert später 1774 auf der Mitte des Platzes von Erzbischof Sigismund Schrattenbach errichtete imposante Denksäule der Unbefleckten Empfängniß erhöht und ergänzt gewissermaßen mit ihren lebendigen Formen den Eindruck des vom Schloßberge und dem altersgrauen Gemäuer der hohen Festung überragten Architekturbildes.

Von den übrigen Palastbauten der Stadt seien hier nur der sogenannte Neubau (jetzt Regierungsgebäude), das Chiemsee'sche und Lodron'sche Palais (ersteres gegenwärtig Landschaftsgebäude, letzteres erzbischöfliches Convict), das Rhuenburg'sche Palais Langenhof, endlich das Capitelhaus des ehemaligen Domcapitels (jetzt leider zum Tabakhauptmagazin entwürdigt) besonders erwähnt. Sie sind zum Theile von beträchtlichem Umfange mit weiten Höfen und vornehmen Innenräumen, worin noch mancherlei Überreste entschwundenen größeren Glanzes das Interesse auf sich ziehen. Am Regierungsgebäude möchten wir den Thurm nicht unerwähnt lassen, der das bekannte Glockenspiel, von Erzbischof Johann Ernst Thun 1704 errichtet, trägt. Es ist ein populäres, wenn auch nicht immer melodisch klingendes Wahrzeichen der Stadt.

Zwischen der Residenz und dem Neubaue dehnt sich vor der nördlichen Langseite des Domes, der uns hier in seiner ganzen Größe vor Augen tritt, der umfangreichste und eigentliche Paradeplatz Salzburgs, der Residenzplatz, aus. Seine vierte Seite nehmen hübsche Privathäuser und das uralte, um 1780 im Rococostile erneuerte Kirchlein St. Michael, wahrscheinlich ein Überbleibsel des einstigen Domfreithofes, ein. In der Mitte des weiten Platzes aber erhebt sich der Hof- oder Residenzbrunnen, ein mächtiger Springbrunnen, unter Erzbischof Guidobald Thun 1664 durch den italienischen Meister Antonio Dario aus weißem Marmor erbaut. Er galt lange Zeit als der schönste Zierbrunnen Deutschlands. Wir wissen nicht, wie viele neuere ihn heute übertreffen mögen; jedenfalls behauptet er durch Ebenmaß und Schönheit seines Aufbaues, sowie durch die Höhe des Wasserstrahles noch immer einen hervorragenden Platz.

Den fast ebenso großen Capitelplatz auf der anderen, südlichen Seite des Domes ziert gleichfalls ein Brunnen von monumentaler, doch ganz verschiedener Gestalt, mit einem großen von Marmorbalustraden eingefaßten Wasserbassin, welches als Pferdeschwemme benützt wird. Über demselben erhebt sich ein hoher portalartiger Bau aus

weißem Marmor in den lebendigen Formen des Rococo mit Neptun und Tritonen, von welchen das Wasser in schäumenden Cascaden herabquillt. Der schöne Brunnen, zu dessen Aufbau die römische Fontana Trevi das Motiv geboten zu haben scheint, wurde vom Erzbischof Leopold Firmian 1732 errichtet.

Bemerkenswerth und gewissermaßen zur Signatur der alten Bischofstadt gehörig sind die sogenannten Kanonikalhöfe, Wohnhäuser der einstigen adeligen Domherren, etwa ein Dutzend an Zahl, in der Umgegend des Domes zerstreut. Sie bilden, nicht unähnlich den Palazzi kleinerer italienischer Städte, eine Art Mittelding zwischen herrschaftlicher und bürgerlicher Bauweise. Seit der Säcularisation größtentheils in Privatzinshäuser oder Amtsgebäude umgewandelt, haben sie von der früheren opulenten Ausstattung alles Beste ziemlich eingebüßt. Zwei dieser Domherrenhäuser wurden in jüngster Zeit zum gegenwärtigen erzbischöflichen Palais vereinigt und umgestaltet.

Weit augenfälliger tragen die zahlreichen Klöster, das altehrwürdige Stift St. Peter voran, mit ihren breitgelagerten Gebäudemassen und langen Fensterzeilen zur baulichen Physiognomie der Stadt bei. Ihre Architektur ist der Bestimmung entsprechend durchaus höchst einfach; nur St. Peter mit zwei großen Höfen zeigt in einigen Theilen, namentlich im Prälatur- und Conventtracte, ansehnlichere Bauformen, denen es auch an künstlerischer Zier nicht gebricht. Das aufgehobene Cajetanerkloster (jetzt k. k. Truppenspital) verbindet sich in dem Vordertracte mit dem marmorreichen Vestibul der inmitten stehenden Kirche zu einer palastartigen Front von vortrefflicher Wirkung. Nicht zu vergessen endlich des Frauenstiftes Nonnberg, dessen vielgliedriger Gebäudecomplex, die Reste vom Mittelalter und einen schönen Zubau der jüngsten Zeit ausgenommen, architektonisch ohne Bedeutung ist, aber durch den herrlichen Standort auf weit ausspringendem Felsrücken den malerischen Reiz des Stadtbildes nicht wenig erhöht.

Alle bisher aufgeführten Bauwerke, soweit sie dem Bereiche des Palastbaues angehören, übertrifft an Größe der Anlage, Harmonie der Verhältnisse und einfach edler künstlerischer Durchführung das Gebäude des fürsterzbischöflichen Clericalseminars, kurzweg das Priesterhaus genannt. Es stellt sich als Werk der Architektur ebenso großartig wie als Stiftung und Bildungsanstalt dar. Sein Schöpfer war Erzbischof Johann Ernst Thun, der Meister des Baues aber J. B. Fischer von Erlach. Nach dessen Plänen und unter seiner Oberleitung wurde derselbe 1694 bis 1702 ausgeführt. Das Gebäude bildet ein großes längliches Viereck, dessen vordere Langseite in der Mitte die schon früher erwähnte Dreifaltigkeitskirche, eine Rotunde mit originell und heiter gezierter Front, Kuppel und zwei Thürmen, einnimmt. Zu beiden Seiten derselben dehnen sich symmetrisch langgestreckte Flügel, an den Enden durch stark vorspringende Risalite abgeschlossen, aus. Ihre decorative Ausstattung mit Gesimsen, ionischen Pilastern und stattlichen Portalen

Das Prachtthor des ehemals fürstlichen Hofmarstalles in Salzburg.

steht mit jener der Kirche im Einklang. Jeder derselben umschließt einen viereckigen Arcadenhof. Kirche und Flügelgebäude bilden sohin ein geschlossenes Ganzes, in der Front ein Musterwerk vornehmen und dabei anmuthigen Barockstiles. Das Innere, der Bestimmung gemäß prunklos gehalten, zeichnet sich durch eine fast verschwenderische Raumentwicklung, namentlich in den Corridors und Treppen aus, ein charakteristisches Merkmal der meisten salzburgischen Bauwerke Fischers von Erlach.

Bei weitem einfacher in der baulichen Erscheinung, jedoch in seiner Bedeutung als großartige Stiftung und Heilanstalt dem vorigen nicht nachstehend, ist das St. Johannisspital desselben Erzbischofs Johann Ernst Thun. Die ausgedehnten Gebäude, am nordwestlichen Ende der Stadt frei aus Gärten aufragend, sind zu schlicht und prunklos durchgeführt, um auf den Namen eines Palastbaues Anspruch zu machen, verfehlen aber dennoch eines harmonisch ansprechenden Eindruckes und des großen Zuges nicht, der alle Bauten jenes Fürsten kennzeichnet. Die Mitte des Ganzen nimmt auch hier eine schmucke zweithürmige Kirche ein. Sie wurde mitsammt dem Spitale in den Jahren 1699 bis 1705 aufgeführt. Als Baumeister der Kirche erscheint wieder der oft genannte J. B. Fischer von Erlach urkundlich erwiesen; bei dem hohen Ansehen und Vertrauen, dessen er sich bei dem fürstlichen Bauherrn unausgesetzt erfreute, ist kaum zu zweifeln, daß auch der übrige Bau nach seinen Plänen, mindestens unter seinem Einflusse und Beirathe zustande kam. Die Disposition der weiten Innenräume und manches Kennzeichen decorativer Art bestärken diese Vermuthung.

Des ehemals fürstlichen Hofmarstalles haben wir schon bei den Bauten Erzbischof Wolf Dietrichs kurz erwähnt. Er nimmt noch heute trotz seiner Umgestaltung zur Kaserne, trotz erheblicher Verkürzung der Front und anderer erlittenen Schäden, unter den Profangebäuden Salzburgs eine so hervorragende Stelle ein, daß einiges Nähere darüber hier am Platze erscheint. Noch immer imponirt er durch Größe und weist in Bau wie Einrichtung Überreste eines Luxus auf, die seinen früheren Ruhm als schönster Marstall im deutschen Reiche wohl begreiflich machen. Namentlich ist es die Verschwendung von Marmor, die ihm solchen Ruhm erwarb. Der Marstall wurde in der Hauptsache von Erzbischof Wolf Dietrich um 1607 erbaut, von seinen Nachfolgern aber vielfach verändert, verschönert und erweitert. Heute noch sehenswerth sind daselbst die Winter- und Sommerreitschule, erstere von Guidobald Thun 1662 vollendet, mit einem großen Deckengemälde, das angeblich, aber kaum glaublich von Rottmayr herrührt, letztere mit drei in der Wand des Mönchsberges kunstvoll ausgehauenen Galerien, mit welchen Johann Ernst Thun 1693 eines der bekanntesten Schaustücke Salzburgs schuf. Derselbe Fürst gab gleichzeitig auch der nördlichen Schmalseite des Gebäudes eine in lebhaftem Barockstile verzierte Front mit einem großen Prachtthore aus Marmor, zu welchem (wie vermuthlich zur ganzen Front) gleichfalls wieder Fischer von Erlach den Entwurf lieferte.

Nebstdem errichtete Erzbischof Johann Ernst der gedachten Front gegenüber als Zugehör des Marstalles 1695 die schöne Pferdeschwemme mit ihrer schwungvoll gezeichneten und brillant gemeißelten Marmorbrüstung und der auf hohem Sockel aus der Mitte des Bassins emporragenden Statue eines Pferdebändigers. Die etwas später vom Erzbischof Leopold Firmian hierzu aufgeführte decorative Hinterwand war mit viel

gerühmten Fresken geziert, die leider vom Zahne der Zeit zerstört und endlich beseitigt wurden. Zu den Profanbauten großen Umfanges gehört noch das ehemalige Universitäts- nun Studiengebäude mit langgestreckter Front und zwei Höfen. Es entstand 1619 bis 1655

Der Arkadenhof des städtischen Versorgungshauses in Salzburg.

allmälig und gleichen Schrittes mit der Entwicklung der Universität. An dessen südlichen Flügel lehnt sich die schon bekannte jüngere Kirche gleichen Namens. Außer ergiebig weiten Räumen und Bogengängen bietet es nichts Bemerkenswerthes. Als eine Art Gegensatz mag noch das benachbarte städtische Bürgerspital oder Versorgungshaus neben der gothischen Kirche gleichen Namens, von der oben gesprochen wurde, hier Erwähnung finden. Von mäßigem Umfange tritt es nach außen unscheinbar, fast ärmlich mit den

Kennzeichen hohen Alters uns vor Augen. Das Gebäude stammt in seinem Kern auch in der That gleich der Kirche aus dem Mittelalter. Überraschend und architektonisch wie malerisch bedeutend wirkt nur mehr sein Hof, und zwar durch den an die Wand des Mönchsberges gebauten Hintertract, der in zwei Galerien mit schlanken Pfeilern aus Marmor gegen den Hof sich öffnet. Die Erbauungszeit dieses Tractes ist unbekannt; charakteristische Merkmale weisen jedoch völlig sicher auf die Mitte des XVI. Jahrhunderts, somit auf die Erstlingszeit der hiesigen Renaissance, da sie die Gothik noch nicht vollends abgestreift hatte, zurück.

Salzburg besaß im Mittelalter und wohl noch einige Zeit darüber nicht weniger als 40 Thore und Ausgangspforten. Die meisten derselben verschwanden schon im XVII. Jahrhundert mit dem Anwachsen der Stadt und ihrer neueren Befestigung aus Anlaß des dreißigjährigen Krieges. Aber auch von den 14 Thoren der späteren Zeit fiel die Mehrzahl in unseren Tagen dem Drange der Stadterweiterung zum Opfer. Die noch bestehenden sechs haben ihre ehemalige Bedeutung gleichfalls eingebüßt und nur noch einigen decorativen Werth. Ein einziges Object dieser Art, obwohl streng genommen weder Bauwerk noch Thor zu nennen, spielt als unschätzbarer Verkehrsweg für die felsenumgürtete Stadt wie als Sehenswürdigkeit eine Rolle: das durch den Mönchsberg gebrochene Neu- oder Sigmundsthor. Es ist ein tunnelartiger, in großen Verhältnissen ausgeführter Felsendurchbruch von beiläufig 130 Meter Länge und 13 Meter Höhe, einer gewölbten Halle vergleichbar, mit reich, fast überladen verziertem Ein- und Ausgange. Der Schöpfer des seinerzeit viel bewunderten und noch heute imponirenden Werkes war Erzbischof Sigismund Schrattenbach, dessen Reliefbild mit der stolzen Inschrift: „Te saxa loquuntur“ über dem Eingange prangt. Der Durchbruch selbst nahm kaum drei Jahre, 1765 bis 1767, in Anspruch, die gänzliche Vollendung der Außenwerke erfolgte jedoch erst 1774. Wenn man bedenkt, daß bis dahin die größere Stadthälfte am linken Salzachufer in ihrer vollen Längenausdehnung durch den Felsenwall des Schloß- und Mönchsberges mit seinem fast durchaus senkrechten Gewände gegen außen abgesperrt war und nur am oberen und unteren Ende, zum Theile dem Flusse abgetrotzt, ein paar Ausgänge hatte, so kann die wohlthätige Wirkung dieses für seine Zeit kühnen Durchbruches nicht leicht zu hoch angeschlagen werden; sie kam nicht blos der Stadt sondern auch der Umgegend, die von dort erst ihre heutige Cultur datirt, zugute.

Von den schönen Plätzen Salzburgs entbehrt keiner des monumentalen Schmuckstückes. Die ansehnlichsten wurden bereits an passender Stelle vorgeführt; wir haben denselben nur noch das schöne Standbild Wolfgang Amadeus Mozarts von Schwanthaler auf dem Platze gleichen Namens anzureihen. Nebst diesen gibt es noch etwa ein Dutzend künstlerisch ausgestatteter Zier- und Nutzbrunnen, alle von Marmor, durch die Stadt verstreut. Auch die Arkadengänge der alten Friedhöfe bei St. Peter und

Das Neu- oder Sigmundsthor in Salzburg.

St. Sebastian strotzen von Marmor und besitzen unter den zahllosen Epitaphien in allen Stilarten der Renaissance auch Stücke von wirklichem Kunstwerthe.

Zum Schlusse sei noch kurz der fortificatorischen Bauten, womit die Landesherren, Paris Lodron voran, ihre Hauptstadt umpanzerten, gedacht. Sie leisteten seinerzeit große, ja im dreißigjährigen Kriege geradezu rettende Dienste und erhielten der Stadt bis vor wenigen Jahrzehnten den Charakter und das Gepräge einer Festung. Neuestens konnten gottlob die meisten Wälle, Gräben, Bastionen und sonstigen Denkmale einer veralteten Befestigungskunst beseitigt werden; die Reste davon geben durch ihre markige Gestalt und den prächtigen Quaderbau noch immer Zeugniß von ihrer ehemaligen Bedeutung. Selbst einiger Zierformen, soweit der rauhe Zweck sie zuließ, wurde dabei nicht ganz vergessen; namentlich sorgten die Erbauer an allen Ecken und Enden für ein mehr oder weniger pompöses marmornes Wappenschild mit ihrem Namen.

Auch auf die Umgegend Salzburgs, deren bekannte Reize freilich wie kaum irgendwo zu

lebensfrohem Genusse einladen, erstreckte sich die große Bau- und Schaffenslust der geistlichen Landesherren. Sie kargten nicht mit Pflanzungen und Anlagen und stellten bald hier bald dort, sich und Anderen zur Freude, ein prächtiges Schloß hinein. Der geistliche und weltliche Adel, sowie die Reichen des Bürgerstandes ahmten in bescheidenerem Maße ihr Beispiel nach. So belebte sich schon im Laufe der letzten Jahrhunderte der Umkreis der Stadt mit einer Menge von Schlössern, Schlößchen und Landsitzen oder „Höfen", wie man sie ortsüblich nennt, in jeder Größe und Gestalt, von dem Prunke eines fürstlichen

Das Schloß Mirabell in Salzburg.

Sommerpalastes bis herab zur bürgerlich behäbigen Einfachheit. In ihnen spiegelt sich das vielfach eigenartige Leben der einstigen geistlichen Residenzstadt mit allen seinen Wandlungen und Gegensätzen, denen zu Zeiten auch der üppige und selbst frivole Zug nicht fehlte, kaum minder deutlich ab, wie in dem Gemische der kirchlichen und profanen, mitunter höchst profanen Bau- und Kunstwerke der Stadt. Sie wollen alle hier wie dort im Lichte ihrer Zeit betrachtet sein, die an lasciven Operetten zwischen Rosenkranz und Processionen, an nackten Göttern und Göttinnen zwischen Madonnen und Heiligen keinen Anstoß nahm.

Am nördlichen Ende der Stadt nahe der Salzach, gewissermaßen am Übergange zur Campagna, hatte schon Erzbischof Wolf Dietrich um 1607 ein gethürmtes Lustschloß von

Die Prachtstiege im Schlosse Mirabell in Salzburg.

Gärten umsäumt erbaut und seiner schönen Freundin, der Salzburger Bürgertochter Salome Alt, zu Ehren „Altenau“ genannt. Nach seinem Sturze baute Marx Sittich das angeblich unvollendete Schloß aus oder vielmehr um und gab ihm den Namen „Mirabell“. Auch die weiteren Nachfolger, unter ihnen wieder hervorragend Johann Ernst Thun, statteten fortwährend Schloß und Gärten durch Zubauten, statuarischen Schmuck, Wasserkünste und dergleichen immer luxurioser im damals herrschenden französischen Geschmacke aus. Der bedeutendste Verschönerer, nahezu Neuerbauer war aber Erzbischof Franz Anton Harrach, der seine ganze Regierungszeit, 1709 bis 1727, hindurch nicht ruhte, das Schloß Mirabell zu einer Sommerresidenz von imponirendem Umfange, reizendster Erscheinung und wahrhaft fürstlicher Pracht zu gestalten. Das großartige Werk entstand nach den Plänen und unter der Oberleitung des kaiserlichen Hofarchitekten Lukas Hildebrandt, als genialer Schöpfer des Wiener Belvedere berühmt; zur Ausstattung wurde eine erstaunliche Menge von einheimischen und fremden Künstlern jeder Art herangezogen. Sie schufen vereint in Mirabell, in Schloß und Gärten, ein Ganzes, das als Glanzleistung des Rococostiles in deutschen Landen wenige seinesgleichen hatte. So lautete das lobpreisende Urtheil der Zeitgenossen und die Menge noch vorhandener Beschreibungen, Abbildungen und Überreste läßt darüber keinen Zweifel. Wir sagen leider „Überreste“, denn der große Stadtbrand am 30. April 1818 machte der Herrlichkeit ein gewaltsames Ende.

Das abgebrannte Schloß wurde in völlig schmuckloser nüchterner Gestalt, Vieles daran, wie der stolze Thurm, die einst berühmte sala terrena, die reiche Bekrönung mit Statuen und Vasen ꝛc., gar nicht wieder hergestellt. Was heute steht, ist nur mehr ein Schatten des Früheren mit spärlichen Resten der zerstörten Pracht. Als solche mögen die schöne Einfahrt, die Bogenhalle des Schloßhofes, der reizend geschmückte Saal des Hauptgeschosses, vor Allem aber die große Prachtstiege mit Rafael Donners herrlichen Balustraden und Kindergruppen genannt werden. Man darf diese letztere noch gegenwärtig, obwohl des Gold- und Farbenschmuckes beraubt, zu dem Schönsten rechnen, was das Rococo in Österreich uns hinterlassen hat.

Auch der große Garten büßte viel vom früheren Glanze ein, nur sorgte hier die nimmermüde Natur für einigen Ersatz. Das Bedeutendste darin, der reiche, nach heutigem Geschmack fast überreiche Marmorschmuck in Balustraden, Vasen und Statuen blieb ihm erhalten. Aus dem Zusammenhange des groß und harmonisch gedachten Ganzen gerissen üben sie freilich nicht mehr die künstlerisch berechnete Wirkung und finden in den modernen Augen geringere Beachtung, als sie verdienen. Selbst vereinzelt behaupten indeß manche Stücke, wie die Gruppen der Gladiatoren und noch mehr das phantasievolle Formenspiel der zahlreichen Vasen, ihren künstlerischen Werth.

Wappen und Vasen im Garten des Schlosses Mirabell in Salzburg.

Schloß Mirabell mit allem Zugehör ist gegenwärtig Eigenthum der Stadtgemeinde. Diese brachte den Garten mit ihrem neuangelegten Kurgarten in glückliche Verbindung; beide zusammen bilden nunmehr ein abwechslungsreiches, für Einheimische wie Fremde gleich anziehendes Ganzes.

Älteren Ursprunges und in architektonischer Hinsicht weit zurückstehend ist das erzbischöfliche, nun kaiserliche Lustschloß Hellbrunn. Es wurde vom Erzbischof Marx

Standleuchter aus Bronze in der Stiftskirche St. Peter in Salzburg.

Sittich 1613 bis 1615 erbaut und zeigt heute noch ziemlich unverändert die ursprüngliche Gestalt. Das eigentliche Schloßgebäude ist klein, in den Formen der französischen Renaissance, wiewohl ohne deren reiches decoratives Beiwerk ausgeführt; eine schöne offene Freitreppe nach vorne und einige flotte Sculpturen auf der Gartenseite sind sein einziger Schmuck. Das Innere bietet jedoch mehr, als das Äußere verspricht. Im Obergeschosse eine Reihe von Gemächern mit allerlei interessanten Einzelheiten aus alter Zeit, darunter als Schönstes ein Saal und ein Eckpavillon in Gestalt eines kuppelartig überwölbten Rondels, beide mit reizenden künstlerisch wie technisch durch die Art der Farbenbehandlung gleich interessanten Gemälden von den florentinischen Meistern der Dombauzeit, Mascagni, A. Solari und Francesco da Siena, überkleidet; im Erdgeschosse verschiedene grottenartige Räume, nach dem Geschmack der Erbauungszeit mit Tropfstein- und Muschelmosaiken, Statuen, Reliefs, Fresken, künstlichen Ruinen und dazu diversem Wasserspielwerk ausstaffirt. Eine Menge symmetrisch angeordneter niedriger Nebengebäude verbindet sich mit dem Schlosse zu einer Baugruppe von einheitlichem Stilgepräge, die einen großen Schloßhof nicht ungefällig umrahmt.

Das Juwel von Hellbrunn bleibt sein Garten und Park mit den Grotten und Pavillons, Teichen und Wasserkünsten, Blumen- und Rasenteppichen, überragt von einem aussichtsreichen Felsenhügel, in dessen Waldschatten uns noch die pikante Scenerie

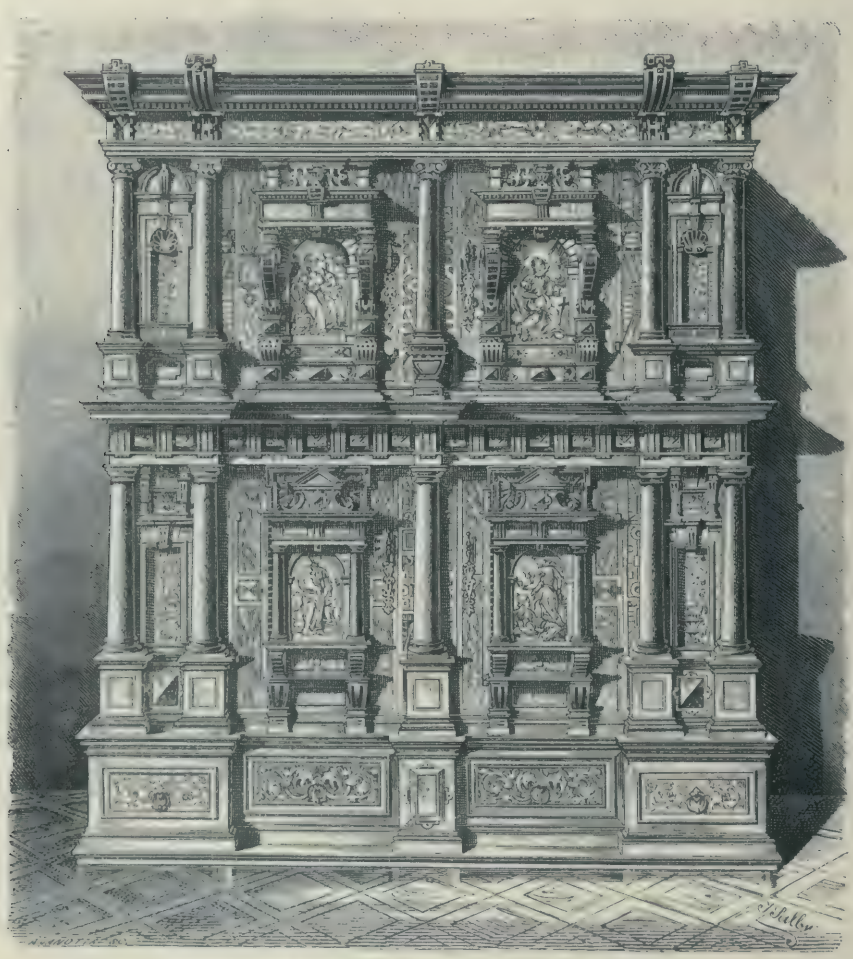
des „steinernen Theaters“ überrascht. Das Ganze eine Verbindung alt gewordenen Zierats und Kunstaufwandes mit dem ewig jungen Zauber der Natur, so unvertilgbar schön, daß es jetzt nach 200 bis 300 Jahren noch viele Tausende alljährlich anzieht und erfreut.

In entgegengesetzter Richtung von der Stadt leuchtet aus der Ebene weithin das dritte Lustschloß der einstigen Landesfürsten, Klesheim. Es ist ein Palastbau vornehmsten Barockstiles inmitten eines großen mauerumschlossenen Parks. Das Schloß, jetzt Eigenthum Seiner kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Ludwig Victor, wurde vom Erzbischof Johann Ernst Thun um 1700 zu bauen angefangen, und zwar nach den Plänen des von ihm so hoch gehaltenen Fischer von Erlach. Der Fürst erlebte jedoch die gänzliche Vollendung nicht, welche daher seinen Nachfolgern zufiel. Vom Erzbischof Leopold Firmian erst erhielt es um 1740 seine letzte Gestalt und volle Ausstattung. Obwohl hierbei der schottische Benedictiner Bernhard Stuart als Hofbaumeister dieses Erzbischofs thätig war, zeigt doch das Schloßgebäude in allen Theilen ein so harmonisches Gepräge, daß nicht bezweifelt werden darf, es sei trotz der eingetretenen Zwischenfälle der ursprüngliche Entwurf Fischers von Erlach ohne wesentliche Änderung festgehalten und ausgeführt worden. An einfach-heiterer Noblesse übertrifft Klesheim alle salzburgischen Fürstenschlösser; selbst das prunkreiche Mirabell machte kaum eine Ausnahme. Von den Innenräumen zeichnet sich besonders der hochgewölbte Mittelsaal in Verbindung mit dem Stiegenhause und der Haupttreppe durch originelle großartige Anlage aus.

Ofen im Jagdzimmer des städtischen Museums in Salzburg.

Noch ein viertes Lustschloß der geistlichen Landesherren, jetzt im Privatbesitze, haben wir namhaft zu machen: Leopoldskron, unfern der Stadt aus einem Kranze von

Alleen hoch aufragend. Es wurde um 1736 von Erzbischof Leopold Firmian durch seinen genannten Hofarchitekten Bernhard Stuart im Rococostile erbaut und mit all dem reizenden Luxus, den dieser Stil verlangt, ausgestattet. Die Grundformen des Gebäudes sind schwerfällig, ohne Leben und Gliederung; doch läßt eine glückliche decorative Plastik



Schrank in der Studirstube des städtischen Museums in Salzburg.

in der Gesammtwirkung diesen Mangel weniger fühlbar erscheinen. Das Ganze macht immerhin einen vornehmen Eindruck; man fühlt seine einstige Bestimmung als Wohnsitz eines gestrengen Serenissimus noch deutlich heraus. Besonders die südliche Front, die sich in dem großen gleichzeitig angelegten Teiche spiegelt, gibt ein schönes Bild. Im Innern muß es ehemals nach alten Beschreibungen von köstlicher Zier gestrotzt haben, die größtentheils verschwunden ist; doch treten dem Beschauer noch überall reichliche Stuccaturen, schöne Wand- und Deckengemälde und brillante Marmorarbeiten entgegen. Den höchsten

Kunstschmuck indeß, der dieses Schloß seinerzeit berühmt gemacht, die bei 1.500 Stücke umfassende Gemäldesammlung, hat der Wandel der Verhältnisse seit lange schon in alle Welt zerstreut. Sie enthielt Werke der größten, namentlich italienischen und niederländischen Meister. Die Galerie der Künstlerporträts, allein bei 300 Stück umfassend, galt als ein Unicum ihrer Art. — Die vielen kleineren Schlösser und Landhöfe der Umgegend aus älterer Zeit können füglich übergangen werden. Sie sind im Einzelnen architektonisch unbedeutend und wirken hauptsächlich durch die Menge als belebender Schmuck der Landschaft. Nicht selten stößt man darin noch auf schönes Holzgetäfel, auf Stuccatur- und Marmorarbeiten und andere Reste gediegener einstiger Ausstattung.

Notenpultständer im städtischen Museum in Salzburg.

Vom Lande Salzburg ist über namhafte Profanbauten der Renaissancezeit wenig zu melden. Man beschränkte sich dort meist auf Restaurirung älterer Gebäude und Umkleidung derselben mit modernem Gewand. Architektonischen Luxus und Kunstaufwand hat man dort niemals gekannt. Auch die Sorge der Landesherren blieb über die Hauptstadt und deren nächsten Umkreis hinaus auf Bauführungen eminent praktischen Zweckes, Amts- und Werksgebäude, Fortificationsbauten und dergleichen beschränkt, wobei in der Regel nur das Bedürfniß und die Rücksicht auf Solidität und Zweckmäßigkeit maßgebend waren. Von Stil und künstlerischer Form konnte kaum irgendwo die Rede sein. Wenn wir die großen und berühmten einstigen Gestüthöfe der Erzbischöfe zu Rif, Weitwörth und im Blühnbachthale mit stattlichen Herrenhäusern, die Gebäude der ehemals landesfürstlichen Brauereien zu Hendorf und Kaltenhausen, allenfalls noch das Schloß in Bad-Gastein und ein Paar Salinengebäude in Hallein nennen, so ist das Bedeutendere ziemlich aufgezählt. Hier und da taucht ein höchst anspruchsloser Adelssitz oder ein Klösterlein aus der ländlichen Umgebung

empor, Alles zurückstehend hinter dem Architekturreichthum der Landeshauptstadt. Auch hierin macht sich der starke Unterschied gegen die altösterreichischen Provinzen bemerkbar.

Die übrigen Kunstarbeiten der Renaissanceperiode, soferne sie nicht untrennbar mit Gebäuden zusammenhängen, sind seither bis auf spärliche Reste verschwunden, verschachert und verschleppt. Das Vorhandene reicht nicht entfernt mehr hin, ein Bild zu geben von der Kunstblüte und dem gediegenen Luxus, die einstmals in Salzburg geherrscht. Ein einziges Kunstobject, das uns glücklich erhalten blieb, können wir uns nicht versagen, hier vorzuführen: es sind die zwei großen Standleuchter aus Bronze im Chore der Stiftskirche St. Peter. Sie wurden vom Erzbischof Wolf Dietrich um 1600 dieser Kirche zum Geschenk gemacht und zählen unstreitig zu den herrlichsten Werken plastischer Metallkunst. Im Stile üppiger Hochrenaissance ausgeführt, erregen sie in gleichem Maße durch den phantasievollen Formenreichthum wie durch die Eleganz der Ausführung die allgemeine Bewunderung. Der Ursprung und der Meister sind unbekannt, beide müssen wohl sicher außerhalb Deutschlands gesucht werden.

Übrigens besitzen wir geschichtliche Nachrichten genug, um keinen Zweifel zu lassen, daß es in Salzburg zu der Zeit, da die Wälschen das große Wort geführt, neben ihnen auch an einheimischen Meistern der Kunst und des Kunstgewerbes nicht gefehlt hat. Der Raum erlaubt hier nicht, bei ihren Werken ins Einzelne zu gehen; wir können uns nur auf ein paar allgemeinere Bemerkungen beschränken. Wie schon einmal erwähnt, traten für Salzburg mit Erzbischof Johann Ernst Thun die Künstler aus Österreich in die Vorderreihe und blieben auch dort, soweit man überhaupt solche von auswärts holte. Fischer von Erlach und Hildebrandt waren es ohne Zweifel vor allen, die eine Menge Anderer mit sich hierher zogen. Wir erhielten hier, um nur die bedeutendsten zu nennen, Werke von den österreichischen Malern Bartholomäus Altomonte, Paul Troger, Gaetano Fanti, Martin Schmid (genannt Kremser Schmid); von dem Bildhauer G. Rafael Donner, den Stuccatorern Jakob Gale und Santino Bussi. In der Stuccatur blieben allerdings, wie es scheint, noch immer die Italiener obenan; so wurden die prächtigen Stuccoarbeiten der Erhards- und Cajetanerkirche von den wälschen Meistern Francesco und Carlo Antonio Brenno und Antonio Carabelli ausgeführt. Den Wiener Hofmaler Rottmayr dürfen wir wenigstens seiner Geburt nach als Salzburger in Anspruch nehmen.

Aber schon mit und neben den Genannten finden wir eine schöne Reihe einheimischer Künstler und Kunsthandwerker, die an dem künstlerischen Schaffen jener Zeit einen sehr erheblichen Antheil hatten. Die ansässigen Bildhauer Andreas Götzinger, Wolf Weißenkirchner und Bernhard Mandl, die Steinmetze Hans Traxl, Hans Schwäbl und Gregor Götzinger, der berühmte Orgelbauer Christoph Egedacher dürfen, wenn auch nicht weitleuchtende Sterne am Kunsthimmel, doch hochachtbare Meister, ja Künstler

Der Markt- oder Florianibrunnen in Salzburg.

im vollen Wortsinne genannt werden. Ihre Leistungen treten Dank der jüngsten Forschung immer bedeutsamer ans Licht. Von ihrer Zeit an finden wir auch durch die zweite Hälfte des XVIII. Jahrhunderts überwiegend salzburgische Meister bei allen namhaften Bau- und Kunstarbeiten kirchlichen wie profanen Charakters verwendet. Sie standen natürlich insgesammt unter der Herrschaft des verderbten Zeitgeschmacks und der in Schwung gekommenen Massenproduction, ihre Arbeiten konnten darum nur zum Theil künstlerisch erfreulich ausfallen.

Dennoch verdient ihre technische Virtuosität und Solidität, gepaart mit großer, ja oft bewundernswerther Freiheit der Formgebung, durchwegs Anerkennung. Die Sculpturen dieser Spätzeit in Holz und Stein, ihre Intarsien-, Bein- und Metallarbeiten, deren wir uns noch reichlich erfreuen, liefern dafür die Bestätigung. Das städtische Museum bewahrt

einen Schatz von künstlerisch ausgeführten Gebrauchs- und Luxusgegenständen dieser Zeit. Weniger günstig stand es bei den Einheimischen mit der Malerei, weshalb man in diesem Kunstzweige sich fortwährend noch gerne nach auswärtigen Kräften umsah. Die Zahl der guten Gemälde ist namentlich im Lande auffallend gering.

Ein besonderes Wort gebührt den salzburgischen Eisenarbeiten. Schon im Mittelalter scheint dieser Zweig des Kunsthandwerks hier einen blühenden Stand der Entwicklung erreicht zu haben. Wir besitzen aus dem XVI. Jahrhundert Eisengitter und andere Arbeiten

Oberlichtgitter in der St. Sebastianskirche in Salzburg.

dieser Art, die den Namen von Kunstwerken verdienen. Obenan steht hier der Markt- oder Florianibrunnen in der Stadt Salzburg, dessen stattliches Marmorbassin eine Bekrönung von kunstvoll verschlungenem Gitterwerk, Spitzengewebe aus Eisen könnte man es nennen, trägt. Es wurde 1583 von dem hiesigen Schlossermeister Wolf Guppenberger angefertigt. Noch höher in technischer Vollendung wie in künstlerischer Zier stieg die Eisenarbeit des Barock und Rococo. Ihre Schöpfungen, erst in neuester Zeit wieder nach Gebühr gewürdigt, erfreuen noch in Menge — wir erwähnen daraus nur die Gräberkreuze, Stand- und Wandleuchter, Brunnen- und Abschlußgitter — den Kunstfreund. Wahre Prachtstücke der Art besitzen der Dom, die Stiftskirche St. Peter, die Bürgerspital-Pfarrkirche, die Kirchen Mariaplain und St. Sebastian. Einfacher gehalten, aber durch

reizende Linienführung ausgezeichnet sind häufig die sogenannten Oberlichtgitter, so an den Thorbogen der Residenz, an vielen Arkaden des St. Petersfriedhofs; selbst in schlichten Bürgerhäusern wird man davon nicht selten überrascht. Unzweifelhaft sind sie sammt und sonders einheimischen Ursprunges, worüber hoffentlich die emsige Forschung unserer Zeit bald das volle Licht bringen wird.

Gitter in den Arkaden des St. Petersfriedhofs in Salzburg.

Noch verdienen aus der Schlußzeit des XVIII. Jahrhunderts, der letzten Lebensperiode des souveränen Erzstiftes, einige Meister der bildenden Künste, deren Namen und Werke Salzburg Ehre machen, hervorgehoben zu werden. Zuerst das Brüderpaar Johann und Wolfgang Hagenauer, der eine als Bildhauer und Graveur, der andere als Architekt seinerzeit gefeiert und viel beschäftigt. Sie verewigten sich in Salzburg hauptsächlich durch zwei vereint ausgeführte Werke von Bedeutung, die wir bereits kennen gelernt: die Denksäule der unbefleckten Empfängniß, auf dem Domplatze 1774 errichtet, ein groß gedachtes, in Marmor und Bleiguß mit fünf Kolossalfiguren ausgeführtes Monument, dann das Neuthor, dessen Felsendurchbruch der Architekt Wolfgang vollendete, dessen decorative Ausstattung aber sein Bruder Johann um 1770 herstellte. Letzterer wurde in der Folge als kaiserlicher Hofstatuarius und Director der Gravirschule nach Wien berufen, in welcher Eigenschaft er 1810 starb. Sein Schüler war der k. k. Medailleur und Münzgraveur Franz X. Matzenkopf, der letzte Sprosse einer salzburgischen Künstlerfamilie gleichen Namens, welche im vorigen Jahrhundert den Salzburger Münzen ob ihres ausgezeichneten Gepräges einen im ganzen deutschen Reiche bekannten Namen erworben hat.

Als letzter sei endlich der salzburgische Hofmaler Andreas Nesselthaler, 1748 bis 1821, genannt. Von Geburt ein Baier, gehörte er seit 1789 bis zu seinem Tode Salzburg an und hinterließ in fruchtbarer Arbeit eine Reihe hochachtbarer Werke in Öl, Fresco und ganz hervorragend in Enkaustik ausgeführt. Letztere Malweise, in der es der Künstler während seines langen Aufenthaltes in Italien zu hoher Meisterschaft gebracht, war es vorzüglich, was den letztregierenden Erzbischof Hieronymus zur Berufung Nesselthalers nach Salzburg bewog. Das enkaustische Cabinet dieses Fürsten, ganz von Nesselthaler eingerichtet und mit beiläufig sechzig Bildern von eigener Hand bereichert, galt als ein Unicum seiner Art. Heute ist auch dieser Kunstschatz Gott weiß wohin gekommen, nur einige Reste bewahrt noch die Residenz. Auch von den übrigen Werken des Meisters blieben nur ein paar Altargemälde Salzburg erhalten.

Die Neuzeit.

Der Ausläufer der altersschwach gewordenen Renaissance, der steife „Zopf" ließ Salzburg mit dem wenig Erfreulichen, was er noch zuwege brachte, ziemlich unbehelligt. Fürsterzbischof Hieronymus besaß geringe Baulust und begnügte sich als kluger, sparsamer Herr mit der Restaurirung, Verbesserung oder Vollendung einzelner Objecte aus dem überreichen baulichen Nachlasse seiner Vorgänger. An Neubauten schuf er nichts mehr von Bedeutung. Die Säcularisation des Erzstiftes 1803 machte seiner Regierung und damit zugleich der tausendjährigen geistlichen Landesherrschaft ein Ende. Ihr folgte noch wie ein flüchtiger letzter Sonnenblick bis 1806 die Regierung des ehemaligen Großherzogs Ferdinand von Toscana als Kurfürst von Salzburg, glücklich aber zu kurz für ein nachhaltiges Schaffen; dann kam über Salzburg Stadt und Land eine lange leidenvolle Zeit voll Kriegsnöthen und Contributionen, von Freund und Feind fast gleich bedrängt, dazu mit wiederholten Regierungswechseln, die alle Verhältnisse bis auf den Grund erschütterten und keine Erholung aufkommen ließen. Ihre Schilderung gehört der Geschichte an. Erst als im Jahre 1816 das Land, freilich um schöne Stücke verkleinert, als „Herzogthum Salzburg" der österreichischen Monarchie bleibend einverleibt wurde, traten endlich wieder festere Zustände und mit ihnen unter dem milden Scepter Habsburgs die Hoffnung besserer Tage ein. Allein die Kräfte waren zu erschöpft, als daß diese schnell hätten kommen können. Besonders die Stadt Salzburg lag schwer und lange darnieder. Sie war vom Schicksal am härtesten mitgenommen, in ihrem Wohlstande und Erwerbe am tiefsten zerrüttet worden. Von dem Range einer Landeshauptstadt, der Residenz eines glanzvollen geistlichen Fürstenhofes, zur bescheidenen Kreisstadt herabgesunken, der ergiebigsten altgewohnten Existenzquellen beraubt, führte die stillgewordene Stadt hinter ihren Festungswällen durch lange Jahre ein freudloses Dämmerleben. Auf ihren weiten Plätzen wuchs

das Gras. Zum Überflusse kam 1818 das schon öfter erwähnte Brandunglück hinzu, das einen großen Theil der rechtseitigen Stadthälfte in Asche legte. Die Wiederherstellung erfolgte planlos und nothdürftig, bis in die Vierziger-Jahre noch störte der Anblick einzelner Ruinen.

Daß in solcher Lage an eine frische, schaffende Bauthätigkeit in Salzburg nicht zu denken war, leuchtet wohl von selbst ein. Auf der Stadt lastete zudem der Festungszwang mit Bauverboten und Demolirungsreversen; allein selbst ohne diese Fessel hätte es dazumal um das Bauen kaum besser gestanden. Es gebrach eben dazu an den ersten Bedingungen: an der Lust wie an den Kräften.

Im Grunde genommen und von den traurigen Ursachen abgesehen war damit allerdings für unser Salzburg nicht viel verloren. Denn zur selben Zeit gerade machte die Kunst und insbesondere die Baukunst eine schlimme Periode des Verfalles durch. Mit dem steifen Classicismus der napoleonischen Kaiserzeit war bekanntlich der Renaissance der Lebensodem vollends ausgegangen; die nächsten Decennien tappte man bei dem Wenigen, was überhaupt gebaut wurde, trost- und rathlos auf der Suche nach Stil und Form umher. Das Gefühl und Verständniß dafür verlor sich bis zu einem Grade, der heute kaum begreiflich erscheint. Diese Zeit hätte auch für Salzburg nichts Erfreuliches bringen können. Aus den kläglichen Bauten, die sie in großen Städten wie Wien und München geschaffen, läßt sich herauslesen, was von ihr für die kleine abseitige Provinzstadt zu erwarten gewesen wäre. Die Erfahrungen mit dem Wiederaufbaue des abgebrannten Stadttheiles sagten diesbezüglich genug; man durfte hier froh sein, daß wenigstens die alten Baudenkmale leidlich unberührt die kritische Zeit überstanden.

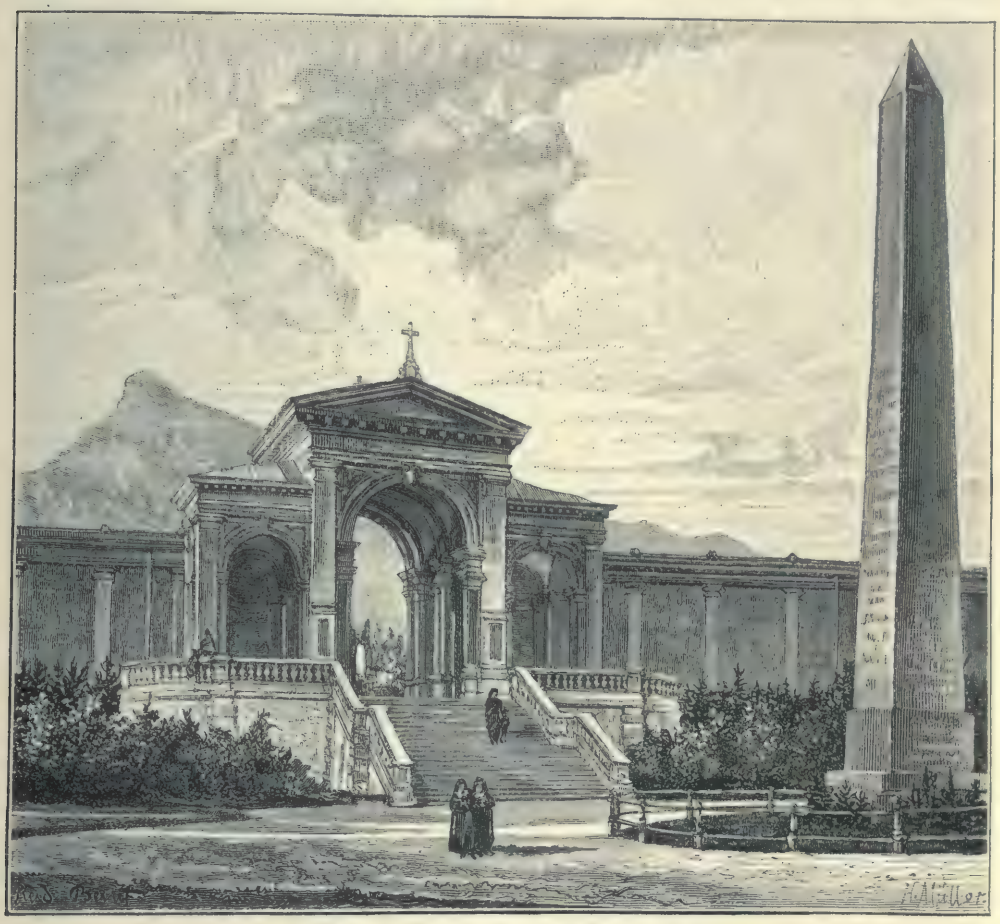
Gegen die Mitte unseres Jahrhunderts erst traten für Salzburg die entschiedenen Anzeichen der Gesundung und des Wiederauflebens ein. Ihr Morgengeläute war die Errichtung des Mozartdenkmals im Jahre 1842, nicht ohne Vorbedeutung für den neuen Weg, auf dem die Stadt fortan ihr Heil und den Ersatz des erloschenen fürstlichen Glanzes zu suchen hatte. Allgemach folgten die ersten Regungen einer erwachenden Bauthätigkeit aus langem todesähnlichen Schlummer. Sie fielen bereits in bessere Zeit; denn mittlerweile war auch für die deutsche Kunst ein neuer Frühling aufgegangen. Die kurze Schilderung dieser jüngsten Epoche des heimischen Baulebens, von den schüchternen Anfängen bis zu dem erfreulichen, der größeren Vergangenheit nicht unwürdigen Stande, den es heute einnimmt, mag den Schluß unserer Darstellung bilden.

Eigenthümlich, als ob der alte Zug sich aufs neue geltend machen wollte, ging in Salzburg der Kirchenbau auch diesmal wieder voran. Schon in den Fünfziger-Jahren tauchten die ersten Neu- und Umbauten von Kirchen in Stadt und Land auf — alle ausschließlich in den Bauformen des neu erweckten Romanismus und der Gothik, die

damals den Reigen geführt und auf dem kirchlichen Baufelde noch bis zur Stunde führen. Zu St. Johann im Pongau wurde 1856 infolge eines Brandes der Bau einer großen Pfarrkirche gothischen Stiles von Grunde angefangen, die nach mancherlei Unfällen und beträchtlichen Änderungen des ursprünglichen Planes zwanzig Jahre später zur Vollendung kam. Gleichzeitig erhielt die stattliche Pfarrkirche in Saalfelden die Gestalt einer romanischen Basilika. Mehrere kleinere Kirchenbauten und insbesondere auch „Gothisirungen" gingen nebenher; ihre Reihe setzte sich ununterbrochen bis heute fort. Das an Kirchen schon so reiche Ländchen erhielt in diesen Jahren nicht weniger als 17 Neubauten, wovon 5 auf die Stadt entfallen, an Stelle älterer oder als frischen Zuwachs. Besonders verdienen hierunter genannt zu werden die schönen gothischen Kirchen zu Bad-Gastein, Bruck im Pinzgau und die Herz Jesu-Kirche zu Salzburg, sämmtlich nach Plänen des Oberbaurathes und Dombaumeisters Friedrich Freiherrn von Schmidt in Wien erbaut. Auch die evangelischen Kirchen in der Stadt und in Bad-Gastein verdienen als gefällige und stilvolle Bauten Erwähnung. Daß hierzu noch unzählige Restaurirungen alter Kirchen in Bau wie Ausstattung kamen, Gelungenes und Mißlungenes, wie man es heutzutage allerorts trifft, haben wir kaum nöthig zu bemerken. Nicht ohne Interesse ist die jüngste, eben in Vollendung begriffene Kirche des sogenannten Zufluchtshauses zum heiligen Josef nahe der Stadt. Sie ist die erste, die trotz der Herrschaft der mittelalterlichen Baustile sich wieder in reinen Formen der Renaissance darstellt und damit eine abermalige Rückkehr auch der kirchlichen Architektur zu diesem so oft als unkirchlich verleumdeten Stile signalisirt, wenigstens einen ersten Schritt dazu bedeutet.

Die profane Bauthätigkeit, deren Hauptfeld naturgemäß im Bereiche der Stadt liegt, gelangte etwas später in Fluß, nahm aber einen unverhofft raschen und energischen Aufschwung. Den Anstoß hierzu gab eine Kette von Ereignissen, die für Stadt und Land auch in anderen Beziehungen erwünscht und glückverheißend waren. Als solche bezeichnen wir hier nur die 1850 erfolgte Erhebung des Herzogthums Salzburg zum selbständigen Kronlande und damit der Stadt Salzburg zum Range einer Provinzialhauptstadt mit autonomer Gemeindeverfassung, die 1860 eröffnete Eisenbahnverbindung mit Wien und München sowie die Aufhebung des Festungszwanges, der die theilweise schon früher begonnene Niederlegung der Wälle, Ausfüllung der Gräben, Abbrechung entbehrlich und lästig gewordener Thore, endlich eine planmäßige Regulirung des Salzachflusses und Anlegung der reizenden Quais längs seiner Ufer auf dem Fuße folgte. Damit war für die entfesselte Stadt neuer Lebensstoff, Luft und Raum und mancher andere Keim des Aufschwunges gewonnen. Gefördert durch hochherzige Schenkungsacte des Monarchen, durch die Energie und Großmuth von Gönnern und Freunden, durch einträchtiges Zusammenwirken der Bürgerschaft und endlich — last not least — durch einen bis

dahin ungekannten jährlich anwachsenden Fremdenstrom begann die Periode einer frischen, fröhlichen Stadterweiterung. Sie schuf in wenig mehr als zwei Jahrzehnten erstaunlich Vieles, erstaunlich zumal, wenn man es mit der früheren Stagnation in Vergleich zieht und das bescheidene Maß der Kräfte in Anschlag bringt. Außer zahlreichen und zum Theil kostspieligen Communalbauten praktischen Zweckes — es gab viel Versäumtes der früheren



Das Vestibul des neuen Friedhofs der Stadt Salzburg.

Jahre nachzuholen — erhoben sich Bauwerke von ansehnlichem Umfange, künstlerischem und selbst monumentalem Rang. Diese waren, um nur das Bedeutendste aufzuführen, ein elegantes Kurhaus mit Saal, Schwimmanstalt und Bädern aller Art, ein großes Communalschulgebäude, ein in edelstem Barockstile erbautes Künstlerhaus, ein hübscher Bazar und mehrere stattliche Hotels. Gleichzeitig errichteten einige geistliche Corporationen ansehnliche Gebäude für religiöse und humanitäre Zwecke. Dazu kamen an hundert modern und zum Theil luxuriös gebaute Wohn- und Miethhäuser, an ihrer Spitze sogar zwei

grandiose Zinspaläste, Prunkstücke der Architektur, die allerdings über die Dimensionen der Stadt hinausgreifen und besser in die Wiener Ringstraße passen würden. Auch die vier schönen Brücken über die Salzach, sämmtlich aus Stein und Eisen construirt, und eine vortreffliche Trinkwasserleitung, ein hydrotechnisches Musterwerk, das einen Überfluß köstlichen Quellwassers aus dem bekannten Fürstenbrunnen am Untersberge der Stadt zuführt, dürfen als Errungenschaften dieser jüngsten Zeit nicht unerwähnt bleiben. Rechnet man endlich noch die Menge von Villen und anderen Gebäuden, welche im nächsten Umkreise der Stadt entstanden und die Vororte auf das Doppelte ihres Umfanges und darüber ausdehnten, so darf man ohne Übertreibung sagen, daß Salzburg in diesen paar Decennien eine dritte Blütezeit der Architektur, von den früheren grundverschieden und ihnen doch an Fruchtbarkeit nicht nachstehend, erlebt hat. Sie brachte namentlich den bürgerlichen Häuserbau, der, in Altsalzburg von den Kirchen, Klöstern und fürstlichen Prachtbauten zurückgedrängt, ein Stiefkind geblieben war, zu Ehren und füllte damit eine Lücke der architektonischen Entwicklung aus. Das anmuthig heitere Neue verbindet sich mit dem Ernste und der Würde des Alten so glücklich, daß man heute die verjüngte Stadt im Rahmen einer herrlichen Landschaft mit Recht als eine Perle unter den Städten Österreichs und Deutschlands preist. Sie hätte sich solche Auferstehung vor fünfzig Jahren kaum träumen lassen.

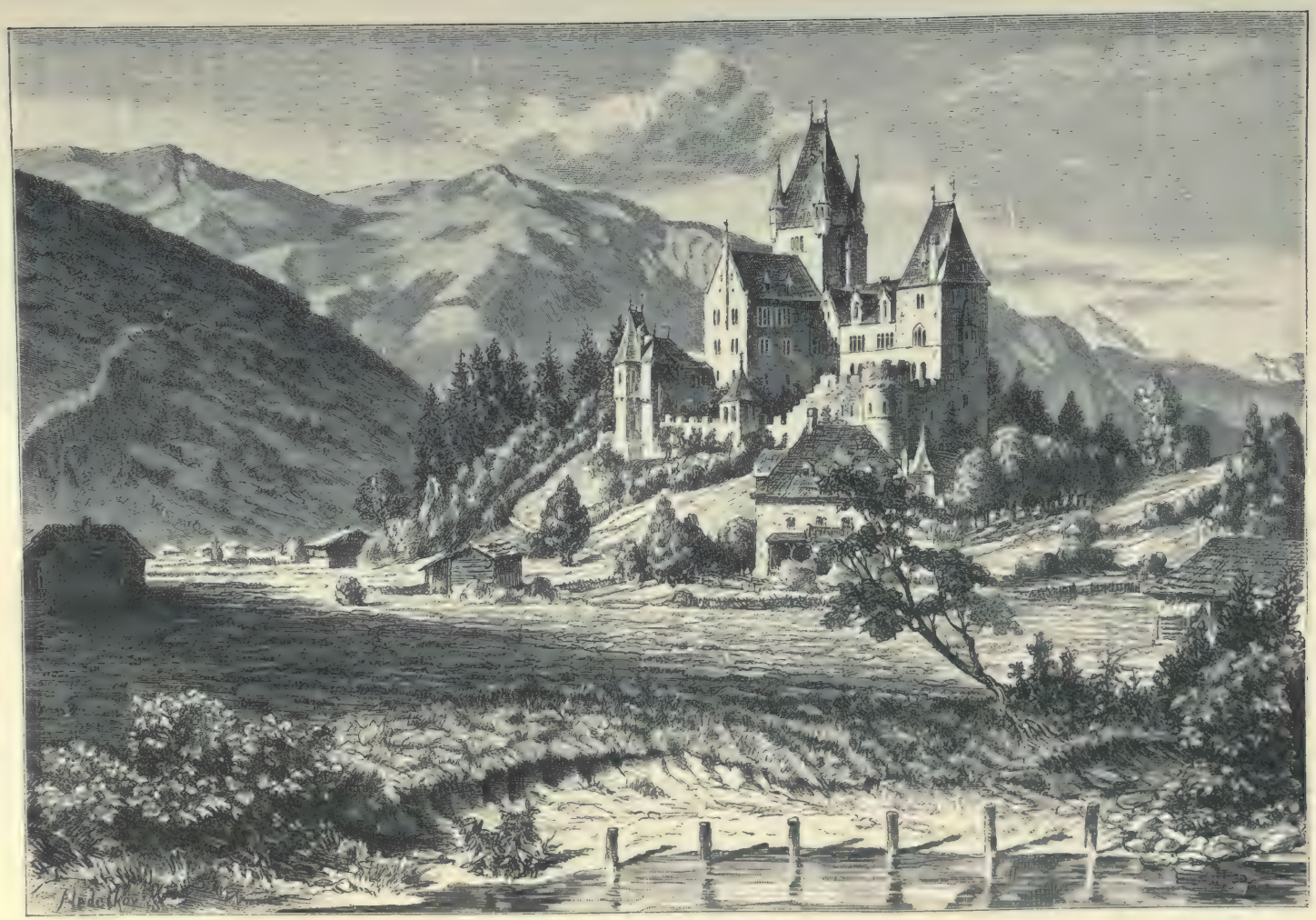
Von den Lebenden zu den Todten. Vielleicht das Schönste, jedenfalls das Monumentalste, was unsere Zeit in Salzburg geschaffen hat, monumental im strengen Sinne des Wortes, ist sein neuer Communal-Friedhof. Stilvolle und künstlerisch geadelte Architektur verbinden sich hier mit der Pracht der Lage zu einem Ganzen von erhebender Wirkung. Wenn gänzlich vollendet, wird diese Todtenstätte zu den schönsten auf deutschem Boden zählen. Das Anwachsen der Stadt hatte ihre alten, den sanitären Anforderungen nichts weniger als entsprechenden Friedhöfe derart überfüllt und mit Gebäuden umsponnen, daß die Errichtung eines neuen in angemessener Entfernung, Lage und Größe, sowie mit den vom Zeitfortschritte gebotenen Einrichtungen für die Stadtgemeinde zur unabweisbaren Pflicht wurde. Sie entledigte sich derselben mit großem Aufwande von Mitteln und in glücklichster Weise. Das ausgedehnte Leichenfeld, ein Viereck mit schwach ausgerundeten Seiten bildend, zeigt als Front einen langgestreckten Colonnadenbau mit Eckpavillons und einer hohen Bogenhalle als Haupteingang und Durchfahrt in der Mitte. Das Ganze ist in reinem Renaissancestile aus Ziegeln in der Naturfarbe mit mehrfacher Abtönung aufgeführt. Eine große Freitreppe aus weißem Marmor und Granit nebst einer in weitem Kreise gezogenen Auffahrtsstraße führen zum Vestibule, dessen Glanzstück ein prächtiges Eisengitter, eine Meisterleistung des hiesigen Kunsthandwerks, bildet. Den runden, mit Gartenanlagen belebten Vorplatz ziert als Mittelpunkt ein mächtiger Obelisk aus belgischem Granit, zum Andenken der Gefallenen des heimischen Infanterieregiments Nr. 59

Das Thorgitter des neuen Friedhofs der Stadt Salzburg.

bei der Jubelfeier seines zweihundertjährigen Bestandes im Jahre 1882 errichtet. Daß der Friedhof sich allgemach auch mit Epitaphien und Denkmalen verschiedenster Gestalt und Größe, darunter auch solchen von höherem Kunstwerthe, füllt, bedarf keiner Erwähnung.

Um dem bisher befolgten Plane getreu als Letztes noch einen Blick über die Stadt hinaus auf das Land Salzburg zu werfen, können wir auch von diesem manches Erfreuliche melden. Auch hier rief die Neuzeit, besonders in jenen Gauen, welche der lebenweckende Schienenstrang durchzieht, eine erhöhte Bauthätigkeit, und zwar nicht blos kirchlichen, sondern noch mehr profanen Charakters hervor. Die Naturreize des Landes begünstigen das Entstehen von Villen, Jagd- und Alpenhäusern und Hotels. Es finden sich darunter schöne, an Orten wie Bad-Gastein und Zell am See auch groß angelegte und elegant ausgestattete Objecte, bei denen der Künstler sein Wort mitzusprechen hat. Die Eisenbahn sowohl als die Kunststraßen, die von den Fünfziger-Jahren an sich fortwährend vermehrt und einen hochachtbaren Stand erreicht haben, weisen interessante, durch Schwierigkeit wie Gediegenheit der Ausführung gleich hervorragende Bauten auf. Hier und da in der Umgegend der Stadt, wie auch bei Hallein und Bischofshofen, erfreuen einige größere Neubauten industriellen Zweckes den Freund des Landes.

Noch haben wir endlich ein paar Schloßbauten monumentaler Bedeutung und künstlerischen Ranges zu nennen, die der neuesten Zeit ihr Entstehen verdanken: das gräflich Arco'sche Schloß Anif zwischen Salzburg und Hallein und das fürstlich Liechtenstein'sche Schloß Fischhorn bei Zell am See im Pinzgau. Beide sind im mittelalterlichen, vorzugsweise gothischen Burgenstile an der Stelle älterer Schlösser gleichen Namens vom Grunde neu erbaut und bilden durch reiche Architektur, malerisch lebendige Gruppirung und reizvolle Lage wahre Schmuckstücke des Landes. Gilt dies schon vom Schlosse Anif, das seine schöne Gestalt in einem großen Teiche spiegelt, so noch mehr von Fischhorn, einem Werke des Dombaumeisters Friedrich von Schmidt in Wien. Das herrliche Bauwerk mit seinen Giebeln und Thürmen, Zinnen und Erkern, Alles in Rohbau mit kräftig gemeißelten Gliederungen, Gesimsen, Fenster- und Thüreinfassungen ꝛc. durchgeführt, von sanfter Höhe weit über das Thal leuchtend, darf ein Juwel der Gegend genannt werden. Die Innenräume beider Schlösser zeichnet eine dem Baustil entsprechende werthvolle Ausstattung und Einrichtung aus. Beim Vergleiche beider läßt sich freilich auch der Fortschritt nicht verkennen, den das Verständniß und die Formenbildung der Gothik seit den Vierziger-Jahren, der Erbauungszeit des Schlosses Anif, gemacht hat; dem kunstfreundlichen Bauherrn dieses Schlosses wäre dazumal eben noch kein Meister von der Bedeutung eines Freiherrn von Schmidt zu Gebote gestanden. Wie manches alte prächtig gelegene Schloß gäbe es noch im Lande, das vom Ruin bedroht nach dem gleichen Glücke solcher Bauherren und eines solchen Meisters sehnsüchtig ausschaut!



Das Schloß Fischhorn bei Zell am See.

Salzburg kann seine alten Bau- und Kunstwerke nicht sorgsam genug hegen und pflegen. Sie bestimmen seine Individualität und bieten in ihrer Gesammtheit, von anderem Nutzen abgesehen, einen Schatz von Lehrstoff und Vorbildern, der seine anregende und befruchtende Kraft niemals, selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen nicht ganz verlieren wird. Ihm ist es zum guten Theile zu danken, daß Kunst und Kunstgewerbe mannigfacher Art in Salzburg noch heute eine gegen früher zwar bescheidene, aber keineswegs verarmte Heimat finden. Was in dieser Hinsicht der einstigen geistlichen Residenzstadt unter dem Umschwunge der Verhältnisse verloren ging, fand auf anderer Seite wieder manchen erfreulichen Ersatz. Das allgemeine Aufleben in Stadt und Land, dessen wir oben gedacht, kam nicht der Architektur allein, sondern dem Kunstbetriebe jeder Art zugute. Durch Errichtung einer reich dotirten Staatsgewerbeschule wurde eine unschätzbare, bisher entbehrte Pflanzstätte künstlerischer und gewerblicher Bildung geschaffen, deren wohlthätige Wirkung bereits vielfach zutage tritt. Der Bau- und Restaurirungseifer der geistlichen Kreise, die ansehnlichen Staats-, Landes- und Communalbauten, die Niederlassung höchster und hoher Gönner der Kunst verbreiten nach den verschiedensten Seiten Thätigkeit und Antrieb zum Fortschritte. Es gäbe hier — auch ganz abgesehen von Neu-Salzburgs genialstem Sohne, Hans Makart, der mit seiner künstlerischen Entwickelung München und Wien angehört — manchen hochachtbaren Meisternamen, dessen sich die Stadt jüngstens wieder rühmen kann, zu nennen. Wir schließen mit dem Wunsche, daß der freundliche Stern, der über dem heimischen Kunst- und Gewerbeleben wieder aufgegangen ist, ihm lange treu bleiben möge.

Chromozinkographie von E. Angerer & Göschl.

Druck der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien.

Alte Volkstracht aus Salzburg.

Volks-wirthschaftliches Leben in Salzburg.

Auch in wirthschaftlicher Beziehung ist Salzburg mit seinen Schnee- und Eisfeldern, steilen Bergabhängen, Felsen, Mooren und Moosen, seinen mächtigen Forsten, seinen weitausgedehnten üppigen Alpenweiden und Wiesen und dem räumlich beschränkten Ackerboden ein echtes Alpenland. Nicht der Getreidebau und die Gewerbe, sondern die Forstwirthschaft, das Grasland und die Viehzucht sind die wichtigsten Quellen des Volkswohlstandes, und selbst der Ackerbau, die Industrie und der Verkehr wiederspiegeln in ihrer Eigenart den alpinen Charakter der Volkswirthschaft Salzburgs. In seiner Eggartenwirthschaft verbindet sich der Getreidebau mit der alpinen Graswirthschaft, seine zum Theile bis an die Schneegrenze reichenden Montanwerke heben die Schätze seiner Berge, seine Industrie wurzelt in

dem Holzreichthum der Gebirge und den ihr reichlich zu Gebote stehenden Wasserkräften, und auch sein mächtig aufblühender Fremdenverkehr ist wesentlich das Product der großartigen Alpennatur des an Naturreizen unübertroffenen Landes.

Eines der ältesten Culturgebiete Mitteleuropas, der uralte Sitz bis in den Beginn unseres Jahrhunderts souveräner Kirchenfürsten, hat Salzburg auch in Rücksicht auf sein wirthschaftliches Leben eine wechselvolle Geschichte aufzuweisen und die Rückwirkung aller jener größeren Strömungen und Conjuncturen der Weltwirthschaft erfahren, welche altbegründete Quellen des Volkswohlstandes vernichteten und neue Zweige wirthschaftlicher Betriebsamkeit an ihre Stelle setzten. Sein einst so berühmter Bergbau und die zahlreichen Hüttenwerke, welche die herrlichen Gebirgsthäler des Landes belebten, sind der Ungunst der wirthschaftlichen Conjunctur zum Theile als Opfer gefallen, durch Betriebe mit günstigeren natürlichen Productionsbedingungen unterboten worden; auch mancher Zweig seiner alten Kunstindustrie ist durch eine Verknüpfung widriger Geschicke vor Zeiten schon dem Lande wieder verloren gegangen; die Wurzeln des Volkswohlstandes Salzburgs, sein reicher Bergsegen, seine unter der sicheren Obhut des Staates stehenden Forste, die von einem im steten Kampfe mit der Natur gestählten Bauernthum sorgsam gepflegte Landwirthschaft, seine blühende Viehzucht, in Rücksicht auf einzelne Zweige derselben eine wahre Edelzucht, die zur Ausnützung durch die Industrie einladenden zahlreichen Wasserkräfte, seine betriebsame städtische Bevölkerung, endlich die Lieblichkeit und Großartigkeit seiner Natur, welche jährlich wachsende Ströme des Fremdenverkehrs dem schönen Lande zuführen, alle diese Vorzüge sind ihm erhalten geblieben und in ihrem Vereine die Bürgschaft einer hoffnungsreichen wirthschaftlichen Zukunft.

Landwirthschaft und Viehzucht.

Nur ein Siebentel der Bodenfläche Salzburgs ist sanftes Hügel- oder Flachland und gestattet eine intensivere Bodenbewirthschaftung; alles Übrige ist Gebirge, in welchem nur die größeren Thäler, wie das 60 Kilometer lange Salzachthal, das Fuscher, Gasteiner, Enns- und Mur-Thal, die Ebene zwischen Wagrain und Radstadt, bei St. Johann und Werfen, dann der Saalfeldener Boden einen mit Graswuchs wechselnden Feldbau gestatten. Nichtsdestoweniger gehört die Hälfte der gesammten Bevölkerung (nahezu 90.000 Personen) dem Stande der Landwirthe an, welch letztere sich auf circa 15.000 Heimwesen vertheilen. Alle Besitzungen aber, ob groß oder klein, kennzeichnet die verhältnißmäßig starke Dienstbotenhaltung. Auf je einer Wirthschaft werden im Flachland durchschnittlich 3, im Gebirge 8, ja in einzelnen Höfen sogar 20 bis 25 Dienstboten durch das ganze Jahr gehalten, deren Kosten um so bedeutender sind, als neben den gebotenen

Sonn- und Feiertagen aus verschiedenen Anlässen und Gepflogenheiten noch weitere 36 Tage der Arbeit entzogen sind.

Der feldmäßig bebaute Boden, welcher im ganzen Lande mit 65.308 Hektar nur ein Zehntel der productiven Fläche beträgt, ist allenthalben ein dem Thonboden sich nähernder mittelguter Lehmboden. Reine Sand- oder Thonböden sind selten; es hängt daher die Wahl der Culturen, insbesondere der Getreidearten hauptsächlich von der geschützten und sonnseitigen Lage der Grundstücke ab. Großen Einfluß auf die Bodenwirthschaft übt auch das ziemlich rauhe, veränderliche und feuchte Klima. Fast immer geht der kalte, äußerst strenge Winter nahezu unvermittelt in den Sommer über, der seinerseits häufige Gewitter, schwere Regengüsse und nicht selten Hagel bringt; die durchschnittliche jährliche Regenmenge (500 Pariser Linien oder darüber) muß eine ziemlich große genannt werden. Außerdem treten fast regelmäßig Spätfröste ein, gegen welche man sich im Pinzgau und Lungau durch das sogenannte Reifrauchen zu schützen sucht, indem man in frostdrohenden Nächten Haufen von Reisig, Gestrüppe und dergleichen anzündet; der so entstehende Rauch verbreitet sich im Thale und erhält sich — der Vegetation Schutz gewährend — bis nach Sonnenaufgang.

Diese klimatischen Verhältnisse gestatten nur dem Flachlande in den Bezirken Mattsee, Neumarkt, Oberndorf und Salzburg-Lend den regelmäßigen Betrieb der Dreifelderwirthschaft mit mehr oder weniger Weizen- und Roggenbau und entschieden vorwiegendem Haferbau. Die Brache bleibt zum Theile unbebaut, es finden jedoch allerorts Rothklee, Kartoffeln, Flachs und auch Futterrüben in derselben Platz. Aber selbst hier kämpft der Getreidebau mit dem durch die strengen Winter bedingten starken Saatbedarf von mindestens 3 Hektoliter Weizen, 4 Hektoliter Roggen oder Gerste und 5 bis 6 Hektoliter Hafer per Hektar, wodurch sich selbstverständlich die Erträge nur auf das Drei- bis Vierfache, beim Hafer höchstens auf das Fünf- bis Sechsfache der Aussaat stellen. Im gebirgigen Theil des Landes ist die Eggartenwirthschaft gebräuchlich, ein Betrieb, welcher als kräftigste Unterstützung der Alpenwirthschaft und der Viehzucht anzusehen ist und den alpinen Ländern in landwirthschaftlicher Beziehung das charakteristische Gepräge verleiht. Bei dieser Form der Bewirthschaftung wechselt, je nach der Lage und Güte des Bodens, zwei- bis dreijähriger Getreidebau mit einer gleich lange dauernden Grasnutzung. In schlechten Böden kommt es auch vor, daß ein mehrjähriger Graswuchs nur durch ein einziges Getreidejahr unterbrochen wird. In allen Fällen drückt der hohe Saatbedarf insbesondere auf den Ertrag der feldmäßig bestellten Grundstücke. Der Grasstand ist wohl stark untermischt mit Kräutern und Blattpflanzen, erscheint jedoch ohne jegliche Aussaat sofort in den Stoppeln des Getreides. Er entwickelt sich am stärksten in dem auf die Getreideernte nächstfolgenden Jahre und gibt in günstigen Lagen Erträge von 30 bis 35 Doppelcentnern Heu und

Grummet per Hektar. Zur Bearbeitung des Bodens dient der gewöhnliche eiserne Pflug, mit welchem ziemlich schmale Beete von 4 bis 6 Furchen geackert werden. Im gebirgigen Theile des Landes herrscht jedoch, wegen der abhängigen Leiten, der Wende- oder Doppelpflug vor. An steileren Stellen sind oft 3 bis 4 Personen nothwendig, um die Zugthiere zu leiten, den Pflug zu handhaben und den Dünger einzulegen, an welchem nicht gespart werden darf. Wie wenig zureichend übrigens der Getreidebau Salzburgs ist, mag aus dem Umstande ersehen werden, daß das Land eines bedeutenden Zuschusses an Getreide von außen bedarf, welcher sich jährlich auf circa 400.000 Hektoliter Weizen, Roggen und Gerste beläuft.

Die zumeist ungedüngten Wiesen sind in ihrem Ertrage sehr verschieden, je nachdem sie in den fruchtbaren, von Bächen oder Flüssen durchzogenen Thälern liegen, wo sie leicht 25 bis 30 Doppelcentner Heu und Grummet liefern, oder hoch droben in den Bergen kleine Oasen bilden, die mit äußerster Anstrengung, häufig sogar mit Lebensgefahr gemäht werden und kaum alle 2 oder 3 Jahre einmal 3 bis 4 Doppelcentner Heu — allerdings von vorzüglichster Qualität — geben, welches im Winter auf Handschlitten heimgeholt wird. Der frühere große Holzreichthum des Landes und die besondere Unverläßlichkeit der Witterung haben die Gepflogenheit entwickelt, auch das Heu der Thalwiesen auf diesen selbst in zahllosen kleinen „Holzstadeln" unterzubringen und dasselbe erst im Winter in die Wirthschaft heimzuführen. Die an versumpften Stellen vorkommenden sauren Wiesen, sowie über 1.000 Hektar Sümpfe mit Rohrwuchs liefern theils Pferdeheu, theils Streu, welch letztere in diesem Lande sehr gesucht ist, da es daran überall fehlt, ein Mangel, welcher in Verbindung mit den unzweckmäßigen Ställen die Viehzucht ungünstig beeinflußt. Diese Ställe — sogenannte Grubenställe — welche im Gebirge ausnahmslos vorkommen, haben weder gepflasterten oder gedielten Boden, noch einen Abfluß und werden, so lange das Vieh im Stalle ist, nur einmal (im Februar), und erst wenn das Vieh auf der Alpe weilt, zum zweitenmale ausgemistet. So stehen und liegen die Thiere ununterbrochen im Dünger — ein wenig erfreulicher Anblick für den Züchter und den Thierfreund.

Und doch ist es die Viehzucht, von deren Betrieb die wirthschaftliche Existenz und das Gedeihen der ländlichen Bevölkerung Salzburgs hauptsächlich abhängt, ein Productionszweig, für welchen die Bedingungen des Gedeihens allerdings in hohem Maße vorhanden sind. Der Viehstand umfaßt rund 11.000 Pferde, 150.000 Rinder, nahezu 60.000 Schafe, 20.000 Ziegen und 11.000 Schweine und ist es hauptsächlich die Pflege und Zucht der dem Lande eigenthümlichen Pferde- und Rinderracen, welche für den Wohlstand von entscheidender Wichtigkeit ist.

Das Salzburger Pferd der reinen, unvermischt gebliebenen norischen Race ist ein anerkannt ausgezeichnetes schweres Zugpferd von ungefähr 16 bis 17 Faust (168 bis

179 Centimeter) Höhe, starkem Knochenbau, mäßig schwerem Kopfe, breitem runden Kamme, starkem Halse, mächtiger Brust, etwas gesenktem Rücken und massigem, meist gespaltenem Kreuz. Es hat reiche Haarbildung am Scheitel, Kamm, Schweif und Köthe, ist kurz gefesselt und besitzt große, leider meist flache und spröde Hufe. Seitens des Staates werden seit Jahren nur reine Pinzgauer Hengste aus dem Depot zu Stadl abgegeben und als Beschäler verwendet, wie denn überhaupt der Zucht die größte Aufmerksamkeit zugewendet wird. Der innere Verkehr auf den Märkten, und zwar hauptsächlich zu St. Johann und Zell am See, umfaßt allein 3.000 bis 4.000 Pferde und geht die Mehrzahl der Thiere schon als Jährlinge nach Baiern.

Fast noch wichtiger für das Land ist die Rindviehzucht. Auch in dieser Rücksicht erfreut sich Salzburg des Besitzes einer einheitlichen, in ihren Vorzügen allseits anerkannten Race, welche ihren Namen: „Pinzgauer" nach dem mächtigsten Gau des Landes führt und nur in Bezug auf Größe und einige minder bedeutende Verschiedenheiten sich auch als Pongauer oder Rauriser kennzeichnet. Die consequent und mit Ausdauer durchgeführten Bemühungen der Regierung wie des Landes haben nun auch den Lungau, welcher früher die steiermärkischen Schecken hielt, dem Race- und Zuchtgebiete der Pinzgauer gewonnen. Das Pinzgauer Rind ist von rothbrauner Grundfarbe mit regelmäßigen, scharf begrenzten weißen Abzeichen über Rücken und Schweif und häufig auch an oder hinter dem Ellbogen. Der verhältnißmäßig kleine Kopf ist breit und kurz, mit freundlichen, klug blickenden Augen und kurzen, feinen, sanft seitlich und aufwärts gekrümmten dunklen Hörnern. Der Schweifansatz ist eben, die Schenkel sind voll und in senkrechter Linie auf das Sprunggelenk fallend; der Körper ist niedrig gestellt, mit tonnenförmigem Rumpfe, breiter Brust und besonders starkem weichen und beweglichen Triel. Der Reinzucht und der Erhaltung der typischen Formen und Abzeichen des Pinzgauer Rindes wird in den eigentlichen Zuchtgebieten große Aufmerksamkeit und vielseitig auch das richtige Verständniß zugewendet, so daß diese Thiere auf dem internationalen Markte nicht blos den individuellen Nutzwerth repräsentiren, sondern in zahlreichen Exemplaren auch den weit höher berechneten Zuchtwerth. Der Verkehr auf den Rindermärkten ist ein sehr bedeutender, sowohl auf den Hauptmärkten des Flachgaues (Salzburg, Maxglau, Maria Plein, Siezenheim und Oberndorf), als auf jenen der Gebirgsgaue (St. Johann und Zell am See). Die übrigen Märkte: zu Saalfelden, Mittersill, Radstadt, Mauterndorf, St. Michael u. s. w. sind mehr für den localen Verkehr von Bedeutung.

Im Ganzen weist der Marktverkehr einen jährlichen Umsatz von über 45.000 Stück Rinder auf, wovon allerdings ein Theil aus Tirol, Steiermark und Kärnten stammt und transito nach den benachbarten Provinzen geht. Nach Deutschland aber werden circa 15.000 Stück ausgeführt; auch 10.000 bis 20.000 Schafe der eigenen Zucht gehen diesen

Weg. Die Rindviehzucht und die Erzeugung von Molkereiproducten bilden die hauptsächliche Einkommenquelle des Landes.

Die breiteste Grundlage für die Viehzucht des Landes bilden die Alpen und die darauf begründete Alpenwirthschaft. Über 200.000 Hektar Alpen- und mehr als 4.300 Hektar Hutweide bilden zusammen vier Zehntel der gesammten productiven Fläche. Dazu kommen noch die fast gleichwerthigen in den Waldbeständen eingeforsteten Weiderechte für rund 56.000 Stück Großvieh. Welche Bedeutung die Alpen aber für die Viehzucht im Lande Salzburg haben, geht schon aus der Thatsache hervor, daß mit alleiniger Ausnahme des unentbehrlichen Gespannviehes und einiger Heimkühe der gesammte Viehstand der viehzüchtenden Theile des Landes, wozu außer den Gebirgsgauen auch ein Theil des Flachgaues zählt, vom ausgehenden Frühjahr an bis zum Spätherbst auf der Alpenweide belassen wird. Der steten Bewegung in der reinen Höhenluft und der würzigen Nahrung des Alpengrases verdanken denn auch das Pinzgauer Pferd und Rind ihre notorisch vorzüglichen Eigenschaften. Die beste Alpenweide findet sich im Pinzgau und zum Theil im Pongau, und zwar in den schmalen Thälern, welche an der nördlichen Abdachung der Haupttauernkette durch deren Ausläufer gegen das Salzachthal gebildet werden. Minder gut sind die Alpen im Lungau und den Bezirken außerhalb der Gebirgsgaue. Die minderwerthigen Alpen kommen überhaupt auf den mehr südlich abgedachten Gebirgszügen vor.

Die Benützung der Alpen in Hinsicht auf die Dauer der Weidezeit und Verwendbarkeit für die einzelnen Viehgattungen wird vorzugsweise von örtlichen Verhältnissen bestimmt und unterscheiden sich hiernach die besser gelegenen, länger benützbaren, mit üppigerem Graswuchse bedeckten Voralpen von den Hochalpen; auch gründet sich hierauf die Benützung der Alpen in den Zeitperioden: als Frühlingsnutzung vom 25. Mai bis Ende Juni auf den Voralpen, als Sommernutzung von Anfang Juli bis Anfang September auf den Hochalpen, als Herbstnutzung von Ende September bis 12. October wieder auf den Voralpen. Das Jung- und Kleinvieh wird bei der Frühlingsnutzung meist nicht mit den Kühen auf die Voralpen gebracht, sondern während dieser Zeit auf Zulehen, dann auf Hutweiden und in Waldungen erhalten; erst mit Ende Juni wird es zur Sommernutzung auf die Hochalpen getrieben. Auch die Herbstnutzung auf den Voralpen macht nur ein Theil des Jungviehes, nicht aber das Kleinvieh mit. Die höchsten Plätze der Hochalpen, welche wegen der steilen Abdachung und den sporadisch zwischen Felsen und Gestein vorkommenden Grasplätzen blos mit Schafen oder Ziegen, und zwar eine noch kürzere Zeit als die Hochalpen, nämlich nur von Mitte Juli bis zum zweiten Drittel des August benützt werden können, werden mit Kleinvieh bestellt. Diese Benützungsart der Alpen durch 19 Wochen in regelmäßigem Turnus gilt nur für Alpen, welche Eigenthum größerer Wirthschaften sind. Die Besitzer kleinerer Wirthschaften benützen gewöhnlich je 4 bis 10, ja

bis 14 gemeinschaftlich eine Alpe, wobei dann die Benützungszeit eine kürzere ist. Diese Alpen sind entweder Eigenthum einzelner Bauern oder einer ganzen Gemeinde, selbst eines ganzen Thales. Außerdem gibt es noch sogenannte Galtviehalpen, auf welche kein Melkvieh, sondern Pferde, Ochsen, galt gebliebene Kühe und Jungrinder zur Weide gegen Bezahlung eines Weidezinses „aufgekehrt" werden. Sie sind meistens hoch gelegen und von kürzerer Benützungszeit. Im Pinzgau und Pongau, wo die Pferdezucht, und in Lungau, wo die Ochsenzucht vorherrschend betrieben wird, kommen solche Alpenbenützungen mehrfach vor. Alpenhütten, Kaser genannt, mit Sennküchen, Milch- und Käsekellern und Wohnräumen für die zur Gewinnung und Verarbeitung der Milch und zur Wartung des Viehes nothwendigen Personen und mit Stallungen für Kühe und Ziegen werden nur dort errichtet, wo sich das Melkvieh befindet. Auf Galtviehalpen trifft man nur Unterkunftshütten für die Viehhüter und bisweilen noch kleine Viehställe für etliche etwa erkrankende Viehstücke. Das Vieh bleibt daselbst Tag und Nacht im Freien und hat zu seinem Schutze gegen die Witterung entweder nur vereinzelte größere Bäume oder aus Holz einfach gezimmerte Unterstandsplätze.

Die eigentliche Alpenwirthschaft gliedert sich in die Milchwirthschaft und die Viehzucht. Diese beiden Wirthschaftszweige werden nicht selten gesondert, häufiger aber zusammen betrieben. Aus der Milch werden Butter, Schmalz und Käse bereitet. Bisweilen werden aus der unabgerahmten süßen ganzen oder Vollmilch fette Hartkäse, häufiger schon aus theils abgerahmter, theils unabgerahmter Süßmilch halbfette, überwiegend aber aus der abgerahmten Süßmilch magere Hartkäse und aus der abgerahmten sauern Milch sauere, sogenannte Radstatter Käse erzeugt. Die Quantität der Milcherzeugung und deren Gehalt an Fettstoff hängt natürlich von der Nahrung ab, welche das Vieh auf der Alpe erhält, und wird wesentlich auch von der günstigeren oder minder günstigen Witterung während der Weidezeit beeinflußt. Der Futterertrag des Alpenlandes wird nach dem Maßstab des Nahrungsbedarfes einer ausgewachsenen Kuh veranschlagt und jene beiläufige Fläche, welche mit Rücksicht auf den örtlichen Graswuchs und die mögliche Benützungszeit einer Alpe für eine ausgewachsene Kuh zur Nahrung durch den Weidegang nothwendig ist, wird hier ein Kuhgras genannt. Alle Viehgattungen, mit welchen die Alpen bestellt sind, werden in dem Verhältnisse, als sich ihr Nahrungsbedarf zu jenem einer Kuh stellt, auf „Kuhgräser" reducirt und werden beispielsweise für eine Stute mit Fohlen vier, für ein ausgewachsenes Pferd drei, für ein zweijähriges Pferd zwei, für ein einjähriges Pferd ein, für zwei einjährige Jungrinder und für drei Zuchtkälber je ein, für acht Schafe oder acht Ziegen je ein Kuhgras erforderlich erachtet. Im Durchschnitt kann angenommen werden, daß auf den Voralpen bei der Frühlings- und Herbstbenützung auf ein Kuhgras eine Fläche von $1^3/_4$ bis $2^1/_4$ Joch, auf den Hochalpen während der Sommerbenützung 5 bis $6^3/_4$ Joch

entfallen. Als Durchschnitt des gesammten Alpenlandes kann auf ein Kuhgras $3^3/_4$ Joch Fläche und eine Benützungsfrist von zwölf Wochen angenommen werden. Nach diesen Verhältnissen und mit Rücksicht auf die Qualität der Gräser werden auch die Weide- oder Alpzinse für die verschiedenen Viehgattungen bestimmt. Der Culturaufwand bei den Alpen besteht wesentlich im „Putzen" der Alpen, wobei von Lawinen herrührendes Holzwerk und Gestein entfernt, Laub abgerecht und die Alpen von überwuchernden Gewächsen, Hederich, Schwarzbeeren, Farrn u. s. w. gereinigt werden. Ferner gehört hierher das Einzäunen der Alpen an besonders gefährlichen Stellen, das Wegmachen, die Reparatur der Alpenhütten und Ställe, das Holzmachen, dann das Mähen und Bringen des Heues auf den Alpenangern. Der Ertrag der Alpen ergibt sich aus dem Milchnutzen, dem Gewinne aus der Viehzucht und dem Weidezinse.

Die Heimkehr (Heimfahrt) von der Alpe gestaltet sich zum Fest für die ganze Gegend. Den Zug eröffnet die Kranzkuh, die schönste der Herde, Hörner, Stirn und Hals mit Blumen und Flittergold geschmückt. Ihr folgt unter dem Geläute der Viehglocken im langgedehnten Zuge die übrige Herde mit den Producten und Utensilien der Milchwirthschaft. Aber dieser Festzug gilt nur bei froher Heimkehr nach glücklicher Alpenzeit; der Heimzug erfolgt traurig und prunklos, wenn, wie in nicht gar seltenen Fällen, die Viehwärter bei ihrem mühseligen und nichtsweniger als gefahrlosen Berufe ein Unglück oder ein Viehverlust betroffen hat.

Forstwirthschaft und Jagd.

Mit einem Waldstande von 231.841 Hektar und einer Bewaldung von 32·4 Procent der Gesammtfläche steht Salzburg unter den Alpenländern keineswegs obenan. Dennoch ist es ein Waldland par excellence, weil die Waldwirthschaft auf seine Bodencultur und die Entwicklung der ganzen Eigenart des Landes den größten Einfluß genommen hat.

Wer das Land durchreist, empfängt den Eindruck, daß es dichter bewaldet sei; denn mehr als 240.000 Hektar Alpen- und Hutweideland, im Verlaufe der Zeit dem Holzboden entrungen, breiten sich — noch heute theilweise bestockt — theils im Innern, theils an den Rändern der Forste und namentlich im Gebiet der oberen Waldregion aus, deren Horste aus Krummkiefer, Lärche und Zirbe dem ewigen Eise des gletscherreichen Landes ehemals viel näher lagen. Dörfer und Gehöfte, im Grau des Holzes schimmernd, scheinen wie aus der Umgebung des dunkelernsten Fichtenwaldes emporgewachsen und das Volk selbst ist knorrig und zähe wie das Gehölz seiner Berge. Nur der nördliche Theil des Flachgaues, ein kleiner Landstrich von etwa 860 Quadratkilometer, bietet ein wesentlich anderes Bild: eine offene wellige Landschaft. Der Weideboden fehlt, der Wald ist in kleineren, mit dem Felde abwechselnden Parcellen von Laubholz und gemischten Beständen vertreten, er

Heimkehr von der Alm.

trägt wirthschaftlich den Charakter des angrenzenden oberösterreichischen Hügellandes und Mittelgebirges an sich und läßt eine verständige, conservative, an dem schönen Baumstande sich erfreuende Benutzung erkennen. Im südlichen Theile des Flachgaues, nach der Centralalpenkette zu, verschmelzen die wirthschaftlichen Formen des Waldes schon mehr und mehr mit der Eigenart des Hochgebirges. Hier weiß der Wald von mancherlei Kämpfen zu erzählen, Narben und Schrammen aller Arten bedecken seine felsige Stirn. Hier ist die rauhe, wetterharte Fichte in überwiegend reinen Beständen Herrin der Waldregion, deren Boden sie nur in Flächen von geringer Ausdehnung mit der Lärche, Buche, Tanne und Kiefer und den gebirgliebenden Laubhölzern Ahorn, Erle, Alpenerle und wenigen anderen theilt. Allem Kampfe trotzend, hat sich die Fichte — namentlich im Pongau — noch in kräftigen, massenhaltigen, bis 1.000 Festmeter pro Hektar aufweisenden Beständen erhalten, ja sie klimmt in den Centralalpen selbst bis zu 2.000 Meter Seehöhe empor, während die Lärche (im Forstbezirke St. Michael) sich wohl noch höher hinanwagt und in verwetterten Horsten selbst die Höhe von 2.200 Meter behauptet. Der Alpenwald der höchsten Lagen ist kein Wald in gewöhnlichem Sinne mehr; der Taxator behandelt ihn als „außer Betrieb" stehend und merkt seine Holzmassen nicht vor. Die breiten Lagen der mittleren Waldregion öffnen sich nach oben in enger und enger werdende Streifen, die hier von den Wühlungen der Wildbäche, dort von den zerstörenden Wegen der Lawinen getrennt werden. Die Streifen lösen sich in Horste, die Horste in schüttere Gruppen auf und diese senden endlich ihre letzte Vorhut der Höhe zu. Inzwischen breiten sich, oft noch in mächtigeren Flächen, die den lockeren Boden mit tausend und abertausend Wurzelklammern fesselnden Legföhren aus. Über die buchstäblich „liegenden" Bestände dieser letzteren erhebt sich nicht selten ein riesiger Baumtorso, von Blitzen gespalten, vom Wetter gebleicht, silbergrau aus den „Latschen" emporragend. Bisweilen trifft man auch in der Hochregion noch größere Flächen mit mächtigen Stöcken bedeckt oder gewaltige, als Herdenfluchtbäume vor Frevel gefeite Fichten, die im Kampf mit den Elementen immer wieder neue Wipfel gebildet und sich im Einzelnstande tief herab beästet haben. Es sind dies die Zeugen besserer Zeiten, die hier der Wald gesehen, Denkmäler des Niederganges der Holzvegetationsgrenze.

Im Urgebirge solcher Lagen war ehemals auch die Zirbe in sehr ausgedehnten Flächen horstweise verbreitet. Man hat sie leider nicht geschont. Nach Zöttl's Berichten wurden vor Zeiten aus dem Gebiete der Krimmler Ache Tausende von Klaftern dieses edlen Holzes in den Halleiner Rechen getriftet, um ihr nach Jahrhunderten zählendes Dasein unter den Salzpfannen zu beschließen. Wohl kommt heute die Zirbe noch immer, besonders in den ärarischen Forstbezirken Wald, Mühlbach, Stuhlfelden, Gastein und St. Michael, in ansehnlichen, nun wohlgehüteten Horsten, im letztgenannten Reviere bis auf 2.200 Meter Seehöhe vor, aber ihr früheres Feld wird sie nicht wieder erobern. Der jungverheiratete

salzburgische Bauer, der noch vor ein paar Decennien auf dem Forstamt schüchtern und verschämt regelmäßig um seinen „zirbenen Wiegenbaum" bat, gehört bereits zu den historischen Staffagen.

Nach der heutigen, in der Hauptsache alther überkommenen Vertheilung des Waldeigenthums dürfte man auf gute waldwirthschaftliche Verhältnisse schließen. Der große ungetheilte Besitz herrscht weitaus vor; nicht weniger als zwei Drittel der Landeswaldfläche sind in seinen Händen; obenan der Staat (122.673 Hektar oder 52·5 Procent der Gesammtwaldfläche), dann die baierische Krone mit den ihr tractatmäßig abgetretenen Saalforsten im Pinzgau (12.049 Hektar oder 5·1 Procent), der private Großgrundbesitz (sechs Besitzthümer mit 11.358 Hektar oder 5 Procent) und endlich die Gemeinden und Genossenschaften (9.956 Hektar oder 4·3 Procent) böten Garantie genug für jene Annahme. Nur ein Drittel des Waldstandes (bäuerlicher Kleinbesitz 74.630 Hektar, Kirchen und geistliche Corporationen 1.175 Hektar, zusammen 33·1 Procent) ist in kleinere, dem Forstbetriebe nicht günstig gestaltete Flächen zersplittert.

Wenn die forstwirthschaftlichen Zustände des Landes trotzdem nicht ganz befriedigen, so ist dies einzig und allein der früheren Verwirrung der Waldeigenthumsverhältnisse und der enormen Belastung, zumal des dominirenden Staatswaldbesitzes zuzuschreiben. Von dem Gesammtwaldstande Salzburgs sind gegenwärtig noch mehr als 67 Procent mit Servituten und servitutsähnlichen Gemeinschaftsrechten behaftet. In den Staatsforsten beträgt dieses Procent, was die Holz- und Streueinforstung betrifft, allein 93·8, während die Weiderechte sich auch noch auf den außerforstlichen ärarischen Besitz erstrecken. Der Werth der Jahresleistungen an die Forstholden des salzburgischen Staatswaldes beläuft sich auf rund 318.000 Gulden, 3·03 Gulden pro Hektar der belasteten Waldfläche.

Aus diesen Zuständen allein lassen sich die forstlichen Verhältnisse dieses Landes genügend erklären. Seit der im Jahre 1524 erschienenen Waldordnung des energischen Cardinals Matthäus Lang von Wellenburg bis zu jener des Erzbischofs Sigmund von Schrattenbach, 1755, hat das Land, — mit Einschluß des österreichischen Forstgesetzes vom Jahre 1852 — nicht weniger als zehn solche Ordnungen erlebt. Allein das Ziel aller derselben, die rechtliche und wirthschaftliche Ordnung im Walde, ist bis heute nicht erreicht worden.

Nahezu sämmtliche Forste des Landes waren ehemals dem Bergbau dienstbar gemacht und theils als landesfürstliches Regale erklärt, theils mit dem bis auf das beholzte Weide- und Wiesenland ausgedehnten Reservate für das Montanum belegt worden. Für den Bauer gab es nur eine auf „Gefallen und Widerruf" eingeräumte Einforstung neben einem auf kleineren Flächen zwar von altersher entwickelten, durch das Reservat aber wieder illusorisch gewordenen Waldeigenthum.

Es fehlte also jede Triebfeder für den geringen privaten Waldbesitz, nach Verbesserung der Wirthschaft zu streben. Bergbau und Hüttenbetrieb verschlangen Unmassen von Holz, während der eingeforstete Bauer wieder nur darauf bedacht war, seine Rechte auf Kosten des landesfürstlichen Waldes so weit als möglich auszudehnen, den Forst, wie es nun einmal Hang und Trieb unseres Älplers ist, überall zurückzudrängen, um neuen Weideboden zu gewinnen. Der Wald gerieth von allen Seiten ins Gedränge und wiederholt beunruhigte das Land die Gefahr der Holznoth, welche erst unser Jahrhundert durch den Aufschluß der Kohlenlager beseitigte. Die Weideflächen der Hochregion wuchsen immer mehr an. Hier vornehmlich, wo Holz- und Weidenutzung naturgemäß wechselten, bildeten sich allmälig leider jene Eigenthumsstreitigkeiten heraus, die noch um das Jahr 1850 nicht weniger als ein Fünftel der Landesfläche in Bann hielten und selbst heute noch nicht vollständig geschlichtet sind.

Unter diesen Verhältnissen war eine gedeihliche Entwicklung der salzburgischen Forstwirthschaft im großen Ganzen bisher unmöglich. Die Forste haben unter dem Einfluß der geschilderten Kämpfe und Wirren bedenklich gelitten. Die ungezügelte Ausübung der Waldweide, insbesondere die schonungslose Gewinnung der Waldstreu durch das landesübliche „Schneiteln" der Fichte, zumal im Lungau, nicht minder die ehemals bis zu den äußersten Höhen geführten großen Kahlhiebe auf Bergbau- und Sudholz, sie haben überall ihre traurigen, nicht so bald zu verwischenden Spuren zurückgelassen. Denn auch der Landwirthschaft des salzburgischen Älplers haben diese Zustände eine traurige Signatur aufgedrückt. Gewohnt, das Heil seiner Wirthschaft in der möglichsten Ausbreitung der Holz-, Weide- und Streunutzungen im staatsherrschaftlichen Walde zu suchen, hat der Bauer die nützlicheren Impulse zur Verbesserung seiner Wirthschaft im Innern nie recht kennen gelernt. So ist in mehreren Gegenden des Landes jene verwerfliche Stallwirthschaft großgezogen worden, bei welcher die Rinder, wenn nicht alljährlich die rettende Weidezeit zu Hilfe käme, in Bergen von Waldstreu verkümmern würden. So ist jene Unmasse von Holzzäunen entstanden, welche Hofrath Steinhauser, der gründlichste Kenner der salzburgischen Einforstungsverhältnisse, dessen Ausführungen wir hier mehrfach gefolgt sind, im Jahre 1871 auf eine Gesammtlänge von 10.700 Kilometern anschlägt; so jene Unzahl von „Heustadeln", die eine Gesammtbauarea von mehr als 100 Hektar einnehmen. Und welchen Aufwand von Arbeit erheischt die Erhaltung dieser holzverzehrenden Einrichtungen! Endlich bleibt jener agrarische Guerilla-Krieg, welcher zwischen den grünen Tischen und den Bauernhöfen beständig hin- und herzüngelt, auch ethisch nicht ohne Nachtheil. Was der Hoffnung auf endliche Consolidirung dieser Zustände noch Raum läßt, ist vor Allem die ausgezeichnete Reproductionskraft des salzburgischen Waldbodens, sind die ernsten Bemühungen der Staatsforstverwaltung, namentlich seit 1873, die Wirthschaft

auf den festeren Grundlagen einer guten Forsteinrichtung zu regeln, sind die überall eingreifenden Maßnahmen der Organe des politischen Forstdienstes, welche hier Bannlegungen des Waldes veranlassen, dort Rodungen hintanhalten und Wiederaufforstungen anordnen. Die Thätigkeit des Forstmannes bringt unter diesen Verhältnissen wenig Dank. Umso anerkennenswerther, wenn sie dennoch, wenn auch langsam ihre Früchte zeitigt.

Als ein Postulat der eingangs schon geschilderten Bestandverhältnisse ist der Hochwaldbetrieb, bis auf die wenigen Auwälder der Flüsse (3.585 Hektar), der herrschende; er bewegt sich in Umtrieben von 100 bis 140 Jahren, niederer im Flachlande, höher im Gebirge, wo es der Hieb nicht selten mit zweihundert- und mehrjährigen Beständen zu thun hat. Der Großgrundbesitz folgt in seiner Wirthschaft durchgehends dem Grundsatze der Nachhaltigkeit, sowie er auch den Betrieb, bis auf wenige noch in Einrichtung begriffene Forstbezirke, systematisch geordnet hat. Im Flachlande ermöglichen günstigere Standorts- und geordnete Rechtsverhältnisse eine freiere Ausgestaltung des Wirthschaftsbetriebes, welche in dem freiherrlich Mayr von Melnhof'schen Besitze, einem Complexe der ehemaligen Cameralforste von 4.450 Hektar, in der erfreulichsten Weise zu Tage tritt.

Entscheidend fällt übrigens mit seiner imposanten Area (202.787 Hektar, wovon 122.673 Hektar Wald) nur der Staatsforst- und Domänenbesitz ins Gewicht. Mit den großen Kahlschlägen der Vorzeit hat man auch hier, wie in den alpinen Staatsforsten überhaupt, gebrochen. Das neuere System der räumlichen Forsteintheilung formirt kleinere Hiebzüge, gestaltet die Schlagführung beweglicher und überläßt den Höhengürtel, wie alle Steillagen und von der Natur sonst vorgezeichneten Schutzgebiete dem Plenterbetriebe. Nach officiellen Daten werden 35·4 Procent der Waldfläche mittels Kahlschlägen und rasch folgender Pflanzung, seltener Saat, 34·8 Procent im Femmelschlagbetriebe, 29·8 Procent plenterweise bewirthschaftet.

Die Waldungen des Kleinbesitzes befinden sich, wie schon bemerkt, nur im Flachgaue (circa 30.000 Hektar) in befriedigendem Zustande. Im Gebirge sind sie fast überall herabgekommen. Die ungezügelte Aststreugewinnung, die Erleichterung der Holzverwerthung durch neue Bahnverbindungen, die mangelhafte Obsorge für die auf diese Weise entstandenen Kahlschläge, wo die Wiederaufforstung unterlassen, die Beweidung umso eifriger betrieben wurde, sind die Ursachen des traurigen Verfalls der bäuerlichen Wälder. Letzteres war besonders im Pongau der Fall, wo in jüngster Zeit nach den Berichten des Landes-Forstinspectors die kleinen Sägewerke wie Pilze emporschossen und das Blockholz bis aus den hintersten Winkeln der Thäler an sich zogen. Von Forstculturen kann denn auch nur in den Waldungen des Großbesitzes gesprochen werden, wo man sehr bedeutende Mittel dafür aufwendet. Im Bauernwalde sind Culturen nur in dem wiederholt erwähnten Theile des Flachgaues und dort zu treffen, wo sie auf Grund des Forstgesetzes

erzwungen oder, wie in den ausgeforsteten Gemeinden, durch staatliche Subventionen gefördert werden. Der Gebirgsbauer hat keinen rechten Glauben in den Erfolg der künstlichen Anzucht des Waldes. — In den Staatsforsten hat man im Decennium 1873 bis 1882 an 5700 Hektar mit Saat und Pflanzung in Bestand gebracht und die Pflanzschulen um mehr als das Sechsfache erweitert. Doch hat dies bei weitem nicht genügt, die bedeutenden Aufforstungsrückstände zu bewältigen.

Das Verhältniß zwischen der für die Dauer möglichen Holzerzeugung und der thatsächlichen Nutzung eröffnet keine ganz beruhigende Perspective. Ein ziemlich sicherer Anschlag über die dermalige Ertragsfähigkeit der Forste und den Bedarf des Landes an Holz ergibt zwar Deckung für letzteren, allein der Holzexport wächst und hat infolge der neuen Communicationen auch neue Wege eingeschlagen. Wenn er früher zumeist nur dem Laufe der schiffbaren, flößbaren und triftbaren Gewässer folgte, hält er sich heute, indem sogar die Flößerei nach der Donau sehr in Abnahme begriffen ist, an die Eisenbahnlinien. Ein Theil der Lungauer Hölzer erreicht gegenwärtig längs der regulirten Mur den Weg nach der adriatischen Küste, während die Brenn- und Nutzhölzer des großen Sammelgebietes der Salzach von der Gisela-Bahn aufgenommen werden.

Dieser Umschwung in den Holzabsatzverhältnissen, im Vereine mit der Einführung der Kohlenfeuerung bei der Saline Hallein, hat den Bestand einer der größten und interessantesten Rechenanstalten Österreichs ernstlich in Frage gestellt. Es ist dies der im Jahre 1500 in Betrieb gesetzte große Griesrechen an der Salzach bei Hallein, wegen dessen bevorstehender Auflassung sich vor kurzem ein förmlicher Sturm im Lande erhob. Das Sammelgebiet des Halleiner Rechens, welcher das Triftholz von zahlreichen Seitenbächen der Salzach aufnimmt, umfaßt mehr als 100.000 Hektar Waldland, wovon 80.000 Hektar Staatsforste. Dieses imposante Triftbauwerk war demnach bis in die letzte Zeit für den Holztransport von größter Bedeutung. Noch im Decennium 1871 bis 1880 wurden hier, sowie im nahe gelegenen Almrechen, jährlich 77.000 Meter Brennholz und 75.000 Stücke Nutzholz theils ein-, theils durchgetriftet, beziehungsweise geflößt. Ein Schleusenhaus mit 17 Hebthoren, in den Sechziger-Jahren mit den Kosten von einer Viertelmillion Gulden neu erbaut, regulirt den Wasserabfluß nach dem 1950 Meter langen, mit zahlreichen Abfallbächen und mehreren Stau-Brücken und Ländschwellen versehenen Rechenkanal, an den sich flußwärts zwei große Länd- und Holzlegstätten anschließen. Heute ist dieses Werk an einen Privaten, der für die Erhaltung vom Ärar einen Beitrag bezieht, in Pacht gegeben. Es wird sich wohl kaum je mehr rentiren, die bedeutenden Erhaltungskosten, welche dasselbe beansprucht, aufzuwenden.

Mit dem Halleiner Rechen wird ein ehrwürdiges Wahrzeichen des schönen Salzburger Landes, in welchem der früher innige Verband von Berg- und Forstwesen

Der große Holzrechen in Hallein.

so manches ausgezeichnete Triftbauwerk geschaffen hat, für immer verschwinden. Der große Ländbetrieb und die Centrirung des Holztransportes haben ihr Ende erreicht. Die ehemals zahlreiche Gilde der stabilen ärarischen Waldarbeiterschaft mit ihrer strammen Organisation, mit ihren zunftmäßigen Gebräuchen und all dem Beiwerk einer uralten Verfassung dürfte — wie so vieles Andere aus guter alter Zeit — mit den neuen Einrichtungen leider zerfallen. Auch die Vergebung der Holzarbeit wird sich mehr und mehr nach Angebot und Nachfrage regeln; denn auch auf das scheinbar abgeschlossene Waldgewerbe, bis in die stille Abgeschiedenheit des entlegenen Gebirgswaldes, überträgt sich die gewaltige Bewegung der modernen Volkswirthschaft.

Nur eins, das Hüfthorn des Waidmanns, mahnt in den Wäldern unserer Alpenländer heute noch an vergangene Zeiten. Die wachsende Vorliebe für die Hochgebirgsjagd erklärt sich ja eben aus dem Vordringen der obigen Strömungen, aus dem mächtigen Anreiz, den die Rückkehr nach den entlegenen Orten des Naturfriedens und die Erquickung im edlen Vergnügen eines ursprünglichen Waidwerkes in sich schließt. Salzburg war immer ein Dorado der Jäger; seine geistlichen Fürsten haben diesem ritterlichen Vergnügen mit wenigen Ausnahmen eifrig gehuldigt und es hat sich zu Zeiten ihrer Regierung eine vollkommen getrennte Verwaltung von Forst und Jagd herausgebildet.

Salzburg hat im Flachgau gute Niederjagden, die mitunter jenen des benachbarten Oberösterreich wenig nachstehen. Sie liefern reiche Ausbeute an Hasen und Feldhühnern, auch an Rehen und Fasanen. Die jagdlichen Schätze des Landes aber birgt das Wald- und Felsgebiet der Gebirgsgaue, wo ausgezeichnete Gems- und Rothwildstände des Jägers Herz erfreuen und das Balzlied des Auer- und Birkhahnes erklingt.

Die Grund- und Waldbesitzverhältnisse Salzburgs bringen es mit sich, daß es hier eigentlich nur ärarische und Gemeindejagden und solche Enclaven-Reviere gibt, die um Ruhe und Friedens willen, schier um jeden Preis, zu den großen Revieren erworben werden müssen. Es herrscht also hierzulande die Pachtjagd, zumal das Ärar einen Regiebetrieb nur in seltenen Fällen platzgreifen läßt. Unter diesen Pachtjagden gibt es viele, die — wie das berühmte Blühnbach — an Abgeschiedenheit, Geschlossenheit und landschaftlicher Majestät ihresgleichen suchen. So hat sich denn eine Anzahl hervorragendster Waidmänner an diesen Stätten einer historisch gepflegten Jagd niedergelassen, um alljährlich in den wildreichen Gebirgen das Waidwerk zu pflegen. Unter diesen Revieren Salzburgs ist vor allen jenes Seiner kaiserlichen Hoheit des Großherzogs Erzherzogs Ferdinand von Toscana zu nennen, das sich vorzüglicher Hege und Pflege erfreut und mit der imposanten Fläche von 41.380 Hektar auf das Jagdwesen des Landes den größten Einfluß übt. Nächst den großherzoglichen Revieren sind jene der adeligen Jagdgesellschaften im Lungau (sammt den angrenzenden Pachtungen auf Kärntner Boden 58.900 Hektar), in Großarl (23.000 Hektar)

und in Blühnbach die größten. In den anderen, gleichfalls zumeist in den Händen von adeligen Waidmännern befindlichen Jagdbarkeiten des Hochgebirges sind Flächen von 8.000 bis 15.000 Hektar fast Regel, und es erhellt schon aus diesen Ziffern, welche hervorragende Stellung das kleine Land Salzburg in der Pflege der Hochgebirgsjagd einnimmt.

Die Abschußlisten Salzburgs bewegen sich in aufsteigender Linie. In der Periode von 1874 bis 1882 kamen durchschnittlich von Rothwild 216, von Rehen 702, Gemsen 816, Auerhähnen 206, Birkhähnen 226, Fasanen 25, Hasen 2596 und von Feldhühnern 225 zum Abschuß, in den Jahren 1883 bis einschließlich 1886 wurden von denselben Wildgattungen ihrer Reihenfolge nach 407, 1614, 1530, 244, 221, 333, 4603 und 656 Stück erlegt. Diese Vermehrung des Abschusses ist theilweise auf erfreuliche Erfolge der Hege, so insbesondere beim Gemswilde, theilweise auf die vielen Agitationen wegen Wildschadens und somit auf nothgedrungen stärkeren Beschuß der Wildbahn zurückzuführen.

Der Gemswildstand und Abschuß Salzburgs ist der höchste in unseren Alpenländern. Er hat in der ersten der obengenannten Perioden 11, in der zweiten 21 Stück für je 100 Quadratkilometer gegen ein bis sechs Stücke in den anderen Provinzen betragen. Das Steinwild, ehemals im heute tirolischen Theile Salzburgs und im salzburgischen Lammerthale am Südabhange des Tennengebirges von den Erzbischöfen gehegt und nachmals in Hellbrunn theils rein, theils in Kreuzung mit der Hausziege gezüchtet, ist neuerer Zeit auch im Freien mit Erfolg wieder eingesetzt worden. Heinrich Fürst von Pleß, dessen Jagdbarkeit in diesem Lande eine Fläche von mehr als 16.000 Hektar umfaßt, hat im Jahre 1879 aus den königlichen Revieren Italiens 34 Stück, und zwar 9 Böcke, 17 Geißen und 8 Kitze, nach dem Tennengebirge bringen lassen, von denen — nach Mittheilungen des Forstverwalters Hoffmann — jedoch schon in den ersten Jahren eine größere Zahl einging. Im Laufe der Jahre setzten die Geißen 40 bis 50 Kitze, von denen erwiesen nur 12 aufkamen. Der Steinbock tritt hier nämlich zu früh auf die Brunft. Die Setzzeit fällt gewöhnlich in den Monat März, während Schneestürme und Regen den Satz leicht vernichten. Befriedigender gestaltete sich der Anzuchterfolg in den letzten Jahren, indem drei und auch vier Kitze jährlich aufkamen, die von bereits hier gesetzten Geißen abstammten. Der Abschuß belief sich bis zum Herbst 1887 auf sieben Böcke und eine Geiß, und soll der Stand gegenwärtig in 20 Stücken, darunter vier Böcken, bestehen. Der Einsatz war fast durchwegs reiner Race, die Blendlinge hat man abgeschossen.

Auch das Murmelwild, welches im Gebiete des steinernen Meeres stets heimisch war, sucht man gegenwärtig wieder weiter zu verbreiten. Im Jahre 1875 wurden im Tennengebirge drei am Torrener Joch ausgegrabene Paare eingesetzt. Unser Gewährsmann versichert, daß sie wohl gediehen und sich in den beiden Pitschberg-Alpen auf 40 bis 50 Stück

vermehrten. Man ist ihrer auch schon in der Tennalpe im Abtenau'schen und in der Brettalpe des Annaberger Revieres ansichtig geworden. Es ist also Aussicht vorhanden, daß sich dieses interessante Wild, welches die höchsten Regionen bewohnt, wieder zahlreicher einlebt und nicht neuerdings den Wilderern zum Opfer fällt. Es wäre dem Lande damit jener poetische Anreiz erhalten, der solchen interessanten Charakteren der Thierwelt allzeit innewohnt.

Industrie und Verkehr.

In Bezug auf Industrie und Handel ist Salzburg ein alter Culturboden. Die Geschichte dieser Zweige seiner Volkswirthschaft reicht zum Theil bis in die Römerzeit zurück und ihre Entwicklung war Jahrhunderte hindurch eine besonders begünstigte. Die Voraussetzungen dafür waren in Fülle vorhanden. Dieses Land mit seinem reichen Bergsegen, seinen ausgedehnten Forsten, den überall zu Gebote stehenden Wasserkräften und seiner betriebsamen, im Kampfe mit der Natur gestählten Bevölkerung war insbesondere zur Entfaltung der Montan- und Hüttenindustrie wie geschaffen. Wie mit dieser letzteren die wirthschaftliche Blüte des Landes auf das engste verknüpft ist, so ist hier auch der Ausgangspunkt für das frühzeitige Emporblühen des salzburgischen Gewerbefleißes zu suchen. Mit dem Aufschwunge des Bergbaues und des Hüttenbetriebes haben sich in gleichem Maße Handel und Gewerbe und, im Zusammenhange damit, der Wohlstand des Bürgers und des Landmanns gehoben, so zwar, daß sowohl in der Hauptstadt Salzburg, der ehemaligen Residenz souveräner Kirchenfürsten, als auch in den übrigen Theilen des Landes ein erheblicher Grad von Luxus und eine bemerkenswerthe Kunstindustrie sich entfalten konnten. Ein Blick auf die Baudenkmäler und in die Museen der Stadt Salzburg läßt die alte Blüte der Kunstgewerbe deutlich erkennen, welche in einzelnen Zweigen der Salzburger Industrie (Silberfiligran, Marmorwaaren) auch heute noch ihre Spuren hervortreten läßt.

Die Entwicklung der Industrie Salzburgs weist allerdings auch tief in das wirthschaftliche Leben der Bevölkerung greifende Rückschläge auf. Wir erinnern an die Glaubenskämpfe, durch welche Salzburg einen nicht geringen Theil seiner industriellen Bevölkerung einbüßte, an die kriegerischen Ereignisse und den mehrmaligen Regentenwechsel am Anfang dieses Jahrhunderts. In nicht geringerem Maße als durch diese Ereignisse und ihre Folgeübel hatte die Industrie des Landes unter dem Niedergange der Holzkohleneisen-Production zu leiden. Die natürlichen Bedingungen für die Blüte der Eisenindustrie haben sich im Laufe der letzten Decennien eben wesentlich verschoben. Nicht die ausgezeichnete Qualität der Erze und die Verfügung über eine Fülle von Wasserkräften, durch welche die waldreichen Thäler des Landes dereinst zu bevorzugten

Erzeugungsstätten des vorzüglichsten Eisens geworden waren, sondern der gesicherte Bezug billiger, zumal fossiler Brennstoffe ist, infolge der Änderungen im technischen Verfahren, für das Schicksal der Eisenindustrien entscheidend geworden. Die Anwendung der neueren Hüttenprocesse, welche die weitere Verarbeitung von minderwerthigem Roheisen mittelst mineralischer Brennstoffe ermöglichen, hat in Verbindung mit der Tendenz des modernen Montan- und Hüttenwesens zum Großbetriebe die Concurrenzfähigkeit der einst so blühenden Eisenwerke unserer Alpenthäler auf einzelne besonders bevorzugte Betriebe eingeschränkt. Insbesondere das Steigen der Holzkohlenpreise und der Umstand, daß der gesicherte Bezug des Brennstoffes in den zum constanten Betriebe der Werke nöthigen Mengen immer mehr in Frage gestellt ist, lasten schwer auf der Eisenindustrie des Landes. Dazu kamen die verderblichen Wirkungen der Krise von 1873, durch welche eine Reihe von minder capitalkräftigen Unternehmungen dauernd vernichtet wurde, die unter günstigeren Umständen sich wohl behauptet haben würden. Wer jene Thäler und Thalwinkel betritt, welche dereinst die weithin vernehmbaren dumpfen und schweren Schläge der Hammer- und Pochwerke, die tagsüber rauchenden und dampfenden, des Nachts aber funkensprühenden Schlote der Hochöfen, die hell leuchtenden Essen der Walz- und Hüttenwerke belebten, findet heute verfallene Stollen, Ruinen von Hochöfen und Hüttenwerken, zerstörte Wasserläufe und Wehren, geborstene Schutzdämme, verödete Wehrgelände, — die Trümmer einer Welt emsiger gewerblicher Thätigkeit, welche nach hartem Concurrenzkampfe gegen die durch die modernen Productionsweisen begünstigten neuen Erzeugungsstätten des wichtigsten Nutzmetalles unterlegen ist.

Von den sieben noch bestehenden Unternehmungen auf Eisenerze waren im Jahre 1885, wie im Vorjahre, nur zwei, und zwar die der Eisengewerkschaft Sulzau-Werfen im ganzen Jahre, die der Lungauer Eisenwerksgesellschaft nur einen Theil des Jahres im Betriebe und erzeugten mit 55 männlichen Arbeitern 45.232 Metercentner Brauneisensteine im Werthe von circa 13.400 Gulden. Von den drei Hochöfen stand der zu Wendlbruck kalt, während der zu Bundschuh durch zwei Wochen, jener zu Werfen durch 52 Wochen im Betriebe war. Von diesen Werken wurden mit 146 Arbeitern circa 20.000 Metercentner Frischroheisen und Gußroheisen im Werthe von rund 100.000 Gulden producirt. Das Absatzgebiet des Hochofens in Bundschuh war Rottenmann in Steiermark, während der Hochofen in Werfen seine Producte in Deutschland, in Italien, sowie in verschiedenen Kronländern Österreichs absetzte.

Ungleich günstiger stellt sich — selbst wenn von der Saline Hallein, deren schon an anderer Stelle gedacht wurde, hier abgesehen wird — das Bild der übrigen Zweige der Bergwerks- und Hüttenproduction Salzburgs dar, welche, zum Theil mit recht ansehnlichem Erfolge, Gold, Kupfer, Nickel, Kobalt und Arsenik zu Tage fördern.

In Bezug auf die Goldproduction steht Salzburg unter den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern geradezu einzig da. Dasselbe participirte im Jahre 1885 an der Gesammtproduction von Golderzen per 1.013 Metercentner mit 1.004, an der gesammten Goldproduction im Werthe von 31.341 Gulden mit ungefähr neun Zehntheilen. Diesen beachtenswerthen Ertrag liefern zwei Goldbergbaue im Gasteiner und im Rauriser Thale, welche, früher Staatseigenthum, nunmehr sich im Privatbesitze befinden. Es werden daselbst Mühlgold, Erze und Schliche gewonnen, welch letztere, da die Gewerke keine eigenen Hütten besitzen, an fremde Hütten abgegeben werden. Die Golderze von beiden Unternehmungen wurden bisher nach Freiberg in Sachsen verkauft, während das erzeugte Mühlgold beim k. k. Hauptmünzamte in Wien zur Einlösung gelangte. Der Bergbau am Radhausberge im Gasteinerthale, gegenwärtig im Besitze der Gewerkschaft „Radhausberg" in Böckstein, ist seit einem Jahrtausend seines Bestandes nur in die oberste Kuppe des Berges eingedrungen und nur ein einziger Gang der bergmännischen Thätigkeit anheimgefallen; das unter sachkundiger Leitung stehende Unternehmen hat solcherart noch Feld genug vor sich, um seinen geschichtlich bewährten Reichthum auch in der Zukunft zu entfalten. Der Bergbau am Rauriser Goldberg, schon vor Römerszeiten als goldfördernder Bau bekannt, befindet sich seit 1875 in den Händen eines unternehmenden Mannes, welcher als ehemaliger Hutmann sich in das Wagniß der Wiederaufnahme des Betriebes einließ. Er nahm an 40 Bergknappen auf, errichtete ein Telephon und betreibt zur Winterszeit den Bergbau, im Sommer die Erzförderung. Die Gewerkschaft bildet eine kleine Colonie, welche in einer Höhe von mehr als 2.000 Meter ihrem mühseligen Erwerbe obliegt. Die Gefahren und Beschwerden, welche die Bergknappen im Kampfe mit der Natur zu ertragen haben, spotten jeder Beschreibung. Das Berghaus liegt in einer Höhe von 2.341 Meter knapp an der Moräne des Gletschers, umlagert von Eis- und Schneemassen. Der Eingang zu dem Baue befindet sich in einem Nebengebäude unter schützendem Dache; die Erze werden mit Schlitten eine Strecke weit bis zu einer am Ausgange der oberen Thalmulde befindlichen Drahtseilbahn gefahren. Theils auf geneigtem Boden, theils auf brückenartigen Gerüsten führt der Schienenstrang einen kleinen, durch ein Seil gehaltenen Karren zur Tiefe, wo die Erze aufbereitet werden. Der Erfolg des Werkes ist infolge der zweckmäßigen und ökonomischen Verwaltung ein günstiger.

Eine die Goldausbeute noch übertreffende Bedeutung hat die Kupferproduction Salzburgs. Dieses participirte im Jahre 1885 an der Kupfererzeugung von ganz Österreich, was den Bergbaubetrieb anbelangt, mit mehr als sieben Zehntheilen, was den Hüttenbetrieb betrifft, mit nahezu 85 Procent. Die Gesammterzeugung betrug 45.526 Metercentner Kupfererze im Werthe von rund 180.000 Gulden, beziehungsweise 5.144 Metercentner Kupfer im Werthe von mehr als 300.000 Gulden. Bei den Kupferbergbauen waren

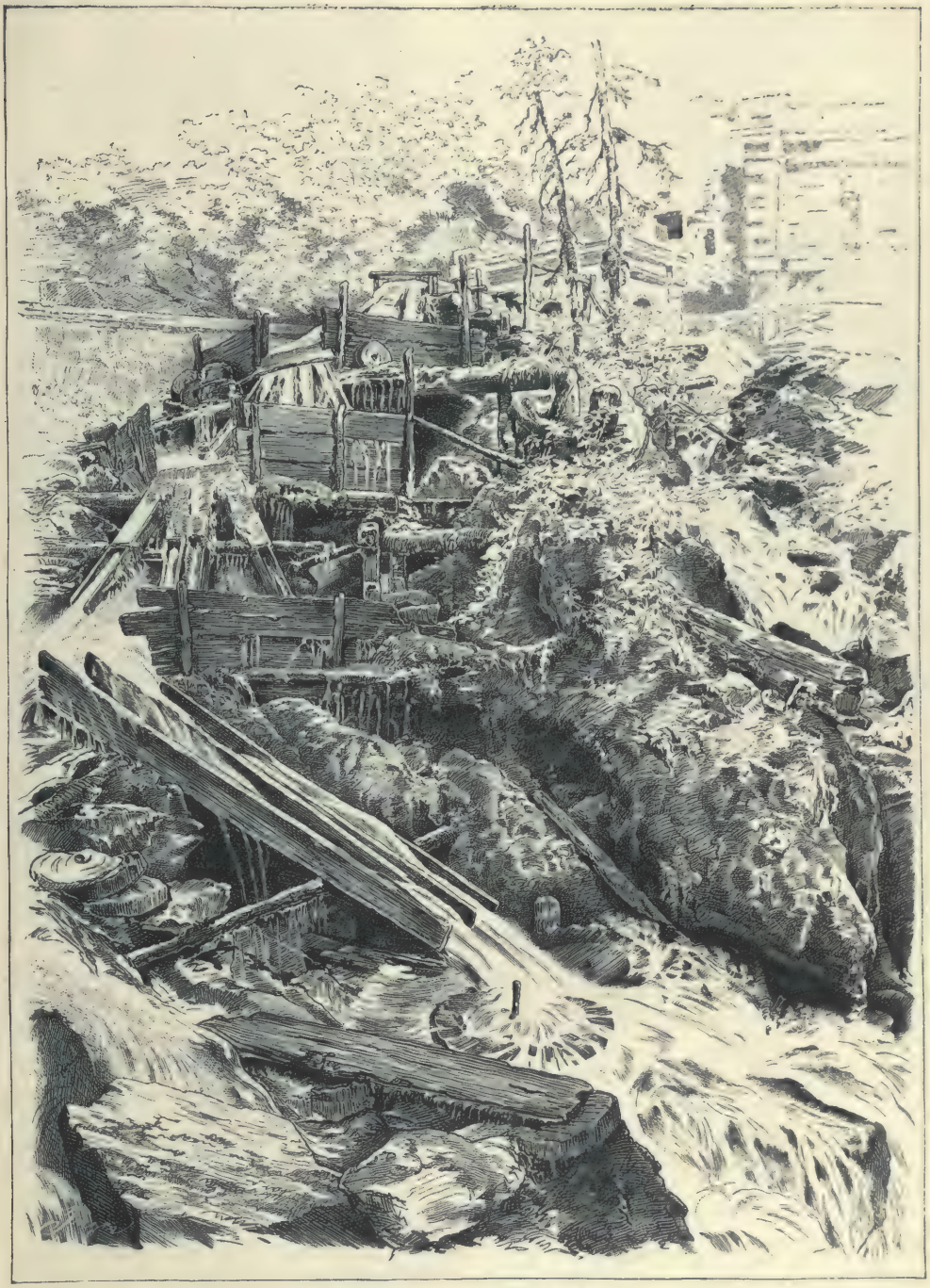
Die Förderbahn des Rauriser Bergwerkes am Goldberg.

244 Männer und 11 Kinder, bei den Kupferhütten 78 Männer beschäftigt. Von den drei bestehenden Kupferbergbauen: „Bürgstein", in der Nähe von St. Johann im Pongau, „Seekar" am Radstatter Tauern und „Mitterberg" in Mühlbach, ist der letztere — ein uralter, seit 1828 wieder aufgenommener Betrieb — der bedeutendste. Die Gewerkschaft hat in neuester Zeit ihre Schmelzwerke in die Nähe der Station Bischofshofen der Salzburg-Tiroler Bahn verlegt, wohin die zu verhüttenden Erze gebracht werden. Von den beiden noch genannten Kupferwerken stand im Jahre 1885 das erstere nur im kurzen, das letztere außer Betriebe.

Der Bergbau auf Nickel und Kobalt ist in Österreich gleich jenem auf Gold eine Specialität Salzburgs. Die beiden bestehenden Gewerkschaften befinden sich in Sonnberg im Schwarzleothale. Im Jahre 1885 wurden daselbst 1.370 Metercentner Nickel- und Kobalterze im Gesammtwerthe von circa 4.000 Gulden gewonnen. Ein Hüttenbetrieb hat, wie seit Jahren, nicht stattgefunden. Der starke Rückgang der Production seit 1870 ist eine Folge des durch amerikanische Zufuhren bewirkten Preisdruckes. Auch der einzige Arsenikbau Österreichs gehört dem Lande Salzburg an. Der seit Jahrhunderten bekannte Bergbau befindet sich am Fuße des Silberecks, eines Ausläufers der Hafnerspitze, und bestehen seine Producte aus Arsenmetall, weißem Arsenik und Auripigment.

Von größeren Betrieben der Metallwaaren-Industrie sind hervorzuheben: die Maschinenwerkstätte der Eisengewerkschaft Sulzau-Werfen, welche Maschinenbestandtheile, Transmissionen u. s. w. im beiläufigen Werthe von 20.000 bis 25.000 Gulden, die Werkzeug-Maschinenfabrik im Thalgau und Eisengießerei in Parsch nächst Salzburg, welche landwirthschaftliche Maschinen und Werkzeuge verschiedener Art erzeugt, und die Maschinenwerkstätte der k. k. Staatsbahn in Salzburg, welche 80 bis 90 Arbeiter beschäftigt. Ein kleineres Etablissement nächst Salzburg befaßt sich mit der Production von Mühleneinrichtungen und landwirthschaftlichen Maschinen; Raffinireisen, Eisendraht, Drahtstifte, Möbelfedern, Zeugschmied- und Schlosserwaaren werden vom Feinstreckwalzwerke in Grödig auf den Markt gebracht.

Eine beachtenswerthe Rolle in der Industrie Salzburgs spielt die Marmorwaarenerzeugung. Die großen altbekannten Marmorbrüche am Untersberg nächst Fürstenbrunn, sowie jene zu Adnet nächst Hallein liefern ein vorzüglich schönes Material, welches zu architektonischen und Monumentalarbeiten, wie überhaupt zu Kunstwerken aller Art vielfache Verwendung findet. Marmorsäulen, aus Marmor erzeugte Fenster- und Thürgewände, Pflasterplatten und dergleichen sind selbst in den Privathäusern Salzburgs ein eben nicht seltener Schmuck. Nebst der Verwendung großer Werkstücke zu den erwähnten Objecten werden auch die Marmorabfälle zu Mosaikarbeiten benützt. Noch vor kurzer Zeit wurden sie auch als Rohmateriale zu einer ehemals schwunghaft betriebenen



Kugelmühlen am Untersberg bei Salzburg.

Hausindustrie verwerthet; es wurden nämlich die Marmorabfälle auf zahlreichen kleinen durch Wasserkraft betriebenen Kugelmühlen zu Kügelchen geformt, und dieses Fabrikat — Spielzeug für Kinder — fand ehedem, als Schiffsballast verfrachtet, großen Absatz bis in die entferntesten Gegenden der Erde. Der Marmor aus den Untersberger Brüchen, schon zu Römerszeiten bekannt, wurde und wird noch heutzutage bei den monumentalen Bauten Süddeutschlands verwendet, wie die Prachtbauten Münchens bezeugen; ebenso findet eine ausgiebige Verwendung desselben in Salzburg, in Wien und in anderen Städten Österreichs statt. Die Mosaik- und Marmorwaarenfabrik in Oberalm bei Hallein producirte 1885 mit 114 Arbeitern 20.000 Kubikmeter Marmorwerksteine, 16.000 Quadratmeter Marmorwerkplatten, überdies Gesimse, Portale, Säulen, Vasen, Fenster- und Thürverkleidungen im Gesammtwerthe von circa 200.000 Gulden. Dieselbe lieferte für das Parlamentsgebäude in Wien einen großen Theil des Baumateriales, insbesondere Marmorsäulen (Monolithe) von 8 Meter Länge und 175 Metercentnern Gewicht. Der Transport dieser langen und schweren Säulenmonolithe von den Adneter Brüchen bis zur Bahnstation Hallein, eine Strecke von zwei Stunden, war bei den großen Steigungen und Curven der sehr primitiven Landstraße mit enormen Schwierigkeiten verbunden.

Die Marmorwaaren-Industrie wird überdies auch als Kunstgewerbe von einigen Salzburger Steinmetzmeistern mit rühmlichen Erfolge betrieben. So ist unter anderem der im Jahre 1880 von Seiner Majestät dem Kaiser für die Kirche in Nazareth gestiftete Marmoraltar aus der Werkstätte eines Salzburger Meisters hervorgegangen.

Von Glashütten befindet sich in Salzburg nur noch eine, und zwar die im Jahre 1871 gegründete Glasfabrik „Benedikt-Hütte" zu Bührmoos bei Lamprechtshausen im Betriebe; dieses Etablissement dankt seine Betriebsfähigkeit den damit verbundenen reichen Torflagern und erzeugte mit 152 Arbeitern, einer Dampfmaschine von 25 Pferdekräften, drei Schmelzöfen und drei Streköfen 8.000 Metercentner Tafelglas im Werthe von 120.000 Gulden. Die Unternehmung kann für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, der Production des sogenannten belgischen Tafelglases unter schwierigen Verhältnissen in Österreich die Bahn gebrochen zu haben. Die Hütte zu Oberalm mußte wegen unzureichender Holzbezüge aufgelassen werden. Zwei Glashütten minderen Ranges, welche bis vor einigen Jahren in Salzburg bestanden, sind infolge der schwierigen Concurrenzverhältnisse eingegangen. Mit der Erzeugung von Thon- und Cementwaaren (Geschirren, Kachelöfen, Vasen und Verzierungen, Ziegeln, Drainage- und Wasserleitungsröhren) beschäftigten sich drei Betriebe, wovon zwei in Taxach bei Hallein und eine in Abfaltern bei Salzburg. Der Werth der Producte beläuft sich auf circa 28.000 Gulden, während zwei Fabriken (in Gamp bei Hallein und in Gartenau bei Grödig) Portland-Cement und Cementkalk im

Werthe von circa 85.000 Gulden erzeugen. In beiden Industrien zusammengenommen sind an 180 Arbeiter beschäftigt.

Von den fabriksmäßig betriebenen Industrien Salzburgs ist die Bierproduction wegen des Umfanges ihres Betriebes ganz insbesondere hervorzuheben. Sie ergab im Jahre 1885 eine auf 59 Brauereien vertheilte Erzeugung von 277.584 Hektoliter Bier zum annähernden Werthe von 2,500.000 Gulden. Es entfallen sonach — bei einer Gesammtbevölkerung von 165.000 Seelen — auf Jahr und Kopf ungefähr 170 Liter

Steinhobel in der Marmorwaarenfabrik in Oberalm bei Hallein.

erzeugten Bieres. Unter den Bierbrauereien Salzburgs finden sich Betriebe mit 10.000 bis 75.000 Hektoliter jährlicher Production, von welchen die Brauereien in Kaltenhausen, Guggenthal, Riedenburg, Henndorf, Salzburg, Schwarzach und Hallein die hervorragendsten sind. Von den Branntweinbrennereien Salzburgs, deren es im Ganzen über 3.300 gibt, gehört dagegen die überwiegende Mehrzahl der Classe der kleinen bäuerlichen Brennereien an. Sie arbeiten mit ganz einfachen Destillirapparaten und erzeugen die gebrannte Flüssigkeit zumeist aus Steinobst, Kernobst, Beerenfrüchten und Bierabfällen. Eine ähnliche Erscheinung bietet die Mühlenindustrie. Es befindet sich im Kronlande Salzburg die erhebliche Zahl von 1.842 Getreidemühlwerken. Von diesen sind jedoch nur einige

größere, die sich zumeist in der Landeshauptstadt befinden, Handelsmühlen, die übrigen vorzugsweise Mauth- oder Hausmühlen, die nur für den eigenen Bedarf oder für Mahlgäste gegen Entrichtung des Mahllohnes arbeiten. Nur etwa 460 der gesammten Mühlen haben überhaupt einen gewerbsmäßigen Betrieb. Ebenso verhält es sich mit den Sägewerken, deren Zahl (251) zwar eine beträchtliche ist, von welchen indeß die meisten nur den Localbedarf deckende Schnittthölzer mit zum Theil höchst primitiven Werkvorrichtungen erzeugen. Nur eine geringe Anzahl der Werke ist von größerem Belange und liefert Schnittthölzer als Handelswaare. Die Production ist in Folge der Erhöhung der Zölle für Holzwaaren in Deutschland sehr beträchtlich zurückgegangen.

Auch im übrigen spielt der fabriksmäßige Betrieb unter den gewerblichen Unternehmungen Salzburgs noch eine ziemlich bescheidene Rolle. Vorherrschend ist der dem localen Bedarfe dienende Kleinbetrieb, welcher zum Theile noch die alten Formen des Lohngewerbes bewahrt hat. Auf dem Gebiete der Textilindustrie ist die Kunstwollfabrik und Shoddyspinnerei in Sinhub nächst Salzburg — im Jahre 1854 als erste in Österreich begründet — besonders hervorzuheben. Dieselbe beschäftigt über 150 Arbeiter und setzt ihre Producte, 8.000 bis 10.000 Metercentner Kunstwolle und Shoddygarne im Werthe von einer Viertelmillion Gulden, im Inlande, in Deutschland und England ab. Die Weberei, fast ausschließlich Leinenstofferzeugung, kann dagegen in Salzburg der Hauptsache nach nur als ein Zweig der Hausindustrie bezeichnet werden. Die noch bestehenden besteuerten Webereigewerbe, etwa 200 an der Zahl, sind wesentlich Lohnwebereien, die zumeist nur im Winter betrieben werden, während die Gewerbsleute im Sommer vielfach als Maurer, Zimmerleute oder landwirthschaftliche Taglöhner anderem Verdienste nachgehen. Ein ähnliches Bild bietet die Lederindustrie. Auch hier begegnen wir, mit Ausnahme einiger weniger größerer Betriebe in Stadt Salzburg und Saalfelden, deren Gesammtproduction auf circa 150.000 Gulden veranschlagt werden kann, nur für den Localbedarf berechneten kleingewerblichen Unternehmungen, zum nicht geringen Theile noch für die bäuerliche Bevölkerung arbeitenden Lohngerbereien. Was speciell die Weißgerberei betrifft, so ist in derselben ein starker Rückgang zu bemerken, welcher zum nicht geringen Theile darin seinen Grund hat, daß in vielen Gegenden des Flachgaues und selbst in einzelnen des Gebirgsgaues das lederne Beinkleid bei der bäuerlichen Bevölkerung immer mehr von der modernen Tuchhose verdrängt wird. Die Zahl der Inhaber dieses Gewerbes dürfte in den letzten 25 Jahren um die Hälfte abgenommen haben.

Die Industrie von Nahrungs- und Genußmitteln ist außer den bereits erwähnten Betrieben nur noch durch je zwei Feigenkaffee- und Chokoladefabriken in Parsch bei Salzburg und in Stadt Salzburg, deren Gesammterzeugniß auf 130.000 bis 140.000 Gulden veranschlagt werden kann, und durch drei Sodawasserfabriken vertreten.

Das hervorragendste hierher gehörige Etablissement ist allerdings die k. k. Tabakfabrik in Hallein, welche, seit 1869 im Betriebe, jährlich Tabakfabrikate im Werthe von rund 700.000 Gulden producirt und circa 500 Arbeiter beschäftigt. Dieselbe verwendete im Jahre 1886 nahezu 3.000 Metercentner Rohtabak, davon circa 1.000 Metercentner ausländische Blätter. Ihre Erzeugnisse bestanden in rund 1.000 Metercentnern Gespinnsten und 25 Millionen Cigarren. Eine Schnupftabak- und Cigarettenproduction hat nicht stattgefunden, während von diesen Sorten 150 Metercentner, beziehungsweise eineinhalb

Transport marmorner Säulenschäfte aus den Hallein-Adneter Marmorbrüchen.

Millionen Stück im Lande consumirt wurden. Auch die Consumtion von Rauchtabak (3.200 Metercentner) wurde durch die Production der Fabrik nur zum Theil gedeckt, während die Erzeugung von Cigarren die heimische Consumtion von circa zwölfeinhalb Millionen Stück allerdings nahezu um das doppelte übertraf.

Einer sehr erfreulichen Thatsache muß noch Erwähnung geschehen; es ist dies der von Jahr zu Jahr sich steigernde Fremdenverkehr Salzburgs, ein Erfolg, welcher um so höher anzuschlagen ist, als er den vereinten Anstrengungen der Landesvertretung, der Gemeinden, Vereine, zum nicht geringsten Theile aber einzelner Privaten zu verdanken ist. Ganz insbesondere sind allerdings die größeren durch die Landesvertretung vorgenommenen Bauten in Wildbad-Gastein, der Hotelbau der Elisabethbahn in Zell am See und das emporblühende Hotelwesen der Hauptstadt des Landes zu erwähnen. Der Zuzug

von Fremden nach der im schönsten Rahmen mächtiger Bergriesen prangenden Alpenstadt, dem Einbruchsthore in die Gebirgsgaue des Landes, ist ein überaus starker, die Kurfrequenz von Wildbad-Gastein eine stetig zunehmende. Die große und sich von Jahr zu Jahr steigernde Anziehungskraft dieser Hauptpunkte des heimischen Fremdenverkehrs ist der deutlichste Beleg dafür, daß Salzburg den Ruhm, eine der schönsten Städte des Continentes zu sein und die wunderbar belebenden Heilquellen Gasteins, ihren altbewährten Weltruf auch in der Gegenwart ungeschwächt behaupten.

DB
17
029
Bd.5

Die Österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. [Bd.5]

PLEASE DO NOT REMOVE
SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Druck und Verlag
der
k.k. Hof- und Staatsdruckerei
in
Wien.

Alfred Hölder,
k.k. Hof- u. Universitäts-Buchhändler.